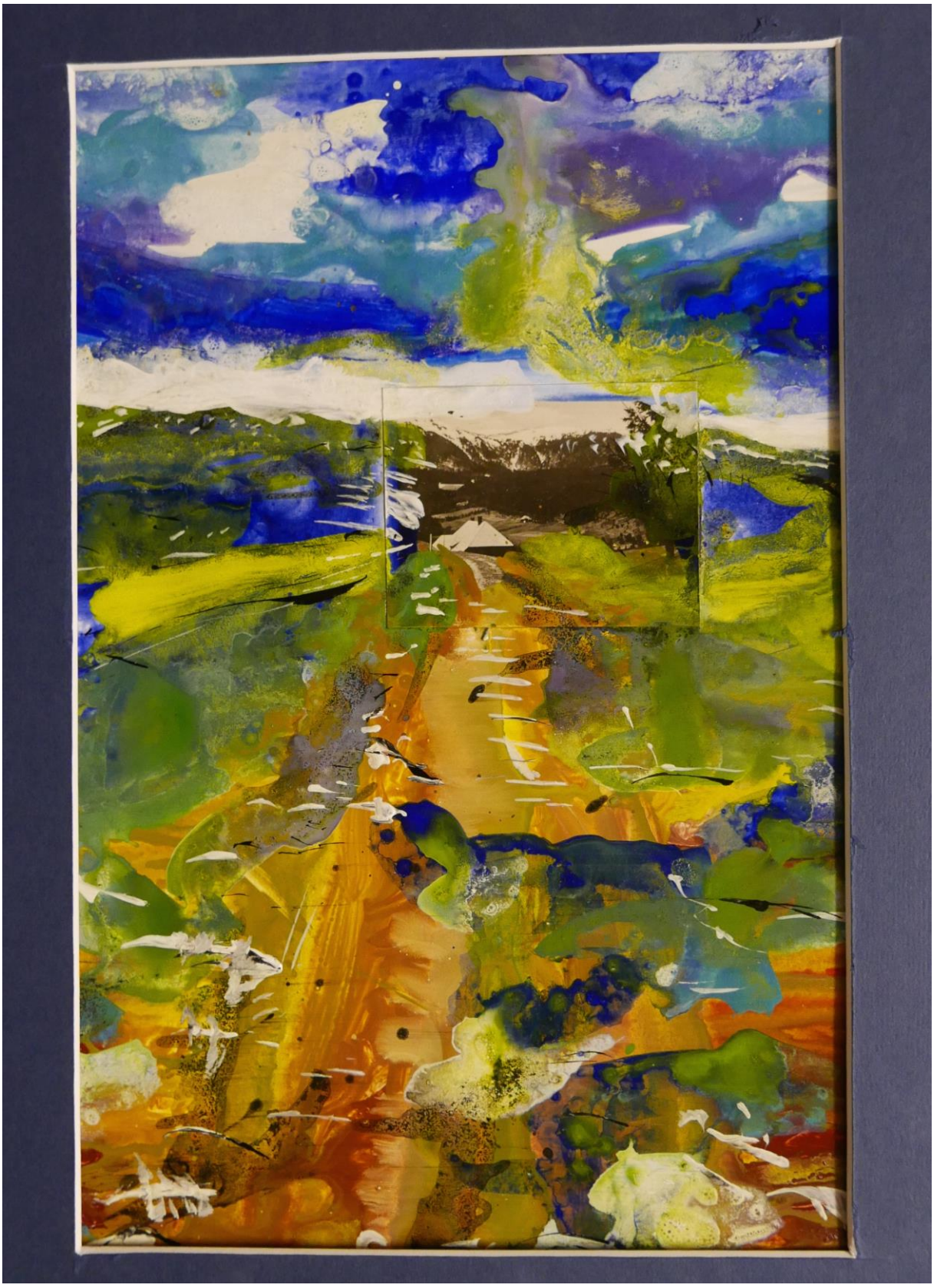
Friedrich Nietzsche leven en werk – Chroniken - Zeit- und Lebenstafel von Karl Schlechta



Die von Nietzsche veröffentlichten oder für die Veröffentlichung bestimmten Werke erscheinen in Kursivschrift; von den philologischen Arbeiten sind nur die größeren, umfangreicheren aufgenommen worden. In eckigen Klammern [...] stehen Exkurse des Herausgebers.

1844 15. Oktober Friedrich Wilhelm Nietzsche geboren in Röcken bei Lützen als erstes Kind des Pfarrers Karl Ludwig N (geb. 1813 als Sohn eines Pfarrers) und dessen Ehefrau Franziska, geb. Oehler (geb. 1826 als Tochter eines Pfarrers). Zu Ns Vorfahren vgl. Max Oehlers Darstellungen in den »Berichten über die... Gesellschaft der Freunde des N-Archivs (Jahresberichte der Stiftung N-Arch.)«, Weimar 1937ff.
1846 Geburt der Schwester.
1848 Geburt eines Bruders.
1849 Tod des Vaters; nach der Diagnose des behandelnden Arztes Oppolzer aus Leipzig durch »Gehirnerweichung«. Zur diesbezüglichen Quellenfälschung der Schwester vgl. HKG, W, I 4 u. 450; ferner Richard Blunck, Friedrich N, Kindheit und Jugend, München/Basel 1953, S.32.
1850 Tod des Bruders; nach Aussage der Mutter durch Krämpfe beim Zahnen. Übersiedlung der Familie nach Naumburg. Eintritt in die Knaben- Bürgerschule; erste Freundschaft mit Wilhelm Pinder und Gustav Krug.
1851 Übergang der drei Freunde in ein Privatinstitut, eine Vorschule für das Domgymnasium.
1854 Übergang in die Quinta des Domgymnasiums. Erste Kompositionsversuche.
1856 Im Sommer wegen Kopf- und Augenschmerzen beurlaubt.
1858 N erhält eine Freistelle an der Landesschule Pforta.
1859 Erste Freundschaft mit Paul Deussen.
1860 N, Pinder und Krug begründen die literarische und musikalische Vereinigung »Germania«.
1861 Gustav Krug macht N mit dem Klavierauszug vom »Tristan« bekannt. Eigene Kompositionen. Konfirmation, mit Paul Deussen zusammen. N phantasiert oft auf dem Klavier. Erste Begegnung mit Carl von Gersdorff.
1862 Häufige Kopfschmerzen. Vermerk im Krankenbuch zu Pforta: »N ist ein vollsaftiger, gedrungener Mensch mit auffallend stierem Blick, kurzsichtig und oft von wanderndem Kopfweh geplagt. Sein Vater starb jung an Gehirnerweichung, und war im hohen Alter gezeugt; der Sohn in der Zeit, wo der Vater schon krank war. Noch sind keine schweren Zeichen sichtbar, wohl aber Rücksicht auf die Antecedentien nötig.«
1864 Valediktionsarbeit: »De Theognide Megarensi«. Abitur: Vorzüglich in drei Hauptfächern; in Mathematik Vier. Rheinreise mit Paul Deussen; große Erfolge mit seinen Klavierfantasien. Universität Bonn: zwei Semester Philologie und Theologie. Eintritt in die Burschenschaft Frankonia. Komponiert sehr viel.
1865 Erste Auseinandersetzungen mit der Mutter: über seinen festen Entschluß, das Theologiestudium aufzugeben. Begeisterte Teilnahme am Kölner Musikfest. Im Sommer »heftiger Rheumatismus« (vgl. Brief an Carl von Gersdorff, vom 4. August; zur Frage, ob es sich um eine durch Infektion bedingte Meningitis handle, vgl. R. Blunck, a. a. O. 160f. Nach der gewissenhaften Darstellung Bluncks ist es kaum zu bezweifeln, daß N später, in Leipzig, von zwei Leipziger Ärzten antisyphilitisch behandelt wurde). Austritt aus der Frankonia. Ab Herbst an der Universität Leipzig: vier Semester Philologie. Am 25. Oktober Antrittsvorlesung seines Lehrers Ritschl. Ende Oktober/Anfang November Entdeckung Schopenhauers. Im Dezember, auf

eine Anregung Ritschls hin, Gründung des »Philologischen Vereins«. Eigene Kompositionen.
1866 Am 18. Januar erster Vortrag Ns im Philologischen Verein: über »Die letzte Redaction der Theognidea«; er legt das Manuskript Ritschl vor. Am 24. Februar entscheidender Besuch bei Ritschl: »(Ritschl) erklärte..., noch nie von einem Studierenden des dritten Semesters etwas Ähnliches der strengen Methode nach, der Sicherheit der Kombination nach gesehen zu haben... es ist die Zeit, wo ich zum Philologen geboren wurde...« (vgl. III 135). Im Sommer erste Pläne, die Universitätslaufbahn einzuschlagen; Entdeckung von Friedrich Albert Langes »Geschichte des Materialismus«. Erster Umgang mit Erwin Rohde. Im August Ferienreise mit Erwin Rohde in den Böhmerwald. Flucht vor der Cholera nach Kösen. Spielt den Klavierauszug der »Walküre« mit »sehr gemischten Empfindungen«. Im November stellt die Universität als philologisches Preisthema: »De fontibus Diogenis Laertii«.
Opern- und Schauspielbesuch; Begeisterung für Hedwig Raabe; Schwärmerei für die »Sentimentale« Susanne Klemm (*glaukidion*). Im Verhältnis zum Kriege von 1866 war N »enragierter Preuße«.
1867 *Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung.*
9. Oktober Beginn des Militärdienstes bei der Reitenden Abteilung eines Feld-Artillerie-Regiments in Naumburg. Ns Laertius-Arbeit wird preisgekrönt. Demokrit-Studien: Kritik an der modernen Philologie und am »Historismus«. Kompositionen.
1868 *De Laertii Diogenis fontibus I. II.*
Im März Unfall beim Reitdienst. Plan, mit Erwin Rohde 1869 für einige Zeit nach Paris zu gehen; Plan einer Dissertation über das Thema: »Der Begriff des Organischen seit Kant«. Fester Entschluß, sich in Leipzig zu habilitieren. Im Juli Kur in Bad Wittekind. Am 15. Oktober Ende der Militärzeit. Am 28. Oktober völlige »Bekehrung« zur Musik Wagners beim Anhören der Tristan- und der Meistersinger-Ouvertüre; am gleichen Tag an Erwin Rohde: »Ich bringe es nicht übers Herz, mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt an mir, und ich habe lange nicht ein solches andauerndes Gefühl der Entrücktheit gehabt als bei letztgenannter Ouvertüre.» Am Abend des 8. November erste Begegnung mit Richard Wagner, zu Leipzig, im Hause des Orientalisten Hermann Brockhaus; Frau Sophie Ritschl, Ns Gönnerin, war mit Frau Ottilie Brockhaus, der Schwester Wagners, befreundet; ebd. u. a. Gespräch mit Wagner über Schopenhauer (vgl. III 997ff.). Begeisterte Lektüre von Wagners Dichtungen und ästhetischen Schriften. Halluzination (s. III 148 unten; vgl. R. Blunck, a. a. 0. 217ff., das in Frage stehende ms. stammt jedoch *nicht* aus der Sammlung Zweig). Mitarbeiter am »Rheinischen Museum« und am »Litterarischen Centralblatt«.
1869 *De Laerfii Diogenis fontibus III/VI.*
Homer und die klassische Philologie, Ein Vortrag (Privatdruck).
Zu Beginn des Jahres Plan, das Philologiestudium abzubrechen und Chemie zu studieren (s. III 1004). Am 10. Januar vertrauliche Nachricht durch Ritschl, daß eine Berufung Ns auf den Lehrstuhl für griechische Sprache und Literatur an der Universität Basel zur Diskussion stehe; Ritschl schreibt an Ns Amtsvorgängerin Basel, Prof. Adolf Kießling: »so viele junge Kräfte ich auch seit nunmehr 39 Jahren unter meinen Augen sich habe entwickeln sehen: *noch nie* habe ich einen jungen Mann gekannt resp. in meiner disciplina nach meinen Kräften zu fördern gesucht, der *so* früh und *so* jung schon *so* reif gewesen wäre, wie dieser Nietzsche« (vgl. Johannes Stroux, Ns Professur in Basel, Jena 1925, S. 32). Am 21. Januar außerordentlicher Eindruck von der Meistersinger-Erstaufführung in Dresden. Am 13.

Februar Ernennung »zu einem außerordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel und zum Lehrer der griechischen Sprache in der obersten Klasse des Pädagogiums«; dies ohne vorausgegangene Promotion und Habilitation; darüber Ritschl am 11. Januar an den Präsidenten des Erziehungsrates in Basel, an Prof. Dr. W. Vischer: »Ihr lieber Brief vom 5ten d. ist mir eine wahre Wohltat gewesen... weil ich zum erstenmal erlebe, daß eine Behörde erleuchtet genug ist, sich um des klar erkannten Sachinteresses willen über ›formale Insufficienz‹ hinwegzusetzen. Dergleichen kommt in *Deutschland* absolut nicht vor...« (Stroux, a. a. O. 34). Am 23. März Erteilung des Doktordiploms durch die Leipziger Fakultät, ohne jede Prüfung und Disputation; auf Grund der Arbeiten, welche N im »Rhein. Mus.« veröffentlicht hatte. Am 17. April »Entlassung aus dem preußischen Untertanenverbande«; N wird und bleibt staatenlos. Am 12. April Abfahrt von Naumburg; Köln, Bonn, Wiesbaden, Heidelberg (Niederschrift der Antrittsrede), Karlsruhe (Aufführung der »Meistersinger«, seiner damaligen »Lieblingsoper«); am 19. April Ankunft in Basel. Am 17. Mai (Pfingstmontag) erster Besuch bei Wagner in Tribschen bei Luzern. Am 28. Mai Antrittsrede: »Homer und die klassische Philologie». Erster »näherer Umgang« mit Jacob Burckhardt (die Zeugnisse über Burckhardts Umgang mit N sind zusammengestellt in F. Stähelins Vorwort zur »Griech. Kulturgesch.«, Gesamtausg. VIII, XXIII ff.). Sommerferien: Interlaken, Pilatus, Badenweiler; im Oktober: Naumburg. Weihnachten in Tribschen. Vorlesungen: i. SS. 1. Die Choephoren des Aeschylus (6 Hörer). 2. Die griechischen Lyriker (7 Hörer); i. WS. Lateinische Grammatik (8 Hörer).

1870 *Der Florentinische Tractat über Homer und Hesiod, ihr Geschlecht und ihren Wettkampf I. II.*

Am 18. Januar öffentlicher Vortrag über »Das griechische Musikdrama« (veröffentl. Leipzig 1926); am 1. Februar über »Sokrates und die Tragödie« (veröffentl. Leipzig 1927). Am 9. April Beförderung zum ordentlichen Professor: »Zur Anerkennung seiner bisherigen Leistungen«. In den Osterferien mit Mutter und Schwester am Genfer See, Anfang Juni im Berner Oberland. Vom 11. – 13. Juni mit Erwin Rohde in Tribschen. Plan, sich für Wagners Bayreuther Absichten ein paar Jahre beurlauben *zu* lassen. Sommerferien: Axenstein, Madera-nertal. Niederschrift des Aufsatzes »Die Dionysische Weltanschauung« (veröffentl. Leipzig 1928). Am 8. August Urlaubsgesuch, um sich »als Soldat oder als Krankenpfleger« im Deutsch-Französischen Krieg nützlich machen zu können; am 11. August Beurlaubung »für den Sanitätsdienst«. Ab Mitte August zusammen mit dem Hamburger Maler Mosengel Krankenpfleger: Erlangen, Wörth, Sulz bei Weißenburg, Hagenau-Bischweiler, Luneville, Nancy; am 7. September, an Ruhr und Rachendiphtheritis erkrankt, wieder in Erlangen. Rekonvaleszenz in Naumburg; am 15. Oktober erste Gedanken zu einer neuen Metrik: »der beste philologische Einfall, den ich bis jetzt gehabt habe«. Ende Oktober wieder in Basel. Wagner sendet N das ms. seiner Festschrift »Beethoven«. N hört bei Burckhardt die Vorträge über »Historische Größe« (vgl. Kap. 5 der »Weltgesch. Betrachtgn.«) und ein Kolleg »Über das Studium der Geschichte« (hrsg. als »Weltgesch. Betrachtgn.«). Änderung in der Beurteilung des Deutsch-Französischen Krieges. Erste Begegnungen mit Franz Overbeck; dann 5 Jahre lang Hausgenossen: zum Abendessen fast täglich bei Overbeck. Weihnachten in Tribschen. Vorlesungen: i. SS. Sophokles, Oedipus Rex (11 Hörer); i. WS. 1. Metrik (5 Hörer), 2. Hesiods Erga (11 Hörer).

1871 *Sokrates und die griechische Tragödie* (Privatdruck).

Anfang Januar Bewerbung Ns um die durch Gustav Teichmüllers Weggang erledigte philosophische Professur a. d. Univ. Basel; N schlägt als seinen philologischen

Nachfolger Erwin Rohde vor; klagt über regelmäßg wiederkehrende Erschöpfungszustände, will endlich »auch hier der Stimme seiner Natur folgen dürfen«. Am 15. Februar »behufs Wiederherstellung seiner Gesundheit bis Ende des WS. beurlaubt«; bis Anfang April mit der Schwester in Lugano: Arbeit an der »Geburt der Tragödie«. Bis 9. April einige Tage in Tribschen. Im Sommer mit der Schwester und mit Carl von Gersdorff im Berner Oberland. Im Oktober in Naumburg und Leipzig: Zusammenkunft mit Rohde und v. Gersdorff. Nach langer Pause wieder Kompositionen. »Dämonenweihe« bei Jac. Burckhardt (s. III 1051). Am 20. Dezember beim Konzert Wagners in Mannheim: »Ich kenne keine höheren und erhabeneren Zustände als die dort erlebten...« (an C. v. Gersdorff, am 23. Dezember). Im Rahmen der Univ. Geselligkeit auch bei Bachofen.
Vorlesungen: i. SS. Einleitung in das Studium der Philologie (9 Hörer); i. WS. 1. Einleitung in das Studium der platonischen Dialoge (6 Hörer), 2. Einleitung in die lateinische Epigraphik (9 Hörer).
1872 *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.*
Wagner an N: »Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen!«; am 18. Januar Cosima Wagner an N: »Sie haben in diesem Buche Geister gebannt, von denen ich glaubte, daß sie einzig unsrem Meister dienstpflichtig seien« (Die Briefe Cosima Wagners an Fr. N, hrsg. v. E. Thierbach, Weimar 1938ff., II 17). Ritschl vermerkt am 31. Dezember 1871 in sein Tagebuch: »Buch von N. Geburt der Tragödie (= geistreiche Schwiemelei)«; Ritschls souveräner Brief an N, vom 14. Februar (s. GBr, III 140 – 144), ist lt. Tagebucheintragung vom 15. Februar von Frau Sophie Ritschl entworfen. Das »Litterar. Centralblatt« lehnt eine Anzeige des Buches durch Erwin Rohde ab. Im Mai erscheint eine Streitschrift gegen N, von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: »Zukunftsphilologie! eine erwiderung auf Friedrich Ns geburt der tragödie«. Erwin Rohde antwortet mit der Schrift »Afterphilologie... Sendschreiben eines Philologen an R. Wagner«. Hermann Usener vor seinen Bonner Studenten über Ns Buch: »Jemand, der so etwas geschrieben hat, ist wissenschaftlich tot.« Im WS. 72/73 sind an der Univ. Basel die Philologen ausgeblieben; N bringt nur *eine* Vorlesung zustande, vor zwei Nicht-Philologen. Am 16. Januar, 6. u. 27. Februar, 5. u. 23. März spricht N im Auftrag der »Academischen Gesellschaft« »Über die Zukunft unserer Bildungs-Anstalten«.
Im Januar einige Tage in Tribschen; Ablehnung eines Rufes nach Greifswald. Anfang April Plan, die Basler Professur aufzugeben und sich als Vortragsreisender dem Bayreuther Unternehmen zur Verfügung zu stellen. Zu Ostern mit dem Basler Mediziner Immermann und mit Wilh. Pinder am Genfer See; N komponiert die »Manfred-Meditation«. Vom 25. – 27. April der letzte (23.) Besuch inTribschen; Richard Wagner war schon nach Bayreuth abgereist; N half Cosima Wagner beim Verpacken der mss., Briefe und Bücher. Am 6. Mai begann Burckhardt seine »Griech. Kulturgesch.« erstmalig zu lesen (vgl. III 1066). Am 22. Mai Grundsteinlegung in Bayreuth; abends Aufführung der Neunten Symphonie Beethovens; v. Gersdorff und Rohde anwesend; N lernt Malwida von Meysenbug kennen; N am 5. April 1873 an C. v. Gersdorff: »Ich glaube doch, es waren die glücklichsten Tage, die ich gehabt habe.« Vom 1. Juni bis Ende September Besuch der Schwester in Basel. Vom 28. – 30. Juni mit M. v. Meysenbug und C. v. Gersdorff in München: Aufführungen des »Tristan« unter der Leitung Hans von Bülows; N am 20. Juli an v. Bülow: »Sie haben mir den Zugang zu dem erhabensten Kunsteindruck meines Lebens erschlossen«; dankt ferner mit der Übersendung seiner Manfred-Komposition; zu v. Bs. Antwort s. III 1075 ff.; Liszt beurteilte eine andere Komposition Ns »sehr günstig«. Ns Freund Heinrich Romundt Privatdozent für Philosophie in

Basel; Ende Juli quälender Besuch Deussens. Ende August Besuch M. v. Meysenbugs in Basel (mit dem französ. Historiker Gabriel Monod und dessen Braut Olga Herzen). Erste Oktoberhälfte: mißglückter Versuch einer Italienreise; entdeckt die Schönheit hochalpiner Täler (»Das ist *meine* Natur«). 22. – 24. November Zusammenkunft mit R. u. C. Wagner in Straßburg. Weihnachtsferien in Naumburg; mit Gustav Krug musiziert; hört in Weimar zum erstenmal den »Lohengrin«. Besuch bei Ritschl in Leipzig. Weihnachtsgeschenk für Cosima Wagner: »Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen (und nicht zu schreibenden) Büchern«.
Vorlesungen: i. SS. 1. Vorplatonische Philosophen (10 Hörer), 2. Die Choephoren des Aeschylus (7 Hörer); i. WS. Griechische und Römische Rhetorik (2 Hörer).
1873 *Der Florentinische Tractat über Homer und Hesiod, ihr Geschlecht und ihren Wettkampf III/V.*
Unzeitgemäße Betrachtungen, Erstes Stück: David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller.
Seit diesem Jahre die heftigen, wie schwere Migräne anmutenden Anfälle (»seit 1873 dauernd irgendwie krank«: K. Jaspers, N, Einführung i. d. Verständnis seines Philosophierens, 2. Aufl. Berlin, 1947, S. 93).
Im Januar Besuch C. v. Gersdorffs. Hamann- Lektüre. Arbeit an »Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen«. Komponiert »Une Monodie à deux«. Flucht vor der Basler Fastnacht a. d. Vierwaldstätter See. Ängstlichkeit i. bez. auf »häufigeres persönliches Zusammenleben« mit R. Wagner. Vertrauensvoller Umgang mit Overbeck. Entlehnt im März aus der Universitäts-Bibliothek Basel: Boscovich, Philosophia naturalis, 2 vol. Vom 6. bis 12. April mit Rohde in Bayreuth; Ostern allein in Nürnberg. Komponiert einen »Hymnus auf die Freundschaft« (zur merkwürdigen Geschichte dieser Komposition vgl. K. Schlechta, Ns Großer Mittag, Frankf. a. M. 1954, S. 12).
Paul Rée hört mit C. v. Gersdorff zusammen Ns Kolleg »Die vorplatonischen Philosophen«. Von Anfang Juni bis 21. Oktober Besuch der Schwester, »die mir treulich in diesem Sommer das Leben erleichtert und erheitert hat«. Mitte Juli bis Mitte August mit v. Gersdorff in Graubünden; hochgradige Augenschwäche. Karl Hillebrand bespricht die erste »Unzeitgemäße«. Anfang Oktober Besuch Rohdes. Entwurf des »Mahnrufs an die Deutschen« für das Bayreuther Unternehmen. Vom 30. Oktober bis 2. November in Bayreuth auf einer Versammlung der Delegierten der Wagnervereine; Ns »Mahnruf« wird abgelehnt. Weihnachtsferien in Naumburg; krank. Besuch bei Ritschl: »Gesamteindruck war hoffnungslos«. »Unbändige Freude» über Karl Hillebrands »Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers«.
Vorlesungen: i. SS. Die vorplatonischen Philosophen (9+2 Hörer); i. WS. Platons Leben und Werke (4 Hörer).
1874 *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, Zweite Auflage.*
Unzeitgemäße Betrachtungen, Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.
Unzeitgemäße Betrachtungen, Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher.
Im Februar: »die Schwäche nimmt zu sehr überhand«; »Nun bin ich 5 Jahre Professor; ich dächte es wäre bald genug.« Schwere Sorgen um Bayreuth. Hillebrand bittet Burckhardt und N um die Mitarbeit an der »Italia«. Näherer Umgang mit Adolf Baumgartner. Brief Burckhardts an N vom 25. Februar, über die zweite »Unzeitgemäße« (GBr2, III 171ff.); von N offenbar nur zustimmend verstanden. Ausführlicher Brief über den gleichen Gegenstand von Cosima W., vom 20. März (Die Briefe Cosima Wagners an Fr. N, II 48ff.). Max Heinze, Ns ehemaliger Lehrer in Pforta, kommt als Nachfolger Rudolf Euckens nach Basel. Den Sommer über Besuch

der Schwester; zu Pfingsten mit ihr am Rheinfall bei Schaffhausen: komponiert dort den »Hymnus an die Freundschaft« zu Ende.1
Erster Briefwechsel mit der Marchesa Emma Guerrieri-Gonzaga. Wechselreiche Korrespondenz mit Carl Fuchs. Bayreuther Heiratspläne i. bez. auf N. Am 8. u. 9. Juni hört N Brahms in Basel. Wieder Spannungen mit Bayreuth. Mitte bis Ende Juli mit Romundt in Graubünden. Vom 4. – 15. August in Bayreuth; am 15. kam auch Overbeck dahin. Emerson-Lektüre. Ende September mit Romundt u. Baumgartner, dem »Erzschüler«, auf dem Rigi; anschließend zu einer Badekur nach Luzern. Fühlt sich durch Wagners Fortgang ganz und gar »enterbt«. Mitte Oktober Besuch v. Gersdorffs; vorher Besuch Rohdes. Eingehender und begeisterter Brief Cosima Ws. an N über die dritte »Unzeitgemäße« (D. Br. Cos. Ws. an Fr. N, II 60ff.). Anfang November sind von der zweiten »Unzeitgemäßen« kaum 200 Exemplare verkauft (erschienen Ende Februar). Mitte November hört N »ganz glücklich« den »Carneval romain« von Berlioz. Besuche im heiteren »Dienstags- Verein« (s. C. A. Bernoulli, Fr. Overbeck u. Fr. N, Eine Freundschaft, Jena 1908, I 74ff.) und in Lörrach bei Frau Baumgartner. Weihnachtsferien in Naumburg: »um... das ganze musikalische Opferfest meiner Kindheit und Jugend noch einmal zu feiern und durch Abschreiben zu codifizieren« (HKG, Br, IV 128); Krug und Pinder präsentieren ihre Frauen. Vorlesungen: i. SS. Die Choephoren des Aeschylus (3+1 Hörer); i. WS. 1. Geschichte der griechischen Literatur (7 Hörer), 2. Rhetorik des Aristoteles (2 Theologen als Hörer).
1875 »Ich sah gestern als am ersten Tag des Jahres mit wirklichem Zittern in die Zukunft... ich beneide jeden, der auf eine rechtschaffene Weise todt wird« (s. III 1103). Cosima W. bittet N am 16. Januar, Ns Schwester möchte während einer längeren Konzertreise des Ehepaares Wagner deren Kinder in Bayreuth behüten. [Wenn jedoch die Schwester behauptet, daß sie in dieser Zeit das geistige Vertrauen ihres Bruders besessen habe, so ist das nicht zu belegen: Ns Brief an sie, vom 22. Januar, ist bezeichnenderweise im Original nicht vorhanden und – wie bei *allen* späteren, in ähnlichem Sinne zustimmenden Briefen an sie – offenbar nie vorhanden gewesen. In diesem Falle handelt es sich um eine Kompilation der Schwester: vgl. HKG, Br, IV 409f. Bei der Schlußwendung: »Du bist ein solch guter Freund und Genosse und wirst sicherlich je älter Du wirst und je mehr Du aus der Naumburger Atmosphäre herauskommst, desto mehr in alle meine Ansichten und Bestrebungen hineinwachsen« ist zu deutlich der Wunsch der Vater des Gedankens, resp. der Erfindung. Zur Gesamtfrage dieser Brieffälschungen vgl. i. dieser Ausgabe die entsprechende Stelle im »Philologischen Nachbericht«.]
Zur großen Freude Ns entschließt sich Deussen für die literarische Bearbeitung der indischen Philosophie (s. HKG, Br, IV 407f.). Besuche bei Frau Baumgartner in Lörrach; vgl. deren sehr schönen Brief HKG, Br, IV 411ff. Tiefste Bestürzung über Romundts Absicht, katholisch zu werden. Im März Besuch v. Gersdorffs. Adolf Vischer schenkt N ein Originalblatt von Dürers »Ritter, Tod und Teufel«. Augen und Magen wieder sehr schlecht. Aufzeichnungen zu »Wir Philologen«. Vom 25. April bis 3. Mai in Bern: um allein zu sein. Besprechung der ersten drei »Unzeitgemäßen« i. »The Westminster Review« (HKG, Br, IV 425ff.). Pfingsten mit der Schwester in Baden-Baden. Louis Kelterborn, ein Schüler Ns, schenkt ihm eine Nachschrift von Burckhardts Kolleg »Griech. Kulturgeschichte« (das gleiche tat vorher Adolf Baumgartner); vgl. die Aufzeichnungen L. Kelterborns ebd. 343ff. Erster näherer Umgang mit Albert Brenner. Mitte Juli: »Mit Jacob Burckhardt bin ich wieder auf dem guten alten Fuße« (ebd. 197). Während der Sommerferien in Steinabad, einem kleinen Schwarzwaldbad für Magenkranke (zur Diagnose und Kur vgl. ebd. 203ff.).

Nationalökonomische Lektüre; ferner Don Quijote. Anfang August Overbeck, Rohde und v. Gersdorff allein bei den Orchestervorproben für die Nibelungentetralogie in Bayreuth. Ab Mitte August wohnt N mit seiner Schwester zusammen in eigener Wohnung: Lob dieser Häuslichkeit und des »glücklichen Wesens« seiner Schwester HKG, Br, IV 233f. – Besuch Rohdes; Ende September mit Overbeck auf dem Bürgenstock; Mitte Oktober Besuch v. Gersdorffs. Krankheitsrückfälle; die Schwester liest zur Ablenkung Walter Scott vor. Der junge Musiker Heinrich Köselitz (Peter Gast) kommt als »Verehrer« von Ns Schriften an die Univ. Basel und hört bei N und Overbeck. »Dr. Rée, mir sehr ergeben, hat ein ausgezeichnetes Büchlein,,Psycholog. Beobachtungen' anonym erscheinen lassen, er ist ein,Moralist' vom schärfsten Blick, etwas ganz Seltenes von Begabung unter Deutschen.« (HKG, Br, IV 247). Am ersten Weihnachtstag »ein förmlicher Zusammenbruch« (ebd. 251). Vorlesungen: i. SS. 1. Griechische Literaturgeschichte (6 Hörer), 2. Aristoteles' Rhetorik (3 Hörer); i. WS. 1. Altertümer des religiösen Kultus bei den Griechen (8 Hörer), 2. Geschichte der griechischen Literatur (Schluß; 11 Hörer).

1876 *Unzeitgemäße Betrachtungen, Viertes Stück: Richard Wagner in Bayreuth.* Letzte Fassung von »Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen« (nicht veröffentlicht). Naturwissenschaftl., mathemat. u. nationalökonomische Studien; vgl. HKG, Br, IV 351.

Anfang Januar wegen Krankheit von den Stunden am Pädagogium für den Rest des Semesters befreit; Mitte Februar Einstellung auch der Vorlesungen. Bietet dem Genfer Dirigenten Hugo von Senger seine Freundschaft an. Im März mit v. Gersdorff am Genfer See; gemeinsame Lektüre von Manzonis »Die Verlobten«; am 5. April an Overbeck: »Mir ist es, als ob ich in sehr vielen Dingen in die *Klemme* getrieben worden sei – Gesundheit heißt für mich, *daraus* zu kommen« (HKG, Br, IV 263). – 6.-11. April in Genf: hört Berlioz, besucht das Haus Voltaires; Heiratsantrag an Mathilde Trampedach; liest mit Ergriffenheit die »Memoiren einer Idealistin« zu Ende. Ende Mai: Freude an Rohdes »Der griechische Roman und seine Vorläufer«. Näherer Umgang mit H. Köselitz. Anfang Juli: Erscheinen der vierten »Unzeitgemäßen«; Wagner an N: »Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! – Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her?« Am 24. Juli nach Bayreuth zu den Proben für die ersten Festspiele; am 1. August an die Schwester: »Ich sehne mich weg... Mir graut vor jedem dieser langen Kunst-Abende... Ich habe es ganz satt«; schon vor der ersten Generalprobe Flucht nach Klingenbrunn im Bayrischen Wald. Hier erste Aufzeichnungen zu »Menschliches, Allzumenschliches«. Am 12. August, dem Tage vor der ersten öffentlichen Aufführung des »Rheingold«, auf das Drängen der Schwester hin wieder in Bayreuth; bis zum 27. – Begegnung mit Louise Ott, Paris. Overbeck heiratet. Rückreise Ns mit Paul Rée. Freundschaft mit dem Maler und Schriftsteller Reinhard von Seydlitz. Befinden sehr schlecht: »es ist nicht mehr zum Aushalten« (HKG, Br, IV 306). Ab 15. Oktober krankheitshalber von allen Verpflichtungen in Basel für ein Jahr beurlaubt. 1. – 20. Oktober mit Rée in Bex (Bad i. Kanton Waadt); am 20. mit Rée und Brenner nach Genua; am 23. von dort zu Schiff nach Neapel; anschließend mit M. v. Meysenbug nach Sorrent; verbringt hier den Winter mit M. v. Meysenbug, Rée und Brenner in der Villa Rubinacci. Die Familie Wagner vom 5. Oktober bis 5. November gleichfalls in Sorrent: letzte Begegnung mit N.-Tod Ritschls. Voltaire-Lektüre.

Vorlesungen: i. SS. 1. Über die vorplatonischen Philosophen (9+1 Hörer), 2. Über Platons Leben und Lehre (18+1 Hörer).

1877 *Richard Wagner à Bayreuth, traduit par Marie Baumgartner avec l'autorisation de l'auteur.*

Weiter in Sorrent. Befinden »wieder sehr schlecht... fast desperat« (HKG, Br, IV 331). Am 10. April Abreise Rés und Brenners; Ankunft des Ehepaars v. Seydlitz. Heiratspläne: »gut, aber reich« (ebd. 339). Anfang Mai: »Befinden immer schlechter«; Plan, zu »demissionieren« (ebd. 341); Abreise von Sorrent nach der Schweiz (vgl. III 1131ff.). Vier Wochen zur Kur in Ragaz; den Sommer über in Rosenlauibad: näherer Umgang mit dem Frankfurter Arzt Otto Eiser. Ende August an Overbeck: »ich habe ein so reiches Jahr (an innerem Ergebnis) hinter mir« (ebd. 1141). Rohde heiratet. Ab 1. September gemeinsamer Haushalt Ns mit seiner Schwester; Peter Gast zieht als »hilfreicher Schreiber-Freunde« hinzu. Ende Dezember wird Ns Gesamtzustand wieder so schlecht, daß er um Befreiung von seiner Lehrtätigkeit am Pädagogium bitten muß. Bruch mit v. Gersdorff (zur »Nerina-Geschichte« vgl. »Die Briefe des Freih. Carl v. Gersdorff an Fr. N«, hrsg. v. K. Schlechta, Weimar 1934ff., III 99ff).
Von Paul Rée erscheint »Der Ursprung der moralischen Empfindungen«; das in Ns nachgelassener Bibliothek erhaltene Exemplar trägt die Widmung des Autors: »Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter.«
Vorlesungen: i. WS. Religiöse Altertümer der Griechen (6 Hörer).
1878 *Menschliches, Allzumenschliches; Ein Buch für freie Geister.*
Ende der Freundschaft mit dem Ehepaar Wagner: im Januar schickt Wagner den »Parsifal« an N (vgl. III 1146f); im Mai sendet N »Menschliches, Allzumenschliches« an Wagner. Im März Wasserkur in Baden-Baden. Im Mai erscheint »Menschl., Allzumenschl.«: Zustimmung Burckhardts, Rées und Gasts; Rohde »nicht ohne schmerzliche Empfindung«. Im Augustheft der Bayreuther Blätter ein gereizter Angriff Richard Wagners (»Publicum und Popularität«).
Tod Brenners. »Die seltsame Entfremdung vieler Bekannten und Freunde« (III 1149). Ende Juni Auflösung des Haushaltes; die Schwester kehrt für immer zur Mutter zurück: nicht nur aus äußeren Gründen. Anfang September im Berner Oberland. Im Herbst (oder Februar des folgenden Jahres) mißglückter Versuch der Schwester, in Bayreuth zu intervenieren; schulmeisterhafte Antwort Cosima Wagners; die Schwester bleibt offenbar persona grata (der größte Teil der Briefe Ns an Richard und Cosima Wagner ist im Hause Wahnfried vernichtet worden; vgl. HKG, W, SV, XLIXf.). Für das WS mietet N eine Wohnung am Rande der Stadt, um einen weiteren Weg zur Universität zu haben. Vertrauter Umgang nur mit dem Ehepaar Overbeck. Am 18. November an R. v. Seydlitz: »... tief erschütterte Gesundheit. Äußerlich gesehen, ist es ein Leben wie das eines Greises...«; am 29. Dezember an Frau Baumgartner: »Vor Schmerz und Erschöpfung halbtodt.«
Vorlesungen: i. SS. 1. Hesiods Werke und Tage (13 Hörer), 2. Platons Apologie des Sokrates (6 Hörer); i. WS. 1. Griechische Lyriker (13 Hörer), 2. Einleitung in das Studium Platons (8 Hörer).
[Zu Ns Vorlesungs-msn. siehe unter der Signatur P II in der HKG, W, SV, LXIVff. – Eine Auswahl aus Ns Vorlesungen enthalten die Bde. XVII-XIX (Philologica) der GOA, ferner die Bde. II. IV u. V der Musarionausgabe (München 1922ff.). Das Lyrikerkolleg vom SS 1869 u. vom WS 1878/79 findet man in der HKG, W, V 307ff.]
1879 *Menschliches, Allzumenschliches; Ein Buch für freie Geister; Anhang: Vermischte Meinungen und Sprüche,*
Befinden in den ersten Monaten »fürchterlich«; zu Ostern vergeblicher Kuraufenthalt in Genf. Nach der Rückkehr Anfall über Anfall der heftigsten Kopf- und Augenschmerzen; ständiges Erbrechen. Overbeck ruft die Schwester zu Hilfe. Bis Ostern von »Menschl., Allzumenschl.« (1. Bd.) 120 Exemplare verkauft. Am 2. Mai Entlassungsgesuch an den Regierungspräsidenten von Basel; Entlassungsurkunde

vom 14. Juni; für die nächsten 6 Jahre Bewilligung eines Ruhegehaltes von 1000 Franken im Jahr; ferner 1000 fr. aus dem »Heuslerschen Fonds« und 1000 fr. von der »Akademischen Gesellschaft«. Abschied von Basel; zuerst mit der Schwester auf Schloß Bremgarten bei Bern, dann in Pflege bei Overbecks Schwiegermutter in Zürich. Ende Juni zum erstenmal im Oberengadin: »Mir ist es, als wäre ich im Lande der Verheißung« (am 24. Juni an die Schwester); im August Besuch Overbecks; der Freund übermittelt seither Ns Basler Einkünfte. Immer wieder schwere Anfälle. Im September mit der Schwester in Chur. Anschließend nach Naumburg, in den »sonnenärmsten« Winter seines Lebens: »Dies war mein Minimum: ›Der Wanderer und sein Schatten‹ entstand währenddem.« (II 1070) Lektüre: Gogol, Lermontow, M. Twain, E. A. Poe. Ende Dezember ergreifender Briefwechsel mit Rohde; am 28. Dezember an Overbeck: »gestern eine bedenklich lange Bewußtlosigkeit«; hingegen sind die Abschieds- und Dankbriefe, vom 31. Dezember u. vom 16. Januar folgenden Jahres, an die »herzensliebe Schwester« unecht (zu diesen u. a. Brieffälschungen s. den »Philologischen Nachbericht« i. dieser Ausgabe). In diesem Jahre 118 schwere Anfallstage.

1880 *Der Wanderer und sein Schatten.*

Im Januar längerer Besuch von Paul Rée in Naumburg. Am 12. Februar Abreise nach Bozen, von dort nach wenigen Tagen nach Riva am Gardasee. Hier Zusammentreffen mit Peter Gast. Am 12. März mit Gast nach Venedig (bis Ende Juni); seit jenem Aufenthalt besondere Liebe zu Venedig; Lektüre des »Nachsommer«. Im Juli und im August in Marienbad: »grabe... mit Eifer in meinem moralischen Bergwerke« (III 1163); liest Mérimée u. St. Beuve. Träumt oft von Wagner (ebd. 1165). Ahnungsvolle Worte über die Schwester: »Aber das Lama! Wie es über die Welt triumphiert, unter berühmten Tieren wandelnd! Schließlich ist ihr der Bruder, der ›der Welt entsagt‹... ein zu geringes und unansehnliches Tierlein geworden!« (III 1166f.) – Im September wieder in Naumburg. Am 8. Oktober über Frankfurt, Heidelberg, Basel (gute Stunden mit Overbeck), Locarno nach Stresa am Lago Maggiore. Hier einige Wochen wieder in schlechtestem Zustand. Erster Winter in Genua: »Dachstuben-Einsamkeit«; Befinden weiter elend.

1881 *Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Vorurteile.*

Harter Winter, kein Ofen, »mit erstarrten Gliedmaaßen oft« (am 22. Februar an Overbeck); »werde die Kopfschmerzen kaum mehr los« (ebd.). Ab Ende April mit Gast in Recoaro bei Vicenza. Gast spielt N seine Komposition zu »Scherz, List und Rache« vor; N entdeckt Gast als Musiker. Am 31. Mai Abreise Gasts. Vom 4. Juli bis 1. Oktober erster Aufenthalt in Sils-Maria: »... weiß ich mir nichts meiner Natur Angemesseneres als dies Stück Ober- Erde« (III 1169). Liest Spinoza (oder Kuno Fischer über Spinoza?). Im August »der Ewige- Wiederkunfts-Gedanke« (vgl. II 1128). Am 18. September verzweifelter Ausbruch gegen Overbeck (III 1176: »Sum in puncto *desperationis*«). Gesamtzustand: »ein fürchterlicher Wechsel von Zuständen« (am 14. Oktober an Overbeck). Seit Anfang Oktober wieder in Genua; hört im November zum erstenmal Bizets »Carmen«. Der lange Brief (Entschuldigungs- u. Zustimmungsbrief) vom 29. November an die Schwester ist gefälscht. Im Dezember Wiederherstellung der Freundschaft mit v. Gersdorff.

1882 *Idyllen aus Messina.*

Die fröhliche Wissenschaft.

Auch der lange Brief vom 22. Januar an die Schwester ist gefälscht. Im Februar Besuch von Paul Rée in Genua: »es gibt nicht leicht einen erquicklicheren Verkehr« (III 1177). »Ein wunderlicher Apostel«, Bernhard Förster, Ns späterer Schwager, hält

in Berlin öffentliche Vorträge über N (N im März an Overbeck). Liest Robert Mayer. Entfremdung Rohdes. Wiederaufnahme des Briefwechsels mit M. v. Meysenbug. Am 13. März reist Rée nach Rom, wo er bei M. v. Meysenbug Lou von Salomé kennenlernt. N fährt am 29. März mit einem sizilianischen Segelfrachtschiff von Genua nach Messina; bleibt dort bis 20. April. Auf Einladung von M. v. Meysenbug und Rée kommt N zunächst nach Rom, wo beide ilm mit Lou von Salomé bekanntmachen N (gleich Rée) verliebt sich in die reizvolle und sehr gescheite junge Russin. Der in bezug auf Lou v. S. sehr skeptische Brief an die Schwester (Rom, Ende April) ist eine Fälschung. Reise mit Rée, Lou v. Salome und deren Mutter nach Orta. Vom 8. – 13. Mai in Basel bei Overbeck. Vom 13. – 16. Mai mit Lou v. Salomé und Rée in Luzern (lassen sich zusammen photographieren); Besuch Tribschens. 23. Mai bis 24. Juni: Naumburg; kurzer Aufenthalt in Berlin, in der Hoffnung auf eine Begegnung mit Lou v. S.; Enttäuschung über den Grunewald. 25. Juni bis 27. August Tautenburg: Ns Schwester und Lou v. S. am 26. Juli bei der Uraufführung des »Parsifal« in Bayreuth; am 7. August kommen beide nach Tautenburg. Gelegentlich dieses gemeinsamen Aufenthaltes – Lou v. S. verläßt Tautenburg am 26. August – Bruch Ns mit Mutter und Schwester. [Ns Schwester hat durch ihre unablässige, intrigante Einmischung in Ns genug schwierige Beziehungen zu Lou v. S. und Paul Rée den Bruder fast bis zum Selbstmord getrieben; sie hat im Zusammenhang mit dieser Affäre zeitlebens Lou v. S. (die spätere Frau Andreas) und Paul Rée in vielen Veröffentlichungen mit ihrem alles entstellenden, wenn nicht fälschenden Haß verfolgt und auch das Ehepaar Overbeck, welches klärend und beruhigend einzuwirken versuchte, suspekt zu machen versucht.2
Alle in Göttingen und in Basel erhaltenen Dokumente deuten darauf hin, daß an aller Verwirrung der Jahre 1882/83 zuerst N selbst – sit venia verbo – »Schuld« trug: durch Mangel an letzter Aufrichtigkeit gegen sich selbst und gegen die Hauptbeteiligten, sowie durch seine Schwäche gegenüber den Exzessen der Schwester. Gewiß waren die Verhältnisse schwierig genug: Rée und N hatten Lou von Salomé Heiratsanträge gemacht, beide waren abgewiesen worden; aus einem Freund wurde ein Rivale, trotz Abweisung glücklicherer Rivale; die erwartete (wirklich erwartete?) Jüngerin und Adeptin wurde zur Geliebten – erfolglos Geliebten, und es war gewiß keine leichte »psychologische« Aufgabe, ein fruchtlos erstrebtes Mädchen in eine unzulängliche Jüngerin zurückzuverwandeln. Über die Persönlichkeit Lou v. Salomés bleibt nichts zu sagen: sie hat sich in ihrem »Lebensrückblick« mit aller nur wünschenswerten Offenheit selbst dargestellt; auch über Paul Rée findet sich dort und in Ernst Pfeiffers Kommentar – meine ich – alles Notwendige.]
Ende August in Naumburg; N komponiert Lou v. Ss. »Gebet an das Leben«. Vor Mitte September Flucht vor der »Naumburger Tugend« nach Leipzig; am 17. September kurzer Besuch Overbecks. Anfang Oktober nimmt N an einer spiritistischen Sitzung teil. Letztes Zusammensein mit Lou v. S. und P. Rée: Entfremdung Lou v. Ss. durch Ns Versuche, bei ihr P. Rée herabzusetzen. Gast kommt von Venedig nach Leipzig, um durch Ns Vermittlung Nikisch seine komische Oper (»Scherz, List und Rache«) vorzuspielen; Gast lernt Lou v. S. kennen und hat von ihr einen bedeutenden Eindruck, welchen er sich allerdings – wie viele andere – später hat abhandeln lassen (s. Lou Andreas-Salomé, Lebensrückblick, 316). Ende Oktober verlassen Lou v. S. und P. Rée Leipzig. N reist am 15. November zu Overbecks Geburtstag nach Basel, am 18. weiter nach Genua. Vom 23. November bis 23. Februar des folgenden Jahres in Rapallo: Entstehungszeit des ersten Teiles von »Also sprach Zarathustra«. Am 24. Dezember Abbruch des brieflichen Verkehrs mit der Mutter. »Mein Verhältnis zu Lou liegt in den letzten schmerzhaftesten Zügen«

(III 1199). Befinden: »Dieser Winter war der schlechteste meines Lebens« (ebd. 1201).
1883 *Also sprach Zarathustra, Ein Buch für Alle und Keinen.*
Also sprach Zarathustra, Ein Buch für Alle und Keinen, II.
Von 1883-1888 im Sommer in Sils-Maria, im Winter in Nizza; in den Übergangszeiten wechselnde Orte.
Schwere Schlaflosigkeit. Am 13. Februar Tod Wagners. Vom 23. Februar bis 3. Mai in Genua; am 24. März an P. Gast: »Ich überlebe einen solchen Winter, wie diesen, nicht wieder...«; im gleichen Monat an Overbeck: »Ich mag meine Mutter nicht, und die Stimme meiner Schwester zu hören, macht mir Mißvergnügen; ich bin immer krank gewesen, wenn ich mit ihnen zusammen war.« Vom 4. Mai bis 16. Juni in Rom: Versöhnung mit der Schwester; Rückreise mit ihr bis Como. Ab 24. Juni in Sils-Maria. Im August Zusammenkunft mit Overbeck: neue Katastrophe mit der Schwester (s. III 1213f.); die langen Briefe Ns an die Schwester, vom Anfang August und vom 2. September (zur Lou-Rée-Geschichte), sind Fälschungen der Schwester. Neue Versöhnung mit der Schwester (offenbar auf Kosten des Ehepaars Overbeck). Am 5. September Abreise nach Naumburg; qualvoller Aufenthalt dort: Mutter und Schwester bedrängen N, wieder an eine Universität zurückzukehren: Naumburg findet, N verkehre nicht mehr mit »honetten Leuten«; überdies Verlobung der Schwester mit dem Gymnasiallehrer, Wagnerianer und politischen Antisemiten, dem späteren »Kolonisator« Dr. Bernhard Förster (zu Bernhard Förster s. E. F. Podach, »Gestalten um N«, S. 125ff.: »Bernhard und Eli Förster«). Anfang Oktober (mit drei »wohlthuenden« Tagen Aufenthalt bei Overbeck in Basel) nach Genua; von dort eine Woche nach Spezia, dann wieder nach Genua zurück. »Gesundheit unglaublich herunter« (am 22. Oktober an Overbeck); an den gleichen, am 27. Oktober: »*Nicht* in Deutschland leben und *nicht* mit meinen Angehörigen zusammen«. Ende November über Villafranca – dort eine Woche Aufenthalt – nach Nizza. Erster Brief an N mit der Anrede »verehrtester Meister« (wird von N vermerkt). Die Schwester »maltraitiert« N mit antisemitischen Briefen (vgl. N an Gast, vom 1. Februar 1884); der Brief Ns an die Schwester, Winter 1883/84, die »ehrenwerthe Persönlichkeit Försters« betreffend, ist eine Fälschung der Schwester.
1884 *Also sprach Zarathustra, Ein Buch für Alle und Keinen, III.*
Bis zum 20. April in Nizza.
Am 2. April an Overbeck: »Die verfluchte Antisemiterei... ist die Ursache eines *radikalen* Bruchs zwischen mir und meiner Schwester«; am 7. April an den gleichen: »Dr. Rée und Frl. Salomé, an denen ich gerne Einiges gutmachen möchte, was meine Schwester schlimmgemacht hat« (III 1217).
Vom 21. April bis 12. Juni bei Gast in Venedig: Freude über Gasts komische Oper »Der Löwe von Venedig«. Der Brief Ns an die Schwester (über Zarathustra III) von Mitte Juni ist eine Fälschung; über das wahre Verhältnis zur Schwester siehe die Briefe an Overbeck vom 2. und vom 21. Mai: »Die Angelegenheit mit meinen Angehörigen muß ich mir vom Halse schaffen – ich habe nunmehr 2 Jahre lang mich in den gutmütigsten Versuchen erschöpft, zurechtzulegen und zu beruhigen, aber umsonst.«
Vom 15. Juni bis 2. Juli krank bei Overbeck; dann Piora bei Airolo. Vom 12. bis 15. Juli in Zürich; Besuch Resa von Schirnhofers und Meta von Salis' (zu letzterer s. Maria Bindschedler, »Nietzsches Briefe an Meta von Salis«, Neue Schweizer Rundschau, April 1955, Heft Nr. 12, S. 707ff.).
Vom 16. Juli bis etwa 25. September in Sils- Maria (dritter Aufenthalt). Etwa am 18. August an Overbeck: »Es tut mir wohl, daß es keine Briefe von Naumburg giebt... Du

kannst Dir wohl vorstellen, wie die beständige Wiederholung eines Vorgangs endlich auf mich gewirkt hat: daß man mir immer und immer wieder in die ungeheure Spannung und großen Gefühls (sic!), das sich über das Schicksal der Menschheit ausspannt, eine Handvoll Schmutz ins Gesicht wirft...«. 26. – 28. August Besuch Heinrich von Steins. Ende September bis 30. Oktober in Zürich; Versöhnung mit der Schwester: »Meine Schwester ist ein Pracht-Tierchen« (am 4. Oktober an Overbeck); persönliche Bekanntschaft mit Gottfried Keller; Dr. Friedrich Hegar, Kapellmeister in Zürich, spielt mit seinem Orchester N (allein!) die Ouvertüre zu Gasts »Der Löwe von Venedig« vor; Hegar vermutete in Gast einen Militärkapellmeister: er hätte zu wenig Zutrauen zu den Geigen und wolle alles *blasen* machen (N am 8. Oktober an Gast). Umgang mit Helene Druscowicz. November in Mentone; der Brief Ns an die Schwester (Mitte November, zu Lasten von Frau Overbeck) ist eine Fälschung. Von Anfang Dezember bis 8. April 1885 in Nizza; Besuch von Paul Lanzky.
1885 *Also sprach Zarathustra, Ein Buch für Alle und Keinen, Vierter und letzter Theil:* Privatdruck.
Der Brief vom Januar an die Schwester ist gefälscht; ebenso die Briefe von Anfang und Mitte März (zu Lasten der Mutter, des Ehepaars Overbeck, Lou v. Salomés und Malwida v. Meysenbugs). N findet keinen Verleger für Zarathustra IV; bittet v. Gersdorff um eine finanzielle Unterstützung für die Drucklegung. Liest die Konfessionen des Augustinus. Befinden: am 8. April an Overbeck: »ein Winter voll viel Not und Selbstüberwindung ist wieder hinter mir! – Mit den Augen steht es zum Schlimmsten«. Vom 10. April bis 6. Juni in Venedig (bei Gast); am 22. Mai heiratet die Schwester Bernhard Förster. Vom 7. Juni bis Mitte September in Sils-Maria (vierter Aufenthalt). Mitte September bis Anfang November in Naumburg (unterbrochen durch Aufenthalte in Leipzig): Anfang Oktober Begegnung mit Heinrich von Stein auf der Straße zwischen Naumburg und Kösen; Abschied von der Schwester, welche Anfang 1886 mit ihrem Manne nach Paraguay auswandert. Anfang November in München: Zusammenkunft mit Reinhard v. Seydlitz; kurzer Aufenthalt in Florenz.
Mitte November bis Anfang Mai 1886 in Nizza (dritter Aufenthalt).
1886 *Jenseits von Gut und Böse, Vorspiel einer Philosophie der Zukunft.*
Die Geburt der Tragödie, Oder: Griechenthum und Pessimismus, Neue Ausgabe mit dem Versuch einer Selbstkritik.
Menschliches, Allzumenschliches, Ein Buch für freie Geister, Erster Band, Neue Ausgabe mit einer einführenden Vorrede.
Anfang Mai eine Woche in Venedig (in Abwesenheit Gasts): Augen hier sehr schlecht. Vor Mitte Mai in München. Mitte Mai bis 27. Juni in Naumburg und Leipzig: letzte Zusammenkunft mit Rohde, welcher Ostern einen Ruf nach Leipzig erhalten hatte (N hört Vorlesungen Rohdes). Zusammenkunft mit P. Gast; N erwirkt eine Privataufführung von einem Septett Gasts im Gewandhaus; darüber am 20. Juni an Overbeck: »die Musik klang nicht gut, viel zu dick«. Drucklegung von »Jenseits von Gut und Böse« auf Kosten des Autors. Der Brief Ns an die Schwester vom 14. Juni (wieder zuungunsten von Frau Overbeck), ist eine Fälschung der Schwester; ebenso der lange Klagebrief an die Schwester vom 8. Juli. Ende Juni in Chur. Von Anfang Juli bis 25. September in Sils-Maria (fünfter Aufenthalt).
Umgang mit Helen Zimmern, und wieder mit Mutter und Tochter Fynn, sowie mit Frau von Mansuroff. Befinden: Ende Juli an die Mutter: »beständig indisponirt und nervös, schlecht schlafend, augenleidend, geistig müde«. Vom 8. – 10. September Besuch Meta v. Salis'. Am 16. u. 17. September erscheint im Berner »Bund« eine N erfreuende Kritik seines letzten Buches, von J. V. Widmann. Am 25. September über

Sargans (hier heftigste Kopfschmerzen) durch den Gotthard nach Genua und Ruta (hier bis zum 20. Oktober). Auf die Übersendung von »Jenseits von Gut und Böse« Brief von Hippolyte Taine, vom 17. Oktober.
Vom 22. Oktober bis 2. April 1887 in Nizza (vierter Aufenthalt).
1887 *Morgenröthe, Gedanken über die moralischen Vorurtheile, Neue Ausgabe mit einer einführenden Vorrede.*
Die fröhliche Wissenschaft (»la gaya scienza«). Neue Ausgabe mit einem Anhange: »*Lieder des Primen Vogelfrei*«.
Also sprach Zarathustra, Ein Buch für Alle und Keinen, In drei Theilen.
Hymnus an das Leben, für gemischten Chor und Orchester componirt von Fr. N.
Zur Genealogie der Moral, Eine Streitschrift.
Im Januar: N hört zum erstenmal die Einleitung zum Parsifal (s. III 1249); Entdeckung Dostojewskijs (ebd. 1250).
Die Briefe an die Schwester, vom 22. Februar über »den letzten Tag unseres ungetrübten geschwisterlichen Zusammenseins, ehe all das Fremde und die dummen Unruhestifter dazwischen kamen«, sowie vom 23. März über »Das Lama war ein guter Hausgenosse, dafür finde ich keinen Ersatz« sind Fälschungen der Schwester.
Am 23. Februar großes Erdbeben an der Riviera. Am 24. März an Overbeck: »Bei allen radicalen Parteien (Socialisten, Nihilisten, Antisemiten, Christl. Orthodoxen, Wagnerianern) genieße ich eines wunderlichen... Ansehens. Die extreme Lauterkeit der Atmosphäre, in die ich mich gestellt habe, verführt.« Im April in Cannobio, am Lago Maggiore. Der Brief von dort an die Schwester (20. April) ist eine Fälschung. Am 26. April an Gast: »abscheuliche Anfälle; eine abscheuliche Melancholie und Reizbarkeit als Consequenz«. Vom 28. April bis 6. Mai in Zürich: Gespräch mit Hegar über Gast; Besuch Overbecks; Zusammenkunft mit Resa v. Schirnhofer (Gespräch über Dostojewskij) und mit Meta v. Salis. Kurzer Aufenthalt in Amden über dem Wallensee. Vom 8. Mai bis 8. Juni in Chur: Lou v. Salomé teilt N ihre Verlobung mit Dr. Andreas mit; Befinden schlecht; Ende der Freundschaft mit Rohde; der Brief vom 21. Mai an die Schwester ist eine Fälschung. N lehnt es ab, für die Projekte seines Schwagers in Paraguay »Geld herauszurücken« (am 5. Juni an die Schwester). Vom 8. bis 12. Juni in Lenz (Lenzer Haide).
Vom 12. Juni bis 19. September in Sils-Maria (sechster Aufenthalt). Am 22. Juni an Gast: »meine Gesundheit übt ihre alten miserabelsten Weisen wieder ein, die Ermattung selbst an sogenannten‚gesunden' Tagen ist unheimlich«. Tod Heinrich von Steins (vgl. III 1257f.). Am 30. Juni an Overbeck: ständige, schlimmste Depression. Besucht im Juli »seine englisch-russischen Damen« in Maloja, die ihn mit einem »kleinen Konzert« erfreuen. Der Brief aus dieser Zeit an die Schwester ist eine Fälschung. Im August Umgang mit Meta v. Salis und deren Freundin, Frl. Kym; beide längere Zeit in Sils- Maria. Im September Besuch des Ehepaars Deussen (vgl. P. Deussen, »Erinnerungen an Fr. N«, Leipzig 1901). Am 19. September Abreise von Sils-Maria; am 20. besucht N Mutter und Tochter Fynn in Menaggio am Comersee. Vom 21. September bis 21. Oktober in Venedig. Sendet an Gustav Krug als »eine Art Glaubensbekenntnis in Tönen« den »Hymnus an das Leben«. Zusammensein mit Gast.
Vom 22. Oktober bis 2. April 1888 in Nizza (fünfter Aufenthalt). Vom 26. November erster Brief von Georg Brandes. Herzlichste Versöhnung mit v. Gersdorff (vgl. v. Gs. Brief vom 30. November; K. Schlechta, Die Briefe d. Freih. v. G. an Fr. N, III 71f.; und Ns Antwort vom 20. Dezember; III 1275f.). Im Dezember: Carmen- Aufführung; zum erstenmal einen kleinen Ofen in seinem Winterquartier. Der Brief vom 26. Dezember

an die Schwester, des Themas: »Erst seit Du so weit davongelaufen, fühle ich, wieviel Du mir gewesen bist. Du warst meine Erholung...« etc., ist eine Fälschung. Befinden (am 28. Dezember an Overbeck): »fast keinen *ganz* guten Tag gehabt«.
1888 *Der Fall Wagner, Ein Musikanten-Problem.*
Der Antichrist, Fluch auf das Christenthum (nicht erschienen).
Dionysos-Dithyramben (nicht erschienen).
Brandes schreibt »über Dr. Rée und sogar über Fräulein Lou, mit großer Auszeichnung für Beide« (N am 6. Januar an Gast). Der Brief an die Schwester, vom 25. Januar, neben Beschimpfungen von Frau Overbeck, mit dem Satze: »Das Beste aber wäre, ich hätte mein altes gutes Lama wieder«, ist eine Fälschung; ebenso der Brief vom 31. März (eine Art Legitimation für die Zukunft): »Du verstehst mehr von mir als die Andern«.
Am 2. April Abreise von Nizza; am 3. krank in Sampierdarena bei Genua; am 4. in Genua; am 5. über Alexandria nach Turin. Erster Aufenthalt in Turin: vom 5. April bis 5. Juni.
Anfang April Nachricht von Brandes' Vorlesungen über N in Kopenhagen.
Der Brief an die Schwester vom 3. Mai, mit Konzessionen an den Antisemitismus, an die »Wagnerei«, mit den Herzensergüssen an das »alte Lama«, ist eine Fälschung der Schwester. Im Mai »eine glänzende Aufführung von ›Carmen‹«.
Vom 6. Juni bis 20. September in Sils-Maria (siebenter Aufenthalt). Kommt krank dort an. Neuerliche Stendhal-Lektüre. Zu dem miserablen Gesundheitszustand s. III 1301f. Deussen (mit Unterstützung von Rée?) sendet N 2000 Mark zum Druck seiner Bücher. N schickt (erfolglos) an Hans von Bülow eine Probe aus Gasts Oper »Der Löwe von Venedig«. Besuch Meta v. Salis': auch sie übergibt N eine Summe (1000 frs.), damit er seine Bücher drucken lassen könne. Der Brief an die Schwester, vom 17. September, ist eine Fälschung: durch ihn wird die Chloral-Legende vorbereitet.
Zweiter Aufenthalt in Turin: vom 21. September bis 9. Januar 1889. Am 28. September an die Mutter: »Ein wahrer Glücksfund für mich, dies Turin!«. Am 8. Oktober an Overbeck: »Befinden wesentlich... verbessert«. Bruch mit H. v. Bülow; ebenso mit M. v. Meysenbug. Der Brief vom Oktoberende an die Schwester ist eine Fälschung; darin der Satz: »Du bist der einzige Mensch, dem ich unbedingt, gleichsam instinctiv, Glauben schenke, wenn auch die Dinge erst den Anschein gegen sich haben. Deine bescheidene Art, Behauptungen aufzustellen...«; darin auch: »Unser neuer Kaiser aber gefällt mir immer mehr« (zu seinem Geburtstag, am 15. Oktober, hatte N von seiner Schwester einen Brief erhalten, worin sie mit äußerstem Hohn erklärt, er wolle wohl auch anfangen, »berühmt« zu werden... Das werde ein schönes Gesindel sein, das an *ihn* glaube...; s. III 1345 u. 1348).
Am 8. November bespricht Carl Spitteler den »Fall Wagner« im Berner »Bund«.
Durch die Vermittlung von Brandes Beziehungen zu Strindberg, zur Fürstin Ténicheff und zum Fürsten Urussow.
Am 26. November an Gast: »daß ich mitunter eine halbe Stunde auf offner Straße *grinse*«; am 2. Dezember an denselben: »mein Gesicht machte fortwährend Grimassen«.
Kurz vor dem 28. Dezember an Overbeck: »Ich selber arbeite eben an einem Promemoria für die europäischen Höfe zum Zwecke einer antideutschen Liga. Ich will das ›Reich‹ in ein eisernes Hemd einschnüren und zu einem Verzweiflungs-Krieg provociren. Ich habe nicht eher die Hände frei, bevor ich nicht den jungen Kaiser, *samt* Zubehör, in den Händen habe.« Am 31. Dezember Beruhigungsbrief an Overbeck; am gleichen Tag an Gast: »Ah, Freund! *welcher* Augenblick! – Als Ihre Karte kam, *was* tat ich da... Es war der berühmte Rubicon...« (III 1350).

1889 *Götzen-Dämmerung, oder: Wie man mit dem Hammer philosophirt. Nietzsche contra Wagner, Akten stücke eines Psychologen* (nicht ausgegeben). *Ecce homo, Wie man wird, was man ist* (noch 2 Korrekturbogen für druckfertig erklärt, dann nicht erschienen; erschien erst 1908 in einer Sonderpublikation).
Am 3. Januar Zusammenbruch auf der Piazza Carlo Alberto.
[Über Ns Krankheit (Krankheiten) s. vor allem die sachkundige und darum vorsichtige Zusammenfassung bei Karl Jaspers, a. a. O. 91ff.; ferner C. A. Bernoulli, a. a. O. II 202ff.; E. F. Podach, »Ns Zusammenbruch«, Heidelberg 1930; und Podach, »Der kranke N, Briefe seiner Mutter an Franz Overbeck«, Wien 1937.
Nach dem Tode von Ns Schwester (1935) fanden sich in der Wohnung derselben unter anderen N-mss. etwa 25 – 30 Rezepte, welche N (wohl in Italien) für sich selbst ausgestellt hatte: eine Deutung dieser Rezepte hat m. W. nicht stattgefunden. Im Nachlaß der Schwester fanden sich ferner Hunderte von Briefen von Ns Vorfahren, deren Inhalte z. T. einige dieser Vorfahren in einem psychologisch so eigenartigen Lichte erscheinen lassen, daß man die durchweg freudige Schilderung der Vorfahren durch Ns Schwester (»Das Leben Fr. Ns«, Leipzig 1895ff, I 3ff.) auch nur mit einigem Mißtrauen zu lesen vermag; vgl. hingegen die ganz anders gearteten Aussagen der Mutter i. d. Nervenklinik zu Basel (Podach, Ns Zusammenbruch, III).]
Zwischen dem 3. u. 7. Januar: Tage der Wahnsinnszettel (vgl. III 1350). Am 5. Januar langer Brief an Jacob Burckhardt (ebd. 1351f.); am Nachmittag des 6. Januar (Sonntag) geht Burckhardt mit diesem Brief zu Overbeck. Am Montag erhält auch Overbeck eine Wahnsinnsepistel: er konsultiert den Basler Psychiater Wille und reist noch am Abend ab. Am Nachmittag des Dienstag ist Overbeck bei N (eindrückliche Schilderung dieser Tage in dem langen Brief Overbecks an Gast vom 15. Januar; bei Bernoulli, a. a. O. II 231ff). Am 9. Januar Reise mit dem Kranken nach Basel; am 10. morgens ebd. Einlieferung in die Nervenklinik. Am 13. Januar kommt Ns Mutter nach Basel. Willes Diagnose: »Paralysis progressiva«. Am 17. Januar reist die Mutter mit dem Kranken (und 2 Begleitern) nach Jena; hier Aufnahme in die Psychiatrische Klinik der Universität (Binswanger).
Ende Januar Publikation der »Götzendämmerung«; im Frühjahr Veröffentlichung von »Nietzsche contra Wagner« als Privatdruck.
In den ersten Junitagen Selbstmord von Ns Schwager in San Bernardino (Paraguay) wegen des wirtschaftlichen Zusammenbruchs seines Kolonial-Unternehmens (Podach, Gestalten um N, 159). Ende 1889 Beginn der abenteuerlichen Heilungsversuche an N durch den »Rembrandt- Deutschen« Langbehn (vgl. Podach, ebd. 178ff.).
1890 Am 13. Mai nimmt die Mutter den Kranken zu sich nach Naumburg. Im Herbst erste Rückkehr der Schwester aus Paraguay; entfaltet eine sehr rege Propaganda für die »Erneuerung Neu-Germanias«.
1891 Frühjahr: erster Eingriff der Schwester in die Ausgabe von Ns Werken; sie verhindert (vorzüglich wegen des »Eselfests«) die Veröffentlichung von Zarathustra IV (Podach, Der kranke N, 111ff.).
1892 Mit Genehmigung der Mutter und nach Absprache mit C. G. Naumann bereitet Gast eine Gesamtausgabe (Neu-Auflage) der bisher veröffentlichten Schriften Ns vor; eine Auswahl aus dem Nachlaß und Vorreden von Gast waren gleichfalls vorgesehen. Im Rahmen dieser Ausgabe erstmalig Zarathustra IV.
Am 2. Juni Abreise der Schwester nach Paraguay. Die Mutter am 3. Juli an Overbeck: »daß Prof. Binswangers Voraussage sich bewahrheitet und unseres Herzenspatienten geistiges Befinden... immer mehr rückwärts geht...« (Podach, Der kranke N, 144).

1893 In den »Kolonial-Nachrichten« erscheint von Paul Ullrich, einem der angesehensten Kolonisten in Neu-Germanien, ein »offener Brief... an Frau Eli verw. Förster...«; Ns Schwester liquidiert ihren Besitz und kommt im September endgültig nach Deutschland.
Gast an Overbeck: »Es trat ein Ereignis ein, bei dem ich und die ganze Nietzsche-Sache in Unruhe geraten mußte: – Frau Dr. Förster ist aus Paraguay zurückgekommen! Da gab es ein paar schlimme Tage, in denen ich am liebsten meine Herausgeberschaft an den Nagel gehängt hätte.« (19. September) »Den Nachlaß habe ich am 23. Oktober der Frau Dr. Förster ausgehändigt, in Leipzig. ›Wer hat Sie denn eigentlich zum Herausgeber gemacht?‹ fuhr sie mich an« (13. November); »kurz, sie (Ns Schwester) hat gar keine ausreichende Vorstellung davon, *wer* ihr Bruder ist, und *was* er will« (17. November); vgl. Bernoulli, a. a. O. II 359 u. Podach, Gestalten um N, 107f.; zu Gasts späterer, so verhängnisvoller Doppelrolle s. Podach, ebd. 108ff; zur Geschichte der ersten N-Ausgaben s. HKG, W, SV, CVIff.3
1894 Der Kranke kann kaum mehr das Haus verlassen. Zu Beginn dieses Jahres veranlaßte Ns Schwester die sofortige Unterbrechung der Gastschen Ausgabe. Im Februar Gründung des ersten »N-Archivs« im Hause der Mutter (mit »musikalischen Abenden«, »Repräsentation« etc.); die Mutter darüber später, am 11. Oktober, an Overbeck: »Das alles paßt nicht in ein Haus, wo ein derartiger Kranker sich befindet.« Im Frühsommer wird Gast von jeder Mitarbeit ausgeschlossen (der einzige damals, der Ns schwer lesbare späte Hand entziffern konnte). Im Herbst zieht die Schwester mit dem Archiv in ein andres, nahe gelegenes Haus. Beginn einer zweiten, auch nicht abgeschlossenen Gesamtausgabe (Fritz Koegel).
1895 Frühjahr: Während einer kurzen Abwesenheit der Mutter läßt die Schwester den Schwerkranken von Curt Stoeving malen; die Bilder werden in Leipzig und Berlin ausgestellt. Die Mutter am 28. März an Overbeck: »Wer weiß, ob Sie beiden besten Freunden (Overbeck und Gast) meines Sohnes nicht auch für dessen Mutter einstehen müssen.«
Publikation von »Der Antichrist« und »Nietzsche contra Wagner«.
Die ersten großen Honorare des Jahres 1894 hatten Ns Mutter eine drückende Sorge abgenommen; es war ihr als Vormünderin möglich geworden, für den kranken Sohn etwas zurückzulegen. Nunmehr bedrängte die Schwester die Vormundschaft, *ihr* die Verwertung der Verlagsrechte des Bruders *ganz* zu überlassen (»nicht zu sparen, sondern im Namen des Bruders angemessen zu repräsentieren«: Adalbert Oehler, Ns Mutter, München 1940, S. 156). Nach qualvollen Wochen gelang es der Schwester Ende Dezember, der unglücklichen Mutter die Unterschrift unter den entsprechenden Vertrag abzunötigen: Ns Schriften wurden das ertragreiche Eigentum der Schwester. Vgl. hierzu den erschütternden Brief der Mutter an Overbeck vom 26. (27.) Dezember (Podach, Der kranke N, 192ff.). Als Entgelt und Sicherheit präsentierte die Schwester eine Summe, von welcher die Mutter erst nachträglich erfuhr, daß es sich um ein Bank-Darlehen handelte (Podach, a. a. O. 200).
Am Kranken zeigen sich Lähmungserscheinungen, die immer häufiger auftreten.
1896 August: Ns Schwester übersiedelt mit dem Archiv nach Weimar. Ns Mutter am 31. Dezember an Overbeck: »Leider kann ich von irgend welcher Verbesserung unserer finanziellen Lage nicht berichten, im Gegenteil scheinen die diesjährigen Einnahmen, kaum die Ausgaben meiner Tochter gedeckt zu haben... so daß eine gütige Bewilligung der Pension äußerst erwünscht wäre« (ebd. 205; zu Ns Ruhegehalt s. Johannes Stroux, Ns Professur in Basel, Jena 1925, S. 103).

1897 20. April: Tod der Mutter. Unvergeßliches Zeugnis der Opferfähigkeit dieser Mutter sind ihre hier schon oft zitierten Briefe an Overbeck; nach den Originalen veröffentlicht von E. F. Podach (»Der kranke N«, Wien 1937). Ns Schwester bringt den Kranken nach Weimar und bezieht mit ihm und mit dem »Archiv« die Villa »Silberblick«, ein Haus, welches eine Schweizer Freundin Ns für diesen erworben hatte. Die unmittelbare Pflege besorgt die treue und erfahrene Alwine, die ehemalige Dienstmagd der Mutter.
1898 Tod Erwin Rohdes.
1899 Beginn einer dritten Gesamtausgabe.4
1900 25. August: Tod Nietzsches.

Intellekts unterworfen, daß es durchaus möglich ist, alles Wesentliche der kantischen Philosophie zu erfassen und sich mit ihm auseinanderzusetzen, ohne von Kants Leben und der Person das geringste zu wissen.

Ganz anders bei Nietzsche. Sein Denken sucht sich nicht einen Augenblick dem Leben zu entwinden und der Antriebe seiner Persönlichkeit zu entschlagen, sondern es ergibt sich und erhebt sich immer neu und immer nur aus der Tiefe beider und ist nur ihr Ausdruck. Die »Objektivität« ist ihm nicht einmal eine Wünschbarkeit, weil sie das Leben, das ihm immer größer ist, aushöhlt; und die »reine Erkenntnis« erweist sich ihm nur als ein Selbstbetrug und eine Erschlaffung der schaffenden Persönlichkeit. Das Leben selbst ist ihm die Wahrheit, und so kann er nicht von ihm abstrahieren, um zur Erkenntnis eines »Wahren an sich« zu kommen. Die höchste Form des Lebens aber ist Nietzsche die schöpferische Persönlichkeit. Er steht damit noch in der Tradition der Forderung Platons, daß der Philosoph als relativ vollkommenster Typus auch die Staatsführung innehaben sollte, aber die Nietzschesche Sicht greift doch wesentlich über diese enge Grenzziehung hinaus; ganz deutlich ist der schaffende Künstler miteinbezogen. Nietzsche war sich seiner Doppelbegabung, seines Doppelwesens als Philosoph und Künstler wohl bewußt, und sein Werk ist in dieser Spannung und teilweise gerade aus dieser Spannung entstanden. Die immer wieder auftauchende Frage, ob Nietzsche überhaupt oder nur beiläufig der Philosophiegeschichte zuzuzählen sei, hat ihren realen Grund letztlich in dieser Ambivalenz der Persönlichkeit Nietzsches.

Alle Erkenntnis, alles Denken und Werk darf und kann für ihn nur Ausdruck der ganzen Persönlichkeit sein und soll zu ihrer Weitung und Steigerung dienen, statt sie zu verflüchtigen und im Reich der Ideen aufzulösen. In dieser blutvollen Lebensnähe und ihrer Subjektivität, die doch der Wirklichkeit unserer Existenz und einer aus dem *ganzen* Daseinsgefühl erwachsenden Wahrhaftigkeit viel tiefer entspricht als alle abstrahierende und stets nur für sich selbst, selten aber vor dem Leben wahrhaftigen Objektivität, liegt die Macht und die Neuartigkeit, liegt der Zauber des Nietzscheschen Werkes.

Wer zum ersten Male, wie wir vor vierzig Jahren, auf ein Buch Nietzsches stößt, spürt sofort, daß hier mehr angefordert wird als der Verstand, daß es hier um mehr geht, als dem Gedanken eines anderen von Voraussetzung zu Folge und von Begriff zu Begriff zu folgen, um zu »Wahrheiten« zu kommen. Er fühlt sich vielmehr in ein ungeheures Kraftfeld geraten, von dem Erschütterungen ausgehen, die weit tieferer Natur sind, als daß man ihnen beikommen könnte mit dem Fangnetz des Verstandes allein. Er wird weniger von Meinungen und Erkenntnissen betroffen als von einem Menschen, der hinter diesen Meinungen und Erkenntnissen steht. Gegen sie wird er sich vielfach zur Wehr setzen, wenn er etwas zu verteidigen hat; aber dem Menschen, der sie ausspricht, und dem Kraftfeld, das er darstellt, wird er sich nie wieder ganz entziehen können. Geht er nur den Meinungen nach, wie sie sich ihm in

herrischen Sätzen entgegenstellen, ja bisweilen ihn förmlich überfallen, so wird er bald das Gefühl haben, in einem Labyrinth zu sein, in dessen vielverzweigten Gängen ihm unermeßliche Reichtümer, aber auch das drohende Gesicht des Menschenopfer fordernden Minotaurus erscheinen. Er wird vor den wahrsten Wahrheiten zu stehen vermeinen, die das Herz der Dinge treffen; aber im nächsten Buche heben sich diese wahrsten Wahrheiten selbst auf, und er fühlt sich nur in einen neuen Gang des Labyrinths gestoßen. Dennoch wird er, wenn er wachen Wesens ist und nicht nur tastenden Verstandes, die Gewißheit nie verlieren, dem Leben und seinem eigentlichsten Gesicht näher zu sein als bei jedem anderen Denker. Was sich ihm mitteilt, in aller Widersprüchlichkeit der Ansichten und der Standpunkte, ist eine tiefere und höhere geistige Macht, die nicht gebunden ist an Standpunkte und Wahrheiten, sondern diese immer wieder unterwindet und überwindet im Dienste einer Wahrhaftigkeit, die kein Gesetz kennt als sich selbst und das ewig strömende, sich verwandelnde und neu schaffende Leben.

Eine solche Wahrhaftigkeit aber ist keine Eigenschaft des sammelnden Wissens und ordnenden Verstandes, so wenig sie ihrer entraten mag, sondern eine der sittlichen Persönlichkeit, der Tapferkeit des Herzens und der Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit des Geistes. Sie muß gelebt und gelitten sein, wenn sie im Denken jene Wucht erhalten soll, die das Werk Nietzsches zeigt. Und weil sie, verbunden mit der größten Empfänglichkeit für alle Möglichkeiten des europäischen Geistes und zugleich ihrer kritischen Durchdringung, verbunden auch mit der Tiefe der Schau in das Wesen des Menschen und prophetischer Hell- und Weitsicht, sich hier in einem Maße zeigt, wie es die Geschichte des abendländischen Denkens nicht ein zweites Mal bietet, geht uns das Leben und Werk Nietzsches so mächtig an, ein Leben und Werk, das unter der Peitsche dieser Wahrhaftigkeit ein einziger, ruheloser Kampf war gegen eine immer mehr in hoffnungslose Verlogenheit verfallende Zeit, gegen das eigene Glück, den Ruhm und selbst das liebende Herz, eine Tat, deren Reinheit und Notwendigkeit von keiner noch so mißverständlichen oder gar furchtbaren Wirkung getrübt und aufgehoben werden kann.

Von diesem Leben, dieser Tat, wollen wir hier berichten. Wir sind allen bekannten und vielen bisher unbekannten Spuren von Nietzsches Leben nachgegangen und haben es auch bis in das Kleinste und Unbedeutendste verfolgt, in dem Bewußtsein, daß es in diesem Leben Unbedeutendes überhaupt nicht gibt. Wir haben sein Bild von den Verzerrungen, Entstellungen und Verfälschungen einer wesensfremden Verehrung wie Polemik zu reinigen versucht. Beide hat es sich in ungewöhnlichem Maße zugezogen und mußte es sich zuziehen, da eine Wahrhaftigkeit, die so vielfältig war und alle Lügen und »Wahrheiten« ihrer Zeit so tief durchstieß, notwendigerweise von Einfältigen mißverstanden und von Nichtwahrhaftigen mißbraucht werden mußte. Wir haben uns bemüht, dies Leben in seiner Eigengesetzlichkeit mit Ehrfurcht und dennoch unbefangen aus der uns gemäßen Distanz nachzuzeichnen. Unser Ziel *war:* alles bisher zerstreut aufgetauchte »Material« über dies Leben zum Bilde zusammenzufassen, um den Menschen, wie wir glauben, daß er gewesen ist, sichtbar und erlebbar zu machen und dabei das von dem Werke freizulegen, was – mit einem Modewort zu sprechen – existentiellen Charakter hat. Dies allein kann für uns und die Zukunft noch wichtig und in mehr als einer Beziehung richtungs-, wenn auch nicht gesetzgebend sein. Das Werk im einzelnen in seinem *ganzen* unausschöpfbaren Reichtum, in seiner ganzen schillernden Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit darzustellen, liegt weder in unserer Absicht noch in unserer Macht, wir hätten uns denn entschließen müssen, es Band für Band abzuschreiben. Was wir geben zu können glauben, ist ein Schlüssel zu

diesem Werk und die Verführung, es zu lesen, mehr und tiefer zu lesen, als es bisher gelesen wird. Die Wirkung Nietzsches ist erst an ihrem Anfang, so anders es manchen erscheinen mag. Wo er einmal bei einer »Wahrheit« verweilte, bis seine Wahrhaftigkeit über sie hinausstieß, gingen seine Nachbeter vor Anker; wo er mit einer Möglichkeit experimentierte, schrieben sie Rezepte, *wo* er haltmachte, um Atem zu neuem Aufbruch zu schöpfen, versanken sie in Schlaf. Bis zu seinem Wesen und seiner eigentlichen Kraft stießen sie nicht vor. Diese aber aufzuzeigen und wiederzugeben ist unser Ziel.

Wir danken auch an dieser Stelle dem Archivar des Nietzsche-Archivs in Weimar, Herrn Max Oehler. Dadurch, daß er uns auch zahlreiche unveröffentlichte Dokumente des Archivs zuerst zugänglich machte, war es möglich, manche bisher umstrittenen Episoden und Probleme im Leben Nietzsches zu klären. Auch stellte er uns in uneigennütziger Weise die Ergebnisse seiner Forschung über Nietzsches Ahnenerbe zur Verfügung und half uns durch wertvolle persönliche Auskünfte und Arbeitserleichterungen. Desgleichen danken wir seinem Assistenten, Herrn Rolf Dempe, für freundlichste Hilfe während unserer Arbeit im Archiv, die noch im Jahre 1943 beendet werden konnte. Der hiermit dargebotene erste Band unserer Nietzschebiographie, die auf drei Bände geplant ist, lag im Frühjahr 1945 fertig gedruckt vor. Bei den Luftangriffen auf Berlin sowie bei dem Zusammenbruch des Naziregimes in Prag wurde die gesamte Auflage mit allen Korrekturabzügen und Manuskriptabschriften vernichtet, erhalten blieb nur das in Schleswig-Holstein verwahrte Manuskript, das wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben.

Auch das Material für die beiden weiteren Bände ist erhalten geblieben, so daß sie in Bälde werden erscheinen können.

Richard Blunck (1953)

I. Die Ahnen

Schon in frühen Äußerungen und bis in seine letzten wachen Tage zeigte sich bei Nietzsche ein ungewöhnlich tiefes Gefühl der Gebundenheit seines Wesens an die Ahnen, ein Gefühl, das seinem trotz allen Konflikten letzten Endes unzerstörbaren Familiensinn entspricht.

Bereits in einem Aufsatz aus dem Jahre 1862 über ›Willensfreiheit und Fatum‹ heißt esB14: »Die Tätigkeit des Menschen aber beginnt nicht erst mit der Geburt sondern schon im Embryon und vielleicht – wer kann hier entscheiden – schon in Eltern und Voreltern.« Ein gut Teil seiner Begabung glaubt dann auch der reife Mann noch ihnen danken zu müssen, wobei freilich zu bedenken ist, wie sehr Dankbarkeit ein Bedürfnis seines Gemüts war, Dankbarkeit und – Geborgenheit in einer nicht zerstörbaren Tradition. Die Verwurzelung, der Halt in der Familientradition, real faßbar im Kontinuum der Generationen, in Menschen, die wirklich gelebt haben – das war die »religio«, deren er nach dem frühen Verlust metaphysischer Bezüge dringend bedurfte. 1861 war er mit Ludwig Feuerbachs Schriften bekannt geworden; ›Wesen des Christenthums‹ und ›Gedanken über Tod und Unsterblichkeit‹ erscheinen sogar auf dem Wunschzettel zum Geburtstag. 1859 war das Werk Darwins ›Über den Ursprung der Arten‹ erschienen und hatte allenthalben die heftigsten Diskussionen ausgelöst. Deutlich sind die Auswirkungen auf die frühen Aufsätze Nietzsches vom Frühjahr 1862 ›Fatum und Geschichte‹B15 und ›Willensfreiheit und Fatum‹. Wenn auch noch jünglingshaft zurückhaltend vorgetragen, enthalten sie doch die erste skeptische Stellungnahme zum

Christentum – und den entschiedenen Griff auf das Ahnenbewußtsein auch im Geistigen, auf ein »psychogenetisches Grundgesetz«, das immer wieder begegnet, so 1881 in der ›Morgenröte‹ (Aph. 540): »Was ist denn Begabung anderes, als ein Name für ein *älteres* Stück Lernens, Erfahrens, Einübens, Aneignens, Einverleibens, sei es auf der Stufe unserer Väter oder noch früher!« Freilich fährt er im klaren Bewußtsein der Unableitbarkeit des Genialen in seiner Einmaligkeit und seinem Wesentlichen sogleich fort: »Und wiederum: der, welcher lernt, *begabt sich selber* – nur ist es nicht so leicht, zu *lernen,* und nicht nur die Sache des guten Willens; man muß lernen *können*!« Die Vorbedingung dazu und zu jeder großen Leistung sieht er immer entschiedener im Geblüt (›Jenseits von Gut und Böse‹ Aph. 213): »Für jede hohe Welt muß man geboren sein; deutlicher gesagt, man muß für sie gezüchtet sein: ein Recht auf Philosophie – das Wort im großen Sinne genommen – hat man nur dank seiner Abkunft, die Vorfahren, das ›Geblüt‹ entscheidet auch hier. Viele Geschlechter müssen der Entstehung des Philosophen vorgearbeitet haben; jede seiner Tugenden muß einzeln erworben, gepflegt, fortgeerbt, einverleibt worden sein.« Und weiter (Aph. 264): »Es ist aus der Seele eines Menschen nicht wegzuwischen, was seine Vorfahren am liebsten und beständigsten getan haben: ob sie etwa emsige Sparer waren und Zubehör eines Schreibtisches und Geldkastens, bescheiden und bürgerlich in ihren Begierden, bescheiden auch in ihren Tugenden; oder ob sie ans Befehlen von früh bis spät gewöhnt lebten, rauhen Vergnügungen hold und dabei vielleicht noch rauheren Pflichten und Verantwortungen; oder ob sie endlich alte Vorrechte der Geburt und des Besitzes irgendwann einmal geopfert haben, um ganz ihrem Glauben – ihrem ›Gotte‹ – zu leben, als die Menschen eines unerbittlichen und zarten Gewissens, welches vor jeder Vermittlung errötet. Es ist gar nicht möglich, daß ein Mensch *nicht* die Eigenschaften seiner Eltern und Altvordern im Leibe habe: was auch der Augenschein dagegen sagen mag.«

Und insonderheit ist der späte Nietzsche überzeugt, daß das Entscheidende, die »moralischen« Kräfte mit dem Geblüt überkommenB16 B17: »Es gibt nur Geburtsadel, nur Geblütsadel. (Ich rede hier nicht vom Wörtchen ›von‹ und dem Gothaischen Kalender: Einschaltung für Esel.) Wo von ›Aristokraten des Geistes‹ geredet wird, da fehlt es zumeist nicht an Gründen, etwas zu verheimlichen; es ist bekanntermaßen ein Leibwort unter ehrgeizigen Juden. Geist allein nämlich adelt nicht; vielmehr bedarf es erst etwas, *das den Geist adelt*. – Wessen bedarf es denn dazu? Des Geblüts.«

Dieser Philosoph, den das größte Mißverständnis lange zum Propheten eines schranken- und bindungslosen Individualismus gemacht hat und der freilich wie keiner vor ihm die *schöpferische* Freiheit des Individuums offenbart hat, dieser Philosoph bekennt im letzten Jahre seines Schaffens (›Götzendämmerung. Streifzüge‹ Aph. 33): »Der Einzelne, das ›Individuum‹, wie Volk und Philosoph das bisher verstand, ist ja ein Irrtum: er ist nichts für sich, kein Atom, kein ›Ring der Kette‹, nichts bloß Vererbtes von ehedem, – er ist die ganze Eine Linie Mensch bis zu ihm selber noch.« Und das Genie ist für ihn (a. a. O. Aph. 47) »das Schlußergebnis der akkumulierten Arbeit von Geschlechtern ... Die guten Dinge sind über die Maßen kostspielig: und immer gilt das Gesetz, daß, wer sie *hat,* ein anderer ist, als wer sie *erwirbt.* Alles Gute ist Erbschaft: was nicht ererbt ist, ist unvollkommen, ist Anfang.« Hier schwingt allerdings noch etwas anderes mit: die Antithese um jeden Preis, wie es der ›Götzendämmerung‹ eigentümlich ist. Unüberhörbar ist Goethes »Was du ererbt von deinen Vätern hast, *erwirb* es, um es zu besitzen«B18 parodiert. Es ist der hundertmal angewandte dialektische Kunstgriff Nietzsches, Zitate umzukehren oder sonstwie zu parodieren. An anderer StelleB19

heißt es: »Für das, was einer ist, haben seine Vorfahren die Kosten bezahlt.« Aus ihrer gesammelten Kraft erwächst dann am Ende das große IndividuumB20 B21: »Alle Tugend und Tüchtigkeit am Leib und an der Seele ist mühsam und im kleinen erworben worden, durch viel Fleiß, Selbstbezwingung, Beschränkung auf weniges, durch viel zähe, treue Wiederholung der gleichen Arbeiten, der gleichen Entsagungen: aber es gibt Menschen, welche die Erben und Herren dieses langsam erworbenen vielfachen Reichtums an Tugenden und Tüchtigkeiten sind – weil ... die erworbenen und gehäuften Kräfte vieler Geschlechter nicht verschleudert und versplittert, sondern durch einen festen Ring und Willen zusammengebunden sind. Am Ende nämlich erscheint ein Mensch, ein Ungeheuer von Kraft, welches nach einem Ungeheuer von Aufgabe verlangt.«

Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, wie stark Nietzsche sein Wesen schon früh, mit der beginnenden Reife, ganz entschieden und geradezu bekennerhaft dann aber in den späteren Jahren der geistigen Vereinsamung von seinem Ahnenerbe bestimmt und bedingt fühlte, freilich nur bestimmt und bedingt, nicht aber begrenzt: »Das Individuum ist etwas ganz *Neues* und *Neuschaffendes,* etwas Absolutes, alle Handlung ganz *sein* eigenB22.« Und in dem Augenblicke, wo die schöpferische Kraft vor ihrer eigentlichen Aufgabe steht, gelten die Sätze aus dem Zarathustra (1883), Kap.: »Von der schenkenden Tugend« 2: »Gefährlich ist es, Erbe zu sein« und Kap.: »Von alten und neuen Tafeln« 12: »Nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern *hinaus!* Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urväterländern! Eurer *Kinder Land* sollt ihr lieben.« Immer aber hält er an der Gewißheit fest, das Gut und die Arbeit der Vorfahren in sich zu bergen, und er bekundet Dankbarkeit dafür, auch dann noch – und gerade dann –, wenn das Erbe als Gefahr empfunden werden müßte, als kontrovers gegen die eigene philosophische Position; aber je extremer diese liegt, je mehr pionierhaft vereinsamt er sich sieht, desto mehr auch ist der Glaube an die Kraft des Erbes eine Notwendigkeit für Nietzsche, und das in diesen Zusammenhängen vorgeführte angebliche Wissen ist um so erstaunlicher, als Nietzsche selbst nur wenig von seinen Ahnen gewußt hat. Er hat sich auch nie sonderlich bemüht, die Geschichte seines Geschlechts zu erfahren. Nur *einer* Familienlegende widmete er lebhafte Aufmerksamkeit und einen unkritischen Glauben, und das hatte eine überraschende Auswirkung zur Folge. Am 5. November 1862 komponierte er zwei KlavierstückeB23: ›Unserer Altvordern eingedenk; zwei polnische Tänze: 1. Mazurka, 2. Aus der Czarda‹. Schon die Monate vorher komponierte er verschiedene Stücke für Klavier »im ungarischen Genre«, das dem Knaben mit dem Slawischen zusammenfloß. Besonders heftig berief er sich dann aber auf diesen offenbar in der Familie gehegten Aberglauben, als seine Abneigung gegen seine deutschen Zeitgenossen einen ersten Höhepunkt erreichte. Seine Schwester berichtet von einer Niederschrift aus dem Jahre 1883B24: »Man hat mich gelehrt, die Herkunft meines Blutes und Namens auf polnische Edelleute zurückzuführen, welche Nietzky hießen und etwa vor hundert Jahren ihre Heimat und ihren Adel aufgaben, unerträglichen religiösen Bedrückungen endlich weichend: es waren nämlich Protestanten. Ich will nicht leugnen, daß ich als Knabe keinen geringen Stolz auf diese meine polnische Abkunft hatte: was von deutschem Blute in mir ist, rührt einzig von meiner Mutter, aus der Familie Oehler, und von der Mutter meines Vaters, aus der Familie Krause, her, und es wollte mir scheinen, als sei ich in allem Wesentlichen trotzdem Pole geblieben. Daß mein Äusseres bis jetzt den polnischen Typus trägt, ist mir oft genug bestätigt worden.« Und am 10. April 1888 schreibt er an Brandes noch bestimmterB25: »Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Nietzky); es scheint, daß der Typus

gut erhalten ist, trotz dreier deutscher Mütter.« Die Schwester fügt dem noch hinzuB26: »Die Familientradition erzählt, daß ein Schlachzize Nicki (phonetisch Nietzky) sich August dem Starken als König von Polen besonders angeschlossen hat und von ihm den Grafentitel erhielt. Als dann der Pole Stanislaus Leszcinski König wurde, verwickelte sich unser mythischer Vorfahr in eine Verschwörung zugunsten des Sachsen und des Protestantismus. Er wurde zum Tode verurteilt, floh mit seiner Frau, die soeben einen Sohn geboren hatte, und irrte mit ihr zwei oder drei Jahre flüchtend in den Kleinstaaten Deutschlands umher, während welcher die Urgroßmutter den kleinen Sohn mit ihrer eigenen Milch ernährte.«

Diese romantische Überlieferung hat sich durch die genauen Forschungen des Vetters Nietzsches, Max Oehlers, über Nietzsches Ahnen, denen wir hier folgen, als völlig unhaltbar erwiesenB27. Abgesehen davon, daß es in der fraglichen Zeit eine Verschwörung zugunsten des Sachsen und des Protestantismus in Polen nicht gegeben hat, war der Urgroßvater Nietzsches, der von etwa 1675 bis 1739 lebte, kein polnischer Schlachzize, sondern der kaiserliche öffentliche Notar und kurfürstliche General-Accis-Inspektor Christoph Nietzsche in Bibra (Kreis Eckartsberga), also ein höherer sächsischer Steuerbeamter. Auch dessen Vater, der ebenfalls Christoph hieß, kennen wir: er war Häusler und Fleischhauer in Burkau in der Oberlausitz.

Die Schwester berichtet auch von einem Dokument, das ein Pole Nietzsche im Winter 1883/84 in Genua oder Nizza besorgt und das den Titel getragen habe »L'origine de la famille seigneuriale de Nietzki«B28. Nietzsche muß hierbei einer der häufigen Stammbaumfälschungen aufgesessen sein, denn das zehnbändige polnische Adelslexikon »Herbarz polski« von K. Niesiecki, Leipzig 1839/48, kennt überhaupt keinen solchen Adelsnamen.

Es besteht zwar die Möglichkeit, daß die Nietzsches (Niczen) aus Böhmen eingewandert sind, und zwar im 16. Jahrhundert, aber nichts weist auf slawische Blutzufuhr hin: die über zweihundert zum Teil bis ins 16. Jahrhundert zurückreichenden direkten Vorfahren Nietzsches tragen ausnahmslos deutsche Namen, auch in der Frauenstammreihe. Der Name Nietzsche selbst kommt in den verschiedensten Formen wie Nietzsche, Nitsche, Nitzke usw. in ganz Mitteldeutschland außerordentlich häufig vor. Er wird von den Sprachforschern zurückgeführt auf den Vornamen Nikolaus, Nick, unter dem Einfluß des Slawischen Nitz, Nitsch gesprochen, oder auf das althochdeutsche nît – Neid, ursprünglich Eifer, Haß.

In Hinsicht auf die angeführten Sätze Nietzsches ergibt eine Untersuchung der Ahnen Nietzsches auf ihre berufliche Herkunft bemerkenswerte Ergebnisse: die Mehrzahl der einzelnen Stammreihen der Ahnentafel mündet aus dem gehobenen Bürgertum – Bauern sind nur wenige darunter – in den Pfarrerstand ein, einige schon sehr früh, und auf der väterlichen Seite im ganzen noch mehr als auf der mütterlichen. Nietzsche entstammte also jener Pfarrhaustradition, die sich durch Heiraten mit Mädchen aus ähnlich gearteten Stammreihen noch verstärkte und die besonders in Schwaben und Sachsen-Thüringen eine Fülle genialer Begabungen hervorgebracht hat, und gerade Dichter- und Denkerbegabungen oder Mischbegabungen aus beiden.

Im einzelnen sieht dieser Übergang aus dem Bürgertum in die humanistisch-pastorale Intelligenz bei den Ahnen Nietzsches zum Beispiel so aus:

Die Nietzsches selbst saßen durch drei Generationen etwa von 1570–1650 zu Burkau in der Oberlausitz. Dann folgt eine Generation von 1650–1706 als Fleischhauer und Häusler ebendort, die nächsten zwei Generationen von 1660–1804

in Bibra, darunter der schon erwähnte höhere sächsische Steuerbeamte. Sein Sohn, Nietzsches Großvater, Friedrich August Ludwig Nietzsche (1756–1826), tritt dann in den Pfarrstand über und stirbt als Superintendent in Eilenburg. Dessen Sohn Ludwig, Nietzsches Vater, wird wiederum Pfarrer und heiratet die Pfarrerstochter Franziska Oehler.

Die Oehlers sind durch sechs Generationen Bürger und Fleischhauer in Greiz (1600-1818). Erst Nietzsches Großvater mütterlicherseits wird Geistlicher; es ist der Pfarrer David Ernst Oehler in Pobles, dem wir noch öfter begegnen werden. Nietzsches Großmutter väterlicherseits, Erdmuthe, die ebenfalls noch ein Stück Lebensweg ihres Enkels miterlebte, ist eine geborene Krause. Die Krauses sind durch vier Generationen (1600-1740) Bürger und Hutmacher in Eger und Plauen, und der Vater Erdmuthes, Christoph Friedrich Krause(1740- 1783), wird wiederum Geistlicher, Archidiaconus in Reichenbach (Vogtland).

Die Mutter ihres Mannes, des Eilenburger Superintendenten, stammt ebenfalls aus einer Pastorenfamilie, sie ist eine geborene Herold. Die Herolds sind schon durch fünf Generationen (1600 bis 1725) Pfarrer gewesen.

Die Mutter des Archidiaconus Krause ist eine geborene Stauß. Ihr Vater war der erste Pfarrer in seiner Familie, die vorhergehenden beiden Generationen (1626-1720) waren Bürger und Tischler in Reichenbach im Vogtland gewesen.

Diese kurze Übersicht zeigt, daß die Ahnentafel Nietzsches ein einleuchtendes Beispiel darstellt für die Behauptung Ernst Kretschmers über die zwar gewiß nicht gewollte, aber darum nicht weniger erfolgreiche Begabtenzüchtung in deutschen Pfarrhäusern, die er folgendermaßen schildertB29: »Da der Bedarf an studierten Juristen und Medizinern in früheren Jahrhunderten sehr klein war, so bildeten die gleichzeitig auch das höhere Lehramt besetzenden Theologen die zahlenmäßig ganz überwiegende Masse der studierten Berufe ... Die Zulassung zu diesem Studium regulierte sich schon im Schüleralter durch eine Reihe recht schwieriger Prüfungen. Es wurde auch eine beständige Begabtenauslese geschaffen, die sowohl die bereits standeszugehörigen Kinder wie die aus anderen Ständen neu hinzukommenden betraf. Und zwar erfolgte diese Begabtenauslese jahrhundertelang fast lediglich unter humanistischen Gesichtspunkten. Das heißt, nur die sprachlichen und logisch-abstraktiven Fähigkeiten gaben den Ausschlag ... Die nach diesem humanistischen Begabtentest ausgesuchten Familien heirateten innerhalb desselben engen landesherrlichen Territoriums ganz vorwiegend untereinander ... Es ist kein Wunder, wenn nun aus dieser im 16. Jahrhundert begonnenen Züchtung im 18. und 19. Jahrhundert eine ganze Reihe berühmter Namen hervorgehen, und zwar von Hochbegabungen, die fast ausschließlich diese einheitliche Prägung des ausgesprochen Sprachlich-Logischen haben, das heißt die als Dichter oder Denker oder als Mischbegabung aus beiden in die deutsche Geistesgeschichte übergehen.«

Auch die hier erwähnte Bodenständigkeit solcher Geschlechter trifft für Nietzsches Ahnen zu. Sie stammen mit ganz wenigen Ausnahmen aus dem engen Raum, der begrenzt wird durch die Orte Langensalza, Sangerhausen, Eisleben, Eilenburg, Zwickau, Plauen, Saalburg, Stadtilm. Dazu kommt noch das 120 km östlich liegende Burkau in der Oberlausitz.

Max Oehler, dem wir, wie gesagt, hier folgen, betont, daß die Bevölkerung dieses mitteldeutschen Gebietes, das eine auffallend große Menge schöpferischer Persönlichkeiten hervorgebracht hat, ein Gemisch mehrerer recht verschiedenartiger germanischer Stämme darstellt, wozu dann noch der slawische Einschlag kommt. »Die fortwährenden neuen Verbindungen haben das Blut des mitteldeutschen Menschen nicht zur Ruhe kommen lassen. Lebhaftigkeit und Eifer, der leicht in

Übereifer ausartet, Unruhe und Neuerungssucht, geistige und seelische Beweglichkeit, Gefühlsüberschwang und Phantasiebegabung, übermäßige Reizbarkeit und Neigung zur Hemmungslosigkeit sind als charakteristische Merkmale der Bevölkerung die Folge.«

Die unvermittelte Schroffheit, mit der in dieser Landschaft die »Rassenzonen« ineinander übergehen, gibt einmal den Boden für eine besonders reiche Genieentwicklung, andererseits ist sie die Ursache besonders starker individueller Spannungen in diesen genialen Menschen, eines affektiven Überdrucks, eines labilen Gleichgewichts und eines rastlosen inneren Getriebenseins, dem intellektuell eine große Reichweite, Vielseitigkeit und Kompliziertheit entspricht, wie es Kretschmer entwickelt.

Auch von diesem seinem so bedingten Reichtum und seiner Gefahr hat Nietzsche ein Bewußtsein gehabt, das er dann freilich etwas gewaltsam auf historische Gestalten projiziert, denen seine Neigung gilt (Jenseits Aph. 200): »Der Mensch aus einem Auflösungszeitalter, welches die Rassen durcheinanderwirft, der als solcher die Erbschaft einer vielfältigen Herkunft im Leibe hat, das heißt gegensätzliche und oft nicht einmal nur gegensätzliche Triebe und Wertmaße, welche miteinander kämpfen und sich selten Ruhe geben, – ein solcher Mensch der späten Kulturen und der gebrochenen Lichter wird durchschnittlich ein schwächerer Mensch sein: sein gründlichstes Verlangen geht danach, daß der Krieg, der er *ist,* einmal ein Ende habe ... Wirkt aber der Gegensatz und Krieg in einer solchen Natur wie ein Lebensreiz und -kitzel *mehr –,* und ist andererseits zu ihren mächtigen und unversöhnlichen Trieben auch die eigentliche Meisterschaft und Feinheit im Kriegführen mit sich, also Selbstbeherrschung, Selbstüberlistung hinzuvererbt und angezüchtet; so entstehen jene zauberhaften Unfaßbaren und Unausdenklichen, jene zum Siege und zur Verführung vorherbestimmten Rätselmenschen, deren schönster Ausdruck Alcibiades und Cäsar (– denen ich gerne jenen *ersten* Europäer nach meinem Geschmack, den Hohenstaufen Friedrich den Zweiten zugesellen möchte), unter Künstlern vielleicht Lionardo da Vinci ist. Sie erscheinen genau in denselben Zeiten, wo jener schwächere Typus, mit seinem Verlangen nach Ruhe, in den Vordergrund tritt: beide Typen gehören zueinander und entspringen den gleichen Ursachen.« Weit mehr aber von seinem eigenen Wesen sagt der folgende Satz ausB30: »Moralen sind der Ausdruck lokal beschränkter *Rangordnung* in dieser vielfachen Welt der Triebe: sodaß an ihren *Widersprüchen* der Mensch nicht zugrunde geht. Also ein Trieb als Herr, sein Gegentrieb geschwächt, verfeinert, als Impuls, der den *Reiz* für die Tätigkeit des Haupttriebes abgibt. Der höchste Mensch würde die größte Vielheit der Triebe haben, und auch in der relativ größten Stärke, die sich noch ertragen läßt. In der Tat: wo die Pflanze Mensch sich stark zeigt, findet man die mächtigen gegeneinander treibenden Instinkte (zum Beispiel Shakespeare), aber gebändigtB31 B32.« »Die Größten haben vielleicht auch große Tugenden, aber gerade dann noch deren Gegensätze. Ich glaube, daß aus dem Vorhandensein der Gegensätze und aus deren Gefühle, gerade der große Mensch, der Bogen mit der großen Spannung, entsteht.«

Vergleicht man innerhalb des geschlossenen Landschaftsraumes, wie wir ihn für die Vorfahren Nietzsches umrissen haben, die Ahnentafeln anderer bedeutender Männer, so kommt man zu dem überraschenden Ergebnis, daß viel mehr bedeutende Persönlichkeiten, als man bisher angenommen hat, blutsverwandt sind, daß in ihren Ahnenreihen immer wieder dieselben Familien auftauchen, allerdings mit einem Sprung um durchschnittlich 200 Jahre, d.h. sechs bis sieben Generationen zurück.

Durch Oehlers Untersuchungen ist eine Ahnengemeinschaft Nietzsches mit folgenden überragenden Männern festgestellt:

1. Mit Richard Wagner, und zwar sind die Mütter blutsverwandt. Der gemeinsame Vorfahr ist der Bürgermeister zu Saalburg südlich Schleiz, Caspar Spörel (Spörl), der von 1530 bis ca. 1600 lebte. Für die Geschichte der Freundschaft zwischen Nietzsche und Wagner und ihres Bruches, die eine so große Rolle im Leben Nietzsches spielte, gibt diese bisher wenig bekannte Tatsache einen zusätzlichen Akzent.

2. Mit dem Dichter Johann Elias Schlegel und dessen Brudersöhnen, den Frühromantikern August Wilhelm und Friedrich Schlegel, auf beiden Seiten väterlicherseits. Der gemeinsame Vorfahr ist der Dresdner Pfarrer Martin Schlegel, der von 1581 bis 1640 lebte.

3. Mit dem Feldmarschall Neithart von Gneisenau, bei beiden väterlicherseits. Der gemeinsame Vorfahr ist der Ratsherr zu Schleiz, Georg Schmidt, der von etwa 1550 bis 1606 lebte.

4. Mit dem Historiker, Natur- und Völkerrechtslehrer Samuel von Pufendorf, bei beiden mütterlicherseits. Der gemeinsame Vorfahr ist der Bürger und Tuchscherer Thomas Hickmann, der von etwa 1570 bis 1635 in Dippoldiswalde lebte.

5. Mit dem Dichter und Kirchenrat Julius Sturm, dessen Mutter ebenso wie Nietzsches Vater von dem Pfarrer Johannes Herold abstammt, der von 1644 bis 1715 in Huteroda lebte.

Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß weitere Forschung auch eine Ahnengemeinschaft Nietzsches mit Goethe ergeben wird. Der Übereifer derartiger Forschungen hat aber bereits zu Nietzsches Lebzeiten zu recht amüsanten Fehlschlüssen und -Identifikationen geführt, so, als im Juli 1887 vom Goethe-Archiv aus plötzlich Nietzsches Großmutter Erdmuthe, geb. Krause, mit Goethes »Muthgen« gleichgesetzt wurde. Die Vermutung zerstob aber rasch, als die Lebensalter der beiden sich als um beinahe eine Generation auseinanderklaffend erwiesen. Nietzsche selber hatte seinen Spaß an der Mystifikation und schrieb darüber recht belustigt an seine Freunde Overbeck und Peter Gast.

Sehen wir uns unter Nietzsches Vorfahren nach besonderen Talenten um, so stoßen wir nicht auf etwas irgendwie Hervorstechendes. Eine gewisse Begabung für Musik zeigt der Vater, wie sie auch in der Familie der Mutter erkennbar ist. Schriftstellerisch ist nur einer der Großväter hervorgetreten, der schon genannte Friedrich August Ludwig Nietzsche, der zunächst Pfarrer in Wolmirstedt, dann seit 1803 Superintendent in Eilenburg war. 1817 wurde er auf Grund seiner Schriften von der Universität Königsberg zum Doktor theol. promoviert. Er starb am 16. März 1826. Nietzsche selbst hat ihn also nicht mehr erlebt und wohl kaum seine Bücher gekannt. Dennoch gehen wir etwas näher auf ihn ein, weil seine Schriften ein verhältnismäßig deutliches geistiges Profil zeigen und die Möglichkeit bieten, nachzuprüfen, wie weit sich in ihnen eine geistige Erbmasse Nietzsches zeigt und wie weit der Satz Nietzsches aus dem Jahre 1886 auf ihn selbst zutrifftB33: »Man ist viel mehr das Kind seiner vier Großeltern als seiner zwei Eltern. Das liegt daran, daß in der Zeit, wo wir gezeugt wurden, die Eltern meistens sich selbst noch nicht festgestellt hatten. Die Keime des großväterlichen Typus werden in uns reif, in unsern Kindern die Keime unsrer Eltern.«

Unter den Schriften dieses Großvaters, dessen Würde und Gelehrsamkeit von seinen Zeitgenossen besonders betont wird, sind zwei bemerkenswert: ›Beiträge zur Beförderung einer vernünftigen Denkensart über Religion, Erziehung, Untertanenpflicht und Menschenliebe‹, Weimar 1804B34, und ›Gamaliel, oder die

immerwährende Dauer des Christentums, zur Belehrung und Beruhigung bei der gegenwärtigen Gärung in der theologischen Welt‹, Leipzig 1796B35.

Die letztere Schrift steht deutlich unter dem Einfluß der zeitgenössischen Aufklärung, reicht aber auch keineswegs darüber hinaus. So befürwortet sie die freie Auslegung des Bibeltextes und die Bibelkritik, weist aber jeden Zweifel an den Grundwahrheiten des Christentums zurück. Eigenartig ist nur – und besonders für diese Zeit – der bildhafte Ausdruck, die Sprachkraft, der scharfe Verstand und eine überdurchschnittliche geistige Leidenschaft und moralische Festigkeit. So heißt es: »Der menschliche Geist ist kein Phlegmatikus, der den ganzen Tag in träger Ruhe auf seinem gepolsterten Sofa sitzt und träumt und schläft, und auch selbst alsdann, wenn er gleich von außen einen ziemlich ernstlichen und unangenehmen Stoß bekommt, nur halb aufwacht, mit den Augen blinzelt, eine noch behaglichere Lage sucht, gähnt und von neuem wieder einschläft. Der menschliche Geist ist vielmehr immer tätig und wirksam wie Gott, sein Vater und Urbild. Er denkt unaufhörlich fort, bearbeitet seine schon vorhandenen Begriffe, ändert seine Vorstellungen um, bildet sie von Zeit zu Zeit immer mehr aus, vermehrt die Masse seiner Kenntnisse, schmachtet nach einem immer helleren und erquickenderen Licht und zerbricht unwillig und mit Kraft und Mut die ehrlosen Fesseln, womit man ihn festhalten und ihn in seinem Fortschreiten und Fortstreben nach Wahrheit hindern will.«

Das ist Geist vom Geiste Nietzsches, ohne daß sein Träger freilich den Mut zu seinen Konsequenzen hat wie der Enkel. Auch des Enkels Überwindungskraft und -lust findet sich hier vorgebildet: »Es steht einem Mann von erhabener Denkungsart gar nicht, wenn er immer seufzt und klagt: Er muß vielmehr ganz gleichgültig sein, muß sich aus seinem Schmerz nichts machen, muß stärker als der Schmerz sein und auch bei den empfindlichsten und härtesten Schlägen des Schicksals nicht tun, als ob ihm etwas Unangenehmes begegnet sei.«

Aus solchem Holze waren die Männer, deren Erbe Nietzsche in sich fühlte, wenn er auch kaum etwas von ihnen wußte, im Gegensatz zu den drei anderen Großelternteilen, denen wir in seiner Kindheit noch begegnen werden.

Unter den sonstigen Vorfahren sind noch einige Männer von überdurchschnittlicher Intelligenz, Unternehmungs- und Schaffenskraft zu nennen, so der Nachfolger Herders in Weimar, der Generalsuperintendent Johann Friedrich Krause, vorher Professor an der Universität Königsberg, ein Bruder der Großmutter Erdmuthe. Ein anderer Krause aus Plauen wird uns als »Gründer des sächsischen Stickereigeschäfts« genannt.

Unter den Oehlers ragt einer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als »kurfürstlich-sächsischer Kammerrat, Erb–, Lehn- und Gerichtsherr auf Frankenhausen und Schiedel« hervor, der Begründer der Textilindustrie in Crimmitschau.

Das evangelische Pfarrhaus jedoch war es, das der Erbmasse Nietzsches das Gepräge gab. Von ihm ist auch seine ganze frühe Kindheit und erste Entwicklung entscheidend bestimmt.

II. Elternhaus und erste Schule

Karl Ludwig Nietzsche, der Vater des Philosophen, war das jüngste Kind des schon mehrfach erwähnten Eilenburger Superintendenten Friedrich August Ludwig Nietzsche und seiner zweiten Frau Erdmuthe, geborene Krause. Bei seiner Geburt am 10. Oktober 1813 war sein Vater schon 57 Jahre alt, die Mutter dagegen erst 35. Der Vater starb in seinem siebzigsten Jahre, am 16. März 1826, als Ludwig

Nietzsche noch nicht 13 Jahre alt war. Die Mutter Erdmuthe überlebte ihren jüngsten Sohn und spielte noch eine bedeutende Rolle in den ersten zwölf Kindheitsjahren Friedrich NietzschesB36.

Karl Ludwig Nietzsche, Friedrich Nietzsches Vater, studierte in Halle Theologie. Er fiel sowohl durch »vorzügliche Leistungen« wie durch »seinen frommen, ernsten, bescheidenen Sinn« auf und machte in der üblichen Zeit seine Examina. Danach war er zuerst Hauslehrer bei einem Hauptmann in Altenburg und dann Erzieher am dortigen herzoglichen Hof. Seine Schülerinnen, die drei Prinzessinnen Therese, Elisabeth, spätere Großherzogin von Oldenburg, und Alexandra, spätere Großfürstin Konstantin von Rußland, bewahrten ihm stets ein freundliches Andenken und unterstützten nach seinem frühen Tode noch seine Witwe. Von seinem Hofdienst behielt er eine Vorliebe für gewählte Kleidung und höfische Manieren, die sich auf seinen Sohn Friedrich übertrug. Seine monarchistische Gesinnung verstärkte sich noch, als er 1842 »auf allerhöchsten Befehl« von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV., der ihn durch den Altenburger Hof kennengelernt hatte, die Pfarrstelle im Dorfe Röcken bei Lützen erhielt und sich mit seiner Mutter Erdmuthe und seinen beiden Schwestern Auguste und Rosalie einen eigenen Haushalt gründen konnte.

Bei seinen Antrittsbesuchen in den benachbarten Pfarreien kam der hochgewachsene, schlanke, braunäugige Mann auch in das eine Stunde von Röcken entfernte Pobles zu seinem Amtsbruder David Ernst Oehler. Hier fiel der junge Röckener Pastor auf durch seine »superfeinen schwarzen, glänzenden Tuchkleider, deren man in dieser Feinheit gewiß nur bei Hofe trägt«. Unter den elf Kindern dieser echten und rechten Landpastorenfamilie stach ihm sehr bald das sechste, die am zweiten Februar 1826 geborene, damals also siebzehnjährige Franziska, das Fränzchen, in die Augen. Als alte Frau hat sie selbst in ihrem lebendigen, unbekümmerten und ungekünstelten Stil ihre Erinnerungen an diese Zeit niedergeschrieben. »Bei fröhlichem Geplauder wurde Kaffee getrunken, sodann der Herr Pastor, uns als Klavierspieler schon bekannt, zu phantasieren animiert, was er an diesem Tage mit besonderer Meisterschaft ausführte. Darauf gingen wir in den Garten, wo er sich von mir einen Strauß erbat, auch einen Stengel Dill, den er so gern rieche ...«

So spann sich das Biedermeieridyll weiter, und nach einer schicklichen Verlobungszeit fand am dreißigsten Geburtstag Ludwig Nietzsches, am 10. Oktober 1843, die Hochzeit in Röcken statt. Der sonst sehr gemessene, eher etwas feierliche junge Ehemann bewies hierbei ein übermütiges Temperament. Er hielt »an die Versammelten eine Dankesrede, wollte aber auch, daß dabei sein Frauchen neben ihn in die um einige Stufen höhere Haustür trat. Mit Parforce öffnete er daher die sonst nie offene, wohl etwas verquollene andere Hälfte der Flügeltür, wobei das ganze untere Fach ausbrach«.

Nach der Hochzeitsreise zu den Verwandten Ludwig Nietzsches in Plauen, deren Liebling der junge Pastor, seiner Mutter Jüngster, war, begann dann der Alltag in Röcken, der für Franziska Nietzsche nicht ganz einfach war. Das Hauswesen, in das sie hier eintrat, unterschied sich trotz aller äußerlicher Ähnlichkeiten wesentlich von ihrem väterlichen in Pobles. Ihr Vater David Oehler, also der Großvater Friedrich Nietzsches mütterlicherseits, war ein ganz anderer geistlicher Typ als der Großvater Nietzsche, von dem wir schon sprachen. Er hatte als Sohn eines armen Webers in Zeitz eine harte Jugend, bis er Pfarrer in Pobles wurde, was er dann bis zu seinem Tode im 72. Lebensjahr blieb. Kurz nach Übernahme seiner Pfarrei machte er eine vorzügliche Partie: er heiratete die Tochter Wilhelmine des Rittergutsbesitzers auf Wählitz und kurfürstlich-sächsischen Finanzkommissars Hahn, der ein so

wohlhabender Mann war, daß er seiner Tochter Equipage, Kutscher und Köchin mit in die Ehe geben konnte. Dieser Ehe entwuchsen elf Kinder, deren sechstes, wie gesagt, Franziska war. Die Oehlers waren im allgemeinen ein langlebiges und fruchtbares Geschlecht von großer Vitalität. Aber es gab auch Ausnahmen, über die schon P. J. Möbius zu berichten wußteB37: »... daß einige Geschwister der Frau Nietzsche geistig abnorm gewesen seien; insbesondere soll sich eine Schwester getötet haben, eine andere wahnsinnig geworden sein. Hinzugefügt wird, daß sich im Sommer 1901 auch bei dem achtundsechzigjährigen Bruder eine geistige Störung entwickelt habe. Ferner hat Frau Pastor selbst einmal angegeben, einer ihrer Brüder sei in einer ›Nervenheilanstalt‹ gestorben ... Frau Dr. Förster ... erwiderte, sie wisse nichts von Geisteskrankheit, es müße ein Irrtum vorliegen, nur soviel sei richtig, daß ein Teil der Geschwister Oehler ›etwas Sonderlingartiges‹ gehabt habe, und daß eins etwas melancholisch gewesen sei.« Frau Dr. Förster verleugnete hier, was sie auch bei der Herausgabe der Briefe Nietzsches an seine Mutter unterdrückt hatte. Zum Tode seines Onkels Pastor Theobald Oehler im Sommer 1881 hatte er ihr geschriebenB38: »Er war ein so sanftmüthiger und braver Mensch, unser Theobald, streng gegen sich und doch kein Fanatiker; ich hielt ihn für den besten unter den Oehlers. Wer weiß, ob nicht an seinem Nervenleiden, noch mehr als seine Theologie, die Quacksalberei seines Schwiegervaters den Hauptanteil hat. Er hat den Tod dem Irrenhause vorgezogen und wahrscheinlich klug daran getan. Wir werden immer seiner mit Rührung gedenken.« Daraufhin wurde er von der Mutter zurechtgewiesen und formulierte wenige Tage (am 13. Juli 1881) später neuB39: »Ja so klingt es wahrscheinlicher: der arme Theobald hat im Zustande der Gemütserregung ein Bad nehmen wollen (um sich zu beruhigen) und dabei traf ihn der Schlag. Das kommt oft, oft vor.«

Und im folgenden Jahr findet sich im Brief vom 21. März 1882 an Paul Rée sogar die InterpretationB40: »Denken Sie im vorigen Sommer einer meiner nächsten Verwandten von einem solchen Anfall im Bade überrascht wurde und weil zufällig niemand in der Nähe war ertrank.« Ein peinliches Familienunglück als »Hirnschlag« oder ähnliches zu deklarieren, auf dieses Denkmodell einige Jahre später im Falle ihres Bruder zurückzugreifen, lag für Frau Förster nahe!

Der Pfarrhof in Pobles, abseits vom Dorf auf einer Höhe frei gelegen mit einem Ausblick über den riesigen Obstgarten hin auf die Schlachtfelder von Leipzig, Lützen und Großgörschen, wurde später der Schauplatz vieler Ferienwochen des Knaben Friedrich Nietzsche. Er glich mit Ställen, Schuppen, Scheunen und Backhaus mehr einem Bauernhof als einem weltabgewandten Pfarrhaus. Und der Pfarrer von Pobles war bei aller echten Frömmigkeit auch keineswegs ein Stubenhocker oder gar ein pietistischer Mucker wie viele seiner Zeit. Um seine große Kinderschar satt zu kriegen und seiner Freude an Geselligkeit genügen zu können, betrieb er selbst mit zwei Pferden, Kühen und Schweinen die zu seiner Pfarrei gehörende Landwirtschaft, ritt auch mit dem Reitknecht hinter sich auf die Jagd und verschmähte sogar ein Spiel mit den Gutsbesitzern der Nachbarschaft nicht. Frisch, männlich, energisch, dabei gescheit und nicht ohne Humor schaut uns sein Porträt an. Neben seinem Beruf hatte er die lebhaftesten geistigen Interessen: er spielte selbst Klavier und veranstaltete mit Kindern und Gästen Hausmusik, wobei sogar Werke wie Haydns ›Schöpfung‹ aufgeführt wurden. Ein ausgesprochener erzieherischer Trieb, wie ihn auch Friedrich Nietzsche von Anfang an zeigt, richtete sich besonders auf seine vielen eigenen Kinder, die vor ihm wie vor der Mutter den größten Respekt hatten und ihnen aufs Wort gehorchten. Seine besondere Freude war eine ungewöhnlich große Bibliothek mit wertvollsten Werken durchaus nicht nur theologischer Natur.

Hier dürfte der lesehungrige Schüler Friedrich Nietzsche an einem Ferientage zum ersten Mal einen Band Stifter aus dem Schrank genommen haben, um ihn in einem stillen Winkel des Obstgartens unter dem Rauschen der Rüstern, die den Hof gegen das Dorf abgrenzten, in sich aufzunehmen.

Kein Wunder, daß David Ernst Oehler bei so vielerlei Interessen seinen Vorgesetzten nicht als ein so mustergültiger Pfarrer galt wie sein Amtsbruder Nietzsche, wenngleich ein ernster Tadel gegen ihn nicht zu erheben war. In einer »Conduite« seines Superintendenten Förster vom Jahre 1838 heißt es: »Über seinen Charakter kann ich nichts Nachteiliges sagen. Als Prediger traut er sich zu viel zu; denn er extemporiert, und zwar nicht glücklich. Seine Kenntnisse zu erforschen, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt. Mit seinen Kindern zugleich pflegt er auch andere Kinder zu unterrichten, und das füllt seine meiste Zeit aus. Ist er auch nicht kalt, so könnte er doch wärmer sein. An der rechten Pastoralklugheit hat er es wohl bisweilen fehlen lassen. Eine gewisse, ihm eigene Austerität stößt mehr ab als sie anzieht, doch wissen die, welche ihn kennen, daß er es damit nicht böse meint ... Gegen seinen Wandel ist nichts einzuwenden. Die Gemeinde ist ihm nicht recht zugetan. Doch mußte ich es unlängst bei einer Lokalrevision einigen Sprechern verweisen, eine vor mehreren Jahren zur Kenntnis des hochwürdigen Consistorii gekommene verdrüßliche Streitsache (bloß infolge unbedachtsamer Äußerungen von der Kanzel) recht absichtlich aufzufrischen und ihn dadurch zu kränken.«

Es scheint also, als ob der Pastor Oehler ein temperamentvoller Mann gewesen ist, dem nicht immer die milde Gelassenheit seines Berufes zu Gebote stand. Aber er muß dieses jähe Temperament auch selbst gekannt und bekämpft haben. Dafür spricht eine Mitteilung, die wir aus Aufzeichnungen seines Sohnes Oskar Ulrich entnehmen: »War Vater über etwas ärgerlich, dann sprach er nicht viel darüber, sondern schrieb es nieder: meist auf Zetteln ließ er allen Ärger, alle Bitterkeit aus. Er pflegte dann zu sagen: ›Das Papier ist geduldig, das läßt sich viel und alles gefallen.‹ Dann aber legte er selbst das Schriftstück fein säuberlich an ein verborgenes Plätzchen in seinen Schreibtisch. Da lag es lange gut und ward nicht abgeschickt.« Wir werden später sehen, daß sich diese starken Zornesaufwallungen und dieselbe Gepflogenheit, sie abzureagieren, bei seinem Enkelsohn Friedrich Nietzsche wiederholen, ohne daß dieser von des Großvaters Art gewußt haben wird.

Rang auch der Pfarrer Oehler die Ausbrüche seines aufbrausenden Temperaments und seiner ungeistlichen Kampflust nieder, so war das doppelt nötig, weil seine Frau Wilhelmine ebenso leidenschaftlicher Natur war und ihrer Heißblütigkeit durchaus freien Lauf ließ. »Sie glich«, schreibt ihr Sohn, »zuweilen einem Pulverfäßchen, das leicht explodiert; aber nach der Explosion fühlte sie sich eben erleichtert, und es war alles wieder gut.« Von ihren Enkelkindern erbte diese Eigenschaft im höchsten Maße Nietzsches Schwester Elisabeth, nur daß sie auch noch unversöhnlich war. Im übrigen möchte die Unbeherrschtheit der Großmutter Oehler mitbegründet gewesen sein in zwei körperlichen Gebrechen, deretwegen sie im Elternhause gewiß etwas mehr verwöhnt wurde, als es damals in der Kindererziehung üblich war: sie hatte seit ihrer Kindheit ein verkürztes Bein infolge eines Unfalls, der durch die Unvorsichtigkeit ihres Kindermädchens herbeigeführt worden war, und ihr eines Auge war durch die Pocken erblindet. Diese Schwächen hinderten sie aber keineswegs, ihrem Haushalt in Pobles auf das rüstigste und energischste vorzustehen und alle ihre elf Kinder in blühender Gesundheit aufzuziehen. Unermüdlich schaffte und wirtschaftete sie; dabei hatte sie nicht viel Zeit für Zärtlichkeiten gegen ihre Kinder. Wohl aber wachte sie mit einem gesunden Menschenverstand über ihnen und hatte durchaus Sinn für das Besondere an jedem,

wie sie denn überhaupt eine gescheite Frau gewesen sein muß, die mit Scharfblick zu beobachten verstand und »das Beobachtete auch in ihrer Art ganz einzig wiederzugeben wußte« – eine Gabe, die auch ihre Tochter Franziska besaß. Wie ihr Mann und ihre Kinder von blühender Gesundheit, hielt sie nichts von der Medizin, so daß ein befreundeter Arzt der Gegend zu sagen pflegte: »Wenn man als Doktor von euch leben wollte, müßte man mit Hundefuhrwerk bis Bautzen fahren.« Fehlte einmal jemandem etwas, so wurde er mit Kaltwasser, Prießnitzpackungen und Umschlägen kuriert, ja, der Pastor Oehler galt in der ganzen Gegend als der Wassermann, den man noch um Rat fragte, wenn die Ärzte einen Kranken schon aufgegeben hatten.

Diese Abneigung gegen alle akademische Medizin übernahm Franziska ebenfalls von ihren Eltern, wie die Freude an der Natur, am Frühaufstehen und an körperlichen Übungen. So war sie noch ein rechter Wildling, als sie mit noch nicht einmal achtzehn Jahren den Pastor Nietzsche in Röcken heiratete. Sie war hübsch, bis auf die etwas zu große und zu eckige Stirn, und hatte große braune Augen, die noch ganz kindlich und sehr naiv in die Welt sahen. Ihre Bildung war mangelhaft, wie es damals bei den Töchtern in den Pfarrhäusern die Regel war. Ihr sehr anschauliches und lebendiges Deutsch ermangelte der grammatischen und orthographischen Sicherheit, vom Lateinischen und Französischen kannte sie nur einige Brocken, die sie halb spielerisch aufgeschnappt hatte; aber sie war eine gute Kopfrechnerin, hatte einen unverbildeten gesunden Menschenverstand, praktischen Sinn und ein gutes Gedächtnis. Von früh an vom Vater, der selber »verstand, meisterhaft vorzutragen und eine herrliche Gabe hatte, Personen oder Begebenheiten plastisch und drastisch darzustellen«, zur Poesie und allerhand harmlosen Theaterspielen herangezogen, trug sie mit wohllautender Stimme Gedichte vor. Vor allem aber war sie in Gehorsam und Bescheidenheit erzogen und von einer unbeirrbaren Frömmigkeit, die ihr neben einer natürlichen Anpassungsfähigkeit über alles im Leben hinweghalf.

So vermochte sie sich auch ohne allzu große innere und äußere Schwierigkeiten in den Haushalt ihres mehr als zwölf Jahre älteren Mannes einzufügen, obwohl dieser Haushalt eine ganz andere Atmosphäre als der Pobleser hatte; und zunächst bestand ihre eigentliche Aufgabe kaum in etwas anderem, als eben sich einzufügen; denn sie kam in einen bereits festgefügten Haushalt.

Ludwig Nietzsche hatte seine Mutter Erdmuthe in sein Haus genommen, und die vornehme, stille, etwas kränkliche alte Dame mit dem feinen, blassen Gesichtchen, den schönen dunklen Augen und den kohlschwarzen Haaren, die bis ins höchste Alter nicht grau wurden, war die eigentliche Hausherrin, nach deren Wünschen sich alles richtete.

Die Wirtschaft im Hause besorgte mit dem alten erfahrenen Mädchen Mine die Stiefschwester Ludwig Nietzsches, die »herzensgute« Auguste, während seine Schwester, Rosalie, sich mehr geistlichen Angelegenheiten widmete, caritativen und kirchlichen Dingen nachging und sich sogar soweit für Politik interessierte, daß sie – für Damen der damaligen Zeit etwas ganz Ungewöhnliches – die Berliner »Vossische Zeitung« las. Sie kränkelte stets und war sehr reizbar. Schon in der Verlobungszeit hatte sie das Fränzchen in Verlegenheit gesetzt, als sie ihr erzählte, sie könne die schöne Aussicht vom Boden des Pfarrhauses ihrer Nerven wegen nicht genießen. »Das Wort *Nerven«,* erzählt Fränzchen, »hatte ich nie gehört, ich kam mir ganz dumm vor, nicht zu wissen, was das sei. Als eben unsere Gäste fort waren, erzählte ich Mütterchen das Gespräch mit Fräulein Nietzsche und frug, was das eigentlich wäre ›Nerven‹. Mütterchen wußte für den Augenblick auch keine rechte Antwort zu geben und meinte, ›ich glaube, das ist so eine allgemeine Schwäche‹.«

Aber das Naturkind Franziska fand sich mit Takt in diese städtische und etwas morbide Atmosphäre. Sie sah mit Bewunderung zu den drei Frauen auf, wenn ihr auch Rosalie mit ihrer reizbaren Nervosität das Leben nicht leicht machte. Kam es dann einmal zu Auseinandersetzungen, bei denen ihr Temperament mit ihr durchging und ihr Eigenwille sich behaupten wollte, so wurde ihr sensibler Mann davon so mitgenommen, daß er sich in sein Studierzimmer zurückzog und Essen und Trinken verweigerte. Das genügte, um die junge Frau, die ihn liebte und bewunderte, zum Schweigen und Einlenken zu bringen. Im übrigen war sie glücklich, wenn ihr Mann sie gelegentlich ihrer Tatenlosigkeit entriß und mit ihr reiste, etwa nach Dresden, in die sächsische Schweiz oder zu den Verwandten. Als dann die Kinder kamen, begann sich ihr Leben auch zu erfüllen.

Ein Jahr nach der Hochzeit, am 15. Oktober 1844, gebar die noch nicht neunzehnjährige Frau nach normaler Schwangerschaft einen gesunden Sohn. Der sehr glückliche Vater gab dem Knaben, da er gerade am Geburtstag seines verehrten Königs geboren war, dessen Namen *Friedrich Wilhelm.* Bezeichnend für seine etwas überschwengliche Art und seinen Stil ist der Schluß seiner TaufredeB41: »Du gesegneter Monat Oktober, in welchem mir in den verschiedenen Jahren alle die wichtigsten Ereignisse meines Lebens geschehen sind, das, was ich heute erlebe, ist doch das Größeste, das Herrlichste, mein Kindlein soll ich taufen! O seliger Augenblick, o köstliche Feier, o unaussprechlich heiliges Werk, sei mir gesegnet im Namen des Herrn! – Mit dem tiefbewegtesten Herzen spreche ich es aus: nun so bringet denn dies mein liebes Kind, daß ich es dem Herrn weihe. Mein Sohn, Friedrich Wilhelm, so sollst Du genennet werden auf Erden, zur Erinnerung an meinen königlichen Wohltäter, an dessen Geburtstag Du geboren wurdest.«

Dieses Pathos erschien sogar seinem vorgesetzten Konsistorialrat »etwas zuviel«, sonst aber heißt es in seiner »Conduite«: Ein liebenswürdiger, für sein Amt erwärmter Mann und wohlbegabter Katechet und Prediger.

Das frühe Taufdatum – 24. Oktober – erzwang der Vater, obwohl die Mutter noch bettlägerig war und nicht teilnehmen konnte, weil es sein eigener Tauftag war.

Außer seinen Amtsaufgaben war er leidenschaftlich der Musik ergeben und verstand meisterhaft am Klavier zu phantasieren. Wie das starke Pathos scheint ihm auch ein Hang zum Fanatismus eigen gewesen zu sein. So griff er bald nach seiner Heirat mit Leidenschaft die Gedanken Hahnemanns und dessen homöopathische Heilmethoden auf. »Mein Ludwig hat sich jetzt eine homöopathische Apotheke zukommen lassen«, schreibt seine Frau in ihrem Tagebuch, »wo er nun alles damit kurieren will, was nur krank heißt; ich habe mich aber ausgeschlossen von seiner Kur, da ich doch mir, so mir etwas fehlt, sicherlich zu helfen weiß durch Wasser.«

Der Kindersegen schien sich fortsetzen zu wollen. Am 10. Juli 1846 wurde den beiden eine Tochter geboren, die nach einer der fürstlichen Schülerinnen des Vaters *Elisabeth* getauft wurde, und am 27. Februar 1848 ein zweites Söhnchen, das den Namen *Joseph* erhielt.

Die besondere Liebe des Vaters aber galt seinem Ältesten, der gut gedieh. Nur sprechen wollte er nicht zur rechten Zeit, doch ergab sich auch dies sehr bald, als der erfahrene Hausarzt, der Rosaliens wegen oft kam, die Mutter darauf aufmerksam machte, daß sie zu sorgsam auf jedes Zeichen des Söhnchens achte und ihn so der Notwendigkeit überhebe, den Mund aufzumachen.

Der Vater beschäftigte sich in seiner freien Zeit gern mit seinem Ältesten, als er erst ein wenig sprechen konnte. Der Sohn störte ihn auch nicht in seinem Studierzimmer, wenn er dem Vater »still und gedankenvoll«, wie die Mutter schreibt, bei der Arbeit zusah. Ganz hingerissen war das Kind aber, wenn der Vater am

Klavier saß und phantasierte. Schon als Einjähriger richtete sich der kleine Fritz, wie ihn alle nannten, dann in seinem Wagen auf, horchte mäuschenstill und wandte kein Auge vom Vater. Sonst jedoch war er keineswegs immer ein artiges Kind in den ersten Jahren. Wenn etwas nicht nach seinem Kopfe ging, warf er sich rücklings zu Boden und strampelte vor Wut mit den Beinen. Aber der Vater muß hiergegen sehr energisch vorgegangen sein; denn wohl blieb der Knabe noch lange eigensinnig und widersetzlich, wenn man ihm etwas verwehrte, was er wünschte, aber er begehrte dann nicht mehr auf, sondern verzog sich wortlos in eine stille Ecke oder auf das Örtchen, wo er seinen Zorn mit sich selbst austrug.

Alle Zeugnisse des reiferen Nietzsche zeigen, daß er aus diesen ersten Kinderjahren eine tiefgehende seelische Gebundenheit an den Vater mit ins Leben nahm, eine Gebundenheit, welcher er sich an entscheidenden Punkten seiner Entwicklung immer wieder bewußt wurde, und die weit stärker und innerlicher war als die animalischere Gebundenheit an die Mutter. Aus ihr heraus und aus dem, was er von seinem Vater mehr gehört hat, als er selbst weiß, schafft er sich dann ein stilisiertes Bild, wie es sich zum Beispiel in einem Brief an Overbeck vom 14. 9. 1884 ausspricht, in dem er von dem Mitleid als seiner größten Gefahr sprichtB42: »Vielleicht die böse Konsequenz der *außerordentlichen* Natur meines Vaters, den alle, die ihn kannten, mehr zu den ›Engeln‹ als zu den ›Menschen‹ gerechnet haben.« Und noch gesteigerter im ›Ecce homo‹B43: »Ich betrachte es als ein großes Vorrecht, einen solchen Vater gehabt zu haben: es scheint mir sogar, daß sich damit alles erklärt, was ich sonst an Vorrechten habe, – das Leben, das große Ja zum Leben *nicht* eingerechnet. Vor allem, daß es für mich keiner Absicht dazu bedarf, sondern eines bloßen Abwartens, um unfreiwillig in eine Welt hoher und zarter Dinge einzutreten: ich bin dort zu Hause, meine innerste Leidenschaft wird dort erst frei.«

Im Jahre 1848 fand die Idylle im Pfarrhaus ein jähes Ende. Die Revolution hatte in das abgelegene Dorf zwar nur ihre letzten Wellen geworfen, der vierjährige Knabe sah von ihr nichts als einige Wagen mit singenden Burschen und Fahnen, aber den königstreuen Vater erschütterten die Ereignisse heftig. Als er in der Zeitung las, daß der König sich mit der Kokarde der Revolution am Hute seinem Volke in Berlin gezeigt hatte, brach er in Tränen aus und zog sich stundenlang in sein Arbeitszimmer zurück. Dann aber verbot er den Seinen, jemals über die Sache wieder mit ihm zu sprechen. Doch ging das Leben in Röcken unverändert weiter, bis der Vater Ende August erkrankte und am 30. Juli des folgenden Jahres 1849 seinem Leiden erlag.

Über die Art dieser Krankheit ist, insonderheit bei dem Streit über die Ursachen von Nietzsches geistigem Zusammenbruch *im* Jahre 1889, viel gefabelt und gestritten worden. Als 1890 von Ola Hansson nach einer Mitteilung von Professor Heinze zuerst behauptet wurde, Nietzsches Geisteskrankheit sei erblich gewesen und sein Vater schon an ihr gestorben, trat die Mutter Nietzsches dem sofort leidenschaftlich entgegen: ihr Mann habe sein »Gehirnleiden durch einen Sturz von einer steinernen Treppe bekommen, war aber auch *nie* irrsinnig« (an Carl Fuchs am 6. 11. 1890). Wenige Tage vorher bezeichnet sie dieses Gehirnleiden Gast gegenüber als »Gehirnerweichung«. Die Behauptung, daß der Sturz von der steinernen Treppe des Hauses die Ursache des Leidens gewesen sei, hat ihre Tochter Elisabeth dann in zahlreichen Veröffentlichungen stets wiederholt. Wahr hieran ist zweifellos, daß Ludwig Nietzsche in der Tat an einer Gehirnerweichung gestorben ist, die nicht erblich ist, ganz abgesehen davon, daß die Erkrankung, jedenfalls greifbar, ja erst fast vier Jahre nach der Geburt des Sohnes eintrat. Freilich berichtet Möbius, die Mutter habe dem Hausarzt Gutjahr gegenüber geäußert, Ludwig Nietzsche habe schon *vor* der Erkrankung »seine Zustände« gehabt. Er sei

von Zeit zu Zeit im Stuhle zurückgesunken, habe nicht gesprochen, starr vor sich hingesehen und hinterher von dem ganzen Anfalle nichts gewußt. Möbius deutet dies als kleine epileptische AnfälleB44.

Gegenüber diesen vagen Angaben halten wir uns hier an zwei Zeugnisse, die unmittelbar nach dem Tode Ludwig Nietzsches niedergeschrieben sind. Das eine stammt von Friederike Dächsel, einer Stiefschwester Ludwig Nietzsches, aus einem Brief an ihren Stiefsohn August vom August 1849, das andere ist eine Niederschrift des Superintendenten Wilke, des Vorgesetzten des Verstorbenen, vom 19. März 1849, also noch während der Krankheit entstanden. In dieser letzteren heißt es: »Seit vorigem Herbst an Nervenabspannung und Gehirnaffektion krank, so daß er anfangs der Hülfe, später der völligen Vertretung durch Amtsbrüder bedurft hat. Schon früher würde ich pflichtschuldige Anzeige hiervon erstattet haben, wenn nicht einerseits man in der ersten Hälfte der Zeit von Woche zu Woche neue Kräftigung des Kranken, in der zweiten aber, da bedenkliche Krampfanfälle hinzugetreten waren und das Übel zur *Gehirnerweichung* sich ausgebildet haben soll, – ebenso von Woche zu Woche selbst nach ärztlichem Urteil seine Auflösung erwartet hätte«; andererseits sei jetzt wieder eine schwache Hoffnung auf Besserung.

Friederike Dächsel schreibt, der Tod sei am 30. Juli, früh 5 Uhr 49 eingetreten. »Sein Kopf ist geöffnet worden, und es hat sich bestätigt, daß er an einer Gehirnerweichung gestorben ist, welche schon ein Viertel seines Kopfes eingenommen hatte.« Gehirnerweichung war die Diagnose, die auch der behandelnde Arzt Oppolzer aus Leipzig gestellt hatte. Den 30. Juli als Todestag gibt auch der Superintendent Wilke in seinem Abschlußbericht vom 3. August 1849 an.

Von einem Sturz von der Treppe wissen diese beiden Berichte nichts, davon erzählt auch Friedrich Nietzsche selbst in seinen frühen autobiographischen Aufzeichnungen von 1858 und 1861 nichts. Er schreibt vielmehr über die Zeit August bis September 1858B45: »Im September 1848 wurde plötzlich mein geliebter Vater gemütskrank«, was seine Schwester in der ersten Veröffentlichung dieser Aufzeichnung, in dem im Jahre 1895 erschienenen ersten Band ihrer großen Nietzsche-BiographieB46, folgendermaßen geändert hat: »Im September 1848 wurde plötzlich mein geliebter Vater infolge eines Sturzes bedeutend krank.« Angesichts einer so bedenkenlosen Quellenfälschung könnte man allerdings geneigt sein anzunehmen, daß der Nachwelt eine Fable convenue über den Tod des Vaters aufgezwungen werden sollte, und daß der Bekundung der Mutter über die »Zustände« ihres Mannes vor der eigentlichen Erkrankung und der Wilkes über die der Gehirnerweichung vorausgehende »Nervenabspannung und Gehirnaffektion« größeres Gewicht beizulegen ist.

Nach einer mündlichen Mitteilung von Max Oehler in Weimar hat die Sektion des Kopfes eine Geschwulst im Gehirn aufgezeigt; es könnte sich also auch um einen Hirntumor gehandelt haben, der auch die voraufgehenden »Zustände« verursacht hätte, jedenfalls um eine organische Erkrankung, wie dies auch der Arzt in Pforta in Nietzsches Krankengeschichte behaupteteB47. All dies schließt auch einen Sturz von der Treppe nicht aus, der aber als kurzer Schwindelanfall bereits ein Symptom und nicht die Ursache der Krankheit gewesen sein könnte. Aber es besteht noch eine weitere Möglichkeit: sechs Jahre nach dem frühen Tod Ludwigs starb im Sommer 1855 seine um einige Jahre ältere, stets kränkelnde Schwester Auguste, acht Monate nach ihr die ebenfalls dauernd kränkelnde Großmutter Erdmuthe; am 3. Januar 1867, im Alter von 55 Jahren, starb Rosalie an einem schweren Lungenleiden: die ganze Lungenhälfte soll von der Krankheit aufgezehrt worden sein. War da möglicherweise Ludwig Nietzsche das erste Familienopfer dieser

»modernen« Volksseuche, starb er an einer Gehirntuberkulose, »welche schon ein Viertel seines Kopfes eingenommen hatte«? Das sind aber alles keine vererbbaren Krankheiten, von hier, von der Familie Nietzsche aus gibt es keinen direkten Zusammenhang mit Nietzsches geistigem Zusammenbruch 1889.

Die erwähnte eigene Aufzeichnung Nietzsches beruht auf einer Rückfrage bei der Tante Rosalie. In einem Entwurf zu einem Lebenslauf vom Mai 1861 schreibt Nietzsche dann von einer »Gehirnentzündung, in ihren Symptomen der Krankheit des höchstseligen Königs ungemein gleich«, sagt freilich in der endgültigen Fassung dieses Lebenslaufes, wohl nach einer Rückfrage bei der Mutter: »Der scharfe Blick des Hofrates Oppolzer erkannte sofort die Symptome einer Gehirnerweichung.«B48 Der Verlauf der Krankheit war sehr schmerzhaft, der Kranke verlor zuletzt das Augenlicht, aber »er wußte *alles* (heißt es in dem 41 Jahre später geschriebenen schon genannten Brief der Mutter an C. Fuchs), konnte aber, wie das bei Gehirnerweichung ist, zuletzt die Worte nicht in Sätze zusammenbringen und war glücklich, wenn ich seine Gedanken erriet«.

Wenige Monate nach diesem Unglück, am 9. Januar 1850, starb auch Nietzsches junger Bruder Joseph, kurz vor seinem zweiten Geburtstag (27. Febr.), nach Aussagen der Mutter an Krämpfen beim Zahnen.

In den genannten autobiographischen Aufzeichnungen berichtet der 14jährige Nietzsche von einem Traum, den er unmittelbar vor der Erkrankung des Bruders gehabt habeB49: »Ich hörte in der Kirche Orgelton wie beim Begräbnis. Da ich sah, was die Ursache wäre, erhob sich plötzlich ein Grab und mein Vater im Sterbekleid entsteigt demselben. Er eilt in die Kirche und kommt in kurzem mit einem kleinen Kinde im Arm wieder. Der Grabhügel öffnet sich, er steigt hinein und die Decke sinkt wieder auf die Öffnung. Sogleich schweigt der rauschende Orgelschwall, und ich erwache. – Den Tag nach dieser Nacht wird plötzlich Josephchen unwohl, bekommt die Krämpfe und stirbt in wenigen Stunden. Unser Schmerz war ungeheuer. Mein Traum war vollständig in Erfüllung gegangen.«

Bald nach diesen Schicksalsschlägen endete das Leben der Familie Nietzsche in Röcken. Das Pfarrhaus mußte dem Nachfolger geräumt werden, die Großmutter Nietzsche beschloß, mit dem Haushalt nach Naumburg zu übersiedeln, wo sie einen großen Kreis von Verwandten und Freunden hatte.

Die junge Frau Pastor war nun fast völlig auf die Familie angewiesen. Ihr Witwengeld betrug ganze 30 Taler im Jahr, wozu für jedes Kind bis zum vollendeten fünfzehnten Jahr noch 8 Taler jährlich kamen. Dies und eine kleine Beihilfe des Altenburger Hofes machten ihre ganzen Einkünfte aus. Die Familie Nietzsche jedoch besaß einiges Vermögen, und so war es selbstverständlich, daß Franziska mit der 72jährigen Großmutter Erdmuthe, den beiden Tanten der Kinder, den Kindern und Mine Anfang April 1850 nach Naumburg zog.

Der kleine fünfeinhalbjährige Friedrich konnte in der letzten Nacht in Röcken nach dem Abschied von seinen Spielgefährten nicht schlafen. Er ging um Mitternacht in den Hof hinunter und sah zu, wie bei mattem Laternenschein die Umzugswagen beladen wurden. Diese melancholische nächtliche Szene erfüllte ihn noch lange, und es bedurfte geraumer Zeit, bis er sich in dem städtischen Getriebe Naumburgs einigermaßen zurechtfand, wo die Großmutter mit der ganzen Familie an der Ecke der Neugasse im Hause des Eisenbahnspediteurs Otto Wohnung gefunden hatte. Franziska bezog mit ihren beiden Kindern, deren Erziehung von nun an ihr Leben ganz ausfüllen sollte, einige Hinterstuben, von denen die eine, die besonders düster war, den Kindern zugeteilt wurde, was beiden, die nun bald zu lernen und lesen begannen, nicht gut tat; denn beide hatten vom Vater die Kurzsichtigkeit geerbt

sowie eine Neigung zu migräneartigen Kopfschmerzen. Zunächst geschah dagegen wenig oder gar nichts. Als auf Veranlassung der Großmutter Oehler die Augen Friedrichs von Professor Schillbach in Jena untersucht wurden, stellte sich heraus, daß das eine Auge schwächer war. Aber auch die Mutter hatte ungleich große Pupillen und sah mit einem Auge schwächer; da dies jedoch der Schönheit und Ausdauer ihrer Augen keinen Abbruch tat, kümmerte man sich auch bei dem Sohn zunächst nicht weiter darum.

Sonst aber tat die junge Mutter alles nur Mögliche für die Gesundheit und das geistige Wohl ihrer Kinder. Medizinisch gesehen mag sie, bei ihrer eigenen, bis ins hohe Alter unverwüstlichen Gesundheit, hier und da etwas versäumt haben, da sie, nach der Auffassung in ihrem Elternhause, schlechterdings alle Störungen mit kalten Übergießungen und Packungen und Spazierengehen glaubte kurieren zu können. Aber in der Ernährung der Kinder bewies sie große Einsicht im Gegensatz zu ihrer Zeit: es gab viel Gemüse, Obst und Mehlspeisen und weniger Fleisch, auch weder Bier noch Wein, wie es damals zur vermeintlichen Stärkung vielfach üblich war. Zudem hielt sie ihren Sohn frühzeitig an zu allerhand Sport wie Schwimmen, Schlittschuhlaufen und Rodeln. Überhaupt bewies sie in der Erziehung eine feste Hand und verwöhnte ihre beiden Kinder durchaus nicht. Sie befolgte darin ganz die gesunden Prinzipien ihres Elternhauses.

Sie selbst hatte resigniert und sich um der Zukunft ihrer Kinder willen in ihre abhängige Lage gefügt. Sie tat das ohne Murren, ohne Klagen und nicht mit jener Gequältheit und Bitterkeit, die sensiblen Kindern mancher frühverwitweten Mutter das ganze Leben verderben können. Sie war in ihrer starken Vitalität von keinem Schicksalsschlag zu brechen, ihr lebhaftes und heiteres Naturell war dem Alltag und seinen Pflichten fest verhaftet; geistig war sie geborgen in ihrem Kinderglauben und unerschütterlich umhürdet von ihm. Ihre Mütterlichkeit war animalischer Natur und blieb es, das eigentliche Gefühlsleben ohne Tiefe und Weite, bei aller sentimentalen Ansprechbarkeit im Grunde kalt. Ihr aktives Wesen drängte zum Umsorgen und Dienen, aber ihre Phantasiearmut und geistige Enge machten ihr ein Sicheinfühlen in das Wachstum eines jungen Geistes und gar eines solchen wie dem ihres Sohnes ganz unmöglich, so daß er notwendigerweise vom ersten Dämmern seines Selbstbewußtseins an sich von ihr lösen mußte, so wenig er jemals die kreatürliche Bindung an sie verlor.

Dies mag angesichts der fast übermenschlichen Leistung mütterlicher Liebe, die sie in den letzten Jahren ihres Lebens aufbrachte, hart und ungerecht geurteilt scheinen, es ist nichtsdestoweniger wahr, wie wir im Verfolg unserer Darstellung noch öfter sehen werden. Schon die Kindheit Nietzsches, zu schweigen von seiner späteren geistigen Einsamkeit, ist ohne diese Erkenntnis nicht zu verstehen, mag sie der traditionellen Auffassung noch so sehr widersprechen. Und wie früh tritt bei einem begabten Knaben schon ein Bewußtsein seiner selbst auf, so wenig es sich auch zu formen und zu deuten vermag! Nach außen wird sich dieses Selbstbewußtsein um so später ausdrücken, je stärker die animalische Bindung an die Mutter und die Ritterlichkeit des Sohnes entwickelt ist, wie beides bei Nietzsche der Fall war. So wird er sich in seiner geistigen Existenz von der Mutter völlig und für immer lösen müssen, und sein Weltbild formt sich gänzlich ohne sie. Es verliert damit eine wesentliche Sicherung: die Verwurzelung im Mütterlichen, in der immer wieder lösenden Wärme des Gefühls. In seiner leiblichen Existenz fällt er schließlich wieder in ihren Schoß zurück.

Obwohl die junge Witwe hübsch war und bald durch den großen Anhang der Großmutter Nietzsche in einen ausgedehnten gesellschaftlichen Umgang geriet, der

sich freilich bei der Kränklichkeit der Großmutter meistens bei dieser abspielte, heiratete sie nicht wieder, was der Sohn bei seiner schwärmerischen Verehrung für seinen Vater ihr sein Leben lang dankte.

Für den ungewöhnlich ernsten Knaben mit dem langen blonden, auf die Schultern fallenden Haar und den großen, dunklen, etwas starren Augen begann nun die Zeit des Lernens und der Schule.

Lesen und Schreiben hatte ihn schon lange die Mutter gelehrt, als er zu Ostern 1850 auf die Knaben- Bürgerschule in Naumburg geschickt wurde, eine Volksschule nach heutiger Bezeichnung. Die Großmutter Nietzsche war nämlich der vernünftigen Meinung, daß es gut sei, Kinder aus gebildeten Familien in den ersten Schuljahren mit Altersgenossen aus den »niederen Ständen« zusammenzubringen, um ihnen soziales Verständnis zu vermitteln; der Vormund des Jungen, sein Onkel Dächsel, Rechtsanwalt in Sangerhausen, war der gleichen Meinung. Doch der Versuch mißglückte. Das, was hier für ihn zu lernen war, machte dem Knaben gewiß keine Schwierigkeiten, soweit er es nicht überhaupt schon konnte. Aber zu der erwarteten Kameradschaft mit den anderen Jungen kam es nicht. Nietzsche fiel ihnen auf und blieb unter ihnen ein fremder Gast. Nur unter Frauen bis dahin aufgewachsen, war er allzu gesittet und brav geworden. Seine »würdigen, höflichen Formen« und seine »pastorale Ausdrucksweise«, die ihm die ganze Kindheit hindurch verblieb, wie seine Schwester schreibt, »die Würde eines kleinen Stockphilisters«, wie der Neunzehnjährige selbst von sich sagtB50, erschien ihnen komisch und verlockte sie zu Neckereien über den »kleinen Pastor«. Mochte mancher auch staunen, daß er »Bibelsprüche und geistliche Lieder mit einem solchen Ausdruck hersagen konnte, daß man fast weinen mußte«B51, so war diese Bewunderung doch kaum frei von Befremdetheit. Nietzsche war in diesem Kreise ein einsames Kind, und so sollte es bleiben. Schon jetzt umgab ihn die ebenso schützende wie gefährliche und schmerzliche Aura der Einzigartigkeit, die ihn sein ganzes Leben hindurch von jedem sozialen Verbande trennte. Das schloß freilich nicht aus, daß er Freunde gewann. Aber sie waren ähnlich brave und ähnlich behütete Knaben wie er.

Die alte Großmutter Nietzsche war in ihrer Jugendzeit lange in Naumburg bei ihrem Bruder, dem dortigen Domprediger und späteren Generalsuperintendenten Krause, Herders Nachfolger in Weimar, zu Besuch gewesen und hatte dabei engste Fühlung mit der führenden Naumburger Gesellschaft bekommen, die jetzt eifrig wieder aufgenommen wurde. In Naumburg dominierten damals die Juristen des Oberlandesgerichts und ihre Damen. Sie waren streng kirchlich, konservativ und königstreu. Die revolutionären Ideen der Zeit und gar der aufkommende Sozialismus drangen nicht in die damals noch ummauerte Stadt, deren fünf Tore von abends zehn bis früh fünf Uhr geschlossen blieben. Das Bildungsniveau der Männer dieser Kreise war nicht niedrig, wenn auch begrenzt durch die klassischen Gebilde der deutschen Dichtkunst und Musik, die Frauen dagegen gingen vorwiegend in Kaffeekränzchen, verwandtschaftlichem und gesellschaftlichem Tratsch, Hausfrauensorgen, der Kindererziehung und betonter Frömmigkeit auf. Eigentlich wirtschaftliche Sorgen drangen in diesen Kreis festbesoldeter Beamter mit gewohnter sparsamer, wenn auch behaglicher Lebensführung nicht ein; gegen alle anderen Stände schlossen sie sich gesellschaftlich fest ab, wenn auch noch nicht mit dem Dünkel, der nach der Reichsgründung und besonders im wilhelminischen Deutschland aufkam.

Eine der führenden Damen der Stadt war die Geheimrätin Pinder, deren Sohn Rat am Oberlandesgericht war und deren Tochter den Geheimrat Krug, ebenfalls vom Oberlandesgericht, geheiratet hatte. Die alte Dame war eine Jugendfreundin der

Großmutter Nietzsche; sie ließ es sich angelegen sein, die beiderseitigen Enkelkinder zusammenzubringen. So entstand eine frühe Kinderfreundschaft zwischen dem kleinen Wilhelm Pinder, Gustav Krug und Friedrich Nietzsche. Da nun offenbar auch die beiden anderen Knaben sich in der Bürgerschule nicht wohl fühlten, wurden alle drei nach kaum einem Jahr von dort weggenommen und kamen in das Privatinstitut des Kandidaten Weber, das als Vorschule für das Domgymnasium diente. Hier verblieb Nietzsche vom Frühjahr 1851 bis zum Herbst 1854.

Aus dem Jahr in der Bürgerschule ist aber noch eine Anekdote zu verzeichnen, die für den Knaben höchst bezeichnend ist. Die Schwester berichtetB52: »Die Knabenbürgerschule war damals am Topfmarkt, also nicht weit von uns. Eines Tages strömte gerade am Schluß der Schule ein tüchtiger Platzregen hernieder; wir sahen die Priestergasse entlang nach unserem Fritz aus. Alle Jungens stürmten wie das wilde Heer nach Hause – endlich erscheint auch Fritzchen, welcher ruhig daherschreitet, die Kappe unter der Schiefertafel verborgen, sein kleines Taschentuch darübergebreitet. Mama machte ihm Zeichen und rief ihm schon von weitem zu: ›So lauf doch nur!‹ Der strömende Regen verhinderte seine Antwort zu hören. Da unsere Mutter ihm, als er vollkommen durchnäßt ankam, darüber Vorwürfe machte, sagte er ernsthaft: ›Aber Mama, in den Schulgesetzen steht, die Knaben sollen beim Verlassen der Schule nicht springen und laufen, sondern ruhig und gesittet nach Hause gehen.‹«

Die Schwester fügt hinzu, daß dieser Vorfall noch »zu manchem Scherz Veranlassung gab«. Uns will scheinen, daß die Geschichte, so komisch sie an sich ist, einem Erzieher wohl hätte zu denken geben können. Es zeigt sich hier ein Fanatismus der Ergebenheit gegen ein einmal übernommenes Gesetz, der die letzte Konsequenz sucht, auch gegen alle Natur, eine etwas unheimliche Selbstüberwindung – und das bei einem leidenschaftlichen und eigensinnigen Knaben –, die zu schärfsten Spannungen führen mußte.

In dem Institut des Kandidaten Weber, in dem sich nun die drei kleinen Schüler Pinder, Krug und Nietzsche eng zusammenhielten, wurde von ihnen nicht allzu viel verlangt. Es überwog der religiöse Unterricht; daneben gab es allerdings auch schon die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen, so daß die Knaben im Herbst 1854 in die Quinta des Domgymnasiums eintreten konnten. Im übrigen unternahm Weber mit seinen Schülern viele Wanderungen, spielte mit ihnen Räuber und Gendarm und veranstaltete Armbrustschießen nach der Vogelscheibe.

Sehr wenig scheint er sich um den Unterricht im Deutschen bemüht zu haben: in den ersten kindlichen dichterischen Versuchen Nietzsches aus dem letzten Jahre bei Weber wimmelt es noch von grammatischen und orthographischen Schnitzern und komischen mundartlichen Einsprengseln. Hier versagte auch das Domgymnasium und selbst Pforta lange. Noch der Fünfzehnjährige schreibt statt Getreide Gedraite, und die Verwechslung von *dem* und *den* findet sich noch häufig sogar bei dem Achtzehnjährigen (und wieder nach dem geistigen Zusammenbruch in einem Gruß an Overbeck!), so frei und ungewöhnlich sich sein Stil um diese Zeit sonst auch schon zu entfalten beginnt. Im übrigen entwuchs der Knabe sehr bald dem Dialekt seiner Heimat und benutzte ihn später auch nicht einmal im Scherz, da er ihn abscheulich fand. Sein Sprachgefühl wurde schon in den frühesten Knabenjahren durch klassische Muster bestimmt, wie er sein Leben lang literaturbestimmt blieb und nicht aus den Quellen der Mundart und des Tages schöpfte.

Der Rat Pinder, Vater von Nietzsches Freund Wilhelm, beschäftigte sich viel mit der Dichtung der klassischen Zeit. In seinem Hause hörte der Zwölfjährige zuerst

etwas von Goethe. Pinder las den Kindern die »Löwennovelle« vor. Ähnlich früh empfing er schon stärkste musikalische Eindrücke im Hause des Geheimrats Krug, in dem nicht nur sehr gute Hausmusik gemacht wurde, sondern auch alle namhaften Musiker, die nach Naumburg kamen, verkehrten. Auch seine Mutter ließ sich die musikalische Schulung des Jungen, die seiner stärksten Neigung entgegenkam, besonders angelegen sein, wie sie auch die Kinder anhielt, zu allen Festen ihre Verschen zu dichten. Sie kaufte ein Klavier und nahm selbst bei einem alten Kantor musikpädagogischen Unterricht, um ihrem Sohn die Anfangsgründe des Klavierspielens selbst beizubringen. Dann ließ sie ihn von der besten Lehrerin in Naumburg weiter unterweisen und musizierte viel gemeinsam mit ihm. So erzählt ihr Neffe Adalbert OehlerB53. Nietzsche selbst schreibt am 18. September 1863: »Insbesondere keimte damals die Neigung zur Musik, trotzdem daß die Anfänge des Unterrichts ganz danach angetan waren, sie in der Wurzel zu vernichten. Mein erster Lehrer war nämlich ein Kantor, behaftet mit allen liebenswürdigen Fehlern eines Kantors, und dazu eines emeritierten ohne besondere VerdiensteB54.«

Neben all diesen Dingen blieb viel Zeit für die richtigen Kinderspiele, zu denen außer den beiden Freunden auch die zwei Jahre jüngere Schwester Lisbeth gelegentlich zugelassen wurde. Der kleine Fritz zeigte hierbei eine reiche Erfindungsgabe und einen merkwürdig systematischen Geist. Über ein porzellanenes Eichhörnchen, den »König Eichhorn I.«, dichtete er dramatische Szenen, errichtete er Bauten aus seinem Baukasten und malte er eine Bildergalerie – das einzige Mal, daß wir von einer Freude Nietzsches am Zeichnen hören. Aus vielen Bleisoldaten wurden ganze Regimenter vor dem porzellanenen König aufgebaut und vorgeführt.

Aber ganz zu ihrer Wirkung kamen diese Bleisoldaten erst mit dem Ausbruch des Krim-Krieges 1853. Die Knaben nahmen leidenschaftlich Partei für die Russen, die Belagerung Sewastopols wurde mit Steinbaukasten und Bleisoldaten eifrigst nachgebildet und verfolgt, ja sie bauten sich sogar ein Bassin mit dem Hafen nach richtigen Plänen und führten in ihm mit Papierschiffen und Pechkugeln Seeschlachten auf. Aber damit begnügten sie sich nicht. Der vierzehnjährige Nietzsche schreibtB55: »Alles, was wir nur über Kriegswissenschaften fanden, wurde vollkommen geplündert, so daß ich mir eine ziemliche Kenntnis darin erwarb. Sowohl Lexika als auch ganz neue militärische Bücher bereicherten unsere Sammlung und schon wollten wir ein großes militärisches Wörterbuch gemeinsam schreiben.«

Der Trieb zur Gründlichkeit ging also über das bloß Spielerische hinaus, aber mit dem Lernen erwachte auch sofort die Neigung zum eigenen Produzieren.

Als dann 1855 Sewastopol fiel, schlug die Stimmung der Knaben um: sie waren empört über die schlechte Verteidigung des Malakoff-Turmes durch die Russen. Mit den Ereignissen verschwand das Spiel. Aber noch ein Jahr später – 1856 – fand die schmerzliche Enttäuschung ihren Niederschlag in zwei, wenn auch holprigen, Gedichten auf den Fall der FestungB56. Schon der Knabe Nietzsche versucht also, tief Erlebtes in der künstlerischen Formung zu bewältigen, denn mittlerweile hatte er zu dichten begonnen, und zwar mit größeren Ansprüchen an sich selbst, als die von der Mutter veranlaßten Gelegenheitsverse erforderten.

Das Domgymnasium, das Nietzsche vom Oktober 1854 bis Ende September 1858 besuchte, machte ihm bis auf das Griechische im Anfang keine größeren Schwierigkeiten, wenngleich er nun schon mehr für die Schule arbeiten mußte. Er saß oft bis elf, zwölf Uhr nachts des Winters über seinen Heften und mußte schon um fünf Uhr wieder aufstehen. Zuerst war er ängstlich und scheu, allmählich fand er sich zurecht, obgleich er auch hier niemals in dem allgemeinen Schülerleben aufging;

aber er war sehr stolz auf seine Gymnasiastenwürde, die er besonders gern gegen seine Schwester herauskehrte.

Was diese Jahre innerlich ausfüllte, war nicht die Schule, sondern das Dichten und Musizieren, die Freunde und die Ferien. Was ihn zum Dichten brachte, war der Trieb, an allem, was er sah und las, produktiv zu werden, der sich hier zunächst noch als bloße Nachahmung äußerte und als das »Vorhaben, ein kleines Buch zu schreiben und dann selbst zu lesen«, wie der Vierzehnjährige bekenntB57: ein etwas autistischer Trieb, würde die moderne Psychologie sagen. Die dramatischen Versuche und die Gedichte, die der Zehn- bis Vierzehnjährige zustande brachte, und an denen er sich nach eigenem Geständnis sehr quälen mußte, da er Reim und Versmaß nicht sehr in der Gewalt hatte, zeigen keine eigentliche Begabung und Originalität. Sie sind für seine Entwicklung weit weniger bezeichnend als das, was er selbst zu ihnen zu sagen hatte. Das tat er in einer Niederschrift vom August bis September 1858 »Aus meinem Leben«B58, der ersten einer ganzen Folge von autobiographischen Aufzeichnungen, die einem immer an Wendepunkten seines Lebens auftretenden Bedürfnis entsprechen, sich stets von neuem Klarheit über sich selbst und seinen jeweiligen Standpunkt zum schaffen.

Der Vierzehnjährige teilt seine dichterischen Leistungen hier schon in drei Perioden ein. Die Gedichte der ersten lehnt er ganz ab, weil sie »alle durchgehend auch keinen Funken von Poesie in sich tragen«. In der zweiten »versuchte ich in geschmückter und strahlender Sprache zu reden, aber aus der Zierlichkeit wurde Ziererei und die schillernde Sprache zu phrasenartiger Verblümung. Und bei diesen allen fehlte noch die Hauptsache, die Gedanken. Jedenfalls steht deshalb die erste Periode noch weit über der zweiten, aber man sieht hieraus, wie man, hat man noch nicht festen Fuß gefaßt, von Extrem zu Extrem wankt und erst in der goldenen Mittelstraße seine Ruhe findetB59.–«

»In der dritten Periode meiner Gedichte versuchte ich die erste und zweite zu verbinden, das heißt Lieblichkeit mit Kraft zu vereinen. In wieweit mir dies gelungen ist, weiß ich selbst noch nicht zu bestimmen. Diese Periode begann mit dem 2. Februar 1858. An diesem Tage nämlich ist meiner lieben Mutter Geburtstag. Gewöhnlich pflegte ich ihr eine kleine Sammlung Gedichte zu überreichen. Von da an nahm ich mir vor, mich etwas mehr in der Poesie zu üben, und wenn es geht, womöglich jeden Abend ein Gedicht zu machen. Dieses führte ich ein paar Wochen hindurch aus, und jedes Mal gewährte es mir große Freude, wenn ich wieder ein neues Geistesprodukt vor mir liegen sah. Auch versuchte ich einmal, so einfach wie möglich zu schreiben, aber bald ließ ich es sein. Denn ein Gedicht, das vollendet sein soll, muß allerdings so einfach als möglich sein, aber dennoch muß die wahre Poesie auf jedem Worte liegen. Ein gedankenleeres Gedicht, das mit Phrasen und Bildern überdeckt ist, gleicht einem rotwangigen Apfel, der im Innern den Wurm hat. Redensarten müßen in einer Dichtung vollständig fehlen; denn der häufige Gebrauch von Phrasen zeugt von einem Kopf, der nicht fähig ist, selbst etwas zu schaffen. Man muß überhaupt bei dem Schreiben eines Werkes vorzüglich die Gedanken berücksichtigen: eine Nachlässigkeit im Stil verzeiht man eher als eine verwirrte Idee. Ein Muster hiervon sind die goethischen Gedichte in ihren goldklaren, tiefen GedankenB60. –«

Welche überraschende Einsicht und – mehr noch – welche schonungslose Selbstkritik bei einem Vierzehnjährigen! Dem produktiven Trieb, der sich unbekümmert gehen läßt, folgt sofort der unbestechliche Verstand, der jenen gnadenlos analysiert und zugleich vorantreibt, und ein weit besserer Geschmack.

Ist bei diesen frühesten dichterischen Versuchen der seelische Anteil nur sehr gering, der Ehrgeiz weit stärker beteiligt als das innere Bedürfnis, so liegen die Dinge ganz anders bei der Musik. Hier tritt Nietzsche, wenngleich mit der gleichen wachen Selbstkritik, mit dem ersten Schritt wie in seine eigentlichste Welt ein. Die Musik ist seine eingeborene Leidenschaft: »Ich war an dem Himmelfahrtstag – (wohl 1854) – in die Stadtkirche gegangen und hörte den erhabenen Chor aus dem Messias: das Hallelujah! Mir war, als sollte ich mit einstimmen, deuchte mir doch, es sei der Jubelgesang der Engel, unter dessen Brausen Jesus Christus gen Himmel führe. Alsbald faßte ich den ernstlichen Entschluß, etwas Ähnliches zu komponieren. Sogleich nach der Kirche ging ich auch ans Werk und freute mich kindlich über jeden neuen Akkord, den ich erklingen ließ. Indem ich aber davon jahrelang nicht abließ, gewann ich doch sehr dabei, indem ich durch die Erlernung des Tongefüges etwas besser vom Blatte spielen lernteB61.«

Und leidenschaftlich nimmt er Partei: »Ich empfing dadurch auch einen unauslöschlichen Haß gegen alle moderne Musik und alles, was nicht klassisch war. Mozart und Haydn, Schubert und Mendelssohn, Beethoven und Bach, das sind die Säulen, auf die sich nur deutsche Musik und ich gründete. Auch mehrere Oratorien hörte ich damals. Das tief ergreifende Requiem – (wohl von Mozart) – war das erste ... Die Proben besuchte ich sehr oft.« Freilich, dieser Haß auf das Moderne sollte nicht lange währen. Aber jetzt stellte er sich noch ganz feindlich schulmeisterlich gegen die neuere Musik. Sie sei »sündlich und schädlich«, weil sie zu sehr »zur Belustigung gebraucht« werde »oder um sich sehen zu lassen vor den Menschen«. Sie lasse »das gesunde Menschenohr kalt« mit ihren gewollten Dunkelheiten, die vielleicht den Kenner entzücken könnten. »Vorzüglich diese sogenannte Zukunftsmusik eines Liszt, Berlioz, sucht etwas darin, so eigentümliche Stellen wie nur möglich zu zeigen«, so lesen wir in einem kurzen, in den Lebensrückblick von 1858 eingelegten Traktat »Über Musik«B62.

Aber er fühlt sich der Musik verschworen, und er eifert für sie und preist sie wie ein kleiner Kanzelzelot seinen Gott: »Man muß alle Menschen, die sie verachten, als geistlose, den Tieren ähnliche Geschöpfe betrachten. Immer sei diese herrlichste Gabe Gottes meine Begleiterin auf meinem Lebenswege und ich kann mich glücklich preisen, sie lieb gewonnen zu haben. Ewigen Dank sei Gott von uns gesungen, der diesen schönen Genuß uns darbietet!«, so schließt der kleine TraktatB63.

Von der Kompositionstätigkeit dieser Jahre sind tatsächlich beträchtliche Zeugnisse erhalten. Die früheste Aufzeichnung dürfte noch aus der Schule des Kandidat Weber stammen, ein Melodiefragment, das neben kindlichen Zeichnungen auf einem mit Bleistift beschriebenen Löschblatt in selbstgezogenen Notenlinien steht. Es folgen unmittelbar Übungen in Tonarten, Intervallen und Akkorden, wie sie zum ebenfalls um diese Zeit (1854) begonnenen Klavierunterricht gehörten, aber auch schon kleine Versuche in musikalischem Satz ›Introduzion‹ und ›Marcia‹B64.

Im Klavierspiel muß der begabte und gewiß auch fleißige Knabe gute Fortschritte gemacht haben, denn schon nach zwei Jahren (1856) spielt er die Beethoven-Sonaten op. 7, 26 und 49; er erwähnt auch Beethovens II. Sinfonie im Arrangement für Klavier zu vier HändenB65.

Zu einem begonnenen Trauerspiel ›Orkadal‹B66 verfaßte er eine »rasende« (nicht erhaltene) Ouvertüre für Klavier zu vier Händen, im November 1856 zwei »Sonaten«, die er der Mutter zum Geburtstag (wohl 2. Februar 1857) widmet. Es sind zwei formal und satztechnisch noch total verunglückte Stücke, aber sie tragen bereits ein Merkmal, das fast alle seine Kompositionen verbindet: die Widmung. Er komponiert fast immer für eine ganz bestimmte Person, im Gedanken an und aus der

Verbundenheit mit einem verehrten Menschen. So erhalten seine musikalischen Werke beinahe durchwegs den Charakter eines sublimen Briefes.

Es folgen in dieser Zeit noch eine ›Geburtstagssinfonie‹ für Klavier und einen Geigenchor, und dann bis 1858 neben verschiedenen Skizzen eine Ouvertüre in g-moll für Streichorchester, ein vierstimmiger Satz ›Es zieht ein stiller Engel‹, zwei- und vierhändige Klavierstücke, ein Streichquartettsatz und Choralmelodienentwürfe. Alles in allem also eine recht rege, wenn auch noch sehr ungekonnte musikalische ProduktivitätB67.

Nietzsches Liebe zur Musik fand, wie schon gesagt, die reichste Nahrung im Hause Krug bei dem musikliebenden Vater seines Freundes Gustav. Die Musik war es auch, was die frühe Freundschaft neben den gemeinsamen Spielen band und auf viele Jahre erhielt, ebenso wie die Dichtung die mit dem etwas kränklichen und sehr zarten Wilhelm Pinder. Beide waren wie Nietzsche vorzügliche Schüler und brave Söhne, die denn auch – im Gegensatz zu Nietzsche – den geordneten Weg ihrer Väter gingen.

Nietzsches Freundschaft ist eine Freundschaft um gemeinsamer Ideale willen, eine Bildungsfreundschaft. So fest sie ist, so fehlt ihr doch alles Elementare und Spontane.

Schon als Vierzehnjähriger kann Nietzsche bei aller Verbundenheit die Freunde doch kühl abschätzen und darstellen. So sagt er von Gustav KrugB68: »Er besaß in allem eine bedeutende Beharrlichkeit; ... Dies zeigte er vorzüglich im Notenabschreiben und Arrangieren. Indessen ging diese Beharrlichkeit mitunter etwas zu weit; es entstand daraus, daß er von der einmal gefaßten Meinung nicht abließ, so daß man vergebens sich bemühte, ihn des Unrechts zu überzeugen. Auch erschien er fast etwas stolz, da er sich nie mit gewöhnlichen Dingen abgab. Aber dennoch habe ich ihn sehr lieb, und er hat mir immer mit gleicher Freundschaft vergolten.« Und von Wilhelm Pinder, mit dem er besonders viel zusammen arbeitete und spazieren ging, der ihm offenbar auch der liebere warB69: »Da Wilhelm bei weitem milder als Gustav war, ja sogar das Gegenteil von ihm, so war mir der Umgang mit beiden sehr vorteilhaft ... Sein Fleiß war als Schüler stets musterhaft und stand bei allen Lehrern stets im guten Renommee. Schien es mitunter, als ob er an einzelnen Unternehmen nicht besonderen Anteil nehme, so täuschte hierbei nur, daß er nicht äußerlich so heftig und stürmisch sein Interesse bezeugte. Innerlich geschah es vielleicht noch gründlicher als bei Gustav. Sein liebevolles Benehmen gegen mich und gegen alle, mit denen er in Berührung kam, befreundete ihn jedermann, und im Grunde haßte ihn keiner. Später, als unser Interesse für Poesie wuchs, da wurden wir uns ganz unentbehrlich und unsrer Unterhaltung mangelte dann niemals der Stoff. Wir tauschten wechselweise unsre Ideen über Dichter und Schriftsteller, gelesene Werke, über neue Erscheinungen im Gebiete der Literatur, faßten gemeiniglich Pläne, gaben uns gegenseitig Gedichte auf und wurden nicht ruhig, bevor wir ganz unser Herz geöffnet hatten. – Dies waren meine Freunde und stets wuchs mit dem Alter auch die Freundschaft. Ja, es ist etwas Hohes, Edles, wahre Freunde zu haben und unser Leben ist von Gott bedeutend verschönert worden, daß er uns Mitgefährten gab, die mit uns dem Ziele zustreben. Und besonders ich muß Gott im Himmel dafür loben, da mir ohne diese in Naumburg vielleicht nie heimisch geworden wäre.«

Zieht man von solchen Sätzen das pastorale Pathos ab, so zeigen sich schon bei dem Vierzehnjährigen, der doch noch mitten in dieser Freundschaft steht, daß er mehr Freund ist um der Freundschaft willen und wegen eines gemeinsamen Ideals als aus reiner Neigung und Hingebung; daß er aus dem Bannkreis seiner inneren

Einsamkeit nicht heraustritt und mit jenem Abstand auf seine Gefühle zu sehen versteht, der später als das »Pathos der Distanz« sein Denken und Verhalten stets bestimmen wird.

Und die Freunde wußten um diesen Abstand. Nietzsche war ihnen von Anfang an der Überlegene und der Führer. Dafür sprechen sehr deutlich Aufzeichnungen, die Wilhelm Pinder im gleichen vierzehnten Jahre wie Nietzsche über die Freundschaft gemacht und die uns die Schwester Nietzsches übermittelt hatB70.

Er bezeichnet die Bekanntschaft mit Nietzsche als »eines der wichtigsten Ereignisse meines Lebens«. »Dieser Knabe ... hat seitdem auf mein ganzes Leben, alle meine Beschäftigungen, meine Gesinnung einen höchst wichtigen und sehr guten Einfluß gehabt.« Er spricht dann von dem frühen Tod des Vaters und des Bruders Nietzsches und fährt fort: »So war der Grundzug seines Charakters eine gewisse Melancholie, die sich in seinem ganzen Wesen äußerte. Von frühester Kindheit an liebte er die Einsamkeit und hing da seinen Gedanken nach, er mied gewissermaßen die Gesellschaft der Menschen und suchte die von der Natur mit erhabener Schönheit ausgestatteten Gegenden auf. Er hatte ein sehr frommes, inniges Gemüt und dachte schon als Kind über manche Dinge nach, mit denen andere Knaben seines Alters sich nicht beschäftigten. So bildete sich sein Geist schon sehr frühzeitig aus ... So leitete er auch alle unsere Spiele, gab neue Methoden darin an und machte dieselben dadurch anziehend und mannigfaltig; überhaupt war er ein in jeder Beziehung höchst begabter Knabe. Außerdem besaß er einen sehr lobenswerten, gleichmäßigen Fleiß und diente mir auch darin wie in allem anderen zum Muster. Sehr viele Neigungen wurden durch ihn allein geweckt und genährt, besonders war dies bei der Musik und der Literatur der Fall ... Schon von Jugend auf bereitete er sich auf den Stand vor, den er später einnehmen wollte, nämlich das Predigeramt. Er hatte immer ein sehr ernstes und dabei doch freundliches und sanftes Wegen und ist mir bis jetzt ein sehr treuer und liebevoller Freund gewesen ... Nie tat er etwas ohne Überlegung, und wenn er etwas tat, so hatte er immer einen bestimmten, wohlbegründeten Grund. Dies äußerte sich besonders bei den Arbeiten, die wir zusammen anfertigten, und wenn er etwas hinschrieb und ich mit ihm darin nicht gleich übereinstimmen konnte, so wußte er es mir stets auf eine klare, faßliche Weise auseinanderzusetzen. Außerdem waren mit seine Haupttugenden Bescheidenheit und Dankbarkeit, die sich bei jeder Gelegenheit auf das bestimmteste zeigten. Aus dieser Bescheidenheit entstand oft eine gewisse Schüchternheit, und besonders unter fremden Menschen fühlte er sich gar nicht wohl, eine Eigenschaft, die ich vollkommen mit ihm teile.«

Nietzsche verriet also schon sehr früh Neigung und Fähigkeiten des geborenen Erziehers: Nichtbetonung der Überlegenheit, Geduld und die Gabe, etwas klar auseinanderzusetzen. Die Dankbarkeit, die Pinder hier betont, blieb stets eine seiner schönsten Eigenschaften. Pinder spürte an dem Freund auch schon das vereinsamende Schicksal, das er freilich noch äußerlicher deutet, als es war.

In Wirklichkeit war die Insichgekehrtheit, die empfindliche Abgesondertheit im Wesen des Knaben Nietzsche der Ausdruck eines jungen Menschen, den seine singuläre Bestimmung beherrscht, mag er auch durchaus noch nicht wissen, wie sie geartet ist und wohin sie ihn führen will. Eben dieses Besondere solcher Knaben wirkt auf ihre Kameraden stets fremdartig: die gewöhnlichen reizt es zum Spott, weil es ihnen als Einbildung und Hochmut erscheint, die feineren fühlen die Aura des Erwählten, aber sie bleibt ihnen unheimlich, oder sie stehen ihr mit scheuer Verehrung gegenüber. Meist geschieht beides. Die Geister scheiden sich schon sehr früh vor solchen Menschen und werden auch früh, oft allzu früh, von ihnen erkannt.

In diesem Sinne dürften auch einige Mitteilungen seiner Schwester zu verstehen seinB71. Sie berichtet, daß ein Schulkamerad Nietzsches, der spätere Professor Pitzker, ihr bezeugt habe, die hohe Meinung von Nietzsches Mitschülern über ihn habe sich »bis zur Vergötterung gesteigert«, und ein älterer Mitschüler habe ihr mitgeteilt, daß die Rohesten vor Nietzsches Blick verstummt seien und Nietzsche ihm, dem Älteren, immer wie der zwölfjährige Jesus im Tempel erschienen sei, während sie aber auch an anderer Stelle von Neckereien zu erzählen hat. Das alles war dazu angetan, daß sich Nietzsche schon als Knabe einsam fühlte, daß er aber auch schon als Knabe diese seine Einsamkeit liebte.

Am meisten genoß er sie in den Ferien. Zwar wurden auch die anderen Verwandten besucht, so die wohlhabenden Industriellen in Plauen mit ihrer ganz anderen Lebensführung, und es wurde viel gewandert im Thüringer Land, aber am liebsten war er doch in Pobles.

»Am liebsten hielt ich mich in des Großpapa Studierstube auf und in den alten Büchern und Heften herumzustöbern, war meine größte Lust.« Bücher, Bücher! Wenn er mit ihnen sich unter die Bäume des Gartens zurückziehen konnte, lebte er wirklich. Und als er einmal in den Ferien in Schönefeld bei Leipzig war, ging er jeden Tag in der Stadt in die Buchhandlungen, soweit er nicht ziellos durch die Straßen lief.

Dennoch muß man sich den Knaben nicht als reinen Stubenhocker vorstellen. Dazu ließ es die Mutter nicht kommen. Er lernte schwimmen, und beim winterlichen Schlittschuhlaufen fühlte er sich erdenthoben glücklich im Dahinschweben; auch die Winterfreuden mit dem Schlitten genoß er. Dabei zeigt sich nichts von jugendlichem Kraftüberschwang und Freiheitsdrang. Seine größten Seligkeiten sind die häuslichen Feste, Geburtstage und Weihnachten, und bis in seine Jünglingsjahre ist eines seiner Lieblingsworte ein sehr unjugendliches: Gemütlichkeit, ein Begriff, der dann bei dem kämpfenden und reifenden Manne nicht mehr vorkommt. Als Kind fühlt er sich geborgen in ihr, weil die Flamme in ihm noch nicht aufgelodert ist und ihn kein ernstlicher Widerstand herausfordert.

Zu Hause waren nur Frauen und sanfter Friede um ihn. In der Schule kam er mühelos von Klasse zu Klasse. Kein rauher männlicher Zugriff störte ihn auf. Den Lärm der Gasse mied er. Seine Freunde waren gesittet und brav wie er und ihm in allem zu Willen. Die kleine Schwester vergötterte ihn und ließ sich willig von ihm schulmeistern. Des Abends saßen die Kinder gelegentlich bei der uralten Großmutter, deretwegen man sich wie auch der kränkelnden Tante wegen stets leise bewegen und zart ausdrücken mußte. Die alte Erdmuthe erzählte ihnen gern Geschichten aus ihrer Jugendzeit, von den Befreiungskriegen und von Napoleon, die sie in der Nähe der Schlachtfelder miterlebt hatte. Eine so gute Patriotin sie war, so verehrte sie doch Napoleon, und sie ist es wohl gewesen, die in das empfängliche Gemüt des Knaben den ersten und unauslöschlichen Eindruck von der Größe Napoleons pflanzte.

An diesem stillen Leben eines reinen Frauenhaushaltes änderte sich auch wenig, als im Sommer 1855 die schon lange magenkranke Tante Auguste starb, anscheinend an einem Lungenleiden, und ihr am 3. April des nächsten Jahres die siebenundsiebzigjährige Großmutter Erdmuthe Nietzsche folgte.

Die Mutter Nietzsches hatte jetzt den dringenden Wunsch, sich einen eigenen Haushalt zu gründen. Finanziell war das nunmehr möglich, weil ihren beiden Kindern eine Erbschaft von der Großmutter zufiel, deren Zinsen zunächst ihr zustanden. So trennte sie sich von der nervösen Schwägerin Rosalie und bezog bei ihrer Freundin, einer Frau Pastor Harseim, im Mai 1856 eine eigene Wohnung, wo sie, das Landkind, einen Garten hatte, der bald zum Lieblingsaufenthalt der Kinder wurde.

So fügsam sich die jetzt dreißigjährige Frau bisher der Schwiegermutter und den Schwägerinnen untergeordnet hatte, so sehr atmete sie jetzt auf. Ihr lebhaftes und heiteres Temperament, das die Kinder sonst nur in Pobles recht hatten an ihr wahrnehmen können, kam nun zum ungehinderten Durchbruch. »Wir empfanden«, schreibt die Tochter Elisabeth, »unsere liebe, junge Mutter immer mehr als eine geliebte ältere, wenn auch strenge Schwester, die unsere jugendlichen Empfindungen teilen und all unseren Unternehmungen nahestehen konnte.«

Mit dem Heranwachsen der Kinder erwies sich die neue Wohnung bald als zu eng; im Sommer 1858 wurde noch einmal umgezogen, und zwar in das Haus am Weingarten 18, in dem die Mutter bis zu ihrem Lebensende (1897) wohnen blieb.

In diesem Sommer verlebte Nietzsche die Ferien wieder in Pobles. Von hier erbat er sich Mitte August von seiner Tante Rosalie Auskünfte unter anderem »über das Leben des Papa« und schrieb dann vom 18. August bis 1. September seine schon mehrfach zitierte erste Autobiographie nieder. Was wir aus ihr über den Tod des Vaters zitierten, scheint also, wie schon gesagt, von der Tante Rosalie zu stammen und nicht von der Mutter, wie wohl die späteren anderen Auslassungen Nietzsches. Augenscheinlich wußte er bei der Niederschrift dieses Rückblickes noch nicht, daß er mit diesen Tagen einen Lebensabschnitt abschloß. Denn wenige Tage später erhielt seine Mutter von dem Rektor der Landesschule Pforta einen Brief, in dem ihr für ihren Sohn, dessen Begabung allgemein aufgefallen war, eine Freistelle angeboten wurde. Sie nahm diese gern an, und so war für Nietzsche das Ende der ersten, nur von Frauen umhüteten Kindheit gekommen; er trat in eine wesentlich rauhere Welt ein.

Über sein körperliches Befinden in den vorhergehenden Jahren sind wir nur wenig unterrichtet. Von der Mutter wissen wir nur aus einem Briefe vom 16. 12. 1889 an OverbeckB72, daß er als Neunjähriger einmal krank gewesen sei. Die Schwester bezeichnet ihn in der großen Biographie zunächst als in seiner ganzen Jugend mit Einschluß der Studentenzeit »durch und durch gesund« und berichtet über die Kurzsichtigkeit und die Anomalie der Augen nur das, was wir schon wiedergaben. Daß diese Behauptung jedenfalls für die nun folgende Zeit in Pforta nicht stimmt, werden wir aus unbezweifelbaren Zeugnissen sehen. In der späteren Neubearbeitung ihrer Biographie bringt sie selbst Nietzsches Augenschwäche in seiner frühen Knabenzeit schon in Zusammenhang mit »Augenschmerzen, die nach dem anstrengenden Winter 1856/57 zuerst aufgetreten« seien und »zunächst als Kopfschmerzen betrachtet wurden«, und sie fügt hinzu: »Infolgedessen mußte mein Bruder im Sommer die Ferien einige Wochen verlängernB73.« Nietzsche selbst berichtet, daß er »im letzten Semester von Quarta – also im Sommer 1856 – wegen Kopfschmerzen nicht die Schule besuchen durfteB74«. Daraus geht hervor, daß er schon in diesen Jahren an Kopfschmerzen gelitten haben muß, die allerdings von der Überanstrengung der nicht oder ungenügend mit Brillen korrigierten kurzsichtigen Augen verursacht sein konnten. Im großen und ganzen mag es aber wohl ein gesunder, äußerlich sogar stämmig wirkender Knabe gewesen sein. Gerade im Juni/Juli dieses Jahres 1858 hatte er eben noch schwimmen gelernt und wurde ein fleißiger und guter Schwimmer.

Es war sicher kein unzeitiger oder gar schädlicher Einbruch in seine Lebensweise, wenn er jetzt – und zum ersten Male – Abschied vom gar zu umhegten Zuhause nehmen durfte, zumal er ja nicht in die Ferne geschickt wurde und ein reger Kontakt mit der Familie im nahen Naumburg erhalten blieb.

III. Die Pforte

Allzu weit von Naumburg brauchte er also nicht fort. Pforta liegt zwischen Naumburg und Kösen und ist von Naumburg in etwa einstündigem Fußmarsch zu erreichen, wie sich denn auch die vielfältigsten persönlichen und gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Naumburgern und Pforta hin und her spannen.

Die königliche Landesschule Pforta hatte unter den höheren Schulen Deutschlands eine besondere Stellung, die sie auch später noch lange behauptete. Sie galt als die erste Stätte ausgeprägtester humanistischer Bildung und konnte schon zu der Zeit, als Nietzsche sie bezog, unter ihren Schülern mit Stolz die hervorragendsten Namen besonders aus der Gelehrtenwelt aufführen. 1543 hervorgewachsen aus einer Zisterzienserabtei, barg sie in ihrem großen Gelände hinter den dicken Klostermauern gewissermaßen einen Staat im Staate, und zwar einen ausgesprochenen Schulstaat mit eigenen altehrwürdigen strengen Gesetzen und Bräuchen, eigener Wirtschaft, eigener schöner alter Kirche, dem Schulgebäude mit den alten Kreuzgängen des Klosters, allen notwendigen Räumen für die Schüler zum Unterricht, Wohnen, Baden, Turnen und Spielen, und einem riesigen Garten, dazu Wohnungen für die zwölf Lehrer, bei denen außer den eigentlichen, auf die Zahl von 180 beschränkten Schülern des Internats noch weitere zwanzig Pensionäre untergebracht waren, die sogenannten Extraneer.

Über die erzieherischen Prinzipien Pfortas heißt es in einer Festschrift des Rektors Kirchner vom Jahre 1843B75: »Es ist eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, in welcher eine bestimmte Anzahl von Zöglingen* innerhalb eines gesetzlich bestimmten Zeitraumes (6 Jahre) für das höhere wissenschaftliche Leben oder für den eigentlichen Gelehrtenberuf vorbereitet wird. Das Eigentümliche der Pforta ist, daß sie einen in sich geschlossenen Schulstaat bildet, worin das Leben der einzelnen in allen seinen Beziehungen völlig aufgeht. Sie werden der alma mater nicht bloß zum Unterricht, wie auf einem städtischen Gymnasium, sondern auch zu ihrer sittlichen und Charakterbildung von ihren Eltern respektive Vormündern mit Übertragung aller elterlichen Rechte anvertraut und finden hier in der Totalität ihrer Ausbildung gewissermaßen noch mehr als ein zweites Vaterhaus, worin sie die wichtigsten Bildungsjahre, ›vom reiferen Knabenalter an bis zum Übergange auf die Universität‹ zubringen. Daher nehmen in der Regel alle Pförtner aus der Anstalt für das ganze Leben das bestimmte Gepräge einer gewissen kernhaften Tüchtigkeit mit, welches nicht aus einer willkürlichen Absichtlichkeit in ihrer Erziehung, sondern wie ganz von selbst mit innerer Notwendigkeit aus dem männlichen, strengen und kräftigen Geist der Disziplin, aus dem frischen Zusammenleben des Coetus zu einem bestimmten würdigen Zweck, aus dem von aller Berührung mit städtischen Zerstreuungen geschiedenen Ernst der klassischen und diesen verwandten Studien und aus der Methode dieser Studien selbst hervorgeht: ein Gepräge, auf das sie mit Recht stolz sind, da es ein mit innerem Kampf und Anstrengungen selbst erworbenes ist. Mit Unrecht pflegt man daher den Wert der Pforta hauptsächlich nur nach ihren wissenschaftlichen Leistungen zu beurteilen. Daß ihre Zöglinge ganze Menschen werden, daß sie an Gehorsam gegen das Gesetz und den Willen der Vorgesetzten, an Strenge und pünktliche Pflichterfüllung, an Selbstbeherrschung, an ernstes Arbeiten, an frische Selbsttätigkeit aus eigener Wahl und Liebe zur Sache, an Gründlichkeit und Methode in den Studien, an Regel in der Zeiteinteilung, an sicheren Takt und selbstbewußte Festigkeit im Umgang mit ihresgleichen gewöhnt werden, dies sind Früchte der hiesigen Disziplin und Erziehung.«

Pforta hatte also große Ähnlichkeit mit den preußischen Kadettenanstalten, nur daß hier nicht Offiziere für das Heer, sondern Offiziere für die geistige Führung des

Volkes ausgebildet werden sollten. Der Geist Pfortas war jedoch nicht rein preußisch-konservativ und militaristisch, wie der im Kadettenkorps, sondern völlig getragen von dem Geist des Humanismus, wie ihn die deutschen Klassiker ausgebildet und die Philologie des 19. Jahrhunderts weiterentwickelt hatte. Wohl legte man der deutschen Sprache und Literatur Gewicht bei und nährte bei Lehrern und Schülern den Traum der deutschen Einheit, doch weit stärker beschäftigte man sich mit dem Geist der Antike. Die alten Schriftsteller wurden in einem Ausmaß gelesen, studiert und interpretiert, daß ein Abiturient von Pforta hierin über weit größeres Wissen und Können verfügte als die Abiturienten aller anderen deutschen Gymnasien.

Politisch gesehen, empfing den vierzehnjährigen Nietzsche hier eine ganz andere Luft als in Naumburg, der Beamtenstadt. Wohl war man auch hier selbstverständlich königstreu und kirchengläubig, doch beherrschte diese Gesinnung nicht das innere Leben Pfortas. Dies wurde getragen von den Idealen der Antike, und es war bewußt unpolitisch, es sei denn, daß hinter der traditionellen Königstreue und dem äußerlichen Konservatismus ein vages Ideal von Freiheit und Republikanismus im Sinne der hellenischen Polis und des frühen Rom stand. Hier galt aber vor allem der kritische Geist gelehrter Sprachforschung, die von Fragen des Tages sich völlig abkehrte und den aufkommenden Naturwissenschaften nur einen sehr geringen Raum gab. Die Zeit stand still in diesen klösterlichen Räumen, die deutsche Wirklichkeit von 1858 drang nicht über ihre dicken Mauern; die Jugend, die hier aufwuchs – eine erlesene Jugend –, ging auf in der Welt von Hellas und Rom und in der Welt Goethes und Schillers. Es war eine Welt des Buches, der Literatur, des gelehrten Wissens und Könnens und der rein geistigen Disziplin, in der die jungen hungrigen Geister nach den Quellen des Lebens und der Wahrheit suchten. Gewiß wurde auch die körperliche Ausbildung im Schwimmen, Turnen und Spielen nicht vernachlässigt, aber sie war nur ein Mittel, um die volle Kraft für die geistige Ausbildung entfalten zu können. Nietzsche selbst hat im August 1859 in einem Tagebuch den Tageslauf der Schüler in Pforta aufgezeichnetB76:

»Früh um vier Uhr wird der Schlafsaal aufgeschlossen, und von da an steht es einem jeden frei aufzustehen, aber um fünf Uhr müssen alle andern. Mit der gewöhnlichen Schulglocke wird geläutet, die Schlafsaalinspektoren rufen dröhnend: Steht auf, steht auf, macht daß ihr herauskommt! und bestrafen auch wohl die, welche sich nicht so leicht aus den Federn herausfinden können. Dann ziehen sich alle so schnell und so leicht wie möglich an und eilen dann in die Waschstube um noch einen Platz zu bekommen, bevor es zu voll wird. Zehn Minuten nach der kurzen Zeit des Aufstehens und Anziehens geht es dann wieder heraus in die Stuben, wo sich jeder ordentlich ankleidet. Fünf Minuten vor halb wird zum ersten Male zum Gebet geläutet und zum zweiten Male muß man in den Betsaal. Hier halten, bevor der Lehrer kommt, die Inspektoren auf Ruhe, verbieten das Sprechen und animieren die Primaner, die gewöhnlich viel später kommen, sich zu setzen. Dann erscheint der Lehrer mit dem ihn begleitenden Famulus und die Inspektoren geben an, ob ihre Bänke vollzählig sind. Dann ertönt die Orgel und nach kurzem Vorspiel erklingt das Morgenlied. Dann liest der Lehrer einen Abschnitt aus dem neuen Testament, mitunter auch noch ein geistliches Lied, spricht das Vaterunser und der Schlußvers beschließt die Versammlung. Dann gehen alle auf ihre Stuben, wo Kannen mit warmer Milch und Semmeln harren. Punkt sechs ertönt die Glocke zur Klasse. Jeder nimmt seine Bücher und geht dahin und bleibt bis sieben Uhr. Dann folgt eine Arbeitsstunde oder Repetierstunde, wie man sie nennt. Dann sind Lektionen bis zehn, darauf wieder eine Repetierstunde und endlich Klasse bis zwölf ... Punkt zwölf trägt man schnell seine Bücher auf die Stube und eilt dann mit Serviette in den

Kreuzgang.« ... »In dem Kreuzgang stellt man sich tischweise auf, so daß zwölf je zu zweien hintereinander stehen, und die Inspektoren gebieten Ruhe. Sobald der Lehrer im Coenakel ist, marschiert der fünfzehnte Tisch zuerst hinein und dann die übrigen. Alle Fehlenden werden angegeben. Dann spricht einer der Inspektoren folgendes Gebet: Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese Deine Gaben, die wir jetzt von Deiner milden Güte zu uns nehmen durch Jesum Christum, unsern Herrn, Amen. Hier fällt der ganze Coetus mit dem alten lateinischen Gesange ein: Gloria tibi trinitas, / Aequalis una deitas / Et ante omne saeculum / Et nunc et in perpetuum!

Dann setzen sich alle und die Mahlzeit beginnt.« Nietzsche verzeichnet nun den offenbar starren Wochen-Speisezettel. Die Mahlzeit wird wieder mit einem langen Dankgebet geschlossen, auf das noch ein Liedvers folgt.

»Gleich nach Tisch trägt man Brot und Serviette des Tischoberen in die Stube desselben und eilt in den Schulgarten. Vor halb zwei darf keiner in der Stube erscheinen, was die Wocheninspektoren streng bestrafen. Zuerst sieht man nun nach, ob wohl eine Kiste oder ein Brief da ist, die der Pfortenbote täglich bringt, oder man holt sich Obst für sein Taschengeld bei einer Obstfrau. Dann schiebt man im Schulgarten Kegel oder geht spazieren. Im Sommer wird auch viel Ball geschlagen. Dreiviertel zwei läutet es zur Klasse und in fünf Minuten muß man darin sein. Die Lektionen dauern nun bis zehn Minuten vor Vier. Dann ist gleich Vesper, *wo* man Butter und Semmel oder Pflaumenmus, Fett, Obst und dergleichen erhält. Darauf hält der Obere (– ein Primaner –) eine Lesestunde, wo griechische, lateinische oder mathematische Docimastica (= Klassenarbeiten) geschrieben werden. Um fünf ist eine kleine Pause, worauf dann Repetierstunden bis sieben folgen. Dann ist Abendessen, das im ganzen dem Mittag gleicht ... Dann können wir wieder in den Schulgarten bis halb neun gehen. Darauf ist Abendgebet und um neun wird zu Bett gegangen. Alle Obergesellen (= Primaner), denen doch durch die Lesestunde eine Stunde verloren geht, bleiben noch bis zehn Uhr auf.« ... »Der Sonntag im Sommer wird folgendermaßen verlebt: Früh um sechs Uhr wird aufgestanden und dreiviertel sieben ist Gebet. Darauf schulgartenfrei bis acht. Dann aber ist Repetierstunde, welche das Läuten zur Kirche endigt. Dann stellt man sich in den Kreuzgang und zieht in die Kirche, wo der Hebdomodar die Inspektion hat. Darauf ist bis zwölf wieder schulgartenfrei und ebenso nach der Mahlzeit, die aus Suppe, Frikassee, Braten und Salat besteht, bis zur Betstunde, die halb zwei ihren Anfang nimmt. Bis drei muß man wieder arbeiten, bis vier kann man in den Schulgarten gehen, aber gleich nach dem Vesper beginnt der ersehnte Spaziergang bis sechs Uhr. Die Zeit bis sieben Uhr füllt eine Arbeitsstunde aus. Dann schließt der Tag wie gewöhnlich mit Essen, Schulgartenfreizeit und Gebet. –«

Dieser »uniformierende Zwang in der Zeiteinteilung«, an den sich noch der Vierundzwanzigjährige mit Grauen erinnert, wäre Nietzsche mit seinen vielfältigen Neigungen und Liebhabereien, diesem sehr verspielten und in sich webenden Knaben, unerträglich gewesen, hätte es nicht jede Woche eine Durchbrechung gegeben, den sogenannten Studien- oder Ausschlafetag. An diesem Tage konnten die Pförtnerschüler eine Stunde länger schlafen, und dann gab es den ganzen Tag weder Schul- noch Lesestunden, sondern nur Repetierstunden, in denen die Schüler das in der Woche Gelernte auf seine Festigkeit überprüfen und sich im übrigen völlig eigenen Studien überlassen konnten. Nun, dies waren nicht die einzigen Intermezzi der Muße, die es gab, und gar nur so im Gleichschritt eines eisernen Programms und so grau, wie es nach diesen Rückblicken erscheint, wickelte sich das Leben in Pforta denn doch nicht ab.

Auf Sport wurde damals ganz allgemein weniger Wert gelegt als heute. Um so bemerkenswerter ist der Schwimmbetrieb der Schule. Es wurden Prüfungen durchgeführt (Nietzsche bestand sie am 12. August 1859) und Schwimmtage mit festlichem Gepränge abgehalten. An schwülen Tagen, wenn die Temperatur über 24° (wohl Reaumur) stieg, fiel der Unterricht am Nachmittag aus, und es gab »Kommunschwemme«B77. Auch Kegelschieben im Schulgarten wurde fleißig praktiziert. Im Winter waren es Schlitten und Schlittschuhe, die zu häufigem sportlichem Ausgleich dienten. Für die musikalisch Begabten bot der Schulchor viel Abwechslung, Freude und Vorteile. Nietzsche wurde am 20. August 1859 definitiv aufgenommen. »Ich bin seit gestern nun wirklich im Chor, worüber ich mich sehr freue. Ich singe nun mit in der Kirche, kann die Sängerfahrt mitmachen und genieße nun alle Vor- und Nachteile eines Choristen –«, so heißt eine Tagebuchnotiz vom 21. August 1859B78. Immer wieder weiß er von schönen Aufführungen zu berichten, die zum Erlebnis wurden und bei denen Schumann, Mendelssohn und Mozart die Stützen der Programme waren. Außerdem hatte der Chor natürlich bei allen Schulfeiern mitzuwirken, und so ergab sich für Nietzsche eine besonders innige Anteilnahme an diesen Akzenten des Schullebens. In einprägsamer Erinnerung blieb ihm beispielsweise die Schillerfeier vom 10. November 1859.

Zur Fastnachtszeit wurden regelmäßig Aufführungen veranstaltet, die beachtlich waren und namentlich von den Angehörigen der Schüler gerne besucht wurden. Da gab es Rezitationen, mehrheitlich aber kleine Theateraufführungen, an denen auch Nietzsche recht bald aktiv mitwirkte. Er hat auch später noch gerade an solchen Tagen Pforta besucht. Die Geselligkeit steigerte sich bei solchen Anlässen bis zum Tanzvergnügen.

Aber auch mit den Größen der zeitgenössischen Literatur unterhielt Pforta einen gewissen Kontakt. Im Oktober 1863 weilte Hoffmann von Fallersleben einige Tage zu Besuch, und der Chor bereitete sich darauf vor, indem er Liedervertonungen nach Texten des gefeierten Dichters einstudierte.

Nicht nur während der großen Ferien im Sommer, auch über die kurzen Feiertagsunterbrüche wurden die Schüler nach Hause entlassen. So stand auch Nietzsche in einem nie abreißenden Kontakt mit der Familie und den Verwandten und Freunden in Naumburg, Pobles und Plauen. Dazu kamen noch die Sonntagsbesuche, da man sich im nahen Bad Kösen oder in »Almrich« traf. An diesen Tagen und in den Ferien blühte der jugendliche Nietzsche auf. Davon berichten Briefe und Tagebuchaufzeichnungen, Gedichte, Betrachtungen und Kompositionen. Vom ersten Weihnachtsurlaub – 1858 – weiß die Mutter in einem Brief an ihren Bruder Edmund Oehler, Pfarrer in Gorenzen, zu berichtenB79: »Fritz hat mir eine kleine Weihnachtsmotette komponiert und den herrlichen Text gewählt: ›Hoch tut Euch auf, ihr Tore der Welt, daß der König der Ehren einziehe ...‹, welche Fritz mit Lieschen in Oscars *(der Mutter jüngster Bruder, damals in Naumburg)* Stube gut eingeübt hatte, und sangen es ein Stündchen nach der Bescherung, daß es uns allen ganz weihnachtlich wurde. Überhaupt ist Fritz nicht sehr vom Instrument gewichen.« Diesen Text hat er kurze Zeit nachher nochmals völlig neu, aber wieder im dreistimmigen Satz komponiertB80.

Nietzsche trat am 5. Oktober 1858 in Pforta ein. Er hatte eine Freistelle der Stadt Naumburg erhalten, so daß seine Mutter für die nächsten sechs Jahre aller Ausbildungskosten für ihn enthoben war. Nach einer Prüfung wurde er in die Untertertia, mit der Pforta ja überhaupt erst begann, aufgenommen und verlor somit ein halbes Jahr, konnte dadurch aber den Zielen Pfortas gemäß die ganze Ausbildung der Schule durchmachen.

Er hatte zunächst schwer gegen das Heimweh anzukämpfen, obwohl er fast jeden Sonntag Mutter und Schwester entweder in Naumburg besuchen oder doch auf halbem Wege in dem Dorfe Altenburg, von den Pförtnern »Almrich« genannt, treffen konnte. In der ersten Zeit schrieb er immer schon ganz früh am Morgen seiner Mutter einen Brief. Er sah sofort, 9. Oktober 1858: »Hinsichtlich Arbeit und Strenge läßt Naumburg mit Pforta keinen Vergleich zu und ich werde mich sehr daran gewöhnen müssen«, »ich hatte mir Pforta weit ungemütlicher gedacht als es ist; dennoch aber läßt sich kein Vergleich machen zwischen Pförtner und Naumburger Gemütlichkeit.«

Er freut sich schon auf die Weihnachtsferien und die alten Naumburger Freunde; neue findet er nicht so schnell. Er schließt sich schwer an. So wählt er als ständige Unterschrift unter seine Briefe an Pinder – mit Krug scheint bis zum Weihnachten 1860 eine gewisse Entfremdung eingetreten zu sein – Semper nostra manet amicitia! (Immer währet unsere Freundschaft.)

Pinder vertraute er auch mehr als der Mutter an, wie ihm wirklich zumute war, so als ihn im Februar 1859 das Heimweh besonders schwer packte. Er schickte ihm im Brief eine Fortsetzung seiner kindlichen Biographie, in der es hieß: »Als ich Pforta hervorschimmern sah, glaubte ich in ihr mehr ein Gefängnis als eine alma mater zu erkennen. Ich fuhr durch das Tor. Mein Herz wallte über von heiligen Empfindungen: ich wurde emporgehoben zu Gott in stillem Gebet und tiefe Ruhe kam über mein Gemüt.« Nach den Sommerferien 1859 noch kehrte das Heimweh besonders schwer wieder, aber Nietzsche kämpfte es mannhaft mit Hilfe seines verständnisvollen Tutors, eines Lehrers, dem er in persönlichen Dingen besonders anvertraut war, des Predigers und Professors Buddensieg, nieder.

So wenig ihm die strenge Zucht Pfortas zunächst behagte, so sehr kam sie einem bis dahin nur noch nicht entwickelten Bedürfnis seines Wesens nach Härte und Widerständen entgegen. Wohl entbehrte er die Ungezwungenheit und die »Gemütlichkeit« auf dem Gymnasium in Naumburg, doch schon im November 1858 schreibt er Pinder: »Aber etwas zu frei war es auch, das wirst du nicht leugnen. Sogar in mancher Beziehung bin ich froh, daß ich davon fort bin.« Bald begann er zu spüren, wie sehr ihm bisher eine Manneshand gefehlt hatte. Sein reiches und schon früh furchtloses und in allen moralischen Dingen ganz unweichliches Wesen verlangte nach großen Spannungen, forderte die Überwindungskraft heraus und wußte doch sein Eigenes und Eigentliches zu wahren. So gewann er früh zu Pforta eine Haltung, die er später, 1868, kurz vor einer neuen Wendung seines Daseins, so darstellteB81:

»Meine Erziehung ist in ihren Hauptteilen mir selber überlassen worden. Mein Vater ... starb allzu früh; mir fehlte die strenge und überlegene Leitung eines männlichen Intellekts. Als ich im Knabenalter nach Schulpforta kam, lernte ich nur ein Surrogat der väterlichen Erziehung kennen, die uniformierende Disziplin einer geordneten Schule. Gerade aber dieser fast militärische Zwang, der, weil er auf die Masse wirken soll, das Individuum kühl und oberflächlich behandelt, führte mich wieder auf mich selbst zurück. Ich rettete vor dem einförmigen Gesetz meine privaten Neigungen und Bestrebungen, ich lebte einen verborgenen Kultus bestimmter Künste, ich bemühte mich in einer überreizten Sucht nach universellem Wissen und Genießen die Starrheit einer gesetzlich bestimmten Zeitordnung und Zeitnutzung zu brechen. Es fehlte an einigen äußeren Zufälligkeiten; sonst hätte ich es damals gewagt, Musiker zu werden. Zur Musik nämlich fühlte ich schon seit meinem neunten Jahre den allerstärksten Zug; in jenem glücklichen Zustande, in dem man noch nicht die Grenzen seiner Begabung kennt und alles, was man liebt, auch für erreichbar hält, hatte ich unzählige Kompositionen niedergeschrieben und mir eine mehr« (- als

nur! –) »dilettantische Kenntnis der musikalischen Theorie erworben. Erst in der letzten Zeit meines Pförtner Lebens gab ich, in richtiger Selbsterkenntnis, alle künstlerischen Lebenspläne auf; in die so entstandene Lücke trat von jetzt ab die Philologie.« Die Entscheidung fiel also spät; dennoch tat er von Anfang an alles, um seinen Platz in der Schule voll auszufüllen und sich durch Leistung zu beweisen, ohne jemals den Streber herauszukehren. Als einen Musterschüler, wie es seine Schwester getan hat, kann man Nietzsche höchstens für die ersten drei Jahre seiner Pförtnerzeit bezeichnen. Später jedenfalls gaben sowohl einzelne seiner Leistungen wie besonders sein Betragen den Lehrern mehr als einmal Grund zur Klage, obwohl er auch dann noch wiederholt Primus war. Über seine eigentlichen Schulleistungen, die er offenbar stets ein wenig mit der linken Hand bewältigte, dann freilich immer noch besser als seine Mitschüler, zeigte er nie den Stolz, der sich sofort bei ihm auslöste, wo es sich um das eigene Denken handelte. Er hatte schon jetzt die Einsicht in die Dürftigkeit des Musterknaben, die ihn 1887 zu Meta von Salis sagen ließB82: »Er sei durchschnittlich der Dritte in seiner Klasse gewesen, entsprechend dem natürlichen Verhältnis, daß der Fleißigste den ersten, der Tugendspiegel den zweiten, das Ausnahmewesen erst den dritten Posten in einer nach den üblichen Moralprinzipien geordneten Anstalt erhalten könne.«

Nietzsche fiel unter seinen Mitschülern besonders auf durch seine deutschen Aufsätze, in denen er noch am ehesten etwas vom Eigenen geben konnte; aber auch in allen anderen Fächern waren seine Leistungen zunächst ausgezeichnet. Nach einem Jahre weist sein Zeugnis folgende Zensuren auf: Lateinisch IIa, Griechisch IIa, Mathematik IIa, Deutsch IIa, in allen Hauptfächern die zweitbeste Zensur. Er war also auch für Mathematik nicht völlig unbegabt, wie vielfach behauptet worden ist: bei der Versetzung nach Obersekunda im Herbst 1861 erhielt er noch die Zensur IIb. Und selbst als sein Interesse sich schon von der Mathematik abgekehrt hatte, reichte es bis Ostern 1864 immer noch zu einer III; erst im letzten halben Jahr verschlechterten sich seine Leistungen in der Mathematik so, daß sie, mit einer IV bewertet, das Bestehen des Examens bedrohten. Die Mathematik war ihm »allzu verstandesgemäß« und »allzu langweilig«B83. Aber es muß wohl auch dem Mathematiker der Schule, Professor Buchbinder, wie so oft Mathematikern, nicht gelegen haben, das Interesse an seiner Wissenschaft wachzurufen; denn noch in der ›Morgenröte‹ beklagte sich Nietzsche in allerdings auch sonst von großer Bitterkeit durchzogenen Ausführungen gegen die höheren Schulen über die Zeit, »als man uns Mathematik und Physik auf eine gewaltsame Weise aufzwang, anstatt uns erst in die Verzweiflung der Unwissenheit zu führen und unser kleines tägliches Leben, unsere Hantierungen und alles, was sich zwischen Morgen und Abend im Hause, in der Werkstatt, am Himmel, in der Landschaft begibt, in Tausende von Problemen aufzulösen, von peinigenden, beschämenden, aufreizenden Problemen – um unserer Begierde dann zu zeigen, daß wir ein mathematisches und mechanisches Wissen zu allererst nötig haben, und uns dann das erste wissenschaftliche Entzücken an der absoluten Folgerichtigkeit dieses Wissens zu lehren.« (Aph. 195)

Er macht den ganzen Geist der reinen humanistischen Bildung für diesen Mangel verantwortlich: »Hätte man uns auch nur die Ehrfurcht vor diesen Wissenschaften gelehrt, hätte man uns mit dem Ringen und Unterliegen und Wieder- und Weiterkämpfen der Großen, von dem Martyrium, welches die Geschichte der strengen Wissenschaft ist, auch nur *einmal* die Seele erzittern machen! Vielmehr blies uns der Hauch einer gewissen Geringschätzung der eigentlichen Wissenschaften an, zugunsten der Historie, der formalen Bildung und der Klassizität! Und wir ließen uns so leicht betrügen!«

Aber Nietzsche ist trotz allen Anläufen auch später niemals ernsthaft in die Mathematik eingedrungen. Sie lag seinem aus der Anschauung kommenden und stets wieder nach Anschauung drängenden Intellekt ebensowenig wie die reine Begrifflichkeit der abstrakten Logik. Die Fülle seines Wirklichkeits- und Lebensgefühles versperrte ihm den Zugang zur Mathematik und ließ sie ihm im Grunde nichtig erscheinen: »Die ganze Unendlichkeit liegt immer als Realität und Hemmnis zwischen zwei Punkten.«B84

Besonders eingehend, weit eingehender als auf anderen höheren Schulen, wurde in Pforta das Lateinische und Griechische betrieben. Es wurden nicht nur im regulären Schulgang ungewöhnlich viele Klassiker gelesen und interpretiert, sondern die Schüler auch daran gewöhnt, sich selbst in ihrer verfügbaren Zeit mit den antiken Autoren möglichst umfassend vertraut zu machen. Die rein sprachliche Beherrschung des Lateinischen wurde bis zum freien schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache getrieben, wenn auch dies Ziel nicht vollständig erreicht wurde.

Schon im Februar 1859 schrieb Nietzsche an Pinder: »Ich schreibe mir, wenn ich gerade nichts anderes zu tun habe, in lateinischer Sprache das auf, was ich vielleicht irgendwann gehört oder gelesen habe, indem ich mich dabei (nach der Anweisung des Kater Murr) bemühe, lateinisch zu denken.« Dies letztere gelang ihm, der von Beginn an auf das innigste der deutschen Sprache verhaftet war, nie ganz. Seine besten lateinischen Arbeiten wirken bei aller Geläufigkeit, rhetorischen Pracht und gelegentlich an das Römische streifenden epigrammatischen Schlagkraft doch immer wie aus dem Deutschen übersetzt und sind wohl meist auch nach vorausgehenden deutschen Niederschriften oder Entwürfen entstanden. Der eigentliche Sinn für das Lateinische und damit die Freude an seiner Handhabung ging ihm erst auf, als er Ende 1861 einen Schriftsteller las, dessen Stil ihm verwandt war. Es war Sallust, »quo nemo gravius et nervosius mihi scripsisse videtur«, wie er Oktober 1862 in einem lateinischen Aufsatz über Livius schreibtB85. Es zog ihn also das Bedeutungsvolle und Nervöse, kurz das Moderne am Stil des Sallust an, den er noch im August 1864 den blühendsten, »florentissimus«, römischen Schriftsteller nenntB86.

Der Berührung mit Sallust schrieb er noch 1888, in der ›Götzendämmerung‹, eine Bedeutung zu, die uns freilich ebenso zugespitzt wie die Behauptung, er sei vorher der schlechteste Lateiner gewesen, stark übertrieben erscheint (›Götzendämmerung‹, »Was ich den Alten verdanke«, Aph. 1): »Mein Sinn für Stil, für das Epigramm als Stil erwachte fast augenblicklich bei der Berührung mit Sallust. Ich habe das Erstaunen meines verehrten Lehrers Corssen nicht vergessen, als er seinem schlechtesten Lateiner die allererste Zensur geben mußte, – ich war mit *einem* Schlage fertig.«

In den griechischen und lateinischen Autoren gewann Nietzsche jedenfalls schon in den sechs Jahren in Pforta eine Belesenheit und ein philologisches Verständnis, die ihn für das spätere Studium so ausrüsteten, daß stofflich nur wenig zu ergänzen und die philologische Technik nur noch weiter zu entwickeln blieb. Für die modernen Sprachen wurde in Pforta nur wenig getan: sie blieben mehr oder minder freiwilligen Bemühungen überlassen. Im November 1861, auf dem Höhepunkt seines Lernhungers, schreibt Nietzsche an seine Schwester: »Dann ist Dr. Volkmann ... bereit, englische Privatstunden zu geben. Es haben sich eine Menge gemeldet, ich denke aber doch erst Ostern beizutreten. Augenblicklich studiere ich ja

[Curt Paul Janz: Biographie: Vorwort. Friedrich Nietzsche: Werke, S. 110 (vgl. Janz-Nietzsche Bd. 1, S. 17 ff.) (c) C. Hanser Verlag]

Italienisch noch privatim. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, wo das erste Buch Mose gelesen, Deutsch, wo das Nibelungenlied in der Ursprache gelesen wird, Französisch, wo in der Klasse Karl XII. gelesen, in einem Kränzchen mit dreien außer mir Athalie, Italienisch, wo im Kränzchen Dante gelesen wird. Wenn das nicht vorläufig genug ist, dann weiß ich nicht, besonders da im Lateinischen zugleich Vergil, Livius, Cicero, Sallust gelesen, im Griechischen Ilias, Lysias, Herodot gelesen wird.«

Dies Programm wurde jedoch keineswegs durchgeführt.

Das Hebräische begann Nietzsche pflichtgemäß zur Vorbereitung auf sein theologisches Studium, an dem er äußerlich zu dieser Zeit als an dem Herzenswunsch seiner Mutter immer noch festhielt. Aber er kam nicht weit damit – auch dies ein Zeichen, wie wenig es ihm schon damals mit der Theologie ernst war. In seinem Abgangszeugnis heißt es von seinem Hebräisch: »Bei seiner mangelhaften Kenntnis der Grammatik erscheint er zur Zeit noch unreif.«

In den modernen Sprachen brachte er es weder in Pforta noch später zu wirklicher Fertigkeit. So eifrig er schon jetzt Shakespeare und mehr noch Byron, der zu dieser Zeit sein Lieblingsdichter war, las, so geschah dies doch stets in deutscher Übertragung. Er lernte vom Englischen nur Brocken. Auch das Italienische lernte er nie beherrschen, so lange er später auch im Lande selbst lebte, und bei der Lektüre französischer Bücher, deren er später sehr viele las, ging es nicht ohne ausgiebige Benutzung des Wörterbuches, wie Overbeck uns berichtet hat. Nietzsche war, wie die meisten in ihrer Muttersprache schöpferisch Begabten, kein »Sprachenmensch«.

Im nächsten Brief an seine Schwester, Ende November 1861, trat dann noch ein weiteres Interesse hervor. Er wünschte sich Menzels Geschichte der Jahre 1816-56, also die Geschichte seiner ZeitB87, und Barraus Geschichte der großen französischen RevolutionB88 und schrieb dazu: »Du mußt wissen, daß ich mich jetzt sehr für Geschichte interessiere.« Dieses Interesse blieb und wuchs, und es geht schon hier Wege, die in Pforta nicht vorgezeichnet wurden: er will sich Kenntnisse über die Grundlagen seiner eigenen Zeit verschaffen, wie er sich auch zu dieser Zeit schon solche über die gesamte Weltgeschichte verschafft. Der eigentliche Geschichtsunterricht dagegen scheint ihn nicht sehr angezogen zu haben: »Er bewies zwar Teilnahme am Unterricht, doch ist sein Wissen zum Teil nicht recht sicher. Befriedigend«, heißt es für Geschichte und Geographie im Reifezeugnis. Diese Fächer galten im gleichen Sinne als Nebenfächer wie die Naturwissenschaften, von denen es lakonisch ebenfalls »Befriedigend« heißt, und das Zeichnen, das er offenbar im Gegensatz zu seinen kindlichen Spielereien in Naumburg nicht mehr gern betrieb: »Er hat nur kurze Zeit den öffentlichen Zeichenunterricht besucht und nichts Befriedigendes geleistet«, lautet hier das Abgangszeugnis.

Zur bildenden Kunst hatte weder der junge noch der spätere Nietzsche eine ursprüngliche Beziehung, wie er sie ganz unzweifelhaft zur Dichtung und gar zur Musik hatte. Er war Ohrenmensch und viel weniger Augenmensch. Abgesehen davon, daß ihn seine starke Kurzsichtigkeit und seine Augenschwäche behinderten – er trug schon beim Eintritt in Pforta eine Brille beim Lesen und eine blaue Schutzbrille gegen starkes Licht –, ist uns nichts darüber berichtet, daß der herrliche Dom zu Naumburg, in dessen Schatten er doch die empfänglichsten Jahre verbrachte, die Galerie zu Dresden oder die alten Kreuzgänge in Pforta ihm etwas Wesentliches sagten. Auch später erschloß sich ihm wohl die Landschaft, die Dichtung und die Musik des Südens wie nur wenigen, aber an den großen Werken der bildenden

Kunst ging er fast achtlos vorbei, es sei denn, daß sie eine literarische oder rein stimmungsmäßige Bedeutung für ihn gewannen. Und auch das war selten der Fall.

Das Bildungsgut, das sich Nietzsche in Pforta erwarb, war also ausgesprochen literarisch-humanistischer Natur. Er kannte die wesentlichen Autoren der Antike in ungewöhnlichem Ausmaße und hatte gelernt, sie mit der ganzen philologischen Akribie zu lesen und zu deuten, die in Pforta zu Hause war. Dazu kam in leidenschaftlicher Aneignung die klassische deutsche Dichtung und ein gutes Stück der Weltliteratur, insbesondere Shakespeare und Byron.

Die Aufgaben, die Pforta ihm stellte, erledigte Nietzsche, und er erledigte sie, wie gesagt, besser als fast alle seine Mitschüler; aber er ging nicht in ihnen auf.

Sein eigentliches Leben lief neben ihnen her und schaffte sich anderweitig Raum. Er gehorchte wohl den Gesetzen, denen er sich einmal unterworfen hatte, aber er ließ sich nicht zu ihrem Gefangenen machen. Mit nachtwandlerischer Sicherheit ging er in aller Gebundenheit den Weg seiner Freiheit, und als er ein einziges Mal seinen Lehrern ein Stück dieses seines eigenen Weges zeigte und nicht verstanden wurde, wußte er, daß dies ein Weg der Einsamkeit sein würde, der getrennt zu halten sei von dem der Pflicht und auf dem er dann nur noch die Freunde mitzunehmen versuchte.

Am 19. Oktober 1861 schrieb er einen deutschen Aufsatz über Hölderlin nieder in Form eines Briefes an einen Freund, »in dem ich ihm meinen Lieblingsdichter zum Lesen empfehle«B89.

Hölderlin, den erst die Generation des ersten Weltkrieges in seiner ganzen Größe empfinden sollte, war damals so gut wie unbekannt, und unter den Fachleuten galt er als ein verworrener Stammler, als ein bloßes Kuriosum der deutschen Literaturgeschichte.

Der siebzehnjährige Nietzsche dagegen erfühlte in diesem »hellenischen Mönch« seinen Verwandten und erdreistete sich, die Gewalt der Verse und Rede Hölderlins zu preisen und gegen die herkömmliche Meinung zu verfechten: »diese Verse ... entquollen dem reinsten, weichsten Gemüt, diese Verse, in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit die Kunst und Formgewandtheit Platens verdunkelnd, diese Verse bald im erhabensten Odenschwung einherwogend, bald in die zartesten Klänge der Wehmut sich verlierend«, und den Empedokles, »in dessen schwermütigen Tönen die Zukunft des unglücklichen Dichters, das Grab eines jahrelangen Irrsinns, hindurchklingt, aber nicht, wie Du meinst, in unklarem Gerede, sondern in der reinsten sophokleischen Sprache und in einer unendlichen Fülle von tiefsinnigen Gedanken«. Und den Hyperion, »der in der wohlklingenden Bewegung seiner Prosa, in der Erhabenheit und Schönheit der darin auftauchenden Gestalten auf mich einen ähnlichen Eindruck macht wie der Wellenschlag des erregten Meeres«. (Eine kühne Metapher Nietzsches, der noch nie am Meere war!) Dieser Dichter »erhebt ... zur höchsten Idealität, und wir fühlen mit ihm, daß diese sein heimatliches Element war«. Und wenn er den Deutschen »bittere Wahrheiten« sagt, so ist dies »leider nur oft allzu begründet« und »mit der größten Vaterlandsliebe vereinbar, die Hölderlin auch wirklich in hohem Grade besaß. Aber er haßte in dem Deutschen den bloßen Fachmenschen, den Philister«.

Wie sehr spricht Nietzsche hier schon von sich selbst, wenn er von seinem Dichter spricht! Und wie besonnen bleibt er bei aller Begeisterung! Er gibt zu, daß »mitunter der Tiefsinn mit der einbrechenden Nacht des Wahnsinns ringt«, und »daß ich Dir die Vorwürfe, die Du ihm wegen seiner widersprechenden Religionsansichten machst, nicht widerlege, mußt Du meiner allzu geringen Kenntnis der Philosophie zuschreiben, die ein näheres Betrachten jener Erscheinung in hohem Maße

erfordert«. Er wünsche nur, daß man zu einer »vorurteilsfreien Würdigung jenes Dichters bewogen« würde, »den die Mehrzahl seines Volkes kaum dem Namen nach kennt«.

Unter diesen Aufsatz schrieb ihm der korrigierende Lehrer – es dürfte wohl Koberstein gewesen sein – in voller Befangenheit in dem uns kaum mehr verständlichen Fehlurteil dieser Zeit über Hölderlin: »Ich möchte dem Verfasser doch den freundlichen Rat erteilen, sich an einen gesünderen, klareren, deutscheren Dichter zu haltenB90.« Im übrigen gab er ihm freilich die Zensur II bis IIa. Das genügte Nietzsche, um nie mehr etwas von dem, was ihn wirklich bewegte, seinen Lehrern zu zeigen und von ihnen den Abstand zu nehmen, den er empfand. Dabei ist es ein hohes Zeichen seines sich schon früh entwickelnden Gerechtigkeitssinns, daß diese Loslösung ohne Haß, ja auch ohne Verachtung, wenn auch mit verschärftem Blick für ihre Schwächen erfolgte. Er war einfach nur um eine Erkenntnis reicher. Er hatte ihre Grenzen gesehen, und damit war er freier geworden. Aber seine Achtung blieb ihnen innerhalb dieser Grenzen, ja an manchen dachte er noch viel später mit aufrichtiger Verehrung. So schreibt er 1868B91: »Vielleicht würde mich die philologische Nüchternheit und Steifheit angewidert haben: aber als Bild einer universell belebten und sein philologisches Fach belebenden Persönlichkeit war mir SteinhartA3 von Wert. Corssen als natürlicher Feind aller Spießbürgerei und doch in strammer wissenschaftlicher Tätigkeit.«

* Nachtrag zu S. 65 Zeile 32: In Reglementen und früheren Publikationen Kirchners ist immer die Rede von »Zöglingen evangelischer Confession« (vgl. Nietzsche-Studien 76/298).

IV. Der erste Schritt

Das private Leben der Pförtner spielte sich, außer in den Ferien und Urlaubstagen, auf den Stuben ab. Jede dieser Stuben wurde von zwölf bis sechzehn Schülern bewohnt, die sich wiederum in drei bis vier Tische teilten. Zu jedem Tische gehörte ein Oberer oder Obergeselle (Primaner), ein Mittlerer (Sekundaner) und zwei Untere (Tertianer). Der Obergeselle hatte die sittliche und wissenschaftliche Aufsicht über die Jüngeren und leitete die nachmittägliche Lesestunde von vier bis fünf, in der lateinische und griechische Grammatik getrieben wurde. Außerdem hatte jeder Schüler einen Lehrer zum Tutor, an den er sich in allen Schwierigkeiten wenden konnte.

Nietzsches erster Tutor war, wie gesagt, der Theologe Professor Buddensieg, »einer der wenigen, so sehr wenigen wahren, kindlich gläubigen Christen«, wie Nietzsches Mitschüler Guido Meyer ihn nennt.

Nietzsche hatte offenbar Vertrauen zu ihm. Er fand Trost bei ihm gegen sein Heimweh; in Krankheitsfällen beruhigte Buddensieg Mutter und Verwandte in seiner altväterlich pastoralen Weise, und er verwaltete das Taschengeld für seinen Zögling. Bei Schulfesten, wie den sogenannten »Bergtagen«, waren Mutter und Schwester bei ihm zu Gaste. Die Schüler liebten den warmherzigen Mann allgemein. Als er am 20. August 1861 starb, trauerte Nietzsche ihm aufrichtig nach. An seiner Statt wählte er sich dann den neu eintretenden Lehrer Dr. Max Heinze, der später in Basel für kurze Zeit sein Kollege als Professor werden sollte und sich als Historiker der PhilosophieB92 einen Namen machte. Auch zwischen ihm und Nietzsche entwickelte sich ein freundliches Verhältnis, in das auch Nietzsches Mutter und Schwester

einbezogen wurden. Es war eine der wenigen menschlichen Bindungen, die sich das ganze Leben hindurch ohne wesentliche Trübungen hielt, wohl, weil sie auch nie zu intim wurde.

Mit seinen Mitschülern wurde Nietzsche lange Zeit nicht recht warm. Es ging hier ähnlich wie auf dem Gymnasium in Naumburg. Ihre derben und lärmenden Vergnügungen sagten ihm nicht zu. So stieg er zum Beispiel bei einem Ausflug auf die Schönburg allein auf den Turm, während alle andern im Keller den Becher schwangen, und fühlte sich glücklich.

»Mir ganz allein überlassen
Sie mögen dort in den Hallen nur zechen
bis sie umfallen
Ich übe mein Herrscheramt.«B93

Wohl scheute er nicht Knüffe und Püffe und zerriß sich mit ihnen die Hosen, wenn im Herbst der stroherne Examensmann von dem ganzen Coetus verprügelt und unter allgemeinem Getobe in die kleine Saale geworfen wurde. Aber im allgemeinen hielt er sich abgesondert, und in den Leibesübungen imponierte er den anderen auch nicht besonders.

Wohl entwickelte er sich bald zu einem guten Schwimmer, der alle Bedingungen erfüllte, aber beim Turnen hinderte ihn seine Kurzsichtigkeit und die Neigung zu Blutandrang zum Kopfe. Das übliche Schauturnen bei Festen erschien ihm als »Tierquälerei« und »furchtbar langweilig«.

Da er in den ersten Jahren sich außerdem überaus brav allen Vorschriften fügte und wiederholt Primus war, mochten manche ihn auch noch für einen Streber halten. Alle wurden jedenfalls nicht recht klug aus ihm. Die verschwiegene Hoheit seines Wesens führte auch hier wieder entweder zum Spott oder zu befremdeter Scheu. »Seine Gleichgültigkeit gegen die kleinen Interessen der Kameraden«, schreibt DeussenB94, »sein Mangel an esprit de corps, wurden ihm als Charakterlosigkeit ausgelegt, und ich erinnere mich, wie eines Tages ein gewisser M. auf dem Musengang im Schulgarten in diskreter Weise zum Gaudium der Umstehenden einen Hampelmann produzierte, welcher aus einer Photographie Nietzsches ausgeschnitten und hergestellt war. Zum Glück hat mein Freund nie etwas davon erfahren.« Dann wieder verblüffte Nietzsche seine Mitschüler durch ganz überraschende Handlungen. So berichtet seine Schwester aus seinem ersten Tertianerjahre in Pforta einen Vorgang, der Nietzsches damaligen Oberen Krämer aufs heftigste erschreckteB95. »Die jüngeren Knaben sprachen von Mucius Scaevola, und ein etwas weichlich Gesinnter mochte wohl bemerkt haben: das wäre doch zu gräßlich und fast unmöglich, sich so ruhig die Hand verbrennen zu lassen. ›Warum?‹ fragt Fritz ruhig, nimmt ein Bündelchen Zündhölzer, zündet sie auf der flachen Hand an und streckt sie, ohne zu zucken, gerade aus. Die Knaben waren starr vor Erstaunen und Bewunderung. Plötzlich entdeckt der Obergeselle den Vorgang, springt hinzu und schlägt ihm die Zündhölzer aus der Hand, die schon ziemliche Brandwunden davongetragen hatte. Die Geschichte wurde vertuscht, da sich der Obere gewissermaßen dem Tutor und unserer Mutter gegenüber verantwortlich fühlte, indessen vertraute er sie mir an und meinte: Ich sollte doch Fritz bitten, daß er nicht wieder solche schreckliche Sachen mache.«

Die Schwester deutet diesen Vorfall als eine »heroische« Handlungsweise, Podach sieht in ihm »aktive Leibesverachtung und Leidensbejahung«. Uns will scheinen, daß dieses Verhalten auf derselben Linie liegt wie das schon geschilderte

des kleinen Vorschülers im Platzregen. Hinter dem körperlichen Heroismus und der Leibesverachtung steht ein stärkerer Trieb, der der Selbstüberwindung und der Wille, das einmal angenommene Gesetz sowohl wie das eigene Ideal bis zur letzten Konsequenz auch zu leben. Hier findet ein Wahrhaftigkeitstrieb von antikem Ausmaße seine erste kindliche Ausdrucksform, ein Wahrhaftigkeitstrieb, der es nicht erträgt, daß der Mensch ohne Entscheidung schielend zwischen Ideal und Praxis sich verhält, ein Wahrhaftigkeitstrieb, der von vornherein in einem unheimlich anderen geistigen Raum als dem des 19. Jahrhunderts zu Hause ist, in dem Raum jener »höchsten Idealität«, in dem er als in seinem »heimatlichen Element« zwei Jahre später, wie wir sahen, Hölderlin findet.

Kein Wunder, daß er unter seinen Mitschülern zunächst keinen Freund fand. Auch mit dem ersten, der sich ihm näherte, entwickelten sich nur sehr allmählich engere Beziehungen. Es war Paul Deussen, ebenfalls ein Pastorensohn, aus dem Rheinland, und einer der besten Schüler der Anstalt. Im Herbst 1859 lernten sie sich kennen.

»Ich weiß nicht mehr, was uns zuerst näher zusammenführte«, berichtet DeussenB96; »ich glaube, es war die gemeinsame Liebe zu Anakreon, für dessen Gedichte wir beide als Untersekundaner umso eifriger schwärmten, je weniger Schwierigkeiten das leichte Griechisch derselben dem Verständnisse entgegensetzte. Wir rezitierten seine Verschen auf gemeinsamen Spaziergängen, wir schlossen einen Freundschaftsbund, indem wir – es war auf dem Schlafsaale, wo ich in meinem Koffer unter dem Bette unter anderen Heimlichkeiten ein Päckchen Schnupftabak aufbewahrte – in einer -weihevollen Stunde zusammenkamen, das in Pforta auch zwischen den Schülern übliche Sie mit dem nur für engere Freunde vorbehaltenen Du vertauschten und Brüderschaft, wenn auch nicht tranken, so doch schnupften.«

Doch führte dieses Freundschaftsverhältnis zu Deussen zunächst, wie gesagt, nicht zu wirklicher Intimität. Es beruhte mehr auf den gemeinsamen Interessen an den alten Schriftstellern und der Philologie, dem gemeinsamen Plan, Theologie zu studieren, einer Neigung beider, sich von dem allgemeinen Schwarm fernzuhalten und geistige Erlebnisse ganz ernst zu nehmen. Nietzsche fühlte sich in dieser Freundschaft zweifellos von Anfang an als der Überlegene, wenn nicht an Wissen, so doch an Einsicht und Geist. Und dies Gefühl blieb, auch als die Freundschaft inniger wurde.

Die eigentlichen Freunde Nietzsches blieben bis in die Primanerjahre Krug und in noch höherem Maße Pinder. Sie waren auch das, was ihn am meisten nach Naumburg zog, wenn die Ferien nahten; denn zu der Welt von Mutter und Schwester gewann er bei aller Liebe um so mehr Abstand, je mehr sich sein geistiger Horizont weitete. Die Öde und der Stumpfsinn ihrer Damentees und Abendgesellschaften mit dem ewig gleichen Geschwätz ekelte ihn so an, daß er schon im Sommer 1859 in einen sonst belanglosen Novellenversuch abrupt eine satirische Darstellung davon mischteB97, die er dann allerdings selbst als seiner künstlerischen Absicht zuwiderlaufend strich.

In den gleichen Sommerferien machte Nietzsche eine Reise nach Jena zu seinem Onkel Emil Schenk, der dort Oberbürgermeister war. Hier schwamm er in der Saale, wobei er fast ertrunken wäre, machte mit dem Onkel ausgedehnte Spaziergänge auf die Höhen vor der Stadt oder stöberte die Nachmittage hindurch in dessen Bibliothek, wobei er offenbar zuerst auf Novalis stieß, »dessen philosophische Gedanken mich interessierten«, wie er sagt. Auf der Kunitzburg macht er sich ein romantisches Bild vom mittelalterlichen Ritter, aber der kritische Geist des geborenen

Historikers läßt ihn sofort besonnen hinzufügen: »Es ist schwer, sich auf den Standpunkt des Mittelalters zu versetzen, wir stellen uns das Leben immer übertrieben vor, entweder idealromantisch oder als einen Abschaum von Faustrecht, Mord, Straßenraub.«

Den stärksten Eindruck machte ihm aber das Studentenleben. Sein Onkel war alter Herr der Teutonia, und so wurde auch der Fünfzehnjährige in der Verbindung freundlich als Gast aufgenommen. Nach dem Bericht seiner Schwester war er begeistert von dem Treiben, aber er zog offenbar für sich doch ein anderes Fazit: »Etsi Plato meus amicus est dh. Obgleich ich sonst der kleinen Universitätsstadt zugetan bin, tamen veritatem ducem sequor,A4 so geht es doch in Jena noch ziemlich wild her, obgleich es in früheren Zeiten noch schlimmer gewesen sein mag«B98, so schrieb er kurz nach diesen Ferien für sich nieder, deren Ende er mit Mutter und Schwester wieder einmal in Pobles verbracht hatte. Es sollte das letzte Mal gewesen sein. Die Schwester berichtet von einem Traum Nietzsches, der dem des Knaben vor dem Tode seines Bruders ähnlich istB99.

»Wir feierten am 2. August 1859 Großpapa Oehlers zweiundsiebzigstenA5 Geburtstag. Kinder, Schwiegerkinder und Enkel hatten sich dazu in großer Anzahl versammelt. Als ich früh hinunterging, kam Fritz mir schon aus dem Garten entgegen und vertraute mir an, er sei schon sehr früh aufgewacht, da er einen so seltsamen Traum gehabt habe: das ganze Pfarrhaus in Pobles habe in Trümmern gelegen, und die arme Großmama hätte allein unter dem zerbrochenen Gerüst und Balkenwerk gesessen. Darüber habe er so weinen müssen, daß er aufgewacht sei und nicht wieder hätte einschlafen können. Mamachen verbot uns, diesen Traum weiter zu erzählen. Übrigens war der liebe Großpapa so frisch und rüstig, daß ihm jeder noch zwanzig Lebensjahre gegeben hätte. Im Spätsommer aber erkältete er sich so heftig, daß ihn eine schwere Krankheit befiel; Großpapa, der nie den Arzt als Arzt, sondern nur als Freund im Hause gehabt hatte, mußte nun seine Hilfe in Anspruch nehmen. Die Krankheit wurde für Grippe erklärt, und Mitte des Winters (17. Dezember 1859) starb der von uns so Inniggeliebte.«

Wahrträume wie diesen und den früher erwähnten hat Nietzsche anscheinend im späteren Alter nicht mehr gehabt, jedenfalls wird uns von keinem weiteren berichtet.

Die Ferienfreuden in Pobles hatten damit ein Ende, da die Großmutter Oehler nach Merseburg zu einem ihrer Söhne übersiedelte, wo sie mit 82 Jahren an einem Schlaganfall starb.

Nach dem Tod seines Großvaters Oehler, der ihm mehr ein guter und verständnisvoller Freund als ein gestrenger Großvater gewesen war, schloß sich Nietzsche noch enger mit dem gleichaltrigen Freunde Pinder zusammen.

In den Sommerferien 1860 unternahmen die beiden eine gemeinsame Reise über Eisleben und Mansfeld nach Gorenzen am Harz zu Nietzsches Onkel Edmund Oehler, der dort Pfarrer war. Hier faßten sie auf einem Waldspaziergang den Plan zu einem regelmäßigen geistigen Austausch. »Der Plan erstreckte sich zuerst nur auf Poesie und Wissenschaft. Musik war noch ausgeschlossenB100.« Nach Naumburg zurückgekehrt, zogen sie dann noch Gustav Krug – und mit ihm die Musik – hinzu, und so kam es zur feierlichen Gründung eines regelrechten Vereins der Drei. Am 25. Juli 1860 wanderten sie auf die Schönburg und beschworen dort auf dem Turm ihren Bund, den sie »Germania« tauften. Über den Zweck dieser Vereinigung sagt Nietzsche später (am 16. Januar 1872) als ProfessorB101 A6: »Wir beschlossen damals eine kleine Vereinigung von wenig Kameraden zu stiften, mit der Absicht, für unsere produktiven Neigungen in Kunst und Literatur eine feste und verpflichtende Organisation zu finden: das heißt schlichter ausgedrückt: es mußte sich ein jeder von

uns verbindlich machen, von Monat zu Monat ein eigenes Produkt, sei es eine Dichtung oder eine Abhandlung oder ein architektonischer Entwurf oder eine musikalische Produktion einzusenden, über welches Produkt nun ein jeder der anderen mit der unbegrenzten Offenheit freundschaftlicher Kritik zu richten befugt war. So glaubten wir unsere Bildungstriebe durch gegenseitiges Überwachen ebenso zu reizen als im Zaume zu halten.«

Bei der intensiven Hinneigung Nietzsches zu Robert Schumann ist nicht auszuschließen, daß Schumanns »Davidsbündler« (die ihrerseits auf E. T. A. Hoffmanns »Serapionsbrüder« fußen) bewußt oder unbewußt als Leitbild dienten; jedenfalls fügt sich die »Germania«-Gründung noch völlig in das Gesamtbild der deutschen Romantik.* Allerdings, in einem wesentlichen Punkt unterscheidet sich Nietzsches Konzept grundlegend von anderen derartigen Zusammenschlüssen. Während beispielsweise Schumanns »Davidsbündler« zum Kampfe gegen eine allgemeine seichte Kunstpflege antreten und der eigenen Überzeugung und Richtung zum Durchbruch verhelfen wollen, richtet sich die »Germania« gegen das eigene Unvermögen, gegen die Gefahr der geistigen Verflachung bei den Bündnisbrüdern selbst. Dieses Programm hielten die drei Freunde im großen Ganzen einige Zeit durch, und wenn die beiden anderen nachzulassen drohten, so war es immer wieder Nietzsche, der sie bei der Stange zu halten versuchte. Zwei Jahre lang ging das auch leidlich, im dritten Jahre war es aber dann nur noch Nietzsche, der allein und beharrlich »Germania« spielte und die monatlichen Beiträge einsandte. Im August 1863 war dann der Entschluß zur Auflösung reif und unausweichlich geworden, nachdem schon früher einmal ein auch finanzieller Engpaß und eine Vertrauenskrise hatten überwunden werden müssen. Nietzsche war es wohl auch, dessen Art der ganze Plan entsprungen war. Schon im Februar 1859 hatte er Pinder aufgefordert, ihm seine Gedichte zu schicken, und hinzufügt: »Wir wollen sie uns brieflich gegenseitig recht genau rezensieren und Tadel und Lob nach Verdienst erheben!« Der produktive Trieb und der kritische waren in dieser Zeit gleich stark in ihm. Als ihn der Prometheus-Stoff ergriff, schrieb erA7, wie er selbst Pinder gesteht, »erstens ein mißglücktes Schauspiel ... angefüllt mit einer Unzahl falscher Begriffe über diesen Gegenstand, zweitens drei Gedichte darüber, die ich in einer dritten (Schrift) heruntergemacht habe«, aber dann versuchte er sich selbst und die Freunde für den Stoff, der ihn nicht losließ, zu organisieren, wenn man so sagen darf, und zwar in einer geradezu pedantisch-methodischen Weise, die die Schule Pfortas nicht minder verrät, als es die altklugen und doch vom wachsten Gefühl für die Gefahr der Zersplitterung durchzogenen Schemata tun, mit deren Hilfe er sich in diesem Jahre über seine eigenen geistigen Bedürfnisse klar zu werden versucht: »Prometheus ist mir jetzt ein sehr interessanter Stoff geworden, und es wäre mir sehr lieb, wenn wir beide unsere Gedanken darüber aufschrieben. Vor allen sammle also aus allen Lexicis und anderen Büchern, aus Mythologien, eine möglichst vollständige Darstellung seines Lebens wie des ganzen hierher gehörigen Mythenkreises ... Dann schreibe Dir alle Gedanken, die Dir bei späterer Betrachtung auffallen, auf; ich werde dasselbe tun, und dann wollen wir uns den ganzen Stoff so einteilen I. Titanen. II. Prometheus. III. Epimetheus und Pandora. IV. Die letzten Schicksale des Prometheus. v. Epimetheus und Prometheus, Pandora (gegenseitiges Verhältnis). VI. Das Ende des Zeus (im Verhältnis zu den deutschen Sagen).«

Was zuerst und nicht immer erfreulich berührt an solchen Äußerungen, ist der schulmeisterliche Ton eines Fünfzehnjährigen. Aber das ist nur das Pathos, das ihm mit seiner Erbmasse überkommen ist, einer Erbmasse von Predigern, Lehrern und Erziehern. In Wirklichkeit ist er umrauscht von dem Reichtum der geistigen Welt, der

ihn umfließt und den er selbst birgt, und er sucht nach Halt gegen und Gewalt über sie. Das Wissen und Können, das die Schule ihm gibt, kann ihm nicht genügen. Sein Ideal ist nicht die Gelehrsamkeit, sondern die universelle Bildung, wie sie sich ihm schon bei flüchtiger Berührung mit Alexander von Humboldts Werk zeigt. Aber dazu braucht er in dem Meer der geistigen Erlebnisse Helfer und Freunde, die dem gleichen Trieb folgen. Er findet sie hier wie später für eine Strecke seines Weges, aber nie für diesen ganzen Weg, dessen gnadenlose Folgerichtigkeit keiner seines Jahrhunderts annehmen konnte und mochte.

Die »Germania« wurde für Nietzsche die erste Tribüne, von der aus er mit seiner eigenen Stimme sprechen konnte; alle seine produktiven Triebe konnten sich hier auswirken.

Die drei Freunde betrieben ihre »Synoden« und »Convente« in den Ferien ebenso wie ihren Briefwechsel mit zeremoniöser Höflichkeit und befleißigten sich stets einer möglichst druckreifen literarischen Form. Von ihren Geldbeiträgen wurden Zeitschriften, Noten und Bücher angeschafft. Die monatlichen Arbeiten eines jeden wurden den beiden anderen zugeschickt und von ihnen dann erbarmungslos und durchaus ohne die sonstige Höflichkeit kritisiert.

Durch den Zutritt Gustav Krugs wurde die musikalische Produktion Nietzsches, die bis dahin vor der Dichtung etwas zurückgetreten war, neu beschwingt. Seine ersten Arbeiten für die »Germania« waren Stücke zu einem Weihnachtsoratorium. Er verfolgte dabei reformatorische Gedanken, die er den beiden Freunden in einem langen Briefe vom 14. Januar 1861 auseinandersetzte: das Oratorium müsse einen einheitlichen Charakter bekommen, alle weltlichen Beimischungen aufgegeben werden; nach Möglichkeit sei nichts Unsingbares beizubehalten und, wenn nicht zu vermeiden, das Rezitativ durch das gesprochene Wort zu begleitender Musik, also durch Melodram (von Schumann in seinem ›Manfred‹ bereits verwirklicht) oder gar durch rein instrumentale Zwischenspiele, »Tongemälde« zu ersetzen; und tatsächlich weisen sowohl die Entwürfe zur Messe (1858/59) wie auch zu diesem ›Weihnachtsoratorium‹ unverhältnismäßig viele und lange rein instrumentale Stücke auf, und selbst Chorsätze sind ohne Text komponiert. Der musikalische Gedanke erweist sich als primärB102.

Nietzsche stellt das Oratorium absolut vor die Oper, als eine Kunstgattung höherer und reinerer Art, was unter anderem eine Wagner-Begeisterung für diese Jahre noch völlig ausschließt.

In die erste Zeit in Pforta dürften die umfangreichen Entwürfe zu einer Messe, eventuell auch eines Requiems fallen, wofür er sich große Mengen von Notenpapier immer wieder von zu Hause schicken ließ. Wie die Messe, so blieb auch eine Motette ›Jesus meine Zuversicht‹ Fragment. Mit Datum »4. Juli 1860« ist die Reinschrift eines ›Miserere‹ für Chor a capella zu 5 Stimmen erhalten. Dazwischen komponierte er zum geschwisterlichen Musizieren zu Weihnachten 1859 eine Fantasie für Klavier zu vier Händen. Zur Hauptsache aber wandte er sich von August 1860 an seinem ›Weihnachtsoratorium‹ zu. Unter den allmonatlichen Einsendungen an die »Germania« dominieren die in sich geschlossenen Stücke zu diesem Werk, das als Ganzes allerdings auch wieder Torso blieb und zu dem sich trotz der vielen erhaltenen Einzelteile kein Gesamtplan rekonstruieren läßt. Es muß sehr groß in der Anlage geplant gewesen sein, aber kurz nach der Konfirmation am 10. März 1861 verließ Nietzsche dieses Werk und damit die religiösen Themata überhaupt. Drei Instrumentalstücke daraus: ›Heidenwelt‹, ›Sternerwartung‹ und ›Der Könige Tod‹ faßte er als Klavierfantasie zu vier Händen zusammen und reichte sie unter dem Motto-Titel ›Schmerz ist der Grundton der Natur‹ (nach Justinus Kerner) im August

1861 als »Germania«-Arbeit ein. Bereits im September bewegt ihn dann eine »symphonische Dichtung«, ›Ermanarich‹, musikalisch im Gefolge von Franz Liszts ›Hungaria‹.

Weit wichtiger aber für ihn als die eigenen Kompositionen dieser Jahre wurde ein Wandel in seinem musikalischen Geschmack. Es war fraglos der Einfluß Gustav Krugs, der diesen Wandel herbeiführte. Schon bei der Gründung der »Germania« wurde beschlossen, die »Zeitschrift für Musik«, die damals schon für Richard Wagner und sein Werk eintrat, für die Vereinigung zu halten. Im März 1861 hielt dann Krug seinen Freunden einen Vortrag über »einige Szenen von Tristan und Isolde«, und in den gleichen Osterferien muß er Nietzsche auch schon aus dem Klavierauszug vom »Tristan« vorgespielt haben; denn er schreibt im April an NietzscheA8: »Gleich nach den Ferien schickte ich Tristan und Isolde wieder zurück, von dem Du leider ungefähr nur die Hälfte gehört hast. Gerade der zweite und dritte Akt sind wunderschön, obgleich der zweite anfangs nicht recht verständlich ist und etwas ermüdet. Bei mehrmaligem Hören aber erkennt man erst die großen Schönheiten, und man könnte wohl sagen, daß der zweite Akt den Kulminationspunkt der Oper bildet. Ich hoffe mit Dir Tristan und Isolde in Weimar zu hören, wie ich glaube auf der Tonkünstlerversammlung, die der neuesten musikalischen Zeitung zufolge vom 3. bis 8. August in Weimar stattfinden wird.«

Aus diesem Besuch wurde zwar nichts, aber Krugs Propaganda für Wagner wurde immer leidenschaftlicher. Er sprach vor den Freunden über die neudeutsche Musikschule, über Wagners Faustouvertüre, über das Rheingold, und im April 1862 schaffte er statutenwidrig für die »Germania« statt des fälligen Buches den Klavierauszug von »Tristan und Isolde« an, weil er glaubte, Nietzsche damit gewinnen zu können; aber es gab wegen diesen Verstoßes einen ernsten Konflikt. Wir haben von Nietzsche selbst aus dieser Zeit nur eine Äußerung über Wagner-Musik in einem Fragment über das Wesen der MusikB103. Im ersten – verlorenen – Teil muß er von der formenstrengen Fugenkomposition gesprochen haben und daß es Menschen gibt, die auch davon betroffen, im Gefühl angesprochen werden, und er fährt dann fort: »Auch über Dich und Deinen Verstand schütteln manche Leute den Kopf, wenn Du *wie* niedergeschmettert von der Macht der Musik vor den leidenschaftlichen Wogen Tristan und Isoldes dastehst. Beides, sowohl AlbrechtsbergersA9 Kontrafugen und Wagnersche Liebesszenen ist Musik; beiden muß etwas gemeinsam sein; das Wesen der Musik. Das Gefühl ist gar kein Maßstab für Musik.« Schon hier verdichten sich ihm musikalische Aussagebereiche in Persönlichkeiten, die zu Symbolen werden, so wie es später mit der Antithese Wagner/Bizet geschieht, in welcher sich seine Überwindung der Romantik und des Idealismus zugunsten der Realistik kristallisiert.

Der genannte Joh. Georg Albrechtsberger war 1794 Theorielehrer Beethovens. Als Komponist war er schon für seine Zeit sehr konservativ und blieb fast unbekannt, aber seine theoretischen Schriften waren wertvoll und sein Lehrbuch blieb lange eine Grundlage kontrapunktischer Satztechnik. Nach diesem Lehrbuch hatte auch Nietzsche autodidaktisch studiert und seine Kompositionen bis zum Weihnachtsoratorium zeigen in ihrer oft hart und kompromißlos durchgeführten Linearität deutlich den Einfluß dieser Kunstrichtung. In Wagners Tristan begegnet ihm nun – die ganze musikalische Klassik überspringend – der äußerste Gegensatz; hier dominieren nicht mehr die linearen (– horizontalen), sondern die harmonischen (- vertikalen) Ordnungen: und beides ist Musik, beides erkennt und anerkennt Nietzsche als Musik. Er sucht ein Gemeinsames, noch ohne es zu finden; aber das Problem ist von nun an für ihn da, lebenslang, und beunruhigt ihn, auch lebenslang;

und es ist Wagner, der am Anfang und am Ende dieser Beunruhigung steht, am Anfang als Überwinder vorklassischer Strukturen, am Ende als überwundene Romantik.

Nietzsche ringt offenbar also schon 1862 mit dem Erlebnis Wagner, und die spätere Erinnerung im ›Ecce homo‹: »Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab – mein Kompliment, Herr von Bülow! – war ich Wagnerianer«, dürfte den Tatbestand etwas überspitzt wiedergeben. Nietzsches Stellung zur Musik überhaupt bis zur persönlichen Begegnung mit Wagner läßt ebenfalls darauf schließen, daß die Begeisterung nicht so abrupt und vorbehaltlos eingesetzt hat. Seine Schwester berichtet freilichB104: »Ich erinnere mich, daß die Herbstferien 1862 von meinem Bruder und dem Freund Gustav von früh bis abends zum Spielen des Klavierauszugs verwendet wurden. Da der Vater von Gustav durchaus der klassischen Musik huldigte, so wurden diese Wagner-Orgien bei uns gefeiert. Als mich Fritz fragte, ›ob es nicht wunderschön sei‹, mußte ich kummervoll gestehen, daß mir die Musik nicht recht einginge. Ich bezweifle übrigens, daß der Vortrag der beiden Jünglinge damals jemand überhaupt gefallen konnte, beide hatten die Oper noch nicht gehört und verstanden deshalb aus der Überfülle der Töne die Melodie noch nicht richtig hervorzuheben. Die beiden machten ein unglaubliches Getöse, der Gesang ihrer kräftigen Stimmen erinnerte zuweilen an ein Geheul.«

So bedeutsam diese frühe Bekanntschaft mit dem Tristan dem nachbetrachtenden Auge auch erscheinen mag, so stellt sie doch keineswegs für die Pfortaer Jahre ein entscheidendes oder gar *das* entscheidende geistige Erlebnis dar. Am Sonntag Laetare (10. März) 1861 wurde Nietzsche zusammen mit Deussen konfirmiert, der unsberichtetB105: »Sehr wohl erinnere ich mich noch an die heilige, weltentrückende Stimmung, die uns während der Wochen vor und nach der Konfirmation erfüllte. Wir wären ganz bereit gewesen, sogleich abzuscheiden, um bei Christo zu sein, und all unser Denken, Fühlen und Treiben war von einer überirdischen Heiterkeit überstrahlt, welche freilich als ein künstlich gezüchtetes Pflänzlein nicht von Dauer sein konnte und sehr bald unter den alltäglichen Eindrücken des Lernens und Lebens ebenso schnell verflog, wie sie gekommen war. Indessen hielt eine gewisse Gläubigkeit noch bis über das Abiturientenexamen hinaus stand. Untergraben wurde dieselbe unmerklich durch die vorzügliche historisch-kritische Methode, mit welcher in Pforta die Alten traktiert wurden und die sich dann ganz von selbst auf das biblische Gebiet übertrug.«

Deussen gibt hier dem auslösenden Moment den Wert eines ursächlichen. In Wirklichkeit war das Christentum für den jungen Nietzsche kein Gegenstand intensiver Beschäftigung, jedenfalls nicht mehr als andere geschichtliche Phänomene, sogar weniger, mochte ihn auch die Stimmung der Konfirmationsfeier ergreifen.

Was waren die Gegenstände seines Nachdenkens und seines produktiven Triebes in dieser Zeit? Gedichte, Kompositionen, Byron, eine mächtige nordische Sagengestalt (Ermanarich) und ein großes philosophisches Problem. Vom Christentum nichts. Es blieb ihm noch eine Weile ein gewohntes Kleid und ein ererbtes Gesetz, das er trug und befolgte. Aber die Richtung seines Geistes wurde nicht vom Christentum bestimmt. Wie er es schon wenige Monate nach der Konfirmation, im Sommer 1861, musikalisch preisgab, haben wir bereits gesehen.

Erst als er von einem größeren philosophischen Problem aus auf das Christentum sah, im folgenden Jahre 1862, wurde es auch Gegenstand seines Nachdenkens, dann allerdings sofort eines eher kritischen. Doch schwieg er darüber, besonders

gegen die Mutter, und erst recht, als er bei seiner Mutter und seiner Tante Rosalie, die an ihrer Rechtgläubigkeit nicht rütteln ließ, schon dadurch schweren Anstoß erregte, daß er seiner Schwester im November 1861 die Lektüre der Kirchengeschichte und des »Leben Jesu« von Hase empfahl, dem »geistvollen Verfechter des idealen Rationalismus«.

Vielleicht hatte es auch zu Ostern 1861 schon wegen ähnlicher Fragen einen »Mißklang« und einen »Riß« mit der Mutter gegeben, für den er sie im April um Verzeihung bat. Jedenfalls behielt er von nun an bis zu seiner auch äußerlichen Entscheidung in Bonn seine kritischen Gedanken über das Christentum für sich und die beiden Freunde in der »Germania«. Aus seinem eigentlichen geistigen Leben blieben die Mutter und die Schwester nunmehr genau so ausgeschaltet wie die Lehrer.

Die Gedichte dieser Zeit sind noch ebenso unbedeutend wie die der Naumburger Knabenjahre; aber vor und nach der Sommerreise 1861, die ihn über Plauen und Nürnberg in den Böhmerwald führte, begann ein geschichtlicher Stoff eine so mächtige Anziehungskraft auf ihn auszuüben, daß sie mit Unterbrechungen bis zum August 1865 vorhielt. Es war der Sagenkreis um den Ostgotenkönig Ermanarich, auf den er wohl zuerst im deutschen Unterricht bei Koberstein stieß.

Zu Unrecht hat man immer die Beschäftigung Nietzsches in der letzten Pfortaer Zeit mit dem griechischen Spruchdichter Theognis besonders betont, wohl unter dem Eindruck seiner späteren philologischen Laufbahn und der Ähnlichkeit seines aristokratischen Ideals mit dem des Theognis. Tatsächlich stellte er sich bei dem Theognis eine rein philologische Schulaufgabe ohne wesentliche innere Anteilnahme.

Von der Gestalt des Ermanarich jedoch und der nordischen heroisch-blutigen Welt um ihn fühlte er sich so ergriffen, daß er ihr nicht nur mit den Mitteln der historischen Erforschung, sondern auch in einer »symphonischen Dichtung«, in dramatischen und dichterischen Fragmenten beizukommen versuchte, wenngleich er sich schließlich mit einer umfassenden literarisch-kritischen Darstellung beschied, auch da noch »mit dem Gefühl, mich in die alte Sage so hineingelegt zu haben, daß ich jetzt fast mit einem gewissen Schmerz für länger von ihr scheide«B106.

Die starken Leidenschaften, die »für die Volkssage, solange sie noch ursprünglich und rein fließt, vielleicht Gegenstand des Grauens aber nicht des Tadels« sind, ja, die »Grausamkeit, der eine gewisse tragische Würde nicht fehlt«, wie er nach Wilhelm Grimm zitiert, zogen ihn zu diesen Gestalten und dem weltgeschichtlichen Felde ihrer Kämpfe in der Don-Ebene.

Er studierte auf das Sorgfältigste die Quellen, Jornandes, Saxo Grammaticus, die Chroniken und die Edda, und fühlte sich wie niedergeschmettertB107: »Jene Götterdämmerung, wie die Sonne schwarz wird, die Erde ins Meer versinkt und Glutwirbel den allnährenden Weltbaum umwühlen und die Lohe den Himmel leckt, sie ist die grandioseste Erfindung, die je das Genie eines Menschen ersann, unübertroffen in der Literatur aller Zeiten, unendlich kühn und furchtbar und doch sich in bezaubernden Wohlklängen auflösend.«

Als er aber versuchte, diesen Stoff musikalisch zu bewältigen, erkannte er bald mit der ihm von Anfang an eigenen SelbstkritikB108: »Es sind keine Goten, keine Deutschen, die ich gezeichnet, es sind ... Ungargestalten; der Stoff ist aus der germanischen Welt in die ungarischen Pußten, in die ungarischen Glutseelen getragen ... Sodann fehlen auch den Personen jene urgermanischen, mächtigen Züge und Eigenschaften, die Gefühle sind mehr wühlend, modernisiert, zu viel Reflexion und zu wenig Naturkraft.« Wem träte nicht angesichts dieses Erlebnisses

und dieser Einsicht des 166jährigen seine spätere leidenschaftliche Begegnung mit der Welt Wagners und seine Abkehr von ihm vor Augen!

Volle vier Jahre fesselte ihn der Stoff, und die Stationen der Beschäftigung sind interessant genug.

Am 3. Juli 1861 entsteht ein Aufsatz, noch ganz auf die eine Quelle, die Edda bezogenB109. Bereits im September (»zu Michaelis«) versucht er, sich der Gestalten und der Handlung musikalisch zu bemächtigen in einer weitausholenden »symphonischen Dichtung« im Satz für Klavier zu vier Händen. Der strenge Satz Albrechtsbergers ist überwunden und der junge Komponist betritt unter dem Eindruck Liszts, namentlich von dessen ›Hungaria‹, den Boden der deskriptiven Musik. Aber auch auf diese Weise wird er mit seiner Erschütterung durch diesen Stoff noch nicht fertig, die Komposition zerfließt gegen Ende als SkizzeB110. Am 29. April 1862 unternimmt er es, den Stoff in einem Gedicht zu binden und zu überwältigen, im Mai ist es besonders »Ermanarichs Tod«, der in der Gedichtform als »Germania«-Einsendung erfaßt istB111. Wieder im September (Michaelis 1862) greift er die musikalische Formung nochmals auf, diesmal im Klaviersatz zu zwei Händen, gewissermaßen als Klavierauszug einer für großes Orchester gedachten Komposition. Es ist seine erste musikalische Leistung im großen Format, die er auch wirklich zu Ende bringt. Die Komposition ist formal durch ein äußeres »Programm« bestimmt. Dennoch sind auch hier wieder die musikalischen Formulierungen primär, denn das »Programm« findet sich erst in Aufzeichnungen des folgenden Monats Oktober 1862B112. Die dort gegebene Reihenfolge mit den Hinweisbuchstaben A–O korrespondiert genau mit den Teilen und Bezeichnungen der Komposition von 1862, während sie zum Entwurf von 1861, der aber bereits alle musikalischen Formulierungen enthält, nicht stimmen kann.

Im November 1862 entstehen ein Szenenentwurf und Personencharakteristiken, der Gedanke einer dramatischen Bearbeitung regt sichB113. Endlich – im Oktober 1863 – folgen ausgedehnte quellenkundliche Studien, aus denen im November eine gelehrte Abhandlung hervorgehtB114. Und nochmals kehrt Nietzsche zum Plan einer künstlerischen Formung zurück, im August 1865, mit einem Szenarium für eine OperB115. In diesem Verlauf, in diesem Schwanken zwischen wissenschaftlicher, historisch-kritischer, philologischer Aufhellung und intuitiver, persönlich-künstlerischer Bewältigung des Problems, offenbart sich erstmals und bereits mit aller Schärfe das Faszinierende, oft so zwiespältig-schillernde an Nietzsche: die Doppelbegabung.

Gerade diese Arbeiten sollten ihm die Bekanntschaft mit einem Mitschüler vermitteln, aus der dann eine lange Freundschaft wurde, die mit dem jungen Freiherrn Carl von Gersdorff.

Gersdorff schreibt darüber selbst 40 Jahre später, am 14. September 1900, also kurz nach Nietzsches Tod, an Peter Gast:

»Ich war Extraneer beim alten Professor August Koberstein, dem bekannten Literarhistoriker, welcher den Unterricht in der deutschen Sprache auch in der Untersekunda erteilte. Als Untersekundaner hatte Nietzsche eine selbständige, freie, kritisch-historische Arbeit über die Ermanarichsage gemacht und Koberstein eingereicht. Er war darüber höchst erfreut und voll des Lobes über die Gelehrsamkeit, den Scharfblick, die Kombinationsgabe und die stilistische Gewandtheit seines Schülers. Da Koberstein, welcher bei Tisch sonst ziemlich schweigsam war, sich mir gegenüber freudig erregt geäußert hatte, so fand ich Anlaß, mit Nietzsche anzuknüpfen. Ich hatte schon beim Eintritt in die Untersekunda alsbald herausgefühlt, daß er allen seinen Mitschülern geistig weit überlegen war,

und die Empfindung, daß er etwas Großes leisten würde. Er zog aber auch durch den freien Anstand in seinem Auftreten an und brachte jeden Ton von Roheit und törichtem Unfug alsbald zum Schweigen. Da ich aber durch den Umgang mit anderen Extraneern nicht so oft mit Nietzsche verkehren konnte, wie ich es wohl gewünscht hätte, so vergingen noch etwa anderthalb Jahre, bis wir uns freundschaftlich näher traten ... Von Prima an wurde unser Verkehr häufiger und inniger. Die Musik trug nicht wenig dazu bei; allabendlich zwischen sieben und halb acht kamen wir im Musikzimmer zusammen. Ich glaube nicht, daß Beethoven ergreifender phantasieren konnte als Nietzsche, zum Beispiel wenn ein Gewitter am Himmel stand.«

Hier stoßen wir zum ersten Male auf den großen Eindruck, den der auf dem Klavier phantasierende Nietzsche auf seine Zuhörer machte. Er sollte sich bei den einfachsten Menschen wie bei solchen von hohem musikalischem Rang bis in seine letzten Tage wiederholen. Und welche befreiende Kraft das Gewitter auf Nietzsches Gemüt ausübte, davon zeugt auch eine tagebuchartige SkizzeB116: »Es ist etwas dunkel in der Stube, ich zünde ein Licht an; doch blickt des Tages Auge neugierig durch die halb verhangenen Fenster. O es möchte weiter sehen, mitten hinein in dies Herz, das heißer als Licht, dämmernder als der Abend, bewegter als die Stimme aus der Ferne, tiefinnerlich zittert und schwingt wie eine große Glocke, die bei einem Gewitter geläutet wird.

Und ich erflehe ein Gewitter; zieht nicht das Glockenläuten die Blitze an? Nun, so nahe, Gewitter, läutere, reinige, blase Regendüfte in meine matte Natur, sei willkommen, endlich willkommen! Sieh! da zuckst du, erster Blitz, mitten hinein in das Herz, und daraus steigt's wie ein langer fahler Nebel aufwärts. Kennst du ihn, den düsteren, tückischen? Schon blickt mein Auge heller, und meine Hand strecke ich nach ihm aus, um ihm zu fluchen, und der Donner murrt: und eine Stimme erscholl: ›Sei gereinigt‹.

Dumpfe Schwüle: Mein Herz schwillt. Nichts regt sich. Da, ein leiser Hauch, am Boden zittert das Gras – sei mir willkommen, Regen, lindernder, erlösender! Hier ists öde, leer, tot; pflanze du von neuem.

Sieh, ein zweiter Schlag! Grell und zweischneidig mitten ins Herz! Und eine Stimme scholl: ›Hoffe!‹.

Und ein weicher Duft zieht aus dem Boden, ein Wind flattert heran, und ihm folgt der Sturm, heulend und seine Beute haschend. Abgeknickte Blätter jagt er vor sich her. Der Regen schwimmt lustig dem Sturm nach.

Mitten durchs Herz. Sturm und Regen! Blitz und Donner! Mitten hindurch! Und eine Stimme scholl: ›Werde neu!‹.«

Das ist das Lebensgefühl des Zwanzigjährigen, in dem Schicksal und Aufgabe noch dumpf und unerkannt sich regen.

Zwei Jahre später erkennt er sich im Gewitter schon besser. Am 7. April 1866 schreibt er an eben den Gersdorff, der den Primaner beim Gewitter auf dem Klavier phantasieren gehört hat und nun Germanistik studiert: »Gestern stand ein stattliches Gewitter am Himmel, ich eilte auf einen benachbarten Berg ›Leusch‹ genannt (vielleicht kannst du mir dies Wort deuten), fand oben eine Hütte, einen Mann, der zwei Zicklein schlachtete, und seinen Jungen. Das Gewitter entlud sich höchst gewaltig mit Sturm und Hagel, ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung ... Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige ›Du sollst‹, ›Du sollst nicht‹? Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel, freie Mächte, ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübung durch den Intellekt!«

Dem Gewitter fühlt er sich verwandt, im Gewitter enthüllt sich seine Natur, jetzt wie später. »Im dunklen Gewitter will ich verschwinden: und für meine letzten Augenblicke will ich Mensch zugleich und Blitz sein«, schreibt er auf der Höhe seines Schaffens, in der Zarathustra-Zeit, in sein NotizbuchB117. Wie ein Gewitter, nur daß zugleich das ungrelle Licht der Besonnenheit darüber liegt, wirkt auch die erste im eigentlichen Sinne philosophische Niederschrift, die der Siebzehneinhalbjährige im März 1862 für seine »Germania« verfaßte und im April den Freunden vorlas, nachdem er sich das Thema ›Fatum und Geschichte‹ und ›Willensfreiheit und Fatum‹ schon Monate vorher vorgenommen hatteB118.

Die erste Eruption seines eigenen geistigen Wesens, wenn auch gedämpft und gebändigt durch ein waches Bewußtsein, daß dies erst ein Anfang und etwas sehr Unvollkommenes sei, ist wie ein Programm seines ganzen Lebens und Denkens. Fast alle seine wichtigen Themen werden hier schon angeschlagen, und er wird von nun an nur aus immer weiter gespannten Kreisen und von immer größeren Entdeckungsfahrten mit immer größerer Leidenschaft und immer gewichtigerer Fracht von Einsichten stets wieder zu ihnen zurückkehren.

Man muß sich der Gebundenheit Nietzsches durch Erbmasse und Erziehung erinnern, um die Kühnheit dieser frühen Gedanken zu ermessen; man wird es aber andererseits nicht zum wenigsten dieser Erbmasse gutschreiben, wenn diese Kühnheit nirgends in die Überheblichkeit genialer Jugend übergeht, sondern noch da von einer bezaubernden Verhaltenheit der Äußerung ist, wo sein verschwiegenes Bewußtsein sich schon viel selbsteigener weiß.

»Wenn wir mit freiem unbefangenem Blick die christliche Lehre und Kirchengeschichte anschauen könnten, so würden wir manche den allgemeinen Ideen widerstrebende Ansichten aussprechen müssen. Aber so, von unseren ersten Tagen an eingeengt in das Joch der Gewohnheit und der Vorurteile, durch die Eindrücke unserer Kindheit in der natürlichen Entwicklung unseres Geistes gehemmt und in der Bildung unseres Temperaments bestimmt, glauben wir es fast als Vergehen betrachten zu müssen, wenn wir einen freieren Standpunkt wählen, um von da aus ein unparteiisches und der Zeit angemessenes Urteil über Religion und Christentum fällen zu können.

Ein solcher Versuch ist nicht das Werk einiger Wochen, sondern eines Lebens.« Geschichte und Naturwissenschaften sollen allein seine Grundlagen sein, um sich nicht in »fruchtlose Spekulationen« zu verlieren. »Wie oft erschien mir nicht unsere ganze bisherige Philosophie als ein babylonischer Turmbau: in den Himmel hineinzuragen ist das Ziel aller großen Bestrebungen, das Himmelreich auf Erden heißt fast dasselbe.

Eine unendliche Gedankenverwirrung im Volke ist das trostlose Resultat; es stehen noch große Umwälzungen bevor, wenn die Menge erst begriffen hat, daß das ganze Christentum sich auf Annahmen gründet; die Existenz Gottes, Unsterblichkeit, Bibelautorität, Inspiration und anderes werden immer Probleme bleiben. Ich habe alles zu leugnen versucht: o, niederreißen ist leicht, aber aufbauen! Und selbst niederreißen scheint leichter als es ist; wir sind durch die Eindrücke unserer Kindheit, die Einflüsse unserer Eltern, unserer Erziehung so in unserem Innersten bestimmt, daß jene tief eingewurzelten Vorurteile sich nicht so leicht durch Vernunftgründe oder bloßen Willen herausreißen lassen. Die Macht der Gewohnheit, das Bedürfnis nach Höherem, der Bruch mit allem Bestehenden, Auflösung aller Formen der Gesellschaft, der Zweifel, ob nicht zweitausend Jahre schon die Menschheit durch ein Trugbild irregeleitet ist, das Gefühl der eigenen Vermessenheit und Tollkühnheit: das alles kämpft einen unentschiedenen Kampf, bis endlich schmerzliche

Erfahrungen, traurige Ereignisse unser Herz wieder zu dem alten Kinderglauben zurückführen. Den Eindruck aber zu beobachten, den solche Zweifel auf das Gemüt machen, das muß einem jeden ein Beitrag zu seiner eigenen Kulturgeschichte sein. Es ist nicht anders denkbar, als daß auch etwas haften bleibt, ein Ergebnis aller jener Spekulation, was nicht immer ein Wissen, sondern auch ein Glaube sein kann, ja, was selbst ein moralisches Gefühl bisweilen anregt oder niederdrückt.

Wie die Sitte als ein Ergebnis einer Zeit, eines Volkes, einer Geistesrichtung dasteht, so ist die Moral das Resultat einer allgemeinen Menschheitsentwicklung. Sie ist die Summe aller Wahrheiten für unsere Welt, möglich, daß sie in der unendlichen Welt nicht mehr bedeutet als das Ergebnis einer Geistesrichtung in der unsrigen; möglich, daß aus den Wahrheitsresultaten der einzelnen Welten sich wieder eine Universalwahrheit entwickelt.

Wissen wir doch kaum, ob die Menschheit selbst nicht nur eine Stufe, eine Periode im Allgemeinen, im Werdenden, ist, ob sie nicht eine willkürliche Erscheinung Gottes ist. Ist nicht vielleicht der Mensch nur die Entwicklung des Steines durch das Medium der Pflanze, Tier? Wäre hier schon seine Vollendung erreicht und läge hierin nicht auch Geschichte? Hat dies ewige Werden nie ein Ende? Was sind die Triebfedern dieses großen Uhrwerks? Sie sind verborgen, aber sie sind dieselben in der großen Uhr, die wir Geschichte nennen. Das Zifferblatt sind die Ereignisse. Von Stunde zu Stunde rückt der Zeiger weiter, um nach zwölfen seinen Gang von neuem anzufangen; eine neue Weltperiode bricht an.« ...

»Alles bewegt sich in ungeheuren, immer weiter werdenden Kreisen umeinander; der Mensch ist einer der innersten Kreise. Will er die Schwingungen der äußeren ermessen, so muß er von sich und den nächst weiteren Kreisen auf noch umfassendere abstrahieren. Diese nächst weiteren sind Völker–, Gesellschafts- und Menschheitsgeschichte. Das gemeinsame Zentrum aller Schwingungen, den unendlich kleinen Kreis zu suchen, ist Aufgabe der Naturwissenschaft; jetzt erkennen wir, da der Mensch zugleich in sich und für sich jenes Zentrum sucht, welche einzige Bedeutsamkeit Geschichte und Naturwissenschaft für uns haben müssen.

Indem der Mensch aber in den Kreisen der Weltgeschichte mit fortgerissen wird, entsteht jener Kampf des Einzelwillens mit dem Gesamtwillen; hier liegt jenes unendlich wichtige Problem angedeutet, die Frage um Berechtigung des Individuums zum Volk, des Volkes zur Menschheit, der Menschheit zur Welt; hier auch das Grundverhältnis von *Fatum* und *Geschichte.*

Die höchste Auffassung von Universalgeschichte ist für den Menschen unmöglich; der große Historiker aber wird ebenso wie der große Philosoph Prophet; denn beide abstrahieren von inneren Kreisen auf äußere.«

Wie aber ist es mit dem Fatum?

»Tritt uns nicht alles im Spiegel unserer eigenen Persönlichkeit entgegen? Und geben nicht die Ereignisse gleichsam nur die Tonart unseres Geschickes an, während die Stärke und Schwäche, mit der es uns trifft, lediglich von unserem Temperament abhängt? ... Was ist es, was die Seele so vieler Menschen mit Macht zu dem Gewöhnlichen niederzieht und einen höheren Ideenaufflug so erschwert? Ein fatalistischer Schädel- und Rückgratsbau, der Stand und die Natur ihrer Eltern, das Alltägliche ihrer Verhältnisse, das Gemeine ihrer Umgebung, selbst das Eintönige ihrer Heimat. Wir sind beeinflußt worden, ohne die Kraft zu einer Gegenwirkung in uns zu tragen, ohne selbst zu erkennen, daß wir beeinflußt sind. Es ist ein schmerzliches Gefühl, seine Selbständigkeit in einem unbewußten Annehmen von äußeren Eindrücken aufgegeben, Fähigkeiten der Seele durch die Macht der

Gewohnheit erdrückt und wider Willen die Keime zu Verwirrungen in die Seele gegraben zu haben.

In höherem Maßstabe finden wir dies alles in der Völkergeschichte wieder. Viele Völker, von denselben Ereignissen betroffen, sind doch auf die verschiedenste Art beeinflußt worden.

Es ist deshalb Beschränktheit, der ganzen Menschheit irgendeine spezielle Form des Staates oder der Gesellschaft gleichsam mit Stereotypen aufdrucken zu wollen; alle sozialen und kommunistischen Ideen leiden an diesem Irrtum. Denn der Mensch ist nie derselbe wieder; sobald es aber möglich wäre, durch einen starken Willen die ganze Weltvergangenheit umzustürzen, sofort träten wir in die Reihe unabhängiger Götter, und Weltgeschichte hieße dann für uns nichts als ein träumerisches Selbstentrücktsein; der Vorhang fällt, und der Mensch findet sich wieder, wie ein Kind mit Welten spielend, wie ein Kind, das beim Morgenglühen aufwacht und sich lachend die furchtbaren Träume von der Stirne wischt.

Der freie Wille erscheint als das Fessellose, Willkürliche: er ist das unendlich Freie, Schweifende, der Geist. Das Fatum aber ist eine Notwendigkeit, wenn wir nicht glauben sollen, daß die Weltgeschichte ein Traumesirren, die unsäglichen Wehen der Menschheit Einbildungen, wir selbst Spielbälle unserer Phantasien sind. Fatum ist die unendliche Kraft des Widerstandes gegen den freien Willen; freier Wille ohne Fatum ist ebenso wenig denkbar, wie Geist ohne Reelles, Gutes ohne Böses. Denn erst der Gegensatz macht die Eigenschaft ...

Vielleicht ist in ähnlicher Weise, wie der Geist nur die unendlich kleinste Substanz, das Gute nur die subtilste Entwicklung des Bösen aus sich heraus sein kann, der freie Wille nichts als die höchste Potenz des Fatums.« ...

»Indem das Fatum dem Menschen im Spiegel seiner eigenen Persönlichkeit erscheint, sind individuelle Willensfreiheit und individuelles Fatum zwei sich gewachsene Gegner«, darum seien ›»Ergebung in Gottes Willen‹ und ›Demut‹ oft nichts als Deckmäntel für feige Furchtsamkeit dem Geschick mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Wenn aber das Fatum als Grenzbestimmendes doch noch mächtiger als der freie Wille erscheint, so dürfen wir zweierlei nicht vergessen, zuerst, daß Fatum nur ein abstrakter Begriff ist, eine Kraft ohne Stoff, daß es für das Individuum nur ein individuelles Fatum gibt, daß Fatum nichts ist als eine Kette von Ereignissen, daß der Mensch, sobald er handelt und damit seine eigenen Ereignisse schafft, sein eignes Fatum bestimmt«, und seine Tätigkeit beginne ja nicht erst mit der Geburt, sondern schon in Eltern und Voreltern.

»Freier Wille ist ebenso nur ein Abstraktum und bedeutet die Fähigkeit, bewußt zu handeln, während wir unter Fatum das Prinzip verstehen, das uns beim unbewußten Handeln leitet«, bei dem immer noch »eine Willensrichtung« im Spiele ist, »die wir selbst noch nicht als Objekt in das Auge zu fassen brauchen«. »Wenn wir also den Begriff des unbewußt Handelns nicht bloß als ein Sich-leiten-Lassen von früheren Eindrücken nehmen, so entschwindet für uns der strenge Unterschied von Fatum und freiem Willen und beide Begriffe verschwimmen zu der Idee der Individualität.

Je mehr sich die Dinge vom Unorganischen entfernen und je mehr sich die Bildung erweitert, umso hervortretender wird die Individualität, umso mannigfaltiger ihre Eigenschaften. Selbsttätige, innere Kraft und äußere Eindrücke, ihre Entwicklungshebel, was sind sie anderes als Willensfreiheit und Fatum?

In der Willensfreiheit liegt für das Individuum das Prinzip der Absonderung, der Lostrennung vom Ganzen, der absoluten ünbeschränktheit; das Fatum aber setzt den Menschen wieder in organische Verbindung mit der Gesamtentwicklung und nötigt ihn, indem es ihn zu beherrschen sucht, zur freien Gegenkraftentwicklung; die

fatumlose, absolute Willensfreiheit würde den Menschen zum Gott machen, das fatalistische Prinzip zu einem Automaten.«

Wir geben diese frühe Arbeit Nietzsches hier so ausführlich wieder, wie wir es bei keiner späteren tun werden, weil sie alle Impulse des Nietzscheschen Denkens schon zeigt und weil sie schon alle entscheidenden Probleme umkreist, freilich ohne die mächtigen Lösungen zu geben, die er später findet. Wer aufmerksam liest, findet hier alles vorgebildet: die Diesseitigkeit des Nietzscheschen Denkens, in dem der Mensch stets die Mitte ist, wenn auch nicht das Ziel, und die Abkehr von der Gottergebenheit und der Demut. Hier greift er schon das Christentum, auch wenn er es dabei noch als »falsch verstanden« verteidigt, in einem ebenso wesentlichen Punkte an wie darin, daß er in einer gleichzeitigen AufzeichnungB119 (27. April 1862) wiederum unter Bejahung des Christentums als einer »Herzenssache«, sich gegen alle jenseitigen Welten wendet: »Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hat die Menschengeister in eine falsche Stellung zu der irdischen Welt gebracht: er war das Erzeugnis einer Kindheit der Völker ... Unter schweren Zweifeln und Kämpfen wird die Menschheit männlich: sie erkennt in sich den Anfang, die Mitte, das Ende der Religion.«

Vorgebildet ist hier auch schon, wenn auch nur als Versuchung und Versuch: der Atheismus, die Umwertung aller Werte von zwei Jahrtausenden, die Einsicht in die Relativität der Moralen, die Philosophie des Werdens und der Unschuld des Werdens; vorgebildet ist hier auch schon der Gedanke, daß der Mensch etwas sei, was zu überwinden ist: der Übermensch, wie Nietzsche ihn in der Edda, in den halbmythischen Gestalten der Ermanarichsage, gesehen hatte, wie er ihn bei seinem Lieblingsdichter Byron sah – in einem Vortrag über ihn vom Dezember 1861 kommt das Wort bei Nietzsche zum ersten Male vorB120. Vorgebildet ist hier auch schon der Gedanke der ewigen Wiederkehr und des Philosophen und Historikers als Propheten und Gesetzgebers, der die ganze Weltvergangenheit umstürzt. Vorgebildet ist hier schon jener Gedanke des amor fati, der später eine so großartige Entwicklung finden sollte. Vorgebildet sind hier auch schon jene »positivistischen« Ideen der sogenannten zweiten Periode Nietzsches in dem Gedanken von dem »fatalistischen Schädel- und Rückgratsbau«. Vorgebildet ist hier schon die Kritik des Bewußtseins und des Geistes und die Problematik des Individuums in Gesellschaft und Geschichte. Und klar ausgesprochen ist hier schon der sein ganzes Leben währende Haß gegen die Idee von der Gleichheit der Menschen, die er als dem Sozialismus und Kommunismus zugrunde liegend ansieht. Dazu ist das Ganze schon getragen von dem Gefühl eines Menschen, der auf der Brücke zwischen zwei Zeitaltern steht und halb schaudernd, halb mit einem vollen Ja in seiner Seele eine neue Zeit heraufkommen sieht, eine weitere Entwicklungsstufe, in der die Menschheit, ihrer Kraft und Aufgabe voll bewußt, »männlich« wird.

* Nachtrag zu S. 87, Zeile 5: Ein anderes Vorbild, mindestens Anregung, könnte der Verein »Litteraria« in Naumburg gewesen sein. Es war ein Verein zur »Beförderung und Ausbildung wissenschaftlichen und sittlichen Lebens«, der in den Wintermonaten einmal wöchentlich in Naumburg zusammenkam und dem außer Naumburger Bürgern noch sämtliche Pförtner und Lehrer angehörten. Gegründet wurde er 1821 von Carl Peter Lepsius. Nach 1871 wurden in der Litteraria Vorträge

gehalten über Nietzsches »Geburt der Tragödie« und die »I. Unzeitgemäße Betrachtung« (vgl. Reiner Bohley in N. St. 1976).

V. Das Ende der Schulzeit

Es ist nicht verwunderlich, daß einem Siebzehnjährigen, den solche Gedanken bewegten und der ihnen schon eine solche Form zu geben wußte, weder die Enge des frommen mütterlichen Hauses, noch die Schule, noch die beiden bisherigen Naumburger Freunde genügen konnten, zu schweigen davon, daß sie ihm nicht jenen geistigen Raum zu bieten vermochten, in dem sein so seltsam geschlossenes, fast autistisches und doch so expansives Wesen sich hätte wirklich mitteilen und mit gleich starken Kräften auseinandersetzen können.

Die Mutter war gewiß stolz auf ihren Sohn, aber weit mehr auf den guten Schüler als auf den werdenden Denker. Was in diesem vorging, entging ihr völlig. Sie ließ ihn darin gewähren, ohne sich um ein Mitgehen zu bemühen. Ihr ganz auf das Praktische gerichteter Sinn umhegte ihn in allen Dingen des körperlichen Wohls, ließ auch keine Ungezogenheiten aufkommen; sie verweichlichte ihn nicht. Aber sie hatte für ihn keinerlei geistiges Gewicht. Ihre Kritik bezog sich nie auf sein Wesen und seine eigentlichen Gefahren, sondern nur auf sein Verhalten und sein Fortkommen. Sie bewunderte ihn und hatte doch wohl häufig Angst um ihn. Sie teilte ihrem Vater beglückt mit, daß ein Verwandter von dem zwölfjährigen Kind gesagt habe, er sähe Luther ähnlich und würde am Ende ein Luther. Aber dann riet sie dem Sohn wieder, nicht »immer etwas anderes zu tun als die anderen«.

Sie lebte in einer ganz anderen geistigen Welt. Ihre einfache und etwas einfältige Frömmigkeit kannte keine Zweifel – eben dies sollte sie in späterem schwerem Schicksal zu größter mütterlicher Leistung befähigen – und ließ auch von außen keinen Zweifel an sich herankommen, auch nicht von dem geliebten Sohn. Das achtete dieser, aber damit schied er sich auch geistig völlig von ihr, so sehr er kreatürlich jetzt wie sein ganzes Leben lang an sie gebunden blieb und so wenig er es je über sich gewann, bei aller zeitweiligen Qual über ihr Unverständnis, das sich später auch vor brutalen Einmischungen in seine Lebensführung nicht scheute, sich auch äußerlich dauernd von ihr zu trennen.

Bezeichnend für das Verhältnis von Mutter und Sohn zu dieser Zeit ist ein Zwischenfall, der sich 1862 in Pforta ereignete, als Nietzsche gerade Primaner geworden war. Er schrieb darüber selbst an seine Mutter und Schwester am 10. November: »Liebe Leute! ... Allwöchentlich hat einer der neuen Primaner die Schulhausinspektorenwoche, d.h. er hat alles, was eine Reparatur in den Stuben, Schränken, Auditorien usw. nötig macht, zu verzeichnen und einen Zettel mit all diesen Bemerkungen auf der Inspektionsstube abzugeben. Ich hatte vorige Woche dieses Amt; es fiel mir aber ein, dies etwas langweilige Geschäft durch Humor pikanter zu machen und schrieb einen Zettel, auf dem alle Bemerkungen in das Gewand des Scherzes gekleidet waren. Die gestrengen Herren Lehrer waren darob sehr erstaunt, wie man in eine so ernsthafte Sache Witze mischen könnte, luden mich Sonnabend vor die Synode und diktierten mir hier als Strafe nicht weniger als drei Stunden Karzer und den Verlust einiger Spaziergänge zu. Wenn ich mir dabei irgendeine andere Schuld als Unvorsichtigkeit zumessen könnte, würde ich mich darüber ärgern; so aber habe ich mich keinen Augenblick darum bekümmert und nehme mir nur daraus die Lehre, andre mal mit Scherzen vorsichtiger zu sein.« Nietzsche hatte unter anderem in diesem hochwichtigen Bericht geschriebenB121: »Im Auditorium so und so brennen die Lampen so düster, daß die Schüler versucht

sind, ihr eigenes Licht leuchten zu lassen ... In der Obersekunda sind kürzlich die Bänke gestrichen und zeigen eine unerwünschte Anhänglichkeit an die sie Besitzenden.« Darauf wurde ihm die genannte Strafe zudiktiert und er überdies für »bedroht in seiner Stellung als Primus« erklärt.

Die Mutter hatte offenbar auch keinen Humor für die Geschichte und schrieb ihrem SohnB122: »Gott Lob, daß es kein schlechter Streich ist, aber offen gestanden, mein lieber Fritz, hätte ich Dir mehr Takt zugetraut. Du wirst von neuem des Fehlers der Eitelkeit angeklagt worden sein, immer etwas anderes zu tun als die anderen und finde die Strafe ganz gerecht, denn es erscheint als eine furchtbare Anmaßung, den Lehrern gegenüber sich so etwas zu erlauben. Also bitte sei vorsichtiger in Deiner Denkungsweise und Handlungsweise, folge stets Deiner inneren besseren Stimme und Du wirst vor aller Unruhe und Kämpfen die jetzt mehr in Dir und von Dir bemerkt haben, bewahrt bleiben. Schreibe mir bald, mein teurer Sohn, aber nicht mit der Anrede ›liebe Leute‹, Du wirst selbst fühlen, daß das sich nicht an die Mutter schickt.«

Sie scheint über diese Ermahnungen hinaus noch länger über die Sache gesprochen und der Befürchtung Ausdruck gegeben zu haben, er sei unter schlechten Einfluß geraten, denn Nietzsche kam am 19. November noch einmal darauf zurück: »Ich habe jetzt immer erstaunlich viel zu tun, befinde mich aber wirklich wohler als je, sowohl körperlich als geistig. Bin immer in heiterer Stimmung und arbeite mit großer Lust. Ich kann nicht begreifen, wie du dich nur noch einen Augenblick über die Folgen jener Geschichte bekümmern kannst, da du ja sie richtig aufgefaßt und mir in dem Briefe vorgehalten hast. Ich werde mich auch wohl vor ferneren Unüberlegtheiten hüten; aber daß ich nur etwas länger darüber verstimmt gewesen, daran ist nicht zu denken. Mögen Heinze und andere darin suchen, was sie wollen – ich weiß, was drin lag und damit bin ich völlig beruhigt. Wie gesagt, ich habe mich selten in einer wohleren Stimmung gefühlt als jetzt, meine Arbeiten gehen mir gut vorwärts, ich habe sehr vielfachen und angenehmen Umgang – und an ein Beeinflussen ist nicht zu denken, da ich da erst Personen kennen lernen müßte, die ich über mir fühlte. Auch die kalte Temperatur finde ich ganz gemütlich – kurzum ich fühle mich sehr wohl und gegen niemand, auch gegen die Lehrer nicht in verbitterter Stimmung. Vielleicht konnten sie als Lehrer die Sache nicht anders auffassen.«

Man mag etwas befremdet und kalt angerührt sein von der schroffen Selbstsicherheit, mit der der Achtzehnjährige hier die Mutter zurück- und zurechtweist, und dem großen Überlegenheitsgefühl – freilich auch einem Einsamkeitsgefühl –, das schon jetzt so unverhohlen sich ausdrückt, wo die Bestimmung noch ganz unklar, nur als Unruhe in ihm wirkt. Aber man wird ihn besser verstehen, wenn man ein Bekenntnis aus den gleichen Tagen und offenbar unter dem Eindruck dieses Erlebnisses liest, das er für sich niederschriebB123: »Nichts verkehrter als alle Reue über Vergangenes, nehme man es wie es ist, ziehe man *sich* Lehren daraus, aber lebe man ruhig weiter, betrachte man sich als ein Phänomen, dessen einzelne Züge ein Ganzes bilden. Gegen die andern sei man nachsichtig, bedaure sie höchstens, lasse sich nie ärgern über sie, man sei nie begeistert für jemand, alle nur sind für uns selbst da, unsern Zwecken zu dienen. Wer am besten zu herrschen [versteht], der wird auch immer der beste Menschenkenner sein. Jede Tat der Notwendigkeit ist gerechtfertigt, jede Tat notwendig, die nützlich ist. Unmoralisch ist jede Tat, die nicht notwendig dem andern Not bereitet; wir sind selbst sehr abhängig von der öffentlichen Meinung, sobald wir Reue empfinden und an uns selbst verzweifeln. Wenn eine unmoralische Handlung notwendig ist, so ist sie moralisch für uns.«

So stark fühlt er schon das Schicksalhafte und Unbedingte seines Wesens, so wenig kann er das Gefühl einer Abhängigkeit von einer öffentlichen Meinung ertragen, so entschieden fühlt er die seine abgehoben von der landläufigen Moral!

Auch von seinen Freunden Wilhelm Pinder und Gustav Krug hob er sich in dieser Zeit ab durch die Auflösung der »Germania« im Sommer 1863. Die Erwartungen waren zu hoch gespannt, die Bedingungen zu hart und die Kritik Nietzsches zu herb, zu selbstsicher geworden. Bereits in diesen frühen Jahren bricht hier gegenüber Freunden jener am späten Nietzsche so unangenehme Rigorismus und die verletzende Ironie in der Kritik durch, die flüchtigen Kommentatoren dann als Symptom der Krankheit dienen müssen.

Anlaß waren die Germania-Einsendungen von Wilhelm Pinder, die Nietzsche als »Chronist« zu besprechen hatte. Über eine Übersetzung zweier mittelhochdeutscher Gedichte vom April 1862 bemerkt der ChronistB124: »... offenbar eine höchst flüchtige Arbeit, an der eigentlich nur die gegen spätere Leistungen abstechende kalligraphische Kunst des Verfassers zu loben ist.«

Über ein »Prometheus«-Gedicht heißt es: »Was diese wahrhaft babylonische Begriffsverwirrung für Gedanken im Hintergrunde hat, ist mir ein Rätsel, wie der Sinn des folgenden Gedichts.« Ganz übel zerzaust er »Neun Gedichte«, im Juni 1862 eingereicht. Nach vielen geradezu beleidigenden Einzelbemerkungen resümiert er: »Das Ganze betrachte ich als eine Übung im Schreiben und Reimen. Die Nachahmung eines nicht empfundenen Gefühls und zwar eines so edlen wie die Liebe ist, rächt sich stets. Eine etwas größere Formgewandtheit ist darin, aber bei so lottrigen Metren und seltenen Reimen müßte alles viel exakter sein.« Und: »Im allgemeinen ist der Fortschritt sowohl in poetischer Form und im Gedanken unverkennbar. Das, was W. Pinder anhaftet und ihm ein rein lyrisches Produkt kaum gelingen läßt, ist eine gewisse Trockenheit des Gefühls, eine gewisse Unflüssigkeit der Phantasie und nicht genügende Durchbildung der Form, zu der ich ihm die neuesten Dichter nicht genug empfehlen kann. Nur ein eifriges Lesen derselben, eigne Übungen können allmählich den Takt und die Zuversicht geben, die Phrase ganz zu meiden und einen ansprechenden Gedanken in ein weiches, faltiges, schön geordnetes Gewand zu hüllen.«

Es erscheint nicht weiter verwunderlich, daß bei den Freunden das ohnehin längst erlahmte Interesse danach gänzlich erstickt war. Schon vom Sommer 1862 an blieben denn auch die Einsendungen der Freunde aus. Wie Nietzsche dennoch ein ganzes Jahr lang ganz allein an der Fiktion der Vereinigung festhielt und treu die monatlichen Pflichtstücke bis Juni 1863 lieferte, ist schon gesagt worden. Dabei erschüttert die Krise der Pubertät sein Lebensgefühl um diese Zeit auf das heftigste und wirft ihn hin und her zwischen Anbetung und Rebellion, zwischen stolzestem Selbstgefühl und tiefstem Selbstekel. Derselbe Jüngling, der aus der innersten Kraft seines Wesens heraus wie in nachtwandlerischer Sicherheit jene Gedanken über ›Fatum und Geschichte‹ niederschreibt, ist zugleich bedrängt von schweren Träumen und leidet nicht nur an der Enge der Schule und dem täglichen Trott, vor dem er, wie er seiner Schwester klagt, in den Urwald fliehen oder Holzhacker werden möchte, er kann mit seinem Tag nichts anfangen, und die Welt erscheint ihm räudig:

»Ich weiß nicht, was ich liebe,
ich hab' nicht Friede, nicht Ruh',
ich weiß nicht, was ich glaube,
was lebe ich noch, wozu?«

Die Sinnlosigkeit des Lebens ficht ihn an und entlockt ihm Heinesche Töne:

»Wie schön die Welt zu verschlingen
im universellen Drang,
und dann eine Zeitschrift schreiben
über den Weltumfang.«

»Der Mensch ist nicht der Gottheit
würdiges Ebenbild

Von Tag zu Tag vertrackter
. . . . . .
Nach meinem Urcharakter
gestalt' ich mir auch Gott.«B125 A10

Er betet die überlebensgroß gesehenen Gestalten Shakespeares und Byrons an, aber er selbst zerfließt bisweilen in Wehmut, Todessehnsucht und Selbstverhöhnung. Gierig greift er in dieser Unruhe mit der Lektüre über den Rahmen des Schulprogramms von Pforta hinaus. Anfang 1862 ist es Macchiavellis ›Il principe‹, dem dann der Amerikaner Emerson folgt, der von besonderer Bedeutung für ihn werden sollte; immer wieder wandte er sich, zutiefst angesprochen, diesem Denker zu, noch nach Jahren. Er kaufte sich auch die wohlfeilen Heftchen aus dem »Verlag der modernen Klassiker« (Hofmann und Comp., Berlin), durch die er Puschkin, Lermontow und Petöfi in deutschen Übersetzungen kennenlernte. Klaus Groth, Emanuel Geibel, Friedrich Rückert, Adalbert v. Chamisso, Hoffmann v. Fallersleben und Theodor Storm regen ihn zu Liedvertonungen an. Ganz besonders aber fühlt er sich immer wieder von Byron erregt, zu dessen »Hebräischen Liedern« und »Foscari« ebenfalls Entwürfe zu Kompositionen erhalten sindB126. Die literarischen Niederschläge dieser Krisenzeit hat wohl großenteils zuerst er selbst und dann die Schwester vernichtet, aber ein sehr bezeichnendes Stück ist uns noch durch einen Mitschüler, den späteren Arzt Granier, erhalten, ein Novellenfragment unter dem Titel ›Euphorion‹, der vielleicht parodistisch gemeint ist nach der auf Byron sich beziehenden Euphorion- Gestalt Goethes im 2. FaustB127: »Das Frührot spielt in bunten Farben am Himmel, ein sehr abgebrauchtes Feuerwerk, das mich langweilt. Meine Augen funkeln ganz anders, ich fürchte, daß sie Löcher in den Himmel brennen. Ich fühle es, daß ich mich völlig entpuppt habe. Ich kenne mich durch und durch und möchte nur den Kopf meines Doppelgängers finden, um sein Gehirn zu sezieren oder meinen eignen Kinderkopf mit goldenen Locken ... ach ... vor zwanzig Jahren ... Kind ... Kind ... so fremd klingt das Wort. Bin auch ich Kind gewesen, zugedrechselt worden durch den alten abgeleierten Weltmechanismus? und schleppe jetzt – eine Klapper an der Tretmühle – recht behaglich langsam das Seil, das man Fatum nennt, bis ich verfault bin, der Schinder mich verscharrt und nur einige Aasfliegen mir noch ein wenig Unsterblichkeit zusichern?

Ich fühle beinahe bei diesem Gedanken eine Disposition zum Lachen – indessen geniert mich eine andere Idee – vielleicht entsprießen aus meinen Knochen auch Blümelein, vielleicht ein ›herzig Veilchen‹ oder gar – wenn nämlich der Schinder auf meinem Grabe seine Notdurft verrichtet – ein Vergißmeinnicht. Dann kommen Verliebte ... Widerwärtig! Widerwärtig! Das ist Fäulnis! Indeß ich hier in solchen Zukunftsgedanken schwelge – denn es deucht mir angenehmer in feuchter Erde zu verwesen als unter blauem Himmel zu vegetieren, als fetter Wurm zu krabbeln süßer

als Mensch – ein wandelndes Fragezeichen – zu sein – beruhigt mich immer, daß Menschen auf der Straße dahinwandeln, bunte, geputzte, zierliche, lustige Menschen! Was sind sie? Übertünchte Gräber sind sie, wie weiland irgend ein Mauschel gesagt hat.

In meiner Stube ist es totenstill ... Vor mir ein Tintenfaß, um mein schwarzes Herz drin zu ersäufen, eine Schere, um mich an das Halsabschneiden zu gewöhnen, Manuskripte, um mich zu wischen und ein Nachttopf.

Mir gegenüber wohnt eine Nonne, die ich mitunter besuche um mich an ihrer Sittsamkeit zu erfreuen. Sie ist mir sehr genau bekannt, vom Kopf bis zur Zehe, genauer als ich mir selber. Früher war sie Nonne, dünn und schmächtig – ich war Arzt und machte, daß sie bald dick wurde. Mit ihr wohnt ihr Bruder zusammen in zeitlicher Ehe, der war mir zu fett und blühend, den habe ich mager gemacht – wie eine Leiche. Er wird in diesen Tagen sterben – was mir angenehm – denn ich werde ihn sezieren. Zuvor aber will ich meine Lebensgeschichte niederschreiben, denn abgesehen davon, daß sie interessant ist, ist sie auch lehrreich, junge Menschen bald alt zu machen ... darin bin ich nämlich Meister. Wer sie lesen soll? Meine Doppelgänger, deren noch viele in diesem Jammertal wandeln. Hier lehnte sich Euphorion ein wenig zurück und stöhnte, denn er litt an der Rückenmarksdarre ...«

Dies Fragment schickte Nietzsche am 28. Juli 1862 aus Gorenzen, wo er seine Sommerferien verbrachte, Rousseaus ›Emile‹ lesend, komponierend, dichtend und mit der Widerlegung des Materialismus beschäftigt, an seinen Mitschüler Granier, der ihn offenbar anzog, weil er von gleichen inneren Nöten Befreiung im Zynismus suchte. Er schrieb ihm einen Brief dazu in jenem krampfhaft witzigen und burschikosen Ton, wie er unter begabten Jünglingen im Pubertätsalter üblich ist, den wir sonst aber nicht weiter bei Nietzsche antreffen, einen Brief, in dem sich die Überwindung dieser Phase schon zeigt: »Den Plan zu meiner widerwärtigen Novelle ... habe ich, als ich das erste Kapitel geschrieben hatte, vor Ekel über Bord geworfen. Ich sende Ihnen das Monstrummanuskript zum Gebrauch auf ... nun, wie sie wollen. Als ichs geschrieben, schlug ich eine diabolische Lache auf – Sie werden selbst schwerlich nach der Fortsetzung Appetit haben.«

Daß diese Spukgestalten aus Pubertätsalpträumen ihn nicht fesseln werden, weiß er sehr bald. Aber im übrigen sieht er seinen Weg durchaus noch nicht vor sich. Er ist nichts als Unruhe, und bisweilen scheint es, als spielten die verschiedensten Hände, die alle nicht seine sind, auf dem Instrument seines Herzens und Geistes. Die Gedanken in ›Fatum und Geschichte‹ sind zunächst wie ein einmaliger Ausbruch und ruhen dann wieder. Aber in dem gleichen Brief, der dem Freund Granier die wilden Zynismen des ›Euphorion‹ übermittelt, sendet er ihm zwei Gedichte, »das erste eine Probe meiner Kirchenlieder, ein Genre, dessen Pflege Sie bei mir schwerlich vermutet – und das andre, ein Stückchen Selbsterlebnis, wenn Sie's glauben, worüber Sie – dank Ihrem natürlichen Geschmack – ein Gelächter erheben werden.«

Das erste atmet ganz den Geist seines frommen ElternhausesB128:

1. »Du hast gerufen:
   Herr, ich eile
   und weile
   an deines Thrones Stufen.
   Von Lieb entglommen
   strahlt mir so herzlich
   schmerzlich
   Dein Blick ins Herz ein: Herr, ich komme.

2. Ich *war* verloren,
Taumeltrunken,
versunken,
zur Höll' und Qual erkoren.
Du standst von ferne:
Dein Blick unsäglich
beweglich
traf mich so oft: nun komm' ich gerne.«

Das zweite ist ein Wanderlied, Eichendorff nachempfunden, in dem Wehmut und Weltschmerz sich im Anblick der Natur lösen – nicht mehr als begabte Primanerlyrik, während das erste sogar alle Kennzeichen kalter und schlechter Mache hat.

Die Unruhe dieser Zeit war so groß, daß sie auch nach außen nicht zu verhehlen war, so sehr Nietzsche sich zu beherrschen verstand. Er haßte jetzt seine eigene Bravheit und die der anderen. Er wurde mokant und machte aus seiner Kritik nicht immer ein Hehl, wie wir schon bei dem Zwischenfall während seiner Inspektorwoche sahen. So verdarb er sich das Wohlwollen des Anstaltsarztes Zimmermann dadurch, daß er ihn in Hörweite »einen alten Schwätzer« nannte. Er suchte Anschluß bei den Mitschülern, die sich dem Schulzwang weniger fügten und alles Strebertum besonders verachteten. So berichtet der von solchen Versuchungen offenbar nicht angefochtene DeussenB129: »Wir hatten Sonntag nachmittags von 2-3 Uhr Arbeitsstunde ... Ich las gerade im Livius den Übergang Hannibals über die Alpen und war davon so gefesselt, daß ich, als die Freistunde schlug und die anderen ins Freie eilten, noch eine Weile zu lesen fortfuhr. Da kommt Nietzsche herein, um mich abzuholen, ertappt mich über dem Livius und hält mir eine strenge Strafpredigt: ›Also so treibst du es, und das sind die Mittel und Wege, welche du in Anwendung bringst, um deine Kameraden zu überflügeln und dich bei den Lehrern in Gunst zu setzen! Nun, die anderen werden dir das wohl noch deutlicher sagen.‹ Beschämt gestand ich mein Unrecht und war schwach genug, Nietzsche zu bitten, den anderen gegenüber das Vorkommnis zu verschweigen, was er versprach und auch gehalten hat.«

Besonders schloß Nietzsche sich zu dieser Zeit an einen künstlerisch begabten Mitschüler an, Guido Meyer, dessentwegen er sich sogar eine Zeitlang Deussen entfremdete. Meyer war, wie Deussen sagtB130, »schön, liebenswürdig und witzig, auch ein vorzüglicher Zeichner von Karikaturen, aber mit Lehrern und Schulordnung im ewigen Kampf ... Noch in Obersekunda mußte er abgehen.« Den Tag, an dem die Relegation über ihn verhängt wurde, nennt Nietzsche in einem Brief vom 1. März 1863 an Mutter und Schwester »den traurigsten Tag den ich in Pforta verlebt«. Bis tief in die Nacht führte er Gespräche mit Stöckert, der später mit ihm nach Bonn ging, über das Verhältnis von Kunst und Moral, oder er trank Bowle mit dem schon genannten Granier und anderen und war am Morgen arbeitsunlustig. Auch über »Herzenssituationen« wurden Gedanken getauscht.

Nach Meyers Abgang geschah dann etwas, worüber das Strafbuch von Pforta unter dem 14. April 1863 folgendermaßen berichtet: »Nietzsche und Richter trinken am Sonntage auf dem Bahnhofe zu Kösen während einer Stunde je 4 Seidel Bier. Nietzsche war davon betrunken und noch ersichtlicher Richter.« Der Lehrer Kern hatte die beiden auf dem Heimwege getroffen. Nietzsche wurde als Primus abgesetzt und zum Dritten seiner Ordnung erklärt. Außerdem wurde ihm eine Stunde des Sonntagsspaziergangs entzogen.

Diesmal fühlte er sich der Mutter gegenüber höchst schuldig, als er ihr am 16. April den Vorgang berichtete: »Ich ... habe auch keine Entschuldigung weiter als daß ich nicht weiß, was ich vertragen kann und den Nachmittag gerade etwas aufgeregt war ... Daß ich sehr niedergeschlagen und verstimmt bin, kannst du dir denken und zwar mit am meisten, daß ich dir solchen Kummer bereite durch eine so unwürdige Geschichte ... Ich bin auch so ärgerlich über mich, so daß es mit meinen Arbeiten gar nicht vorwärts gehen will und kann mich noch gar nicht beruhigen ... Ich brauche dich wohl nicht weiter zu versichern, wie sehr ich mich zusammennehmen werde, da es jetzt sehr darauf ankommen wird. Ich war auch wieder zu sicher geworden und bin jetzt, allerdings höchst unangenehm, aus dieser Sicherheit aufgescheucht worden.«

Von nun an nahm er sich in der Tat zusammen und war bis zum Schluß wieder bis auf die Mathematik ganz bei seiner Schulaufgabe. Das »Unwürdige« an diesem Vorfall, der Verlust der Selbstbeherrschung in der Betrunkenheit, ließ ihn seitdem den Alkohol fürchten und später fast ganz meiden. Er überschätzt wohl selbst die kleinen Exzesse in Pforta, wenn er im ›Ecce homo‹ schreibtB131: »Seltsam genug bei dieser extremen Verstimmbarkeit durch kleine, stark verdünnte Dosen Alkohol, werde ich beinahe zum Seemann, wenn es sich um *starke* Dosen handelt. Schon als Knabe hatte ich hierin meine Tapferkeit. Eine lange lateinische Abhandlung in einer Nachtwache niederzuschreiben und auch noch abzuschreiben, mit dem Ehrgeiz in der Feder, es meinem Vorbilde Sallust in Strenge und Gedrängtheit nachzutun und einigen Grog von schwerstem Kaliber über mein Latein zu gießen, dies stand schon, als ich Schüler der ehrwürdigen Schulpforta war, durchaus nicht im Widerspruch zu meiner Physiologie, noch vielleicht auch zu der des Sallust – wie sehr auch immer zur ehrwürdigen Schulpforta ... Später gegen die Mitte des Lebens hin, entschied ich mich freilich immer strenger gegen jedwedes ›geistige‹ Getränk.«

Nach dem beschämenden Vorfall klang die eigentliche Pubertätskrise äußerlich ganz ab, und auch innerlich spukte sie nur noch in einigen Gedichten nach, die ihn hin und her gerissen zwischen dem überkommenen Christengott und tiefster Verzweiflung an aller Wahrheit zeigen, so daß er nur noch erfüllt ist von der großen Todessehnsucht, die dem erwachenden deutschen Genie so oft eigen ist:B132

»Mein zuckend Herz, ich warf es hin
zu rasten
und wälzte drüber Lust, Gewinn,
Schmerz, Wissen, Bergeslasten.
Ob es sich quält und drückt und engt –
in wilden Stunden
da schleudert's flammend und versengt
empor, was es gebunden.

Und schrieb ich drüber schwarz und dick,
den Blättern
blieb wenig doch die Schrift zurück
in blutigroten Lettern,
die Schrift, die auf dem weißen Grund
ein Gott gezogen:
der Gott war ich und dieser Grund
hat sich und mich belogen.

O daß ich könnte weltenmüd wegfliehen.

Und wie die Schwalbe nach dem Süd
zu meinem Grabe ziehen:
Rings warme Sommerabendluft
und goldne Fäden.
Um Kirchhofskreuze Rosenduft
und Kinderlust und Reden.«

In diesen Versen vom April 1863 wirkt bis auf die Wortwahl die Lektüre des ungarischen Lyrikers Petöfi nach, aus dessen Gedichten Nietzsche dann ein Jahr später einige vertonteB133.

Was Nietzsche aber festhielt an Tag und Leben, war einmal die ernste Arbeit für das letzte Schuljahr, zum anderen waren es die Pläne für die Zukunft. Eine Zeitlang schwebte ihm wohl der Gedanke vor, sich ganz der geliebten Musik zu widmen: »Es kommt mir alles tot vor, wo ich nicht Musik höre«, schreibt er seiner Mutter am 27. April 1863 aus der Krankenstube.

In seiner Kompositionstätigkeit hatte sich seit den groß angelegten Plänen des Oratoriums und der symphonischen Dichtung ein radikaler Umbruch nach der kleinen lyrischen Form hin vollzogen, die nun die folgenden Jahre vorherrschen sollte. So entstanden in den Pfortaer Jahren vom Herbst 1861 an für Klavier »Ungarische Skizzen«, von denen uns erhalten sind ›Heldenklage‹, ›Ungarischer Marsch‹, ›Zigeunertanz‹, ›Edes titok‹ (»Süßes Geheimnis«), ›Im Mondschein auf der Puszta‹; dazu ›Unserer Altvordern eingedenk; zwei polnische Tänze‹, und – angeregt durch ein Gedicht von Klaus Groth – ›So lach doch mal‹. Ebenfalls nach einem Gedicht von Klaus Groth, ›Da geht ein Bach‹, schrieb er ein Albumblatt für Klavier, wie auch eine Liedfassung. Überhaupt beginnt nun das Lied zu dominieren. Die Reihe beginnt mit ›Mein Platz vor der Tür‹ (Kl. Groth), dann folgen ›Aus der Jugendzeit‹ (Fr. Rückert), ›O Glockenklang in Winternacht‹ (für uns verschollen), und ›Wie sich Rebenranken schwingen‹ (Hoffmann v. Fallersleben); dazwischen steht ›Das zerbrochene Ringleim‹ (Eichendorff) als Albumblatt und als Melodram geformt. Noch im April 1863 beginnt er eine »Große Sonate« für Klavier und nimmt sich deren Vollendung für die Sommerferien ins Programm; aber es gibt gerade jetzt die erste große Komponierpause. Nur zum Jahreswechsel 1863/64 entsteht noch ein größeres Stück, und erst im Spätherbst 1864 erwacht er als Musiker wieder zu einem eigentlichen »Liederfrühling des Jünglings«B134. 1863 überwiegt zunächst aber doch der Drang nach einem wissenschaftlichen Studium, nach rationaler Erfassung, sogar in der Musik, wovon die Abhandlung in zwei Teilen von Ostern 1863 ›Über das Dämonische in der Musik‹ zeugt. Leider ist sie uns nicht vollständig und nicht zweifelsfrei erhalten; die Bruchstücke ›Über das Wesen der Musik‹B135 stehen höchstwahrscheinlich damit in Zusammenhang, sind sie aber nicht.

Auch die christlichen Dogmen, die Evangelientexte, werden einer historisch-kritischen Betrachtung unterworfen. Weiter studiert er neben Emerson und Bernhardys Literaturgeschichte Werke über Shakespeare, über Aeschylus und eine »Technik des Dramas« (wohl von Gustav Freytag), also auch das literarische »Handwerk«, zusammen mit ästhetischen Grundfragen, so zum Beispiel Bestimmungen über das Schöne. Aber was sollte er aus all dem endgültig wählen bei derart universellen Interessen? Im gleichen Brief vom 27. April heißt es: »Mitunter und mehr als sonst denke ich über meine Zukunft nach; äußere und innere Gründe machen sie etwas schwankend und ungewiß. Vielleicht könnte ich noch jedes Fach studieren, wenn ich die Kraft hätte, alles andere mir Interessante von mir zu weisen. Schreibe mir doch einmal deine Ansichten darüber; daß ich viel studieren werde, ist

mir ziemlich klar, aber wenn nur nicht überall nach dem Brotstudium gefragt würde!« Und im nächsten Brief (2. Mai): »Wie leicht läßt man sich von einer momentanen Vorliebe oder einem alten Familienherkommen oder von besonderen Wünschen fortreißen, so daß die Wahl des Berufes ein Lottospiel erscheint, in dem sehr viele Nieten und sehr wenig Treffer sind. Nun bin ich noch in der besonders unangenehmen Lage, wirklich eine Anzahl von auf die verschiedensten Fächer zerstreuten Interessen zu haben, deren allseitige Befriedigung mich zu einem gelehrten Mann, aber schwerlich zu einem Berufstier machen würde. Daß ich also einige Interessen abstreifen muß, ist mir klar. Daß ich einige neue hinzugewinnen muß, ebenfalls. Aber welche sollen nun so unglücklich sein, daß ich sie über Bord werfe, vielleicht gerade meine Lieblingskinder!«

Die Frage blieb zunächst offen, aber schon, im September 1863 sah er ein, wie gut ihm Pforta getan hatte, das ihn gezwungen habe, »sich durch sechs Jahre hindurch einer größeren Sammlung und Richtung der Kräfte auf feste Ziele zu befleißigen. Noch habe ich diese sechs Jahre nicht hinter mir; aber doch kann ich schon die Ergebnisse dieser Zeit als abgeschlossen betrachten, denn ihre Wirkung fühle ich bei jedem, was ich jetzt unternehme.

So kann ich auf fast alles, was mich getroffen, sei es Freude, sei es Leid, dankbar zurückschauen, und die Ereignisse haben mich bis jetzt wie ein Kind geleitet. Vielleicht wird es Zeit, selbst die Zügel der Ereignisse zu ergreifen und in das Leben hinauszutretenB136.«

Die Geborgenheit der früheren und die Verwirrung der letzten Knabenjahre ist nun vorbei: »Und so entwächst der Mensch allem, was ihn einst umschlang; er braucht nicht die Fesseln zu sprengen, sondern unvermutet, wenn ein Gott es gebeut, fallen sie ab; und wo ist der Ring, der ihn endlich noch umfaßt? Ist es die Welt? Ist es Gott? –«B137 A11

Solche und ähnliche kritische Selbstbetrachtungen stellte der Jüngling Nietzsche immer wieder an, namentlich der Jahreswechsel war ein immer wiederkehrender Anlaß zu Rückblick und Besinnung, was auch jedesmal mit einer großen und tief erlebten Erregung verbunden war. Einmal, über das Jahresende 1863/64, reflektierte er diese Gefühle musikalisch in einer großangelegten Fantasie ›Sylvesternacht‹ für Violine und KlavierB138, die er mit seinem musikalischen Freund Krug in den Weihnachtsferien, das heißt zu Beginn Januar 1864, da er einen Tag ganz allein in Naumburg zu Hause war, erprobte. Ein Jahr später (Dezember 1864) schrieb er darüber an Mutter und Schwester: »Es war schön in Gorenzen; das Haus und das Dorf im Schneefall, die Abendkirchen, die Melodienfülle in meinem Kopf, der Onkel Oskar, das Bisamfell, die Hochzeit und ich im Schlafrock, die Kälte und vieles Lustige und Ernste. Alles zusammen gibt eine angenehme Stimmung. Wenn ich meine Sylvesternacht spiele, höre ich die Stimmung aus den Tönen heraus.«

In den Versen dieser Zeit brechen zwar die dunklen Mächte noch bisweilen hervor in grellen Bildern und fast blasphemischen Gesichten, aber im Ganzen beherrschte den Nietzsche des letzten Pfortaer Jahres eine fast gelassene Bereitschaft und Aufgeschlossenheit. Er beginnt, zwar des Wie und Wohin durchaus noch nicht bewußt, seinem Wesen und Wege zu vertrauen. Zu dieser Beruhigung dürfte gerade die Lektüre des amerikanischen Philosophen Emerson beigetragen haben. So sitzt er in den Sommertagen 1864 zu Hause in Naumburg und denkt mit der Feder in der Hand nach »über Stimmungen«B139. Er hört in sich hinein und vernimmt: »Alles, was die Seele nicht reflektieren *kann,* trifft sie nicht; da es aber in der Macht des Willens steht, die Seele reflektieren zu lassen oder nicht, trifft die Seele nur das, was sie will. Und das scheint vielen widersinnig; denn sie erinnern sich, wie sie sich

gegen gewisse Empfindungen sträuben. Aber was bestimmt schließlich den Willen? Oder wie oft schläft der Wille und nur die Triebe und Neigungen wachen! Eine der stärksten Neigungen der Seele aber ist eine gewisse Neubegierde, ein Hang nach dem Ungewohnten, und aus diesem erklärt sich, warum wir oft uns in unangenehme Stimmungen versetzen lassen.«

Hier treten ihm Grundzüge seines eigenen Wesens vor Augen: die Macht des Willens, die in ihm so groß ist, die Wachheit des Geistes, die sieht, wie dieser selbe scheinbar unbändige Wille »oft schläft und nur die Triebe und Neigungen wachen« läßt, wie es hier heißt. Dieser Antagonismus wird ihn auch später noch bewegen und zu noch ganz anderen Formulierungen führen.

Nur der Kampf gegen diese Antriebe wird Erfüllung bringen: »Kampf ist der Seele fortwährende Nahrung, und sie weiß sich aus ihm noch genug Süßes und Schönes herauszunehmen.«

Er vertraut dem Werden, daß es ein Höherwerden sei: »Das, was jetzt vielleicht dein ganzes Glück oder dein ganzes Herzeleid ist, wird vielleicht in kurzem nur noch das Gewand eines tieferen Gefühls sein und wird darum in sich verschwinden, wenn das Höhere kommt.«

Und so beglückwünscht er sich zu seinen reizbaren Nerven, zu allen geistigen Abenteuern, zu den Wandlungen seines Wesens: »Seid mir gegrüßt, liebe Stimmungen, wundersame Wechsel einer stürmischen Seele, mannigfach wie die Natur ist, aber großartiger als die Natur ist, da ihr ewig euch steigert, ewig aufstrebt; die Pflanze aber duftet noch jetzt wie sie am Tage der Schöpfung duftete. Ich liebe nicht mehr, wie ich vor Wochen liebte; ich bin in diesem Augenblick nicht mehr so gestimmt, wie ich es beim Beginn des Schreibens war. –«

So seiner inneren Werdekraft vertrauend, legte er alle äußere Energie von August 1864 an in die Bewältigung seines Examens. Aber auch hierbei entschlug er sich nicht seiner »Stimmungen«, indem er auf gleichmäßige Leistungen in allen Fächern bedacht gewesen wäre. Die ihm langweilige Mathematik vernachlässigte er nun sogar so weit, daß die Vier, die er in ihr erhielt, ihn um ein Haar um das Reifezeugnis gebracht hätte, wenn er nicht in dem Fach seiner Liebe, im Griechischen, mit einer außerordentlichen Leistung hervorgetreten wäre. Inzwischen war er sich nämlich klargeworden über seinen Beruf. Fünf Jahre später, im Frühjahr 1869, schrieb er darüber niederB140: »Erst in der letzten Zeit meines Pförtner Lebens gab ich, in richtiger Selbsterkenntnis, alle künstlerischen Lebenspläne auf; in die so entstandene Lücke trat von jetzt ab die Philologie.

Ich verlangte nämlich nach einem Gleichgewicht gegen die wechselvollen und unruhigen bisherigen Neigungen, nach einer Wissenschaft, die mit kühler Besonnenheit, mit logischer Kälte, mit gleichförmiger Arbeit gefördert werden könnte, ohne mit ihren Resultaten gleich ans Herz zu greifen. Dies alles aber glaubte ich damals in der Philologie zu finden ... Wenn ich damals gerade Lehrer gehabt hätte, von der Art, wie sie auf Gymnasien mitunter gefunden werden, engherzige, froschblütige Mikrologen, die von der Wissenschaft nichts als den gelehrten Staub kennen: ich hätte den Gedanken weit weggeworfen, jemals einer Wissenschaft anzugehören, der solche Schächer dienen. So aber lebten vor meinen Augen Philologen wie Steinhart, Keil, Corssen, Peter, Männer mit freiem Blick und frischem Zuge, die mir zum Teil auch ihre nähere Neigung schenkten.«

Bei dieser Bekundung müssen wir noch einen Augenblick verweilen. Der kühle und eher kritische Ton, in dem Nietzsche hier von der eigenen Berufswahl spricht, ist gewiß zum Teil auf das Gefühl wachsenden Ungenügens zurückzuführen, das er nach fünfjährigem Studium und noch vor Ausübung dieses Berufes bereits stark

empfand. Fest steht, daß Nietzsche den Beruf des Philologen nicht aus elementarer Neigung ergriffen hat: dieser Beruf füllte nur eine »Lücke« aus und stellte einen Versuch zur Selbstbeschränkung dar, der zugleich wohl ein Ausweichen vor etwas war, von dem er dunkel fühlte, es werde »ans Herz greifen«, und natürlich einen Broterwerb – viel mehr von Anfang an nicht. Eines war ihm allerdings bei der Wahl dieses Berufes völlig echt: die Liebe zur Antike. Ihr blieb er auch sein ganzes Leben treu. Schon im Sommer 1864 schrieb er in der wiederholt zitierten autobiographischen SkizzeB141, daß diese Neigung zugleich mit dem Wunsch, sich wissenschaftlich zu beschränken, erwachsen sei: »Ich gedenke mit der angenehmsten Erinnerung der ersten Eindrücke des Sophokles, des Aeschylos, des Plato, vornehmlich in meiner Lieblingsdichtung, dem Symposion, dann der griechischen Lyriker.« Hier war er auf eine ihm innerlich verwandte Welt gestoßen, und Pforta hatte die Liebe zu dieser Welt mächtig befruchtet und genährt. Nietzsche aber sah diese Welt nicht mit den Augen des Philologen, obwohl er auch das in Pforta gründlichst lernte, sondern er suchte schon als Primaner sich selbst in dieser Welt, und er suchte sie von Anfang an fruchtbar zu machen für seine Kultur und die Kultur seiner Zeit. Die Philologie konnte ihm niemals Selbstzweck sein und wurde es ihm niemals, so sehr er zeitweise hier und später Freude gewann an ihrer Technik und dem Scharfsinn ihrer Methoden. So wurde er ein Artist der Philologie, aber sie füllte ihn nicht aus und genügte ihm nicht, und zur Philologie als Wissenschaft stand er vom Beginn an in einem ebenso schiefen Verhältnis, wie er zur Antike in einer unmittelbaren, lebendigen, ja leidenschaftlichen Beziehung stand.

Als Primaner schrieb er einen Kommentar zu dem ersten Chorlied des ›König Oedipus‹ des Sophokles, wobei er schon dem Ursprung der Tragödie nachgingB142: »Während sich das Drama der Germanen aus dem Epos, aus der epischen Erzählung religiöser Stoffe entwickelt hat, nahm das griechische Drama seinen Ursprung aus der Lyrik, vereint mit musikalischen Elementen.« Der tragische Eindruck wurde bei den Griechen »durch die großen Pathosszenen herbeigeführt, breit angelegte Gefühlsergüsse, größtenteils musikalisch, in denen die Handlung nur eine geringe, die lyrische Empfindung dagegen alles war ... Der Chor und die Pathosszenen umfassen also einen der wichtigsten und für den Erfolg des Dramas entscheidenden Momente, die Musik in der Tragödie.«. Was mögen aber seine Lehrer gesagt haben, als er dann fortfuhr, die feinfühligen Griechen hätten niemals zu dem Unsinn herabkommen können, »in dem sich unsere Oper bis auf diese Tage – die genialen Reformpläne und Taten Richard Wagners abgerechnet – befindet, zu dem ungeheuerlichen Mißverhältnis zwischen Musik und Text, zwischen Ton und Empfindung«, und den Schluß zieht: »Aus allen Bemerkungen erkennt man einen den Tragikern eigentümlichen Vorzug: nicht nur, daß sie Dichter waren, sie waren auch Komponisten und noch mehr, sie waren beides so, daß eins mit dem andern Hand in Hand ging, und wenn wir noch hinzunehmen, daß auch in den Gruppierungen und ihrer Folge, in der Orchestrik, in der szenischen Kunst sie nach alten Zeugnissen eine große Meisterschaft bewährten, ja daß sie selbst Schauspieler und zwar bedeutende waren, ... so hätten wir in ihren Kunstwerken das, was die neueste musikalische Schule als das Ideal des ›Kunstwerks der Zukunft‹ aufstellt, Werke, in denen die edelsten Künste sich zu einer harmonischen Vereinigung zusammenfinden.« So faßte schon der Primaner Nietzsche sein Erlebnis der antiken Tragödie. Ihre philologische Erschließung war ihm nur ein Mittel, sie heraufzurufen in den lebendigen Tag. Die hier entwickelten Gedanken arbeiteten jahrelang in ihm weiter, bis sie dann schließlich nach der persönlichen Begegnung mit Richard

Wagner den ganzen Reichtum seines ersten Buches ›Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik‹ ergaben.

Als die Frage auftauchte, welches Thema Nietzsche sich für die große in Pforta übliche sogenannte Valedictionsarbeit, die »Abschiedsarbeit«, wählen sollte, riet ihm der junge Lehrer Dr. Volkmann zu einem lateinischen Aufsatz über den frühgeschichtlichen Dichter Theognis aus Megara. Nietzsche griff diesen Vorschlag gern auf, weil sich hier eine Gelegenheit ergab, philologischen Scharfsinn und Kombinationsgabe zu entfalten, um aus der späteren literaturhistorischen Beurteilung des Theognis auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückzukommen. »Ich habe mich«, schrieb er am 12. Juni 1864 an Krug und Pinder, »wieder in eine Menge von Vermutungen und Phantasien eingelassen, denke aber die Arbeit mit recht philologischer Gründlichkeit und so wissenschaftlich als mir möglich zu vollenden.« Dies war sein Ziel, gewissermaßen also sein philologisches Gesellenstück, wenn man so sagen darf, zu liefern. Den persönlichen Anteil Nietzsches an der Gestalt des Theognis hat man, mindestens für die Pfortaer Zeit, zweifellos überschätzt. In einem Entwurf zu der EinleitungB143 heißt es: »Es zog mich die Verwirrung der Bruchstücke an. Nicht das Ethische. Aber das Problematische der Fragmente. Welckers richtiges Urteil über die Bedeutsamkeit des Dichters für *Historie* und *Ethik. kakos agathos*. Kritik des Ganzen. Zusammenstellung des Zusammengehörigen.«

Am 8. Juli 1864, in den Sommerferien in Naumburg, vollendete er die Arbeit und schrieb darüber an Deussen: »Montag früh begann ich meine Arbeit zweifelhaften Sinnes und schrieb an diesem Tag sieben große Bogenspalten; am zweiten Tag abends hatte ich 16 Seiten, am dritten 27: ist da nicht eine schöne Progression in diesen Zahlen 1×7, 2×8, 3×9? Donnerstag und heute schrieb ich den Rest; es sind 42 große enge Seiten, die ins Reine geschrieben recht bequem 60 geben werden, wahrscheinlich mehr ... Ob ich damit zufrieden bin? Nein, nein. Aber ich hätte kaum etwas Besseres, selbst wenn ich mich noch mehr angestrengt, sagen können. Einige Partien sind langweilig. Andere sprachlich unbeholfen. Hier und da einiges überspannt, wie ein Vergleich des Theognis mit Marquis Posa! Meine vorher angefertigten Collectaneen über Theognis habe ich zum größten Teil ausgeschrieben. Ärgerlich ist mir, daß ich sehr oft habe Stellen abschreiben müssen. Zitiert habe ich Theognis so oft, daß sicher der größere Teil der Fragmente von mir zitiert ist.«

Man hat später oft behauptet, daß Nietzsche in dem Aristokraten Theognis, einem Vorkämpfer des dorischen Adels, eine verwandte Natur gesehen habe, ja daß die spätere Umwertung aller Werte, die Nietzsche vollzog, schon hier ihre erste Vorbildung zeige. Davon kann bei dieser Pfortenser Arbeit durchaus nicht die Rede sein. Nietzsche weist lediglich darauf hinB144, daß Theognis ein leidenschaftlicher Vorkämpfer der Adelspartei gewesen sei im Gegensatz zu der Volkspartei. Er habe die Adligen als die Guten, *tous agathous*, bezeichnet, denen allein alle wahre Religion, Gerechtigkeit und Tugend, und die Volkspartei als die Schlechten, *tous kakous* oder *deilous*, denen alle Sittenverderbnis, Gottlosigkeit und verbrecherisches Wesen eigne. Und Nietzsche begründet das aus der geschichtlichen und persönlichen Lage des Theognis. Aber er identifiziert sich selbst keineswegs mit Theognis und dessen Gleichsetzung von Gut und Böse mit adlig und plebejisch oder reich und arm, wie Nietzsche selbst sagtB145. Im Gegenteil, er charakterisiert den Theognis folgendermaßenB146: »Theognis erscheint als ein feingebildeter heruntergekommener Junker mit junkerlichen Passionen, wie sie seine Zeit liebte, voll tödlichen Hasses gegen das aufstrebende Volk, herumgeworfen durch ein trauriges Geschick, das ihn mannigfach abschleift und milder stimmt, ein

Charakterbild jenes alten, geistreichen, etwas verdorbnen und nicht mehr nagelfesten Geblütsadels, an die Grenze gestellt einer alten und einer neuen Zeit, ein verzerrter Januskopf, da ihm das Vergangene so schön und neidenswert, das Kommende, an und für sich Gleichberechtigte widerlich und abstoßend erscheint, ein typischer Kopf für alle jene Adelsgestalten, die die Aristokratie vor einer Volksrevolution darstellen, die ihre Sonderrechte für immer bedroht und sie selbst mit gleicher Leidenschaft für die Existenz ihres Standes als für die eigene Existenz kämpfen und ringen läßt.«

Beim Abiturium konnte Nietzsche trotz seiner vorzüglichen Leistungen in drei Hauptfächern wegen der Vier in Mathematik nicht von der mündlichen Prüfung befreit werden, ja seine Schwester berichtet sogar, Corssen habe den Mathematiker Buchbinder erst mit den Worten zum Schweigen bringen müssen: »Wünschen Sie vielleicht, daß wir den begabtesten Schüler, den Pforta, so lange ich hier bin, gehabt hat, durchfallen lassen?«B147

Am 4. September 1864 jedenfalls traf Nietzsche als glücklicher Mulus in Naumburg ein. Am 7. September dankte er beim feierlichen Abschied nach altem Pförtner Brauch in gewählten Worten Gott, dem König, der Pforta, seinen verehrten Lehrern, seinen lieben Mitschülern, und nahm sein Reifezeugnis in Empfang, um nunmehr in Bonn zu studieren. Für sich selbst schrieb er in diesen Tagen folgende VerseB148:

»Noch einmal eh' ich weiterziehe
und meine Blicke vorwärts sende
heb' ich vereinsamt meine Hände
zu Dir empor, zu dem ich fliehe,
dem ich in tiefster Herzenstiefe
Altäre feierlich geweiht
daß alle Zeit
mich seine Stimme wieder riefe.

Darauf erglüht tief eingeschrieben
das Wort: dem unbekannten Gotte:
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
auch bis zur Stunde bin geblieben!
Sein bin ich – und ich fühl die Schlingen,
die mich im Kampf darniederziehn
und, mag ich fliehn
mich doch zu seinem Dienste zwingen.

Ich will dich kennen, Unbekannter,
du tief in meine Seele Greifender,
mein Leben wie ein Sturm durchschweifender
du Unfaßbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir dienen.«

Was Pforta für Nietzsche bedeutet hat, ist für seine ganze Entwicklung von größter Tragweite. Hier wurde der außerordentlich solide Grund gelegt für seine Kenntnis der Antike, die nun auf viele Jahre die Richtung seines Blickes in erster Linie bestimmen sollte. Hier lernte er, seinen schweifenden Geist zu konzentrieren auf gründlichste wissenschaftliche Arbeit. Hier gewann er Disziplin und Selbstbeherrschung, die ihm zwar schwer fielen, aber doch wesensgemäß und notwendig waren. Freilich hatte ihm hier in entscheidenden Jahren der tägliche Einfluß von Frauen ebenso gefehlt,

wie er vorher im Hause der Mutter zu groß gewesen war. Nur eine schwärmerische Verliebtheit scheint in diesen Jahren auf; sie gilt Anna Redtel, der Schwester eines Mitschülers im sehr nahe gelegenen Bad Kösen. Im September 1863 schenkt er ihr einen Band mit eigenen Kompositionen, den er von einem Kopisten in sauberer Reinschrift hat schreiben lassen, und der schön gebunden, in schwarzem Karton mit Goldvignette auf dem Deckel, von Nietzsches Hand nur Titel und Widmung enthältB149:

›Rhapsodische Dichtungen an Frl. Anna Redtel, im September des Jahres 1863‹. Der Inhalt ist: 1. ›Aus der Jugendzeit‹ (Lied); 2. ›Im Mondschein auf der Puszta‹ (Klavier); 3. ›Edes titok‹ (Klavier); 4. ›Sturmmarsch aus Ermanarich‹ (Klavier; eigentlich der »Hochzeitsmarsch« aus der symph. Dichtung); 5. ›Aus der Czarda‹ (Klavier); 6. ›Da geht ein Bach‹ (Klav. mit unterlegtem Text); 7. ›Albumblatt‹ (Klavierfassung des Melodrams ›Das zerbrochene Ringlein‹). Nietzsche muß viel mit dem Mädchen musiziert haben, und auf sie richtet sich wohl die Frage des Freundes Wilhelm Pinder am 13. Oktober 1863B150: »wie hieß gleich das Fräulein, mit dem Du Klavier spielst?«

Bereits am 29. August hatte er Mutter und Schwester geschrieben: »Donnerstag Nachmittag war Bergtag bei dem angenehmsten Wetter der Welt. Schade daß ihr nicht da ward, es war aber hübsch und amüsant. Ich habe leidlich viel getanzt. Frau Geheimrätin Redtel war da alsam ihren Töchtern. Ich werde sie öfter besuchen, da ich eingeladen bin und es sehr liebenswürdige Menschen sind.«

Noch im Oktober 1864 schreibt er aus Bonn: »Liebe Lisbeth, sollte Frl. Anna Redtel noch in Kösen sein, so geruhe, sie von mir zu grüßen und sage ihr, daß ich, so oft ich im Hotel Kley im Angesicht des herrlichen Siebengebirges Kaffee tränke – sie grüßen ließe. –«

Von irgend einer mit zärtlichen Gefühlen verbundenen Freundschaft mit einem Mitschüler, wie sie in Internaten dieser Zeit üblich waren, wissen wir dagegen nichts; herzliche Zuneigung seinerseits wandte sich immer an zarte, musisch begabte und Ritterlichkeit fordernde Frauen.

Er selbst fand es, wie wir sahen, in Pforta nicht immer leicht. Auch noch aus einem Rückblick nach vier JahrenB151 sehen wir die Kritik überwiegen: »Als ich nach sechsjährigem Aufenthalte der Schulpforta als einer strengen, aber nützlichen Lehrmeisterin Lebewohl gesagt hatte, ging ich nach Bonn. Hier wurde ich mit Erstaunen gewahr, wie gut unterrichtet und doch schlecht erzogen so ein Fürstenschüler auf die Universität kommt. Er hat eine Menge für sich gedacht, und jetzt fehlt ihm die Geschicklichkeit, diese Gedanken zu äußern. Er hat noch nichts von dem bildenden Einflusse der Frauen erfahren; aus Büchern und Überlieferungen glaubt er das Leben zu kennen, und doch kommt ihm jetzt alles so fremdartig und unangenehm vor.«

Aber je mehr er sich selbst verstand, je mehr er seine Aufgabe erfühlte und erfüllte, um so dankbarer wurde seine Gesinnung gegen PfortaB152 B153: »Ich sehe durchaus nicht ab, ob einer es wieder gut machen kann, der versäumt hat, zur rechten Zeit in eine *gute Schule* zu gehen. Ein solcher kennt sich nicht; er geht durchs Leben, ohne gehen gelernt zu haben; der schlaffe Muskel verrät sich bei jedem Schritt noch ... Das Wünschenswerteste bleibt unter allen Umständen eine harte Disziplin *zur rechten Zeit,* das heißt in jenem Alter noch, wo es stolz macht, viel von sich verlangt zu sehen. Denn dies unterscheidet die harte Schule als gute Schule von jeder anderen: daß viel verlangt wird; daß streng verlangt wird; daß das Gute, das Ausgezeichnete selbst, als normal verlangt wird; daß das Lob selten ist, daß die Indulgenz fehlt; daß der Tadel scharf, sachlich, ohne Rücksicht auf Talent

und Herkunft laut wird. Eine solche Schule hat man in jedem Betracht nötig: Das gilt vom Leiblichsten wie vom Geistigsten: Es wäre verhängnisvoll, hier trennen zu wollen! Die gleiche Disziplin macht den Militär und den Gelehrten tüchtig: und näher besehen, es gibt keinen tüchtigen Gelehrten, der nicht die Instinkte eines tüchtigen Militärs im Leibe hat. In Reih und Glied stehen, aber fähig jederzeit, voranzugehen; die Gefahr dem Behagen vorziehen; das Erlaubte und Unerlaubte nicht in einer Krämerwaage wiegen; dem Mesquinen, Schlauen, Parasitischen mehr Feind sein, als dem Bösen. Was lernt man in einer harten Schule? Gehorchen und Befehlen.«

Als Nietzsche als Zwanzigjähriger Pforta verließ, machte er einen gesunden, ja kräftigen Eindruck. Auch der Arzt bezeichnet seine Konstitution als kräftig. Wenn aber seine Schwester berichtet, er sei die ganze Zeit über ein kerngesunder Junge gewesen, wie er auch aus einer kerngesunden Familie gestammt habe, so stimmt das, wie wir schon gesagt haben, durchaus nicht.

Bei der Bedeutung, die die Krankheit im Leben und Denken Nietzsches hatte und mehr und mehr gewann, ist es nötig, auch für die Pfortaer Jahre hierüber so weit Klarheit zu schaffen, wie es noch möglich ist. Der schönfärberische Bericht der Schwester ist dazu weniger geeignet, als es die Bekundungen Nietzsches selbst und vor allem die ärztlichen Eintragungen im Krankenbuch von Pforta sind. Zu den eigenen Bekundungen Nietzsches ist zu sagen, daß er in diesen Jahren noch nicht über seine Krankheiten reflektierte. Er ging im allgemeinen wie jeder gesunde Junge gegen sie an und empfand sie nur als Hemmungen und Störungen, vielleicht mit einer Ausnahme, wie wir sehen werden. Seine gleichzeitigen Äußerungen sind zurückhaltend und legen den körperlichen Zuständen kein besonderes Gewicht bei, wie es der männlichen Anschauung Pfortas entsprach. Außerdem hatte er ja Gelegenheit, Mutter und Schwester, die er so häufig sah, von seinem Befinden mündlich zu berichten, so daß es auch aus diesem Grunde nicht verwunderlich ist, daß wenige Selbstzeugnisse vorliegen. Aus späterer Zeit haben wir nur eine Bemerkung von ihm selbst über seinen Gesundheitszustand in den Pfortaer Jahren, und zwar aus der Zeit der Umnachtung. In der Jenaer Krankengeschichte findet sich unter dem 5. September 1889 die EintragungB154: »Behauptet, bis zum 17. Jahr an epileptischen Zuständen ohne Bewußtseinsverlust gelitten zu haben.« Am Vortage dieser Krankheitseintragung heißt es zwar: »Ab und zu deutliches Krankheitsbewußtsein«, dennoch müssen wir natürlich dieser Bekundung des Geistesgestörten mißtrauen, und um so mehr, als die ärztlichen Eintragungen in das Krankenbuch von Pforta nicht das geringste von solchen Zuständen wissen, wir auch sonst keinerlei *gleichzeitige* Zeugnisse dafür haben.

Wohl aber zeigt das Krankenbuch von PfortaB155 eine weit größere Anzahl von Erkrankungen, als nach dem Bericht der Schwester anzunehmen gewesen wäre. Das fällt um so schwerer ins Gewicht, als zu bedenken ist, daß in Pforta eine durchaus unweichliche, eher spartanische Zucht herrschte und ein Schüler schon unverkennbar krank sein mußte, ehe man ihn zum Arzt und in die Krankenstube schickte. Wir geben aus diesem Pfortaer Krankenbuch alle Angaben über die Art der Krankheit und die Daten vollständig im Wortlaut wieder; weggelassen sind die Registriernummern, Altersangaben sowie die Angaben über die Körperbeschaffenheit, die durchwegs als *kräftig* bezeichnet wird:

»1859 Rheumatismus 15.-20. III.; Katarrh 2.-9. XI.
1860 Katarrh (30. XII. 1859) 5.-16. I.; Rheumatismus (4. XII.) 12.-26. VI.
1861 Erkältung (18.) 19.-27. I.; Rheumatischer Hals- und Kopfschmerz, vom 30. I. an, reist 17. II. als Rekonvaleszent nach Hause (Naumburg); Katarrh 28.-30. X., Rheumatischer Kopfschmerz 4.-16. XI.

1862 Congestionen nach dem Kopf 7.-11. I.; Kopfschmerz 4.-13. II.; Katarrh 24.-29. III.; Katarrh 17.-24. VI.; Congestionen nach dem Kopfe 16.-25. VIII.

(Bemerkung): Nietzsche wurde zur weiteren Kur nach Hause entlassen. Er ist ein vollsaftiger, gedrungener Mensch mit einem auffallend stieren Blick, kurzsichtig und oft von wanderndem Kopfweh geplagt. Sein Vater starb jung an Gehirnerweichung und war im hohen Alter gezeugt; der Sohn in der Zeit wo der Vater schon krank war. Noch sind keine schweren Zeichen sichtbar, wohl aber Rücksicht auf die Antecedentien nötig. Rheumatismus 24.-28. XI.
1863 Katarrh 2.-5. II.; Katarrh 24. IV.-5. V.; Entzündung des Ohres, des processus mastoidei ossis petrosi 7.-20. V.; Diarrhoe 12.-16. XII.
1864 Katarrh 11.- 13. II.; Congestionen nach dem Kopf 3. bis 5. v.«
Bei den Katarrhen handelte es sich fast immer um Erkältungserscheinungen, die mit Schnupfen, Heiserkeit, Hals- und Kopfschmerzen verbunden waren. Außer den hier genannten traten häufiger noch leichtere Erscheinungen auf, die nicht ärztlich behandelt wurden, zudem sind die Erkrankungen während der Ferienzeiten hier nicht aufgeführt, von denen Nietzsche selbst hie und da schreibt. Der Kopfschmerz war in diesen Jahren ein ständiger Gast bei Nietzsche.

Auffallend sind ferner die häufigen rheumatischen Anfälle. Von einem solchen schreibt er Mitte Juni an die Mutter: »Der Schmerz hat noch wenig nachgelassen und bei Sitzen und Stehen wird er schnell stärker. Ich liege deshalb meistenteils auf meinem Bette. Heute soll ich ein Senfpflaster auf den Fuß bekommen.« Und bald darauf: »Ich habe gestern eine Spanische Fliege bekommen, es war eine schmerzhafte Geschichte.«

Dr. Zimmermann, der Anstaltsarzt, behandelte also rheumatische Schmerzen mit Senfpflaster, wie er den Kopfschmerz mit Schröpfköpfen und Blutegeln behandelte. Besonders schlecht ging es Nietzsche Mitte Januar 1861: »Ich befinde mich dieser Tage recht unwohl«, schreibt er der Mutter, »weiß aber nicht, woher es kommt. Ich habe beständige Kopfschmerzen; der ganze Kopf ist mir davon eingenommen; dann tut mir der Hals weh bei jeder Bewegung, ebenso die Kehle, wenn ich atme. Die ganzen zwei Nächte habe ich gar nicht geschlafen, sondern fror und schwitzte abwechselnd. Ich komme garnicht recht zur Besinnung, es ist um mich alles wie ein Traum.« Er geht tapfer gegen seinen Zustand an und fährt fort: »Ich denke aber, wenn ich garnichts dagegen tue, wird es recht bald wieder besser werden.« Dann muß er sich aber doch auf die Krankenstube begeben, »da ich drüben nichts anfangen und nichts arbeiten kann«. Zimmermann verordnete ihm zunächst Ruhe, aber am 30. Januar schreibt er wieder: »Die Kopfschmerzen sind wieder so heftig, daß ich gar nichts arbeiten kann. Ebenso tut mir der Hals wieder weh; auch der Schmerz im Kehlkopf ist wieder da. Ich habe die Nächte vor Schmerz nicht schlafen können. Mir ist höchst traurig zu Mute.«

Sein Tutor Buddensieg legt diesem Briefe von sich aus einen Krankenbericht bei, die Mutter brauche sich nicht zu sorgen, es sei nur eine Erkältung, die nicht recht in Gang kommen wolle. »Deshalb hat Dr. Zimmermann ohne Erbarmen dem vollblütigen Fritz vier Schröpfköpfe auf den Nacken verordnet.« Es wird danach zwar etwas besser, aber die Kopfschmerzen kehren immer »ziemlich heftig« wieder. Am 16. Februar schreibt er der Mutter: »Die kleinste Anstrengung des Kopfes machte mir Schmerzen. Und dabei versäume ich eine Menge Lektionen, ohne etwas nacharbeiten zu können. Nun habe ich heute wieder hinter jedes Ohr eine Spanische Fliege bekommen. Ich glaube nicht, daß das helfen wird. Wenn ich nur täglich viel spazieren gehn könnte! Sonst weiß ich nicht, wie's gut werden soll. Ich habe schon dran gedacht, ob ich nicht lieber ein paar Wochen in Naumburg zubringe und mich

da durch Spazierengehen kuriere.« Am nächsten Tage kommt dann die Mutter und holt ihn nach Hause. Hier lebt er, wie er es sich gewünscht hat, und fährt Ende Februar nach Pforta zurück, obwohl es immer noch nicht recht gehen will und die Kopfschmerzen sich wieder einstellen. Aber er resigniert nun: »Ich muß mich allmählich dran gewöhnen.«

Die Erkältungen rissen nicht ab in diesem Jahre 1861. Am 28. Oktober mußte er wieder die Krankenstube beziehen. »Ich habe einen auffallend schnellen Pulslauf und dicken Hals und Schmerzen im Hinterkopf. Dabei greulicher Frost. Alles so dumpf. Im allgemeinen wirklich dem vorjährigen Zustand beim Eintritt der Kopfschmerzen gleich.« Diesmal ging es in einigen Tagen vorüber.

All diese Erkrankungen zeigen eine gewisse Anfälligkeit des jungen Nietzsche für infektiöse Halsentzündungen mit Fiebern und entsprechenden Kopfschmerzen; solche »Influenza«-Erkrankungen wiederholen sich dann noch während seiner Basler Professur und verschwinden in den späteren Jahren, obwohl er in den kalten Zimmern, die er in Italien zu bewohnen pflegte, sich Erkältungen noch mehr aussetzte, fast völlig. Sicher dürfen sie nicht in Zusammenhang mit der späteren schweren Krankheit gebracht werden.

Ganz schlimm war das Jahr 1862, wie schon ein Blick auf den obigen Auszug aus dem Krankenbuch zeigt, das zugleich, wie wir sahen, das Jahr einer schweren inneren Krise warA12. Im August 1862 wurden die Kopfschmerzen wieder so schlimm, daß er in die Krankenstube gehen mußte. Am 25. August schrieb er seiner Mutter, die nach Merseburg verreist war: »Der Herr Doktor hat mir heute also geraten und erlaubt, nach Naumburg zu reisen und dort meine Wasser- und Spaziergehekur vorzunehmen.« Die oben angeführte Bemerkung Zimmermanns im Krankenbuch zeigt, daß er ernste Befürchtungen in Hinsicht auf eine Gehirnerkrankung hatte. »Ich gehe also heute Montag Mittag nach Naumburg und wohne in unserm Logis, um dort ein ganz stilles Leben ohne alle Musik und sonstige Aufregung zu führen. Herr Doktor hat mir die nötigen Diätvorschriften gegeben. Du brauchst also in keiner Weise Sorge für mich zu haben und auch keineswegs von Merseburg, wo Du sicherlich sehr nötig bist, fortzureisen. Vielleicht ist gerade ein Leben, das ich ganz allein führe, für mich das Allerbeste. Also bitte, ängstige Dich nicht, liebe Mama. Wenn ich alles vermeide, was mich aufregen kann, werden ja die Kopfschmerzen schwinden. Aber ich denke jetzt etwas länger fortzubleiben, damit wohl möglich ich sie mit Stumpf und Stiel ausrotte ... Meine Lebensweise wird die Sache der Tante Rosalie sein, ich trinke übrigens Bitterwasser und ein Kühlungspulver; das Unangenehmste ist mir die häufige Aufregung, in die ich gerate.« Diese Krankheit dauerte bis Michaelis. Leider wissen wir von ihrem Verlaufe nichts weiter, als was hier mitgeteilt worden ist. Neu ist an ihr die »häufige Aufregung«, die ihn selbst beunruhigt. Sollte die Erinnerung an sie es vielleicht gewesen sein, die den Umnachteten im Jahre 1889 von epileptischen Zuständen ohne Bewußtseinsverlust in seiner Jugend sprechen ließ? Seltsam ist, daß er hier selbst auf ein Heilmittel kam – offenbar hat er gegenüber Zimmermann ebenso dazu gedrängt wie im Vorjahre gegenüber seiner Mutter –: nämlich Enthaltsamkeit von der geliebten Musik, und dafür Einsamkeit und Spazierengehen. Abkehr von der »nervenzerrüttenden Musik«, heißt es später als Begründung für die Abwendung von Wagner, und auf Einsamkeit und Spazierengehen stellte er in seinen fruchtbarsten Jahren die ganze Existenz.

Wohl kamen Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit noch wieder, auch die Katarrhe, aber im ganzen blieb er nun bis zum Abiturium von schwereren Erkrankungen verschont. Daß es sich bei den Kopfschmerzen Nietzsches hauptsächlich um Migräne handelte, ist erst eine spätere, wenn auch wohl richtige, Annahme von

MöbiusB156, die sich dann die Schwester, die selbst an diesem vom Vater ererbten Übel litt, zu eigen machte.

VI. Der Bonner Frankone

Nach dem Abgang von Pforta am 7. September 1864 verbrachte Nietzsche die ersten Mulustage mit seinem Freunde Paul Deussen bei Mutter und Schwester in Naumburg. Die Wahl der Universität Bonn war schon vorher entschieden, und Nietzsche hatte auch dem Herzenswunsch der Mutter noch so weit nachgegeben, daß er beschloß, sich in Bonn für die theologische Fakultät einschreiben zu lassen. Mutter und Schwester waren stolz und glücklich, und so machten sie den beiden Muli diese zwei Wochen in Naumburg zu einem einzigen heiteren Feste.

Ehe sie nach Bonn zogen, unternahmen die beiden Freunde noch eine Rheinreise, die sie zu den Eltern Deussens nach Oberdreis führte. Noch vor dem 25. September fuhren sie zunächst nach Elberfeld, wo sie einige Tage bei Verwandten und Bekannten Deussens zubrachten; am 28. reisten sie dann nach Oberdreis. In Elberfeld schloß sich ihnen ein Vetter Deussens, der junge Kaufmann Ernst Schnabel an, »witzig, geistreich, lebhaft bis zum Übermaß« – wie Deussen schreibtB157, »aber auch leichtsinnig bis in die Fingerspitzen hinein, so trat Ernst Schnabel unserer Reisegesellschaft bei und wußte uns zu mancherlei Tollheiten hinzureißen. Wir fuhren zu Dreien nach Königswinter und ließen uns, von Wein und Freundschaft trunken, trotz der Beschränktheit unserer Mittel dazu überreden, Pferde zu nehmen und auf den Drachenfels hinaufzureiten. Das ist das einzige Mal, daß ich Nietzsche zu Pferde gesehen habe. Er war in einer Stimmung, in der er sich nicht so sehr für die schöne Gegend wie für die Ohren seines Pferdes interessierte. Immer wieder stellte er Messungen an denselben an und behauptete, nicht darüber ins Klare kommen zu können, ob er ein Pferd oder einen Esel reite. Noch toller trieben wir es am späten Abend. Wir zogen zu Dreien durch die Straßen des Städtchens, um den Mädchen, die wir hinter den Fenstern vermuteten, Ovationen darzubringen. Nietzsche flötete und girrte: fein's Liebchen, fein's Liebchen, Schnabel führte allerlei lose Reden von einem armen rheinischen Jungen, der um ein Unterkommen für die Nacht bitte, und ich selbst stand daneben und wußte mich in diese neue Situation noch gar nicht zu finden, als ein Mann aus der Tür stürzte und uns unter Schmähworten und Drohungen verjagte. Gleichsam zur Sühne für dieses, übrigens vereinzelte Vorkommnis geschah es, daß wir am nächsten Tage im Klavierzimmer des Berliner Hofes eine Flasche Wein bestellten und durch das wundervolle Phantasieren Nietzsches unsere Seelen läuterten. Endlich gelangten wir alle Drei in meinem Elternhause in Oberdreis an und genossen hier noch wochenlang das harmlose Dasein in der reinen Bergluft des Westerwaldes und im Umgang mit Eltern und Geschwistern, Freunden und Freundinnen, welche kommend und gehend das gastliche Pfarrhaus auf dem Lande belebten. Am 15. Oktober feierten wir den Geburtstag meiner Mutter und zugleich Nietzsches und stiegen dann von dem Gebirge des Westerwaldes in das Rheintal nach Neuwied hinab, von wo uns der Dampfer in wenigen Stunden nach Bonn führte.«

Nietzsche, der sich vorgenommen hatte, von nun an seine Augen mehr auf die Dinge des realen Lebens zu richten, teilte Mutter und Schwester in einigen Briefen allerhand Beobachtungen von dieser Reise mit. An den Frauen Elberfelds fiel ihm ihre »besondere Vorliebe für frommes Kopfhängen« auf, was aber die jungen nicht hinderte, »sich sehr elegant mit Mäntelchen mit scharfer Taille zu tragen«. Er hatte großen Erfolg mit seinen Klavierphantasien. Darüber schreibt er am 27. September

nach Hause: »... ich wurde feierlichst mit einem Toaste leben gelassen. Ernst ist vollständig, wie Lisbeth sagen würde, enchantiert; wo ich bin, muß ich spielen, es wird bravo gerufen, es ist lächerlich. Gestern Nachmittag fuhren wir nach Schwelm, einem benachbarten Badeort, besuchten die roten Berge, eine bekannte Stätte der alten Vehme und knippen überall herum. In seinem Wirtshaus spielte ich abends, wider Wissen in Gegenwart eines renommierten Musikdirektors, der nachher mit aufgesperrtem Rachen dastand und alles Schöne sagte und mich beschwor, abends an seinem Gesangverein Teil zu nehmen, was ich nicht tat.«

Nietzsches Eindrücke waren »stark, bunt, höchst mannigfaltig«. In Oberdreis gefiel ihm besonders Deussens Mutter, »eine Frau von solcher Bildung, Feinheit des Gefühls, der Rede, solcher Arbeitskraft, wie es selten andre geben mag ... Der Pastor Deussen tritt gegen sie zurück, es ist ein braver, guter, großer Mann, der indessen nicht immer konsequent ist.« Und dann Marie, Deussens 16jährige Schwester, die ihn an seine Schwester Lisbeth erinnerte, »weshalb ich ihr natürlich meine besondere Gunst nicht versagen kann«, schrieb er seiner Schwester und Mutter am 8. Oktober. Die Hochstimmung dieser Episode weckte nochmals den Komponisten in ihm. Im November und Anfang Dezember komponierte er zwölf Lieder, von denen uns neun erhalten sind, weil sie Geschenk wurdenB158: ein prächtig gebundenes Bändchen mit vier Liedern sandte er Marie Deussen und bemerkt dazu am 9. Dezember im Brief an Mutter und Schwester: »An Marie Deussen habe ich zu ihrem morgenden Geburtstag einige Lieder geschickt, ich finde das sehr artig von mir, es ist das Beste wodurch ich meine Erkenntlichkeit beweisen konnte.« Sonst gefiel ihm im Hause Deussen, dem eine große Wirtschaft und

[Curt Paul Janz: Biographie: III. Die Pforte. Friedrich Nietzsche: Werke, S. 210 (vgl. Janz-Nietzsche Bd. 1, S. 76 ff.) (c) C. Hanser Verlag]

ein Mädchenpensionat angeschlossen waren, »ein Verein von jungen, nicht schönen, gutmütigen Mädchen, die aber alle sehr fleißig zu sein scheinen«, die »seltene Vereinigung von Einfachheit und Luxus«. Er fühlte sich belohnt: »Meine Anschauungen über Volksleben und -sitten bereichern sich täglich. Ich merke auf alles, auf Eigentümlichkeiten des Essens, der Beschäftigung, der Feldwirtschaft usw.« Er war bei einer Bauernkindtaufe, wo es Kaffee und Kartoffeln gab. »Davon leben die Leute überhaupt hier.«

Diese Versuche, von den Büchern und der Studierstube freizukommen und mit dem Leben Fühlung zu gewinnen, setzte er in Bonn fort, wo er am 16. Oktober mit Deussen eintraf.

Nachdem sie sich ein Dutzend verschiedenster Studentenbuden angesehen hatten, mieteten sie sich nebeneinander bei dem Drechsler Oldag in dem Eckhause der Bonner und Gudenauer Gasse 518 ein, wo sie auch ihren Mittagstisch hatten; Nietzsche weiß an dem Logis auch zu rühmen, daß es in der Nähe von Beethovens Geburtshaus gelegen sei.

Nietzsche hatte nach der sechsjährigen strengen Zucht in Pforta jetzt in erster Linie das Bedürfnis nach freiem Tun und nach wirklichem Studentenleben, von dem er sich allerdings ein sehr verschwommenes und zu idealistisches Bild machte. Er war weniger bestrebt, zielbewußt sein Theologie- oder wenigstens Philologiestudium anzugreifen, er fühlte sich vielmehr vor sich selbst nun als »studiosus liberalium artium (zu denen ich kindlicher Weise auch die Theologie rechnete, ein starker Rechnungsfehler!) voller Hoffnungen in eine unsichere Zukunft blickend, leider aber auch zu unerfahren, um das Bonner Leben mir selbst zu eignem und eigenartigen Genuß und Gewinn zu bestimmen«A13. Er suchte das Leben und die Kunst mehr als die Bücher und Hörsäle.

Schon in Naumburg war er mit Mutter und Vormund übereingekommen, daß es ratsam sei, einer studentischen Verbindung beizutreten, und so wurde Nietzsche schon am 23. Oktober 1864 Fuchs der Burschenschaft Franconia, zusammen mit Deussen und einer ganzen Reihe anderer ehemaliger Pförtner. Er wählte die Franconia nicht nur deswegen, weil so viele andere Pförtner ihr beitraten, sondern auch weil ihr im Gegensatz zu den anderen Bonner Burschenschaften eine besonders große Zahl von Philologen angehörte, er also auch auf gemeinsame geistige Interessen glaubte hoffen zu können, um so mehr als auch die meisten Frankonen Musikliebhaber waren. Ein alter Pförtner, Bruno Haushalter, ebenfalls Philologe, wurde sein Leibbursch.

Zunächst ging er scheinbar fast völlig im Verbindungsleben auf. Aber wenn er mit Begeisterung davon berichtet, wird man den Eindruck nicht los, als tue er ständig seinem Wesen Gewalt an. Nietzsche war, wie sein Bundesbruder, der spätere Professor Hersing, berichtet hat, »kein lustiger Student und hat niemals das Bedürfnis gezeigt, sich auszutoben«. Dabei bemühte er sich, soweit wie möglich aus seiner natürlichen Reserve herauszutreten. Er war auch zunächst jedenfalls durchaus nicht unbeliebt bei seinen Verbindungsbrüdern. Seine satirische Begabung machte ihn zu einem guten Mitarbeiter für die Bierzeitung und trieb allerhand dichterisch-musikalischen Ulk hervor, wie die Offenbachiade »Die Frankonen im Himmel«B159. Sein Phantasieren auf dem Klavier gefiel auch hier. Seine Bundesbrüder gaben ihm den Kneipnamen »Ritter Gluck«, was ihn nicht übel charakterisiert. Aber sie fanden ihn doch bisweilen ein wenig zu mokant, ohne im geringsten zu bemerken, was er selbst am 18. Februar 1865 hierzu an Mutter und Schwester schreibt: »daß ich oft nicht glücklich bin, zuviel Launen habe und gern ein wenig Quälgeist bin, nicht nur für mich selbst, sondern auch für andere«. Das, was die Kommilitonen eigentlich am meisten hinriß, die Biergemütlichkeit, widerstrebte ihm sehr bald gründlichst; auch ihre Verliebtheit teilte er nicht. Wenn der Nationalvers, den er von ihnen erhielt, das Gegenteil behauptet, so ist das nichts als purer Hohn, oder es steckt dahinter die – ganz unbegründete – Mutmaßung, er sei ein besonders Heimlicher:

»Tragödie und Romanzen
dran er sich sehr ergötzt,
hat Gluck viel komponieret
und in Musik gesetzt.
Kommt abends er nach Hause,
küßt ihn ein roter Mund;
vor lauter Tee und Zuckerwerk
kommt er noch auf den Hund.«

Tee und Süßigkeiten zog er allerdings schon jetzt, wie später noch mehr, dem Wein und gar dem Bier vor, und der »rote Mund« könnte eine Anspielung auf das als feurige Ballade komponierte Lied nach Chamissos ›Gern und gerner‹ sein, wo es heißt:

»und gerner sich sonnen in trüber Stund'
am Klarblick deiner Augen,
und gerner vom roten, vom süßen Mund,
durchwärmende Flammen saugen.«B160

Von erotischen Erlebnissen Nietzsches ist uns auch für diese Bonner Jahre von ihm selbst nicht das geringste überliefert; auch seine Freunde und Kommilitonen hielten ihn, soweit sie sich geäußert haben, für »vom Weibe völlig unberührt«.

»Was aber das erwähnte Küssen des roten Mundes betrifft«, schreibt DeussenB161, »so habe ich nie bemerkt, daß Nietzsche zu dergleichen neigte. Nicht ganz gern teile ich hier eine Geschichte mit, welche als ein Beitrag zu Nietzsches Denkweise es verdient, der Vergangenheit entrissen zu werden. Nietzsche war eines Tages, im Februar 1865, allein nach Köln gefahren, hatte sich dort von einem Dienstmann zu den Sehenswürdigkeiten geleiten lassen und forderte diesen zuletzt auf, ihn in ein Restaurant zu führen. Der aber bringt ihn in ein übelberüchtigtes Haus. ›Ich sah mich‹, so erzählte mir Nietzsche am andern Tage, ›plötzlich umgeben von einem halben Dutzend Erscheinungen in Flitter und Gaze, welche mich erwartungsvoll ansahen. Sprachlos stand ich eine Weile. Dann ging ich instinktmäßig auf ein Klavier als auf das einzige seelenhafte Wesen in der Gesellschaft los und schlug einige Akkorde an. Sie lösten meine Erstarrung und ich gewann das Freie.‹

Nach diesem und allem, was ich von Nietzsche weiß, möchte ich glauben, daß auf ihn die Worte Anwendung finden, ... mulierem nunquam attigitA14.«

Man hat an diesen Bericht allerhand Vermutungen geknüpft. So hat man geglaubt, es handle sich hier um eine Erinnerungstäuschung Deussens, die Szene habe so nicht stattfinden können. Wer aber, wie wir, Deussen noch gut gekannt hat, kann dem nicht zustimmen. Deussen hatte noch 20 Jahre nach der Niederschrift dieses Berichtes ein fast untrügliches Gedächtnis von außerordentlichem Ausmaß, und sein Charakter läßt es ganz ausgeschlossen erscheinen, daß er die Geschichte erfunden hat. Wohl aber mag ihn die eingestandene Peinlichkeit der Sache dazu geführt haben, ihr eine anekdotisch zugespitzte Form zu geben. Andererseits hat man in dem Zarathustra-Lied »Die Wüste wächst« Erinnerungen an diese Bordellszene finden wollen und daraus geschlossen, sie habe doch einen stärkeren Eindruck auf die Sexualität Nietzsches gemacht. Oder man hat gar geglaubt, was hier erzählt wurde, sei nur ein sehr gemilderter Niederschlag eines tatsächlichen Bordellbesuches in Köln. Man hat darauf hingewiesen, daß in der Burschenschaft Franconia für den Bereich der Stadt Bonn selbst zwar Keuschheitsprinzip herrschte, die Burschen dafür aber zur Befriedigung ihrer sexuellen Bedürfnisse nach Köln zu fahren pflegten. Alle diese »Probleme« sind nur aufgetaucht auf der Jagd der neueren Biographen nach dem Ursprung einer luetischen Infektion als der Basis für die um die Wende 1888 auf 1889 bei Nietzsche ausgebrochenen paralytischen Erkrankungen. Leider hat sich auch ein Thomas Mann von seiner dichterischen Phantasie verführen lassen, hier mehr Wissen vorzuführen, als sachlich überhaupt möglich und der Frage zuträglich istB162.

Alle uns aus der Bonner Zeit bekannten Bekundungen ergeben jedenfalls keinen Grund, die Erzählung Deussens in ihrem Kern zu bezweifeln oder zu erweitern. Freilich mag das Erlebnis mit den Damen des Kölner Bordells in Nietzsches Phantasie sein Spiel getrieben und dazu beigetragen haben, die Schleusen zu öffnen, vor denen sich seine Sexualität gestaut hatte, so daß diese in den Leipziger Semestern sich entlud, wobei er sich dann jene Krankheit holte, die infolge einer unsinnigen bürgerlichen Sexualmoral und medizinischen Unvermögens Tausenden deutscher Studenten zum Verhängnis wurde.

Diese Fragen mögen den Mediziner des Näheren interessieren, uns gehen sie nur soweit an, als sie einen vitalen und geistigen Erlebnisgehalt für Nietzsche haben konnten. Das aber hat das Erotische und gar das Grobsexuelle weder für diese Bonner Zeit noch für lange folgende Jahre. Im übrigen erscheint es uns als eine

typische querelle allemande, mit einer französischen Kennzeichnung zu sprechen, ob Nietzsche, ein junger deutscher Student der sechziger Jahre mit ihrer muffigen Sexualmoral, ein Student von unzweifelhaft sehr geringem erotischem Temperament, irgendwann und irgendwo einmal ein Bordell aufgesucht habe, sei es aus bloßer psychologischer Neugier – was ihm am meisten ähnlich sähe –, sei es, weil es seine Kommilitonen auch fast alle taten, sei es in sexueller Bedrängtheit, für die noch über 50 Jahre danach die bürgerliche Moral kaum einen anderen Ausweg für die jungen Akademiker zu bieten hatte wie eben das Bordell, und ob er sich dabei eine Lues zugezogen habe, die erst mehr als 23 Jahre später zu einer paralytischen Geisteskrankheit führte. Auch die spätere geistige Erkrankung Nietzsches geht uns nur so weit an, als sie auf sein Tun und sein Denken einwirkte. Und das begann sie in faßbarer Weise erst im Jahre 1888 zu tun, als sie sein Wesen zunächst verstörte und dann zerbrach. Was vorher sein Leben und sein Denken an Ungewöhnlichem zeigt, ist immer diesem Wesen noch gemäß, freilich einem Wesen so eigener Prägung, so eigenen Schicksals und so großer Spannweite, daß es einem weniger Gespannten und weniger Reichen auch da krankhaft erscheinen mag, wo es sich nur bis an seine natürlichen und gesunden Grenzen weitet.

Wie gesagt, in seinen ersten Semestern gab Nietzsche sich die größte Mühe, im Verbindungsleben aufzugehen. Er fehlte auf keiner Kneipe und keinem Exbummel. Er hielt auch gut mit beim Trinken, aber nur so weit, wie es die Bräuche forderten. Er war stolz auf sein weiß-rot-goldenes Band und auf die Berühmtheiten, die der Franconia angehörten, wie Treitschke, der Historiker, und Spielhagen, der Dichter. Er besuchte eifrig den Fechtboden und, obwohl die Burschenschaft keinen Mensurzwang hatte, drängte es ihn auch, eine Partie auszutragen. Bei einem Bummel über den Markt begegnete er dem Alemannen Wilhelm Delius, der ihm sympathisch war. Er ging mit der liebenswürdigsten Geste auf ihn zu und forderte ihn auf, mit ihm »loszugehen«, gerade weil er ihm sympathisch sei. Die Partie kam zustande. Delius erhielt einen kräftigen »Blutigen« über die Stirn und Nietzsche eine Tiefquart quer über den Nasenrücken. Er behielt davon eine kleine Narbe, die ihm nicht übel stand.

Aber er fand unter seinen Bundesbrüdern keinen, dem er wirklich nähertrat. Wohl schwärmte er mit seinem Leibburschen Haushalter abends am Rhein entlang, wenn auf den Bergen die Weinlesefeuer glühten. Aber dann zog es ihn wieder mehr zu den Gräbern Schumanns, A. W. Schlegels und Arndts, und er legte auf Schumanns Grab – er lebte musikalisch damals ganz in Schumanns Welt – in Begleitung seiner Wirtin und deren Nichte einen Kranz nieder. Oder er saß abends lange mit Deussen beim Tee und las eine griechische Tragödie, aber auch dies ohne die rechte Begeisterung.

Das Verbindungsleben füllte ihn immer weniger aus, geistig fühlte er sich leer. Dazu war er immer knapp mit dem Gelde. Es ging kaum ein Brief nach Hause ab, der nicht mit Bitten um Geld angefüllt war. Bonn war eine teure Universität, und Nietzsche konnte mit dem Gelde nicht umgehen. Er war keineswegs besonders leichtsinnig, aber die Ansprüche der Verbindung waren erheblich, und dazu wollte er als stud. lib. art. sich nichts entgehen lassen, was in Bonn und Köln an künstlerischen Genüssen zu haben war. Auch ein Klavier in Miete zu nehmen war ihm unentbehrlich, und dieses dann aus Geldnot im Sommersemester preiszugeben, bedeutete ihm mehr als ein Opfer, das war fast eine Buße! So langten die ihm von Mutter und Vormund ausgesetzten 30 Taler im Monat von Anfang an nicht.A15

Auch als ihm 40 Taler, was für einen Studenten von damals sehr viel Geld war, bewilligt wurden, kam er nicht aus. Am Ende des ersten Semesters hatte er Schulden, die mehr als die Hälfte von dem betrugen, was ihm bewilligt war. Obwohl

er, was er zu brauchen glaubte, ziemlich rücksichtslos forderte, drückte ihn doch das Bewußtsein, daß er eigentlich über seine Verhältnisse lebe und seiner Mutter, die es auch an Ermahnungen nicht fehlen ließ, in diesem Punkte Sorgen mache. Und es drückte ihn um so mehr, als er keinen Gewinn in seinem jetzigen Leben sah. Andererseits bereitete ihm viel Ärger und Schwierigkeiten eine offenbare Unbeholfenheit, mit der von zu Hause aus gewisse Dinge des praktischen Lebens angefaßt wurden. Er brauchte zur Immatrikulation unbedingt ein »Paupertätszeugnis«; obwohl er mehrmals darum gemahnt hatte, kam es erst Mitte November, und er mußte schreiben: »Das Bedürftigkeitszeugnis kommt genau drei Wochen zu spät.« Auch das Geld kommt nicht immer zur Zeit an, oder in ungeschickter Weise. Noch im Mai 1865 geht das nicht in Ordnung, und er muß schreiben: »Dann schicke mir doch diesmal das bestimmte Geld so recht genau zur rechten Zeit, da ich den Termin einhalten muß, also am letzten Mai oder spätestens 1. Juni. Vor allem aber schicke es in preussischen Kassenanweisungen. Du glaubst nicht, was für Unannehmlichkeiten ich mit dem letzten Geld hatte, erstens fehlte ein Taler, zweitens wollte es niemand nehmen und beinahe hätte ich noch Strafe zahlen müssen solches Geld zu verbreiten.« Wir werden ähnlichen Schwierigkeiten aus ungenauen Anschriften oder unrichtig deklarierten Paketen usw. auch in späterer Zeit immer wieder begegnen; es war eine stete Quelle für Ärgernisse.

Seine Studien bedeuteten ihm dabei wenig und wurden nur lässig betrieben. Zwar schrieb er seiner Mutter, die auch in diesem Punkte sich Sorgen machte, mit einiger Entrüstung Mitte November 1864, daß er sich nicht genug darüber wundern könne, wie sie zu dem Vorurteil käme, er besuche seine Vorlesungen nicht eifrig genug: »Ich besuche natürlich mit großem Interesse meine Kollegien, von denen euch eines speziell genannt sein soll, das des Professors von Sybel über Politik. Besucht wird es von zwei- bis dreihundert Menschen, in einem der größten Auditorien; doch müssen immer noch eine Anzahl stehen. Natürlich ist der recht wissenschaftliche Vortrag des Sybel gewürzt mit mancher politischen Anspielung. Daß Männer wie Ritschl, der mir eine Rede über Philologie und Theologie hielt, wie Otto Jahn, der, ähnlich wie ich, Philologie und Musik treibt, ohne eins von beiden zur Nebensache zu machen, einen großen Einfluß auf mich üben, wird sich jeder vorstellen können, der diese Heroen der Wissenschaft kennt. Professor Schaarschmidt, ein alter Pförtner, hat uns mit der ausnehmendsten Freundlichkeit bedacht und sich im voraus als unsern Studiengenossen und Freund erklärt. Das muß ich den warmen Empfehlungen des Professors Steinhart danken ... Professor Krafft, bei dem ich Kirchengeschichte höre, hat mich zu einem montäglichen Tee und Abendbrot mit obligater theologischer Unterhaltung eingeladen. Am meisten freut es mich, daß ich mit Professor Springer in nähere Verbindung gekommen bin; ich bin Mitglied des Seminars für Kunstgeschichte. Ein junger, schöner, höchst geistreicher, künstlerhafter Mann, dessen Vorlesungen mit zu den besuchtesten gehören, ist Springer.«

Was Nietzsche nach Bonn gezogen hat, ist nicht mehr schlüssig zu belegen. Sicher hat die Gewißheit, dort mit Freund Deussen zusammenzusein, eine wichtige Rolle gespielt, wenn nicht gar den Ausschlag gegeben; ein Jahr später wird der Entscheid für Leipzig auf die gleiche Weise durch einen anderen Freund herbeigeführt: und in beiden Fällen gibt er zu Hause vor, es sei der Stand der Philologie an der betreffenden Universität. In Bonn ließ er sich sogar der Mutter zuliebe und als letzter Versuch, ja Beweis der Unvereinbarkeit dieses Studiums mit seinem Denken, als Theologe einschreiben, aber, schreibt er am Ende der Leipziger ZeitB163: »Von der Theologie nahm ich nur genau so weit Notiz, als mich die philologische Seite der Evangelienkritik und der neutestamentlichen

Quellenforschung anzog ... Ich bildete mir nämlich damals noch ein, daß die Geschichte und ihre Erforschung im Stande sei, auf gewisse religiöse und philosophische Fragen eine direkte Antwort geben zu können.« Er hörte ferner noch bei Schlottmann über das Evangelium Johannis und bei Krafft, wie schon erwähnt, Kirchengeschichte. Er wurde auch Mitglied des akademischen Gustav-Adolf-Vereins und zwang sich gegen Ende des Semesters (März 1865) einen längeren, braven, ganz unpersönlichen Vortrag über »Die kirchlichen Zustände der Deutschen in Nordamerika«B164 ab, gab auch einmal der interessierten Tante Rosalie ein Bild von den konfessionellen Verhältnissen in Bonn. Aber als er der Mutter Ende Januar 1865 ankündigte: »noch dies: Ich bin für den hiesigen Gustav-Adolf-Verein tätig. Nächstens werde ich darin einen Vortrag halten«, fügte er ohne jeden Übergang hinzu: »Noch dies: Meine Wendung zur Philologie ist entschieden. Beides zu studieren ist etwas Halbes.«

Zu diesem Entschluß mag auch die obenerwähnte Rede Ritschls an den jungen Nietzsche nicht wenig beigetragen haben. Im übrigen trat er im ersten Semester und überhaupt in dem ganzen Bonner Jahre Ritschl persönlich noch nicht näher. Er wurde auch nicht Mitglied des philologischen Seminars. Mehr zog ihn zunächst Otto Jahn an, der nicht nur Philologe war, sondern sich gleichzeitig einen Namen gemacht hatte als Mozart-Biograph. Nietzsche war zwar schon am Ende der Pfortaer Zeit entschlossen, die Philologie zu seinem Berufe zu machen; dennoch wurde er sich wohl erst in Bonn, wo er sehr viel komponierte, völlig klar darüber, daß die Musik, der er als stud. lib. art. immer noch die größte Aufmerksamkeit widmete, nicht seine Hauptsache sein könne, so sehr ihr seine Liebe gehörte und weiter gehören sollte. Die Liebe zu den Künsten und den künstlerischen Naturen zog ihn auch zu Springer, doch ist irgendeine nachhaltigere Wirkung Springers wie überhaupt dieses kurzen kunsthistorischen Studiums, das in Leipzig nicht weiter verfolgt wurde, nicht zu verzeichnen. Ebenso wenig eine des Kollegs von Sybel über Politik. Das mag nicht zum wenigsten an der Verwaschenheit von Sybels Auffassungen liegen, von der Bismarck einmal sagte, er gehöre im Gegensatz zu der einen Gattung der Historiker, die, wie Taine, die Wasser der Vergangenheit klar machen, zu der zweiten, die sie trüben.

Im ganzen hörte Nietzsche in seinem ersten Semester wohl kein Kolleg vollständig, zum mindesten schrieb er keines auch nur annähernd vollständig nach, wie wir überhaupt aus seinem ganzen Studium kein einziges vollständiges Kollegheft haben, was allerdings durchaus nichts über die Intensität seiner Studien aussagt. Weihnachten 1864 verbrachte Nietzsche zum ersten Mal fern der Mutter und Schwester zum Teil mit den Bundesbrüdern auf der Kneipe, zum Teil auf seiner Bude mit seinem Kommilitonen Gaßmann, der ihm als ein künstlerischer Mensch von den Frankonen noch am ehesten gefiel. Sie sangen zusammen und spielten den Schumannschen ›Manfred‹, den Nietzsche von seiner Tante Rosalie geschenkt erhalten hatte, was ihm im Augenblick das größte Geschenk war. Überhaupt dokumentiert sich in gegenseitigen Geschenken ein Verhältnis besonderen Einverständnisses mit den Geschwistern seines Vaters. Bereits zum Geburtstag hatten ihm die Tanten Friederike Daechsel und Rosalie Nietzsche das Bild der Großmutter (Erdmuthe Nietzsche) gesandt. Im Dezember dankt er dafür und fügt noch hinzu: »Das Bild vom selgen Vater hängt über meinem Piano unter einem Farbendruckgemälde, das die Kreuzesabnahme darstellt.«

Zum Jahresende möchte er Mutter und Schwester gern wie früher einen Glückwunsch in Versen schicken, aber es geht nicht mehr, »sei es nun, daß meine Ansprüche an ein Gedicht sehr gestiegen sind, sei es daß ich um einige Prozent

nüchterner und – praktischer geworden bin was gar nichts schaden könnte – sei es endlich, daß die diabolischen Zahnschmerzen, die mich quälen, mir jede Begeisterung verjagen«. Immerhin hatte er ihnen zu Weihnachten acht seiner neuesten Lieder geschickt, drei davon dieselben wie an Marie Deussen, und in derselben prächtigen Ausstattung, mit seiner Photographie auf der Innenseite des DeckelsB165. Aber auch die Geldnöte bedrücken ihn: »Länger als ein Jahr kann ich des Geldpunktes halber nicht aushalten. Ich bin entschlossen, nachher nach Halle zu gehen und dort zu dienen.« Der Gedanke an die Universität Halle sollte noch lange vorherrschen. Am Silvesterabend bleibt er allein zu Hause. Im Brief von Ende Dezember an Mutter und Schwester meditiert er darüber: »Ich liebe die Sylvesternächte und die Geburtstage. Denn sie geben uns Stunden, wie man sie sich freilich oft machen kann, aber nur zu selten sich macht, wo die Seele stille steht und einen Abschnitt der eignen Entwicklung übersehen kann. In solchen Stunden werden entscheidende Vorsätze geboren. Ich pflege dann immer die Manuskripte und Briefe des verflossenen Jahres vorzunehmen und mir einige Notizen zu machen. Man ist für ein paar Stunden erhaben über die Zeit und tritt fast aus der eignen Entwicklung heraus. Man sichert und verbrieft sich die Vergangenheit und bekommt Mut und Entschlossenheit, wieder weiter seine Bahnen zu gehen.« Und in einer tagebuchartigen Aufzeichnung ›Ein Sylvestertraum‹B166 aus derselben Zeit lesen wir: »Es sind die letzten Stunden vor Mitternacht; ich habe bis jetzt in meinen Manuskripten und Briefen gewühlt, heißen Punsch getrunken und dann das Requiem aus dem ›Manfred‹ Schumanns gespielt. Jetzt verlangt es mich, alles Fremde zu lassen und nur an mich zu denken.« Er beginnt zu träumen und spricht mit den Schatten des Jahres und verflucht und segnet dieses Jahr gleicherweise. Dann aber hört er eine Stimme: »Ihr Toren und Narren der Zeit, die nicht und nirgends ist außer in euren Köpfen! Ich frage euch, was habt ihr getan? Wollt ihr sein und haben, was ihr hofft, worauf ihr harrt, so tut das, was euch die Götter als Probe vor den Kampfpreis gestellt haben. Wenn ihr reif seid, wird die Frucht fallen, eher nicht!« Er ist nicht weiter als vor einem Jahre, wo wir ähnliche Worte bei ihm fanden, aber er hat auch die gleiche Geduld, auf sich zu warten.

Inzwischen stürzte er sich in alle nur erreichbaren Kunstgenüsse ohne Rücksicht auf seine beständige Geldnot. Zu Hause entschuldigte er diese Lebensweise Ende Februar: »Endlich sind meine Neigungen für Musik und Theater etwas kostspielig, während ich bedeutend weniger als andre durch Kneipen und Essen verbraucht.« Er hört eine Fülle von Konzerten, darunter Clara Schumann und die Adelina Patti. Er hörte die Bürde-Ney in ›Fidelio‹ und den ›Hugenotten‹, genoß auch sonst eine Menge Opernvorstellungen. Im Schauspiel sah er die Niemann-Seebach in Hebbels ›Nibelungen‹, und er war begeistert von Friederike Goßmann in ›Der Widerspenstigen Zähmung‹ und in allerlei belanglosen modernen Lustspielen. »Wir waren natürlich samt und sonders in sie verliebt«, schreibt er am 2. Februar 1865 nach Hause, »heulten auf den Kneipabenden die Lieder, die sie gesungen und rieben auf ihr Wohl einen Salamander.« Schon Ende Dezember hatte er berichtet: »Ich bin viel zu Hause gewesen und habe mich am Manfred erfreut. Am dritten Feiertag war ich in der Oper und hörte Freischütz, der mir im ganzen, ebenso wie der Oberon, mißfiel. Die Höllenschluchtszene machte auf mich einen lächerlichen Eindruck.« In seinem Musikerleben steht er also noch nicht einmal bei Wagners Vorläufer Weber!

Er selbst hatte eben noch zwölf Lieder komponiert nach Texten von Puschkin, Petöfi, Chamisso und einem eigenen Gedicht. Sie sind das Beste, was der Komponist Nietzsche gegeben hat, sowohl formal – die Form ist durch das Gedicht

gegeben und die Liedform meist strophisch – als auch musikalisch in ihrer lyrischen Innerlichkeit oder dem balladenhaften Schwung. Mit Deussen diskutiert er zwar häufig und lebhaft über Wagner, aber dieser, schreibt Deussen, »erschien seiner Bedeutung nach durchaus als problematisch«B167.

Was er zum allgemeinen Erstaunen seiner Bundesbrüder nicht mitmachte, das war der Kölner Karneval. »Ich bin vielmehr«, schreibt er Ende Februar 1865 an Mutter und Schwester, »während dieser Tage bei Deussens gewesen, wo ich doch das fand, was man ein Semester lang entbehrt hat, nämlich Familienleben.« Als Nietzsche zu den Osterferien 1865 nach Hause kam, erschien er in wesentlichen Zügen verändert. Nicht nur, daß er etwas dick geworden war vom Bierkomment und seine sonst so gewählte Ausdrucksweise in einen burschikosen Ton umgeschlagen war, er ertrug jetzt keinerlei liebenswürdige Verstellung mehr. So äußerte er nicht nur seinen unabänderlichen Entschluß, der Theologie gänzlich abzusagen, sondern er wandte sich auch in der schroffsten Weise seiner Mutter gegenüber gegen das Christentum und weigerte sich, mit ihr und der Schwester Ostern zum Abendmahl zu gehen. Das ›Leben Jesu‹ von David Friedrich Strauß hatte ihm zur letzten Klarheit verholfen.

Der Mutter stürzte eine Welt ein. Alle ihre Hoffnungen, den Sohn auf dem Wege des Vaters zu sehen, schwanden nun dahin. Es kam, wohl zum ersten Male, zu einer heftigen Szene zwischen den beiden, bei der Nietzsche in seinem Wahrhaftigkeitsdrang ganz die Schonung und Rücksicht vergaß, die die Mutter sonst von ihm gewohnt war, und bei der die ebenfalls sehr temperamentvolle und in ihrem Glauben unerschütterliche Mutter auch gewiß nicht an sich hielt. Erst der Tante Rosalie gelang es nach dem Berichte der Schwester, die tränenüberströmte Mutter zu beruhigen. Sie erklärte ihr aus ihren kirchengeschichtlichen Kenntnissen heraus, daß alle großen Gottesmänner Zeiten des Zweifels zu bestehen gehabt hätten. Man müsse sie dann gewähren lassen und alle Auseinandersetzungen meiden. Die Mutter ließ sich in ihrer unbeirrbaren Liebe zu ihrem Sohn hierdurch nur zu gern beschwichtigen, zumal sie seine reinen Motive durchaus begriff, wenn sie auch für seine Gründe nicht zugänglich war. So schrieb sie an ihren Bruder Edmund: »Mein alter lieber Fritz ist trotz unserer Meinungsverschiedenheiten ein edler Mensch, der das Leben oder vielmehr die Zeit wahrhaft ausdeutet und nur für alles Höhere und Gute Interesse hat und alles Gemeine verachtet, und doch ist mir oft sorglich um dieses mein liebes Kind. Aber Gott siehet das Herz an.«

Sie blieb in der festen Burg ihrer Religion und ließ sich auf keine Philosophie ein. Sie pflegte vielmehr zu sagen: »Überhaupt finde ich, daß Philosophie nichts für Frauen ist, wir verlieren den Boden unter den Füßen.« Ihr Herz bewahrte sie unvermindert ihrem Sohn, der von nun an nicht mehr aufhören sollte, ihr Sorgenkind zu sein – die Tochter Elisabeth wurde es später nicht minder –, aber sie bedang sich aus, daß in ihrer Gegenwart nicht mehr von Glaubenszweifeln geredet werden solle. Im übrigen ließ sie ergeben und der unbrechbaren Entschlossenheit ihres Sohnes bewußt, ihm seinen Lauf. Beide bemühten sich redlich, den Pakt der gegenseitigen Duldung zu halten und Auseinandersetzungen zu vermeiden. Daß dies im Zusammenleben von nun an bei Nietzsche wie bei der Mutter – beide waren eigentlich heftig und impulsiven Temperaments – eine ständige Selbstbeherrschung und bei Nietzsche zudem oft geradezu eine Kunst der Verstellung erforderte, machte die Zeiten weiteren Zusammenlebens nicht einfach und gelegentliche Zusammenstöße, zumal bei vitalen Entscheidungen, unvermeidlich.

Anders verhielt sich die Schwester Elisabeth, die damals fast 19 Jahre alt war. Adalbert Oehler hat darauf hingewiesen, daß Nietzsche für seine Mutter niemals ihr

Gott wurde, so sehr sie ihn auch liebte, daß ihr Gott für sie immer *über* ihnen beiden blieb. Elisabeth aber vergötterte ihren Bruder buchstäblich. Sie hatte sich schon als Kind und später in ihrer Pensionszeit in Dresden willig von ihm tyrannisieren und schulmeistern lassen. Was er sagte und schrieb, war für sie eine Offenbarung; schon damals hob sie jedes Blatt von seiner Hand auf. Jetzt erschrak sie zwar über seinen Unglauben und machte einen Versuch, sich von zweien ihrer sehr frommen Pastorenonkel »wieder fest im Glauben machen zu lassen«, aber sie erlag einfach der Gewalt der Beredsamkeit ihres Bruders, so wenig sie ihn existentiell und in den ganzen geistigen Zusammenhängen – sie blieb ihr Leben lang geistig die typische Pastorentochter – verstand, und hielt instinktiv gegen die Mutter zu ihm. So kümmerte sie sich auch nur wenig um das Verbot der Mutter, die Kinder möchten jede weitere schriftliche oder mündliche religiöse Auseinandersetzung unterlassen. Aber sie suchte von nun an mit der ihr eigenen Gewandtheit und Fähigkeit im Ausgleichen, im »Versöhnen von Kontrasten«, wie Nietzsche selbst es nannte, mit der geschickten und oft etwas skrupellosen Art, wie sie Menschen zu nehmen und zu behandeln verstand, alles zu tun, um Zusammenstöße zwischen Mutter und Sohn zu verhindern.

So ergab sich schon jetzt und für immer ein stetes geheimes Einverständnis zwischen den beiden Geschwistern, der Mutter bestimmte Dinge vorzuenthalten und ihr im übrigen den Willen der Kinder aufzuzwingen. Nietzsche verlor dabei fast nie seine zärtliche Sohnesliebe zur Mutter und seine angeborene Ritterlichkeit, Lisbeth war bei aller betonten Herzlichkeit oft wesentlich rücksichtsloser. Beide aber waren sich von nun an einig in ihrem Unabhängigkeitsdrang, der aber bei Lisbeth bis zu einer entscheidenden Stunde vor dem Willen und Denken des Bruders völlig zurücktrat, obwohl sie keinen, aber auch nicht einen einzigen seiner *geistigen* Antriebe mit ihm teilte. Sie wurde aber von früh an dem Einsamen und mit Notwendigkeit immer einsamer Werdenden das stets bereite Echo, die gläubige Jüngerin, die praktische Helferin in allen äußeren Schwierigkeiten und die Frau, von der er glaubte, daß sie ihn verstand oder doch von Bluts wegen zu verstehen schien, und die immer für ihn da war. Um so schwerer wog dann die Enttäuschung, die er auch an ihr erlebte.

Es ist keine vereinzelte Erscheinung, daß Schwestern ihre Ideale ganz von einem älteren begabten Bruder beziehen, auch wenn diese Ideale ihnen wesensfremd sind, daß sich alle ihre Gemüts- und Herzenskräfte dienend diesem Bruder hingeben, ja daß sogar ihre erotischen Träume in hohem Maße vom Bilde ihres Bruders bestimmt werden, in so hohem Maße, daß sie darüber im Eigenen und Eigentlichen verkümmern können. Es ist dies auch nie ohne Gefahr für den geliebten Bruder; denn eine solche Hingabe stellt zugleich, wenn auch oft völlig unbewußt, ihre Forderungen. Sie richtet sich auf ein Bild des Bruders, das sie sich gemacht hat und an dem sie nur bauen kann nach dem Maß ihrer eigenen Kräfte. Über diesem Bilde wacht sie eifersüchtig, so eifersüchtig, wie nur eine Frau sein kann. Wehe dem, der es ihr zerstört, ja wehe dem geliebten Bruder selbst, wenn er es ihr zerstört!

Dieses Verhältnis der Schwester zu ihrem Bruder hat einen weit größeren Einfluß auf das Leben Nietzsches und namentlich darüber hinaus auf die Gestalt und Deutung seines Werkes gehabt, als bisher erkannt worden ist.

Im Verhältnis Nietzsches zu seiner Schwester kam noch hinzu, daß er, in praktischen Dingen von früh an hilflos und mit zunehmendem Leiden immer hilfloser, von der ganz ungewöhnlichen praktischen Tüchtigkeit seiner Schwester immer mehr abhängig wurde. Seine erotische Spannung war, wie wir schon gesagt haben, von Anfang an nur gering, so gering, wie seine geistige Spannung groß war. Der Mangel

an elementarem Eros – an sublimem fehlte es ihm gewiß nicht! – ist es ja, was auch seinem Weltbilde diese nahtlose Helle und gläserne Durchsichtigkeit gibt. Dieser Mangel war auch der Grund, weswegen seine Bindung an die Schwester bei aller geistigen Grundverschiedenheit kaum viel geringer war und blieb als die ihre an ihn, selbst noch als er sich, ganz zu sich gekommen, mit allen Mitteln gegen diese Bindung wehrte.

So kam es, daß Nietzsches Bild von der Frau in allen wesentlichen Zügen, im Guten wie im Argen, nach dem Bilde seiner Schwester geschaffen wurde, soweit es nicht schon durch das Bild seiner Mutter bestimmt war. Selbst körperlich erschien ihm die Schwester als sein Idealtyp: Sie war klein, zierlich, fein gebaut mit hübschen Händen und Füßen, hatte einen rosigen Teint und ein etwas eigensinniges, aber nicht unschönes Gesicht. Die etwas zu große und kantige Stirn lernte sie bald mit einigen künstlichen Stirnlöckchen zu überdecken. Sie war nicht ohne Anmut und verfügte bis in ihr hohes Alter über jene angeborene Koketterie, die gerade unsinnlichen Frauen sehr oft eigen ist und die in Verbindung mit der scheinbaren Zartheit und Hilflosigkeit kleiner Frauen ihren Eindruck auf die meisten Männer nicht verfehlt, so daß gerade diese Frauen sich auf dem Felde der Männer am besten durchzusetzen vermögen, um so mehr, wenn sie die Robustheit ihres Willens und die Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, ihren Ehrgeiz durchzusetzen, so geschickt hinter Schelmerei und selbstloser Hingabe zu verbergen wissen, wie es Elisabeth Nietzsche jedenfalls später ausgezeichnet verstand.

Ihrem Bruder war Elisabeth das denkbar geeignetste Objekt für seinen unbezähmbaren pädagogischen Trieb und seine tyrannischen Gelüste, oder sie schien es doch zu sein, weit mehr noch als selbst Freunde wie Pinder oder in dieser Zeit Deussen es waren. Lisbeth, wie sie in der Familie genannt wurde, hatte sich schon willig von dem Knaben schulmeistern lassen. Als sie dann in ein Dresdner Pensionat gekommen war, hatte der Bruder an die Mutter Ende Februar 1862 geschrieben: »Wenn sie nur in eine recht vornehme Pension untergebracht ist ... Wenn sie nur noch hübscher schreiben lernte! Auch wenn sie erzählt, muß sie diese vielen ›Ach‹ und ›Os‹, ›Du kannst gar nicht glauben, wie herrlich, wie wundervoll, wie bezaubernd usw. das war‹ das muß sie weglassen«; und Lisbeth hatte gehorsam geantwortet: »Ich bewege mich ganz nach Deinem Wunsche nur in der haute-volée. Auch sage und schreibe ich in Folge dessen nicht mehr Ach! und Oh! sondern mache lieber ein Changement des pieds, natürlich beim Schreiben nicht ... Dann kann ich nun auch Deine hübschen Sachen hoffentlich spielen, vorzüglich das vierhändig, denn ich bin jetzt sehr fleißig. Dann kann ich nun auch Lancier und Française magnifique tanzen, und werde mich nächst Michaeli zu Eurem Pfortenball hoffentlich sehr schön amüsieren. Denke Dir, daß ich mit einer Comtesse Roß Tanzstund habe; und dieselbe gegen Dein kleines Schwesterchen sehr, sehr freundlich ist. Hast Du Dir das jemals denken können, daß ich mit solchen hohen Herrschaften ganz gut verkehren kann? Es kommt mir selbst ordentlich drollig vorB168.«

Nietzsche ging sehr kritisch mit dem »Pusselchen«, wie er sie gelegentlich nannte, um, aber er imponierte ihr so, daß sie ihm in allem folgte, auch wenn es gegen die Tradition des Elternhauses und ihrer Naumburger Kreise sich richtete, in denen sie im übrigen ganz aufging und innerlich ihr Leben lang befangen blieb. Das einzige, was sie geistig mit ihrem Bruder gemein hatte, war ein außerordentlich stark entwickelter Unabhängigkeitssinn, nur daß er bei ihr auf persönlichen Ehrgeiz und auf persönliche Geltung gerichtet war, statt wie bei ihrem Bruder auf die Wahrheit.

Der Bruder hatte ihr schon in ihrer Kinderzeit nach dem »Buch der Natur« von Fr. Schoedler den Spitznamen »Das Lama« gegeben, sie selbst schreibtB169, weil in diesem Buch stand: »›Das Lama ist ein merkwürdiges Tier; freiwillig trägt es die schwersten Lasten, wenn man es aber zwingen will oder übel behandelt, so verweigert es Nahrung zu sich zu nehmen und legt sich in den Staub, um zu sterben.‹ Diese Charakteristik fand mein Bruder so genau auf mich passend und immer wieder von neuem zutreffend, daß er sich besonders in schwierigen Fällen, wo er meiner Hilfe bedurfte, immer dieses Namens bediente. Niemand sonst hat mich so genannt.« Sie vergißt hinzuzufügen, daß es bei Schoedler zur weiteren Charakteristik des Lamas heißt: »Eigentümlich ist es, daß das Lama als Mittel der Verteidigung seinen Speichel und halbverdautes Futter auf den Gegner spritzt.« Sie hat später hinlänglich bewiesen, daß auch dieser Teil der Charakteristik nicht weniger auf sie paßt als der von ihr zitierte. Und ihr Bruder hat gewiß auch daran gedacht, als er ihr den Beinamen gab. Aber er hatte volles Verständnis und, wenn es nicht sehr böse wurde, auch den Humor für ihre Heftigkeit und die Hemmungslosigkeit ihrer Temperamentsausbrüche, gegen die er ja bei sich selbst nicht wenig anzukämpfen hatte.

Als er jetzt nach seinem ersten Bonner Semester nach Hause kam, war es nicht anders, als wie sie selbst von ihrer Kindheit schreibt: »Niemals habe ich es gewagt, mich gegen seine Autorität aufzulehnen, im Gegenteil – alles, was er sagte, war mir Evangelium und über jeden Zweifel erhaben.« So hielten nun auch die frommen Sprüche ihrer beiden Onkel gegen die aufrührerischen Reden des Bruders nicht stand, besonders als er ihr in einem Briefe vom 11. Juni 1865 mit schneidender Deutlichkeit zeigte, worauf es ihm ankam: »Zuvor muß ich jedoch eine Stelle Deines Briefes berühren, die mit ebenso pastoraler Färbung als lamaartiger Herzlichkeit geschrieben ist. Mache Dir keine Sorgen, liebe Lisbeth, wenn der Wille so gut und entschieden ist, wie Du schreibst, werden die lieben Onkels nicht zu viel Mühe haben. Was Deinen Grundsatz betrifft, daß das Wahre immer auf der Seite des Schwereren ist, so gebe ich Dir dies zum Teil zu. Indessen, es ist schwer zu begreifen, daß zweimal zwei nicht vier ist; ist es deshalb wahrer?

Andererseits, ist es wirklich so schwer, das alles, worin man erzogen ist, was allmählich sich tief eingewurzelt hat, was in den Kreisen der Verwandten und vieler guten Menschen als Wahrheit gilt, was außerdem auch wirklich den Menschen tröstet und erhebt, das alles einfach anzunehmen, ist das schwerer, als im Kampf mit Gewöhnung, in der Unsicherheit des selbständigen Gehens, unter häufigen Schwankungen des Gemüts, ja des Gewissens, oft trostlos, aber immer mit dem ewigen Ziel des Wahren, des Schönen, des Guten neue Bahnen zu gehen? Kommt es denn darauf an, die Anschauung über Gott, Welt und Versöhnung zu bekommen, bei der man sich am bequemsten befindet, ist nicht viel mehr für den wahren Forscher das Resultat seiner Forschung geradezu etwas Gleichgültiges? Suchen wir denn bei unserm Forschen Ruhe, Friede, Glück? Nein, nur die Wahrheit, und wäre sie höchst abschreckend und häßlich.

Noch eine letzte Frage: wenn wir von Jugend an geglaubt hätten, daß alles Seelenheil von einem anderen als Jesus ist, ausfließe, etwa von Muhamed, ist es nicht sicher, daß wir derselben Segnungen teilhaftig geworden wären? Gewiß, der Glaube allein segnet, nicht das Objektive, was hinter dem Glauben steht. Dies schreibe ich Dir nur, liebe Lisbeth, um dem gewöhnlichsten Beweismittel gläubiger Menschen damit zu begegnen, die sich auf ihre inneren Erfahrungen berufen und daraus die Untrüglichkeit ihres Glaubens herleiten. Jeder wahre Glaube ist auch

untrüglich, er leistet das, was die betreffende gläubige Person darin zu finden hofft, er bietet aber nicht den geringsten Anhalt zur Begründung einer objektiven Wahrheit.

Hier scheiden sich nun die Wege der Menschen; willst Du Seelenruhe und Glück erstreben, nun so glaube, willst Du ein Jünger der Wahrheit sein, so forsche. Dazwischen gibt es eine Menge halber Standpunkte. Es kommt aber auf das Hauptziel an.«

Hier spricht sich wieder ein Nietzschescher Grundtrieb ganz rein aus. Mit Lessing – vielleicht durch ihn – hat er sich überzeugt, daß es für ihn nicht auf die Wahrheit ankommt, sondern auf das Suchen nach ihr. Es brennt in ihm ein unersättlicher Forschertrieb, der bei keiner gefundenen Wahrheit haltmachen wird und erst recht nicht bei irgendeinem Glück. Das Zarathustra-Wort »Trachte ich denn nach Glücke, ich trachte nach meinem Werke« ist schon jetzt das harte Leitmotiv seines Wesens. Hier gibt es für ihn keine Halbheiten. Aller Glaube, alle Wahrheiten müssen dem Gericht der Wahrhaftigkeit immer wieder ausgeliefert werden. Diese gnadenlose Wahrhaftigkeit, das, was er später intellektuelle Rechtschaffenheit oder das intellektuelle Gewissen nennt – sie ist es, der er von nun an sich verschworen hat. Sie ist der Kern seiner Persönlichkeit.

Unterdessen war er nach Bonn zum Studium und zu der Verbindung zurückgekehrt, jetzt als stud. phil. und nicht mehr theol. Er hörte im Sommersemester 1865 allgemeine Geschichte der Philosophie bei Schaarschmidt, Archäologie bei Jahn, lateinische Grammatik bei Ritschl und deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts bei Springer. Außerdem nahm er jetzt an den Übungen des Philologischen Seminars unter Ritschl, des Archäologischen unter Jahn und des Kunstgeschichtlichen unter Springer teil. Das philologische Ergebnis dieses Semesters war lediglich eine kleine kritische Arbeit über das Klagelied der Danae des Simonides, aber er bekam jetzt, wo Klarheit geschaffen war, »seit gestern ... erst das rechte philologische Bewußtsein« (am 3. Mai 1865 nach Hause).

Am 10. Mai jedoch schrieb er an Mutter und Schwester:

»Meine Absicht, Michaeli in Berlin als Militär einzutreten, habe ich ganz aufgegeben, ebenso bestimmt habe ich mir aber vorgenommen, Bonn Michaeli zu verlassen, weil ich länger als ein Jahr doch nicht in der Verbindung sein kann und mag. Zeit und Geld raten dazu. Ich muß gestehn, daß ich über die nächste Universität schwankend bin. Zweierlei soll mich bestimmen, abgesehn von der Güte der Fakultät. Ich möchte das süddeutsche Leben kennenlernen oder auch eine ausländische Universität besuchen. Sodann würde ich mir den Ort wählen, wo ich nicht zu viele Bekannte hätte, durch die man gleich in bestimmte Kreise gezogen wird. Berlin zu besuchen habe ich, wenn ich nicht dort dienen will, durchaus keine Lust.«

Aber schon wenige Tage später wurde die Entscheidung durch von außen Zukommendes herbeigeführt.

Sein Pfortaer Freund Carl v. Gersdorff hatte Ostern 1865 das Abiturium gemacht; zunächst wollte er zum Studium nach Leipzig, wurde aber von seinem älteren Bruder bestimmt, nach Göttingen zu gehen und dort als Korpsstudent Jura zu studieren. Aber schon bald mißfiel ihm beides: das Fach und vor allen Dingen das Korpsleben mit seinem sinnlosen Saufen. Er wollte sofort aufgeben, aber sein Bruder ermahnte ihn, das Semester in dieser Umgebung als eine Prüfung seiner Charakterstärke durchzuhalten. Davon ließ er sich überzeugen und teilte dies alles Nietzsche in einem Brief vom 17. Mai mitB170; er stellte in Aussicht, möglicherweise zum nächsten Wintersemester nach Leipzig zu kommen und dabei das Fach zu wechseln,

Germanist zu werden. Eine Entscheidung gegen die weitere Mitgliedschaft in der »Saxonia« enthält dieser Brief noch nicht.

Nietzsche fühlte sich von all dem zutiefst angesprochen. Auch er war mit dem Fach noch uneins, mindestens die Theologie war schon aufgegeben. Auf der anderen Seite zog ihn die Musik an. In der Philologie war eine energische Entscheidung für oder *wider* noch zu vollziehen, wozu der Streit zwischen den Bonner Größen Jahn und Ritschl den adäquaten Hintergrund abgab: Nietzsche stand dem musikalischen Jahn, dem Mozartbiographen, menschlich näher und neigte in dieser Verwaltungsstreitfrage der beiden mehr auf dessen Seite. Mit Ritschl vollzog er aber endgültig die Wendung zur strengen Philologie.

Wesentlich aber wurde ihm Gersdorffs Andeutung betreffend Leipzig: er nahm sie bereits als feststehenden Entschluß und fügte sich dem an. Als dann noch Ritschl einem Ruf nach Leipzig folgte, fühlte er sich gänzlich gerechtfertigt. Für Leipzig entschieden hat er sich aber – vom Freunde angezogen – einen Monat bevor Ritschls Berufung Tatsache wurde; zur Diskussion stand sie allerdings schon im Mai. Er »folgte« also nicht Ritschl, wie das seit Wilamowitz' Angriff auf einen angeblichen Nepotismus immer wieder dargestellt wird.

Seinem Freund Gersdorff schreibt er am 25. Mai 1865: »Wenn Du also jetzt in Bezug auf das Korpsleben die Ansicht Deines verehrten Bruders teilst, so kann ich nur die sittliche Kraft bewundern, mit der Du, um im Strom des Lebens schwimmen zu lernen, Dich sogar in ein beinahe schlammiges, trübes Wasser stürzt und darin Deine Übungen machst ...

Indessen kommt noch etwas Wichtiges hinzu. Wer als Studierender seine Zeit und sein Volk kennenlernen will, muß Farbenstudent werden; die Verbindungen und ihre Richtungen stellen meist den Typus der nächsten Generation von Männern möglichst scharf dar. Zudem sind die Fragen über eine Neuorganisation studentischer Verhältnisse brennend genug, um nicht den einzelnen zu veranlassen, die Zustände aus eigener Anschauung kennen zu lernen und zu beurteilen.

Freilich müssen wir uns hüten, daß wir dabei nicht selbst zu sehr beeinflußt werden. Die Gewöhnung ist eine ungeheure Macht. Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unserem Kreise täglich geschieht. Das gilt zum Beispiel in Betreff des Trinkens und der Trunkenheit, aber auch in der Mißachtung und Verhöhnung andrer Menschen, andrer Meinungen.

Ich gestehe Dir sehr gern, daß ... mir der Ausdruck der Geselligkeit auf den Kneipabenden oft in hohem Maße mißbehagte, daß ich einzelne Individuen ihres Biermaterialismus wegen kaum ausstehen konnte; ebenfalls daß mit unerhörter Anmaßung über Menschen und Meinungen en masse zu meinem größten Ärger abgeurteilt wurde. Trotzdem hielt ich gern in der Verbindung aus, da ich viel dadurch lernte und im allgemeinen auch das geistige Leben darin anerkennen mußte. Allerdings ist mir engerer Umgang mit einem oder zwei Freunden eine Notwendigkeit; hat man diese, so nimmt man die übrigen als eine Art Zukost mit, die einen als Pfeffer und Salz, die andern als Zucker, die andern als nichts.«

Dann kommt er zu dem Schluß, daß Leipzig mit dem Übergang Ritschls dorthin die bedeutendste philosophische Fakultät Deutschlands haben werde. »Und nun kommt noch etwas Angenehmes. Sobald Du mir schriebst, daß Du nach Leipzig gehen wolltest, habe ich es fest beschlossen. So werden wir uns wiederfinden. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, hörte ich auch von Ritschlsvom Ritschis Abgang, und das bestärkte mich darin. Ich will in Leipzig womöglich gleich in das philologische Seminar kommen und muß tüchtig arbeiten. Musik und Theater können

wir reichlich genießen. Natürlich bleibe ich Kamel« (ein Studentenausdruck für einen »Wilden«, der keiner Verbindung angehört).

Am 4. August schreibt er wieder an Gersdorff, daß er ihn sicher in Leipzig zu treffen hoffe: Ritschl werde eine kleine Bonner Kolonie mit sich dorthin ziehen. Vom Plan, daß Mutter und Schwester auf ein Jahr mit ihm nach Leipzig übersiedeln wollten, zeigte er sich diesen gegenüber am folgenden Tage »auf das anmutigste überrascht«. Es wurde dann aber nichts daraus.

Anfang Juni genoß Nietzsche noch in vollen Zügen das große dreitägige Musikfest in Köln, das unter Leitung von Ferdinand Hiller stand. Er sang selbst als Mitglied des Bonner Städtischen Gesangvereins in dem Massenchor von 600 Sängern und Sängerinnen mit. »Von den Damen zeichneten sich viele durch Jugend und Schönheit aus. Bei den drei Hauptkonzerten erschienen sie alle in Weiß, mit blauen Achselschleifen und natürlichen oder gemachten Blumen im Haar. Eine jede hielt ein schönes Bouquet in der Hand. Wir Herren alle im Frack und weißer Weste. Am ersten Abend saßen wir noch bis tief in die Nacht hinein zusammen und ich schlief endlich bei einem alten Frankonen auf dem Lehnstuhl und war am Morgen ganz taschenmesserartig zusammengeknickt. Dazu leide ich, beiläufig bemerkt, seit den letzten Ferien an starkem Rheumatismus in dem linken Arm ... Den Sonntag war das erste große Concert. ›Israel in Aegypten‹ von Händel. Wir sangen mit unnachahmlicher Begeisterung bei 50° Reaumur.« Nachts gab es keine Hotelplätze. Nietzsche schlief nach langem vergeblichen Suchen gegen Morgen nur anderthalb Stunden auf einer Bank des Speisesaales im »Hotel du Dôme«. Dann warf der Hausknecht ihn und seine Kommilitonen hinaus. Er war so hundsmüde, daß er bei der Probe am folgenden Morgen einschlief, »mit obligaten Posaunen und Pauken«. Aber abends war er wieder ganz munter bei der Aufführung, »kamen darin doch meine liebsten Sachen vor, die Faustmusik von Schumann und die A-dur Symphonie von Beethoven. Am Abend sehnte ich mich sehr nach einer Ruhestätte und irrte etwa in 13 Hotels herum, wo alles voll und übervoll war. Endlich im 14., nachdem auch hier der Wirt mir versicherte, daß alle Zimmer besetzt seien, erklärte ich ihm kaltblütig, daß ich hier bleiben würde, er möchte für ein Bett sorgen. Das geschah denn auch; in einem Restaurationszimmer wurden Feldbetten aufgeschlagen, für eine Nacht mit 20 Groschen zu bezahlen. Am dritten Tage endlich fand das letzte Konzert statt ... Der schönste Moment daraus war die Aufführung der Symphonie von Hiller mit dem Motto ›Es muß doch Frühling werden‹, die Musiker waren in seltener Begeisterung, denn wir alle verehrten Hiller höchlichst ... Sein Thron wurde bedeckt mit Kränzen und Bouquets, einer der Künstler setzte ihm den Lorbeerkranz auf, das Orchester stimmte einen dreifachen Tusch an, und der alte Mann bedeckte sein Gesicht und weinte. Was die Damen unendlich rührte ...

Die letzte Nacht habe ich aus gänzlichem Mangel an nervus rerum wieder bei dem alten Frankonen verbracht und zwar auf der Erde, was nicht schön war. Morgens fuhr ich wieder nach Bonn zurück. ›Es war eine rein künstlerische Existenz‹, wie eine Dame zu mir sagte. Man kehrt mit förmlicher Ironie zu seinen Büchern, zu Textkritik und anderem Zeug zurück.«A16

Auffallend an diesem Bericht ist, wie wenig Distanz der junge Nietzsche in musikalischen Dingen zu der allgemeinen Begeisterung und namentlich den ausgesprochen seiner Zeit anhaftenden Formen dieser Begeisterung hat. Ein Nachklang dieses ungereimten Musikkonsums in Köln mag das am 11. Juli nach einem eigenen Gedicht vertonte letzte Lied – und für lange Zeit die letzte Komposition – ›Junge Fischerin‹ in seiner Zerrissenheit und Stillosigkeit sein, das er nachträglich noch seiner Schwester zum Geburtstag widmete.

Vom späteren scharfen Kritiker Wagners – und darüber hinaus der romantischen Musik und Musikpraxis überhaupt – spürt man in diesem Bericht noch nichts. Nietzsche läßt sich selbst von der Musik eines Ferdinand Hiller einnehmen, eines Komponisten, wie es sie immer gab und geben wird, wie sie aber gerade dieser Periode der Musikgeschichte den Stempel aufdrücken. Sie vermögen eine kurze Weile und gerade an ihrem Wirkungsort eine Welle der Begeisterung zu erregen, sie werden ihrer Umgebung bedeutender als die wirklich Großen, aber unmittelbar mit ihnen sinkt auch ihr Werk in Grab und Vergessenheit.

Auch später ließ sich Nietzsche immer wieder von solchem Mittelmaß in der Musik, zeitweise oder lebenslang wie im Falle Peter Gasts, gefangennehmen. Wäre er »Wagnerianer« gewesen, so hätte ihm dies eine relative Schutzhülle geboten. Aber er war eben nicht Wagnerianer, damals nicht und als Musiker auch später nicht. Er wurde es in einer speziellen Weise auch aus einem solchen momentanen Begeisterungstaumel erst durch den Zauber der Persönlichkeit Wagners und des wagnerischen Hauses in Tribschen. Seine rein musikalischen Instinkte blieben dem Überkommenen treu, wie er auch als Komponist nie zum Wagner-Epigonen wurde.

Bei Gelegenheit dieses Festes scheint ihm aber noch einmal wieder, nach einer Notiz vom Juli bis August 1865B171 zu schließen, auch unter dem Eindruck, den Otto Jahn ihm machte, die Absicht vorgeschwebt zu haben, außer als Philologe auch »als Rezensent und Musikhistoriker« zu wirken, also, was seine Mutter und die Naumburger so sehr fürchteten, in das Fahrwasser der »Belletristik« zu geraten, eine Absicht, die auch in Leipzig noch nicht ganz unterdrückt wurde und endgültig erst verschwand mit der Übernahme der Basler Professur. Selbst dann tauchte sie in dem Kampf für Wagner noch einmal wieder auf. Eine Neigung zum Feuilletonismus, nicht im Wesen, aber im Stil, im Artistischen, ist Nietzsche immer verblieben. Noch 1888 bezichtigt ihn dessen Avenarius in bezug auf ›Den Fall Wagner‹B172.

Inzwischen wuchsen die Gegensätze zu seiner Burschenschaft. Es gab bei den wöchentlichen Konventen der Frankonen in diesem Sommersemester 1865 die lebhaftesten Diskussionen. Einige ältere, von anderen Verbindungen nach Bonn gezogene Burschenschaftler nahmen an den Farben der Frankonen Weiß-rot-gold Anstoß und wollten sie in Schwarz-rot-gold umwandeln. Nach Scheuer waren sie der Auffassung, daß die Burschenschaft als eine »demokratische Verbindung auch demokratische Farben tragen müsse«. Dieser Auffassung schlossen sich auch alle Pförtner an; allein Nietzsche habe sich ihr widersetzt, aus »Aristokratismus«, wie Scheuer meint. Es habe ihm besonders der Paragraph aus den Satzungen des »Eisenacher Burschenbundes« nicht gepaßt, dem die Frankonen angehörten, wonach die Mitglieder einzutreten hatten für die *auf volkstümlicher Basis* zu erstrebende Einigung Deutschlands.

Von Nietzsches politischer Gesinnung aus dieser Zeit wissen wir so gut wie nichts. Leider ist auch ein Vortrag über die deutschen politischen Dichter des 19. Jahrhunderts, den er in seiner Verbindung hielt, nicht erhalten. Daß er aber den demokratischen Tendenzen in der Franconia ablehnend gegenüberstand, steht wohl fest. Am 29. Mai schreibt er an die Mutter: »Wir haben jetzt unsere Mützenfarben geändert, wider meinen Willen. Wir tragen rote Stürmer«; und am 30. August 1865 an Mushacke: »Ich bin keiner der unbedingten Parteigänger der Frankonia ... Ich halte ihre politische Urteilsfähigkeit für sehr gering, nur im Kopfe einiger weniger beruhend.«

Es wäre jedoch falsch anzunehmen, daß er zu dieser Zeit ein entschiedener Monarchist oder Bismarck- Anhänger gewesen wäre. Als der König und seine Minister Mitte Juni 1865 zu der Feier der 50jährigen Zugehörigkeit der Rheinlande zu

Preußen nach Köln kam, schrieb Nietzsche danach seiner Mutter: »Die Zeitungen sprechen von dem Jubel und der Begeisterung des Volkes. Ich bin selbst in Köln gewesen und kann diesen Jubel beurteilen. Ich war beinahe erstaunt über eine derartige Kälte der Massen. Ich begreife aber auch wirklich nicht, woher jetzt gerade der Enthusiasmus für König und Minister kommen soll.« Dennoch könne man sich »keinen schöneren Operneffekt ersinnen« als diese Feier. »Die kölnische Jugend machte Enthusiasmus, indem sie den Düppelmarsch sang, und die Menge jauchzte beim Anblick so schöner Dinge – und der Monarch freute sich.«

In Wirklichkeit war Nietzsche zu dieser Zeit politisch nur wenig interessiert; was ihn aber aufreizte, war die Selbstgefälligkeit und Gedankenlosigkeit seiner Verbindungsbrüder. In demselben Brief heißt es weiter: »Neulich haben wir, dh. die Frankonen mit den zwei andern Burschenschaften Helvetia und Marchia einen gemeinschaftlichen Commers gefeiert. Hei! Welche Beseligung! Hei! Was hat nicht alles die Burschenschaft getan! Hei! Sind wir nicht die Zukunft Deutschlands, die Pflanzstätte deutscher Parlamente! – Es ist mitunter schwer, sagt Juvenal, keine Satire zu schreiben. –«

Hinter ihrer Burschenfreiheit stand ihm nicht genug. Er sah die Leere. »Wie sehr täuscht doch die Freiheit. Der Mensch muß Zwang haben, um die Freiheit in wenigen, dem Augenblick geraubten Zügen schlürfen zu können. Wir schlafen mit der guten Freiheit sozusagen im trägen Ehebett, was Wunder, wenn sie uns bisweilen etwas schaal und langweilig vorkommt. Für Euch ist diese gute Dame noch eine feurige Geliebte.« Das schreibt er Ende Juni 1865 an den Pförtner Mitschüler Oskar Wunderlich, fast als sehnte er sich nach Pforta zurück. Mit dem ihm eigenen pädagogischen Eifer versuchte er Reformen in der Verbindung durchzusetzen. Am 6. Juli schrieb er darüber an Pinder: »Wir Pförtner haben jetzt eine wissenschaftliche Richtung durchgebracht, ein Kneipabend ist ihr zum Opfer gefallen ... Unser Ziel ist: Bekämpfung aller Anachronismen in der Verbindung. So ist jeglicher Kneipcomment schon beseitigt.« Es ist klar, daß ihm solche Bestrebungen bei der Mehrzahl seiner Bundesgenossen alle Sympathien raubten; ihr geistiges Streben reichte nicht weiter, als es die Berufsversorgung nötig machte, und ihr Freiheitsdrang erschöpfte sich in der ihm so verhaßten Biergemütlichkeit.

Dennoch hielt er das Semester ohne offenen Konflikt durch und konnte am 5. August 1865 seiner Mutter und Schwester schreiben, daß ihm »von der Franconia eine ehrenvolle Entlassung mit Band zuteil geworden« sei, was aber nicht ganz stimmen kann. Deussen erinnert sichB173: »Nietzsche verließ Bonn im August 1865, ohne dies der Verbindung auch nur anzuzeigen oder die Insignien zurückzuschicken. Er wurde infolgedessen dimittiert und ertrug dieses Schicksal mit der größten Gelassenheit.« Den beiden sich so sehr widersprechenden Zeugnissen steht ein Brief Nietzsches gegenüber, mit dem er von Leipzig aus am 20. Oktober 1865 der »Franconia« in barschem Tone den Austritt erklärt und sein Band zurückschickt.

Die letzten Bonner Tage wurden ihm durch zunehmende körperliche Schmerzen vergällt. Wir sahen schon, daß er bereits in den Tagen des Kölner Musikfestes über Rheumatismus klagte, an dem er schon seit den Osterferien litt. Am 10. Juli heißt es wieder: »Ich leide heftig an Rheumatismus«, und in dem Brief an Gersdorff vom 4. August 1865: »Ich bin die letzten Wochen immer krank gewesen und habe viel zu Bett gelegen ... Mein Leiden ist ein heftiger Rheumatismus, der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und die Zähne und gegenwärtig mir täglich die stechendsten Kopfschmerzen verursacht. Ich bin durch diese fortwährenden Schmerzen sehr abgemattet und meistens ganz apathisch gegen Außendinge.« Nur in Ems hat er einige Tage Ruhe gehabt. Er bricht den Brief ab mit den Worten:

»Verzeihe, lieber Freund, mir auch diesen ungemütlichen Brief. Aber das heftige Stechen im Kopf hindert jeden Zusammenhang.« Und am Tage darauf an die Mutter und Schwester: »Ich habe jetzt so viel und häufige Schmerzen, daß ich trotz der strengsten Diät und der größten Vorsicht jetzt eigentlich schlimmer daran bin als je. So ein Fest regt mich zu sehr auf und bringt im Gefolge kleine und größere Diätfehler ... Richtet es doch mir zu Gefallen so ein, daß ich die erste Zeit recht eingezogen bei Euch leben kann und nicht mit unliebsamen Gesellschaften gequält werde. Wir werden uns ja so viel zu erzählen haben. Und nehmt es mir nicht übel, wenn ich ein bißchen launisch sein sollte. Wirklich man wird leicht einmal bei diesem Zustand ärgerlich und mokant.«

So wiederholt es sich, daß im Stadium einer schweren inneren Krisis, wie vorher schon in Pforta und wie später noch oft, sich die Krankheit einstellt, die zugleich die Zeit der Besinnung und inneren Neuordnung bringt. Auffallend ist aber, daß hier schon Erregung und Diätfehler als Ursachen aufgefaßt sind, wie sie es all die folgenden Jahre bleiben werden.

Als er am 9. August 1865 Bonn verließ, hatte er zwar an seinem Kommilitonen Hermann Mushacke einen neuen Freund gefunden, der freilich bald wieder aus seinem Leben verschwinden sollte, Deussen dagegen, den alten Freund, ließ er mit gemischten Gefühlen zurück. »Als ich eines Abends im August 1865«, schreibt dieserB174, »Nietzsche zum Nachtdampfer geleitete, auf dem er seine Abreise antrat, da beschlich mich ein schmerzliches Gefühl der Vereinsamung. Daneben aber atmete ich erleichtert auf, wie einer, von dem ein schwerer Druck genommen wird. Nietzsches Persönlichkeit hatte in den sechs Jahren unseres Zusammenlebens einen mächtigen Einfluß geübt. Er hatte meiner Lage stets ein aufrichtiges Interesse gewidmet, zeigte aber eine Neigung, mich überall zu korrigieren, zu hofmeistern und gelegentlich recht sehr zu quälen, wie sich dies bei unserem weitern brieflichen Verkehr vielleicht noch deutlicher herausstellte.«

Nietzsche selbst schrieb über diesen Abschied nach etwas mehr als zwei Jahren in einem »Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre«B175: »Ich ging von Bonn weg wie ein Flüchtling. Als mich um Mitternacht Freund Mushacke an das Ufer des Rheins begleitete, wo wir auf das von Köln kommende Dampfschiff warteten,« – Deussen ist entweder ihm aus der Erinnerung entschwunden, oder jener täuschte sich in seiner oben zitierten Erinnerung, wie übrigens noch einige Male, oder Nietzsche verwechselt in der Erinnerung Mushacke mit Deussen – »da war nichts von wehmütigen Empfindungen in mir, einen so schönen Ort und ein so blühendes Land verlassen zu müssen, abzuscheiden von einer Schar jugendlicher Genossen. Vielmehr waren es gerade die Letzteren, die mich fortscheuchten. Ich will nachträglich den guten Leuten nicht noch ungerecht sein, wie ich es früher öfter war. Aber meine Natur fand unter ihnen kein Genüge; ich selbst war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenötigt, und ich verstand nicht Herr zu sein über das, *was* mich umgab. In der ersten Zeit war mein Bemühen gewesen, mich in die Formen zu finden und das zu werden, was man einen flotten Studenten nennt. Da mir dies aber immer mehr mißlang, da der Hauch von Poesie, der auf all diesem Treiben zu ruhen scheint, für mich verflogen war und die rohe philiströse Gesinnung mitten aus jenem Übermaß von Trinken, Lärmen und Schuldenmachen hervorsprang, da begann es leise in mir zu rumoren; immer lieber entzog ich mich jenen hohlen Vergnügungen, um stille Naturgenüsse oder gemeinsame Kunststudien aufzusuchen, immer fremder fühlte ich mich in diesen Kreisen, denen zu entgehen doch nicht möglich war. Dazu meldeten sich andauernde rheumatische Schmerzen, nicht minder drückte das

Gefühl, nichts für die Wissenschaft und wenig fürs Leben, doch reichliche Schulden gewonnen zu haben. Das alles gab mir die Empfindung eines Flüchtlings, als ich in der feuchten regnerischen Nacht an Bord des Dampfschiffes stand und die wenigen Lichter langsam verschwinden sah, die Bonn am Ufer bezeichneten.«

Vom 9. August bis zum 1. Oktober blieb Nietzsche in Naumburg in der ersehnten stillen Lebensweise mit den Seinen, die lediglich durch eine kurze Reise nach Gorenzen und in die Goldene Aue durchbrochen wurde. Langsam genas er hier von seinem Rheumatismus, aber er brauchte noch geraume Zeit, um mit dem Bonner Jahr für sich fertig zu werden. Bezeichnend für seine Stimmung ist ein Brief an den neuen Freund Hermann Mushacke vom 30. August: »Ich hoffe, daß ich auch dieses Jahr einstmals vom Standpunkte der Erinnerung aus freudig als ein notwendiges Glied meiner Entwicklung einregistrieren kann.« Dieses Bedürfnis, sich in Einklang mit seinen Erlebnissen zu bringen, das sich schon in Pforta gezeigt hatte, ist die früheste Form seines amor fati. Er ertrug in seinem Dasein wie in seinem Denken nichts Sinnloses. Er fährt fort: »Augenblicklich ist es mir nicht möglich. Noch scheint es mir, als ob ich das Jahr in mancher Beziehung fehlerhaft vergeudet hätte. Mein Verweilen in der Burschenschaft erscheint mir – offen gesagt – als ein faux pas, nämlich für das letzte Sommersemester. Damit ging ich über mein Prinzip hinaus, mich den Dingen und Menschen nicht länger hinzugeben, als bis ich sie kennen gelernt habe. So etwas straft sich selbst. Ich ärgere mich über mich. Diese Empfindung hat mir den Sommer etwas verdorben und sogar mein objektives Urteil über die Burschenschaft getrübt!« Auch hier tritt ein Wesenszug unverblümt zutage: Sein geistiger Hunger, der Forschertrieb ist stärker als Gewöhnung und jene billige Treue, auf die die meisten Menschen so stolz sind. Doch seine Kritik bohrt weiter: »Mit meinen Studien muß ich ... auch unzufrieden sein ... Ich muß höhnisch auf meine vollendeten Arbeiten aus der Bonner Zeit sehen, da ist ein Aufsatz für den Gustav-Adolfverein, einer für den burschenschaftlichen Abend und einer für das Seminar. Abscheulich! ich schäme mich, wenn ich an dies Zeug denke. Jede meiner Pennalarbeiten war besser.

Aus den Kollegien habe ich, vereinzelte Dinge abgerechnet, nichts gelernt. Ich bin Springer für *Genüsse* dankbar, ich könnte Ritschl dankbar sein, wenn ich ihn fleißig benutzt hätte. Im allgemeinen bin ich darüber gar nicht unglücklich. Ich gebe viel auf Selbstentwicklung – und wie leicht kann man nicht von Männern wie Ritschl bestimmt werden, fortgerissen werden vielleicht gerade auf Bahnen, die der eignen Natur fern liegen. Daß ich für das Verständnis meines Selbst viel gelernt habe, rechne ich als den größten Gewinn dieses Jahres. Und daß ich einen herzlich teilnehmenden Freund gewonnen habe, für keinen geringeren. Das gehört nämlich für mich notwendig zusammen. Daß ich mit meiner vielfachen Zerrissenheit, mit meinem wegwerfenden frivolen Urteile noch einen solchen lieben Menschen an mich ziehen konnte, befremdet mich einesteils, doch hoffe ich aus demselben Grunde; und nur in Momenten, *wo* der Geist alles negiert, frage ich mich, ob nicht mein lieber Freund Mushacke mich nur zu wenig kennt.«

Er hatte also in diesem Jahre Ritschl noch mehr gemieden als gesucht, weil er der Faszination durch die Persönlichkeit entgehen wollte, die ihn auf ein Fach zu ziehen vermochte, für das er sich innerlich nicht entschieden hatte.

Der Plan Elisabeths, daß Mutter und Schwester mit Nietzsche zum Herbst nach Leipzig ziehen sollten, wurde in den Ferien begraben. Nach dem Bericht der Schwester scheute die Mutter den Umzug und war der sehr begründeten Meinung – seltsamerweise *sie* und nicht Nietzsche selbst! –, daß es für den Sohn besser sei, wenn er sich gewöhne, auf eigenen Füßen zu stehen.

In der zweiten Septemberhälfte war Nietzsche sich endgültig klar geworden über sein Verhältnis zur Verbindung. Er schrieb an Granier, der ihm nach einem Jahr der Trennung einen herzlichen und humorvollen Brief aus ähnlicher Einsamkeit heraus, wie Nietzsche sie empfand, geschrieben hatte: »Es scheint, daß unsre Jugend wirklich zu wenig denkt. Das Verbindungsleben ist fortwährend in Gefahr an der Klippe von Äußerlichkeiten, von Formalitäten, von Gedankenlosigkeiten aller Art zu scheitern. Die ›Gemütlichkeit‹ dieser Art ist mir in der Erinnerung unerträglich; die politische Gesinnung war in einzelnen Köpfen, Korporationsgefühl war das Entsprechende bei den meisten, die eben im Saufen, Pauken und Renommieren die schöne Jugendzeit zu genießen glaubten. Über die sittlichen Zustände schreibe ich nichts Näheres, sie waren traurig genug.

Es sitzt ein Kern von unerhörter Philistrosität in dieser Masse: ... Dieses Begeisterungslose, ernst Täppische, dies Gemeine, Alltägliche der Gesinnung, diese trockenste Nüchternheit, die sich am häßlichsten in der Trunkenheit offenbart, – Götter, wie froh bin ich, daß ich dieser schreienden Einöde, dieser hohlen Fülle, dieser greisenhaften Jugend entronnen bin!

Mein lieber Granier, Du hast vollkommen recht, Menschen, die man lieben und achten kann, noch mehr, Menschen, die uns verstehen, sind lächerlich selten. Aber wir sind Schuld daran, wir sind um 20, 30 Jahre zu spät in die Welt gekommen – oder ist es auch wieder eine Täuschung, die uns jene geistesrege Zeit in hellem Lichte erscheinen läßt – denn wir armen Menschen täuschen uns immer, sobald wir etwas Vergangenes schön finden, unser Glück ist Täuschung und die Glücklichsten sind die, die sich am gründlichsten täuschen.

Ich habe mich oft schon gefragt, ob wirklich das Glück für den Menschen das Erstrebenswürdigste ist, dann wäre ja der Dummkopf der schönste Vertreter der Menschheit und unsre Helden des Geistes, ›so wahr Denken Gram ist‹, mindestens Narren, von der Gattung abfallende Affen oder Halbgötter, und das letztere wäre das schlimmere Los. Denn unsre Naturforscher leiten uns mit Vorliebe von Affen ab und vernichten alles, was übertierisch ist, als unlogisch. Und beim Zeus, lieber Affe als unlogisch. Sieh jede Richtung der Wissenschaft, der Kunst an, der Affe zeigt sich in unsrer Zeit eklatant, aber wo bleibt der Gott?«

Langsam gewann er also seinen Humor wieder. Aber er war immer noch nicht frei von dem Gefühl einer gewissen Weglosigkeit und dem Schuldgefühl, ein Jahr vertan zu haben.

Für viele Studenten ist das erste Semester oder Jahr ein – für das Berufsstudium – verlorenes Semester, für ihre Persönlichkeitsentwicklung aber von um so höherem Wert. Manche, die zwar ganz genau wissen, was sie wollen: »ich werde Arzt« oder »ich werde Jurist« usw., belegen in großem Eifer zu viele Stunden und können den Stoff gar nicht mehr bewältigen; sie haben dann viel gehört, aber nichts gelernt, nichts angeeignet. Andere sind im Fach noch nicht entschieden. Sie lassen sich von dem vielen Interessanten, was an einer Hochschule geboten wird, verlocken, hören dies und das und werden irre am geglaubten Ziel. Manche wechseln die Fakultät, andere kehren um so fester entschlossen zurück. Nun endlich haben sie wirklich gewählt, einen Entschluß gefaßt. Mit dem Reifezeugnis in der Tasche mußten sie erst reif werden. Die Schule hatte ihr festes, von Generationen durchdachtes, durch Generationen entwickeltes Programm, der Schüler hat sein »Pensum« d. i. »das Zugewogene« zu bewältigen. Ohne Vorbereitung, ohne Übergang wird der Schüler in die »akademische Freiheit« entlassen, und nun müßte er für sich ein »Pensum« bestimmen können. Dazu braucht er eine Reife und Erfahrung, die er nicht hat. Wenn er sie in diesem ersten oder noch im zweiten Semester erwirbt, dann trägt er daraus

allerdings fürs Leben mehr Gewinn, als wenn das Universitätsstudium nur die bruch- und fraglose Fortsetzung der Schule wäre.

Genau diese Phase mußte der ehemalige Pförtner Nietzsche in Bonn als bereits Zwanzigjähriger durchleben. Er war also kein frühreifes Genie, wie wir es etwa aus der Musikgeschichte kennen. Seine Reifung und die Besinnung auf seine Berufung vollziehen sich ausgesprochen langsam und spät, unter unsäglichen äußeren und inneren Hemmungen und Schwierigkeiten und abhängig von extremsten Zufälligkeiten, und sie werden noch mit Studium und Professur nicht entschieden und abgeschlossen. Als Student der ersten Semester hatte er hierhin und dorthin gehört, und nur eine Negation wurde zeitig bestimmt: daß er nicht Theologe würde. Aber auch nach Leipzig brachte er noch einen Zweifel mit, was ihn stärker ziehe, Philologie oder Musik, und auch die Wiederaufnahme der Arbeit an seinen Theognis-Studien half ihm noch nicht aus der lähmenden Ungewißheit. So berichtete er am 20. September 1865 an Mushacke über seine gegenwärtige Existenz: »Ich genieße die Stille und die Ausgeflogenheit einer Provinzialstadt und schaue fleißig in die blaue und reine Luft und meinen höchst geistlosen Theognis. Zum Kaffee esse ich etwas Hegelsche Philosophie, und habe ich schlechten Appetit, so nehme ich Straussische Pillen ein, etwa ›Die Ganzen und die Halben‹. Mitunter habe ich Lust zu simpeln, dann gehe ich nach Pforta und hole mir Corssen nach Almrich, wo dann Bier und Ritschl geknippen wird, letzterer natürlich mit geistigen Fingern. Im allgemeinen wird die Seele bei diesem ereignislosen Vegetieren so innerlich, daß Berlin sehr kräftig auf mich wirken muß. Vorgestern war ich in einem Naumburger Liebhabertheater, ein ungeheures Ereignis. Die Hauptrolle spielte eine Buchbindersfrau, sodann ein Schusterjunge als Landrat und ein alter Naumburger Domschüler als Pair von Frankreich oder vielmehr nach Thüringer Aussprache als ›Bär‹.

Ich komme mir selbst so vor, wie so ein Herbstnachmittag, gleichmäßig still, aber auch beim Zeus! langweilig, indessen mit vollstem Behagen.«

So räsoniert er ironisch weiter über die Naumburger Philister, ihren sauren Wein, das Manövergetriebe und sich selbst und unterzeichnet »Theognis, antiker Kleinstädter außer Dienst«.

Vom 1. bis 17. Oktober besuchte Nietzsche Mushacke in Berlin, dessen Vater, ein Oberlehrer, ihn eingeladen hatte. Es war sein erster Besuch Berlins, dem nur noch einige ganz kurze folgen sollten.

Er schrieb zwar am 22. Oktober seiner Mutter über diesen Besuch: »Das Berliner Leben war ausnehmend freundlich und genußreich. Der alte Mushacke ist der liebenswürdigste Mann, den ich kennengelernt habe. Wir nennen uns Du. An meinem Geburtstag haben wir euer Wohl in Champagner getrunken.« In Wirklichkeit war er auch zu dieser Zeit in höchst unleidlicher Stimmung, wie er zwei Jahre später in dem schon zitierten »Rückblick« niederschriebB176: »In Berlin spielte ich damals das Spiel des Unzufriedenen ..., so daß ich meinem Freunde in meinen ewigen Lamentationen gewiß lästig fiel. Natürlich verfehlte ich nicht, jenes Unbehagen über Bonner studentische Verhältnisse zu verallgemeinern und insbesondere die deutsche Burschenschaft schwer mitzunehmen. Daß ich nun gerade mit Leuten dieser Race in einem Liebigschen Konzert zusammentreffen mußte, war mir hoch peinlich; und ich war unartig genug, nach der nötigen Begrüßung einen ganzen Abend lautlos an ihrer Seite zu sitzen. Als trotzdem einer von ihnen seiner Pflicht nach mich in ihre Kneipe einlud, ging ich meinem Freunde Mushacke zuliebe auch dorthin, blieb aber ebenso stumm und unzugänglich als bei der ersten Begegnung und mag also schwerlich vorteilhafte Begriffe über meine Begabung und Lebensart erweckt haben, zumal, da ich wenig Bier trank und gar nicht rauchte. – Berlin selbst

unbefangen anzusehen und zu würdigen, war ich damals gewiß nicht angetan, dagegen stimmt es zu dem damaligen unruhig unbefriedigten Zustand, daß Sanssouci und die Umgebung Potsdams in dem malerischen Kostüm des Frühherbstes mächtig auf mich wirkte ... Auch unsere Unterhaltungen nährten meine verbitterte Laune; da waren es die Sarkasmen des vortrefflichen Mushacke, seine Einblicke in die höhere Schulverwaltung, sein Zorn über das jüdische Berlin, seine Erinnerungen aus der Zeit der Junghegelianer, kurz die ganze pessimistische Atmosphäre eine Mannes, der viel hinter die Kulissen geschaut hat, die meiner Stimmung neue Zufuhr gaben. Ich lernte damals mit Behagen schwarz sehen, nachdem es mir selber, wider meine Schuld wie mir schien, schwarz gegangen war.«

Die hier erneute Begegnung mit Burschenschaftlern war es wohl, die Nietzsche, um ähnlichen Nötigungen für die Zukunft zu entgehen, dazu veranlaßte, sogleich zu Beginn seines ersten Leipziger Semesters, am *20.* Oktober 1865, in ebenso schroffer wie unbeholfener Form seinen Austritt aus der Franconia zu erklären: »Ich habe dem Konvent der ›Franconia‹ anzuzeigen, daß ich hiermit durch Einsendung meines Bandes meinen Austritt erkläre. Ich höre damit nicht auf, die Idee der Burschenschaft hoch zu schätzen. Nur das will ich offen eingestehen, daß mir ihre gegenwärtige Erscheinungsform wenig behagt. Dies mag zum Teil an mir liegen. Es ist mir schwer geworden, ein Jahr hindurch in der Franconia auszuhalten. Ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, sie kennen zu lernen. Jetzt halten mich keine engeren Bande mit ihr zusammen. Darum sage ich ihr Lebewohl. Möge die Franconia recht bald das Entwicklungsstadium überstehen, in dem sie sich jetzt befindet. Möge sie immer nur Mitglieder von tüchtiger Gesinnung und guter Sitte zählen.«

Die Frankonen waren empört über die »schulmeisterliche Überhebung und Anmaßung« in diesem Absagebrief, der Konvent entzog Nietzsche auf Antrag seines ehemaligen Leibburschen Haushalter das Band und demittierte ihn aus der Burschenschaft. Wie ernst Nietzsche es im übrigen mit der Bemerkung meinte, daß er die Idee der Burschenschaft hochschätze, bewies er noch als Professor, als er im Frühjahr 1872 in Basel seine Vorträge ›Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten‹ hielt, in denen der Urburschenschaft von 1815 als dem schönsten Ausdruck deutscher Tugend und »innerlichen Erneuerung und Erregung der reinsten sittlichen Kräfte« nach den Freiheitskriegen ein Nachruf gehalten wurde, wie er selbst nach Scheuer, der dem Studenten Nietzsche sonst wenig zustimmt, »weder vorher noch nachher gehalten worden ist«.

In diesen Vorträgen ist auch der endgültige, abgeklärte Niederschlag der Bonner Zeit enthalten. Nietzsche nennt dies JahrA17 »ein Jahr, welches durch die Abwesenheit aller Pläne und Zwecke, losgelöst von allen Zukunftsabsichten, für meine jetzige Empfindung fast etwas Traumartiges an sich trägt, während dasselbe zu beiden Seiten, vorher und nachher, durch Zeiträume des Wachseins eingerahmt ist. Wir beide blieben ungestört, ob wir gleich mit einer zahlreichen und im Grunde anders erregten und strebenden Verbindung zusammen lebten; ... Aber selbst dieses Spiel mit einem widerstrebenden Elemente hat jetzt, wenn ich es mir vor die Seele stelle, immer noch einen ähnlichen Charakter, wie mancherlei Hemmungen, die ein jeder im Traum erlebt, etwa wenn man glaubt fliegen zu können, aber doch durch unerklärliche Hindernisse sich zurückgezogen fühlt«.

Die ganze innere Not und Weglosigkeit dieses ersten Studentenjahres, die übrigens noch nach einem Jahrhundert kennzeichnend ist für die begabtesten Studenten, führt er jetzt auf tiefere Gründe zurück, nämlich darauf, daß die Universitätslehrer oft nicht die geistigen Führer des suchenden jungen Menschen

sind, die ihm den Sinn seines Studiums aus einer wirklichen Kultur heraus erschließen könnten. Er klagt an im Namen dieses jungen MenschenA18:

»Ihr müßtet die geheime Sprache verstehen, die dieser verschuldet Unschuldige vor sich selbst führt: Dann würdet ihr auch das innere Wesen jener nach außen hin gern zur Schau getragenen Selbständigkeit verstehen lernen. Keinem der edler ausgerüsteten Jünglinge ist jene rastlose, ermüdende, verwirrende, entnervende Bildungsnot fern geblieben: für jene Zeit, in der er scheinbar der einzige Freie in einer beamteten und bediensteten Wirklichkeit ist, büßt er jene großartige Illusion der Freiheit durch immer sich erneuernde Qualen und Zweifel. Er fühlt, daß er sich selbst nicht führen, sich selbst nicht helfen kann: dann taucht er sich hoffnungsarm in die Welt des Tages und der Tagesarbeit: die trivialste Geschäftigkeit umhüllt ihn, schlaff sinken seine Glieder. Plötzlich wieder rafft er sich auf: noch fühlt er die Kraft nicht erlahmt, die ihn obenzuhalten vermag. Stolze und edle Entschlüsse bilden sich und wachsen in ihm. Es erschreckt ihn, in enger kleinlicher Fachmäßigkeit so frühe zu versinken; und nun greift er nach Stützen und Pfeilern, um nicht in jene Bahn gerissen zu werden. Umsonst! Diese Stützen weichen; denn er hatte fehlgegriffen und an zerbrechlichem Rohre sich festgehalten. In leerer und trostloser Stimmung sieht er seine Pläne verrauchen; sein Zustand ist abscheulich und unwürdig; er wechselt mit überspannter Tätigkeit und melancholischer Erschlaffung. Dann ist er müde, faul, furchtsam vor der Arbeit, vor allem Großen erschreckend und im Hasse gegen sich selbst. Er zergliedert seine Fähigkeiten und glaubt in hohle oder chaotisch ausgefüllte Räume zu sehen. Dann wieder stürzt er aus der Höhe der erträumten Selbsterkenntnis in eine ironische Skepsis ... So treibt ihn seine Ratlosigkeit und der Mangel eines Führers zur Bildung aus einer Daseinsform in die andere: Zweifel, Aufschwung, Lebensnot, Hoffnung, Verzagen, alles wirft ihn hin und her, zum Zeichen, daß alle Sterne über ihm erloschen sind, nach denen er sein Schiff lenken könnte. Das ist das Bild jener gerühmten Selbständigkeit, jener akademischen Freiheit, widergespiegelt in den besten und wahrhaft bildungsbedürftigen Seelen: denen gegenüber jene roheren und unbekümmerten Naturen nicht in Betracht kommen, welche sich ihrer Freiheit im barbarischen Sinne freuen. Denn diese zeigen in ihrem niedrig gearteten Behagen und in ihrer fachgemäßen zeitigen Beschränktheit, daß für sie gerade dieses Element das rechte ist, wogegen gar nichts zu sagen ist. Ihr Behagen aber wiegt wahrhaftig nicht das Leiden eines einzigen zur Kultur hingetriebenen und der Führung bedürftigen Jünglings auf, der unmutig endlich die Zügel fallen läßt und sich selbst zu verachten beginnt. Dies ist der schuldlos Unschuldige; denn wer hat ihm die unerträgliche Last aufgebürdet, allein zu stehen? Wer hat ihn in einem Alter zur Selbständigkeit angereizt, in dem Hingebung an große Führer und begeistertes Nachwandeln auf der Bahn des Meisters gleichsam die natürlichsten und nächsten Bedürfnisse zu sein pflegen?« Die Folge seien nur zu oft »entartete und entgleiste Bildungsmenschen, durch eine innere Desperation in ein feindseliges Wüten gegen die Kultur getrieben, zu der ihnen niemand den Zugang zeigen wollte. Es sind nicht die Schlechtesten und die Geringsten, die wir dann als Journalisten und Zeitungsschreiber, in der Metamorphose der Verzweiflung wiederfinden«, jenes Literatentum, wie es das »Junge Deutschland« mit seinem »bis zum Augenblick fortwuchernden Epigonentum« sei.

Die Aufgabe stand jetzt vor Nietzsche: den Führer oder die Führer zu finden, denen sein verehrungssüchtiges und rastloses Jünglingsherz und sein hungriger Geist sich hingeben konnte, um sich selbst und seine Aufgabe durch sie zu finden.

Sein Instinkt und sein Schicksal führten sie ihm im rechten Augenblick zu, als er sich ganz einer entscheidenden Stunde bewußt war.

»Es ist Euch bekannt« – schreibt er bald nach Beginn seines ersten Leipziger Semester an seine TantenA19 – »Daß mit jedem 7. Jahre der Mensch einen vollkommen neuen und anderen Körper angezogen hat. Und deshalb ist das 7., 14. und das 21. so wichtig. Ich fange also jetzt an, zum vierten Male in einen neuen Leib einzugehen. Wie ist es nun mit unsrer Seele? Hat sich diese auch schon dreimal völlig geändert? Haben unsre Eigenschaften, unsre Fähigkeiten so wenig Stand, daß sie auch nach je 7 Jahren schwinden und neuen Platz machen? Nein, einem solchen Kreislaufe der Seele sind wir nicht unterworfen, wohl erweitert sie sich und gewinnt an Kraft, aber ihre Grundbestandteile bleiben sich gleich, ewig gleich. Ist denn nicht unsre Liebe zu einander sich gleich geblieben, meine lieben Tanten?

Aber was wird mir in diesem 4. Kreise von 7 Jahren alles geschehen? Alles muß sich darin entscheiden; ist es vorbei, so muß der Mensch fertig sein, das ganze Baugerüst muß untadelhaft dastehn; wir können dann bloß noch ausschmücken, aber nicht mehr umbauen.«

Mehr als man unter der oberflächlichen Auffassung seiner »Wandlungen« bisher geneigt war, es zu sehen, traf dies letztere allerdings für Nietzsche zu. Er beantwortet für sich selbst aber auch die alte Frage nach der Identität, nach dem Sein im Flusse der Erscheinungen, dem Kern der Persönlichkeit, und es ist festzuhalten, daß er als Beweis für den immerwährenden Bestand die alles überdauernde Liebe anführt – jene verbindende Liebe, in der er von andern so sehr enttäuscht werden sollte.

VII. Die beiden ersten Leipziger Jahre

Am 17. Oktober 1865 traf Nietzsche mit seinem Freund Mushacke von Berlin kommend in Leipzig ein. Hier verlebte er bis zum Frühjahr 1869 mit Unterbrechungen durch die Militärzeit seine entscheidenden Studienjahre und die entscheidenden geistigen Begegnungen, von denen und durch die hindurch er sich selbst und seine Aufgabe fand.

Er begann sein drittes Semester wie jemand, der ein neues Leben beginnt. Zunächst schaffte er sich, wie wir schon sahen, durch den Absagebrief an die Frankonen alle Verbindlichkeiten vom Halse, die ihm sonst, wie er in den ersten Leipziger Tagen sofort wieder erkennen mußte, durch seine Zugehörigkeit zur Burschenschaft zwangsläufig erwachsen wären.

Die gedrückte Stimmung und die geistige Unruhe, die bis zur Verzweiflung ging, in der er aus Bonn »geflüchtet« war, beherrschte ihn auch jetzt noch. Doch war er fest entschlossen, ihr mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Die harte Schule Pfortas ließ ihn nicht einen Augenblick ernstlich in die Gefahr geraten, wie so viele junge Begabungen, denen die Universität nicht die rechte Nahrung für ihren geistigen Hunger zu bieten vermochte, in Untätigkeit oder unfruchtbares Bohèmetum zu versinken. Arbeit und Leistung waren und blieben ihm Lebenselemente. Und nun glaubte er auch den rechten Ansatzpunkt für seine Kraft zu kennen. Er hatte sich als für seinen Beruf für die Philologie entschieden, obwohl ihm schon damals klar war, daß sie ihm nur ein Mittel, nicht das letzte Ziel sein könne. Aber er griff sie an, als sei sie dennoch dieses. Sein eigentliches Ziel sah er auch in den zwei ersten Leipziger Jahren noch nicht. Die philosophischen Kräfte seines Wesens ruhten in dieser Zeit, gleichsam als sammelten sie sich erst für den Ansprung. Soweit sie ihn drängten, fand er ihnen Genüge in dem Werk eines anderen, das seine ganze verehrende Kraft

auf sich zu ziehen vermochte und das Instrument wurde, auf dem er zunächst die Melodien seines Lebens zu spielen versuchte. Daß ihm dies Instrument im rechten Augenblick in die Hände fiel, gab diesen Jahren ihr Gleichgewicht und ihre Richtung.

Die Philologie bot ihm nur Bilder einer großen, aber unrettbar vergangenen Welt; sie war ein geeignetes Feld für seinen intellektuellen Ehrgeiz und gab ihm wie keine Wissenschaft sonst Gelegenheit, seinen Erziehertrieb, seinen unbezähmbaren Lehrwillen zu entfalten. Aber ohne den Halt in der Philosophie Schopenhauers hätte er sie kaum so lange als Lebensinhalt ertragen, wie sie für ihn denn auch fallen mußte, als seine eigene produktive Kraft den Rahmen Schopenhauers sprengte. Freilich kam dann am Ende der Leipziger Zeit noch ein Erlebnis hinzu, das dem Philologen Nietzsche den Glauben geben konnte, daß die große Welt der Antike, diese geliebte Welt, nicht unwiederbringlich dahin sei, sondern daß sie in der deutschen Kunst ihre Wiedergeburt erleben werde: das Erlebnis Wagner.

Es gab dem schon sich neigenden philologischen Eifer Nietzsches noch einmal, und für Jahre noch, einen mächtigen Aufschwung aus dem Geiste der Musik, den höchsten Aufschwung, den die deutsche Philologie der nachklassischen Zeit vielleicht überhaupt zu verzeichnen hat, einen Aufschwung, in dem sie freilich schon ihren Rahmen sprengte und deutend und gesetzgebend sich zum Weltbild weitete, auch hier nur dienend einer größeren Einsicht und absterbend, als sie der sich erweiternden Sicht und Einsicht nicht mehr zu nützen vermochte.

Die Philologie hat Nietzsche als Lernenden und Lehrenden einen großen Teil seines Lebens gekostet. Bis zum Jahre 1879 blieb er ihr als seinem Beruf treu. Sie ist aus seinem Leben und Denken nicht wegzudenken. Sie vermittelte ihm in der literarischen Überlieferung der Antike den Stoff, aus dem er manches seiner Leitbilder und einige Probleme seines späteren Philosophierens bezog. Auch empfand er und nahm er willig an die wissenschaftliche Exaktheit philologischen Denkens und Forschens, jedoch mehr als eine Schulung und Disziplinierung des Wahrheitssinns denn als Endziel; seine Phantasie, seine vergegenwärtigende Anschauungskraft durchbrach stets ohne Scheu die Grenzen, die die strenge Philologie sich selbst gesetzt hatte und weiterhin setzte. Er näherte sich philologischen Problemen, wenn er überhaupt Feuer fing, immer mit den Augen des Künstlers. Gewiß lernte er das Handwerk früh wie wenige seiner Fachgenossen beherrschen – er erkannte es auch an –, aber wo er bei seinen philologischen Arbeiten im Rahmen dieses Handwerks verblieb, wie bei der Fortsetzung seiner Theognis-Arbeit, fühlte er sich immer tief unbefriedigt. Die philologische Kärrner- und Kleinarbeit genügte seinem produktiven Trieb nicht. Die Konjekturen, an denen sich der Sekundaner in Pforta versuchte, waren nach DeussenB177 schon »nicht nur die Überlieferung, sondern auch den Autor selbst zu verbessern bemüht«, so daß ihm Deussen, ein echter, eher pedantischer Philologe und geborener reiner Gelehrter, schon damals manchen Irrtum nachweisen konnte. Auch später bedeutete Nietzsche die Philologie nur insoweit etwas, als sie ihm hinter den literarischen Überlieferungen den Träger dieser Überlieferungen, den Menschen der Antike, zu erschließen vermochte, dem er sich auf seine Weise verwandt fühlte wie wohl kein Mensch des 19. Jahrhunderts sonst.

Die Philologie *war* Nietzsche, um es kurz zu sagen, soweit sie ihm eben nicht das Feld jugendlichen Ehrgeizes, dann Broterwerb und wirklicher Beruf war, ein Mittel zur Erkenntnis des antiken Menschen, der ihm der Mensch einer großen geschlossenen Kultur, der einzigen vollkommenen Kultur war, und das Bild dieses Menschen wieder ein Mittel zur Erkenntnis seiner selbst und zur Kritik der Kultur seiner Zeit. Was die

Philologie als Beruf darüber hinaus von ihm forderte, wurde ihm sehr bald eine sehr drückende und hemmende Last, die er eines Tages ganz abwerfen mußte.

Zunächst jedoch war dies durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil, er brauchte Ballast, damit sein Schiff nicht zum Spielball der Winde würde und kenterte. Er brauchte Arbeit, die seinen unruhigen Geist konzentrierte und ihm das Gefühl der Selbstsicherheit und der Leistung wiedergab, das er in Bonn in so hohem Maße verloren hatte.

So nahm er sein philologisches Studium mit vollem uneingeschränktem Eifer auf, ein Studium, für das er die besten Voraussetzungen sowohl aus der Erbmasse seiner humanistischen Vorfahren wie aus der Schulung in Pforta mitbrachte. Dennoch dürfen wir nicht vergessen, daß dieses Studium ihm Herzenssache nur in dem gekennzeichneten Umfange war. Infolgedessen wurde es auch nur in diesem Umfange für sein Leben und Werk von Bedeutung. Und insofern geht es uns hier auch weniger an, als die Dauer der philologischen Studien und Lehrtätigkeit im Leben Nietzsches es zunächst annehmen ließen.

Übersieht man das Werk Nietzsches im ganzen, so ist überdies nicht zu verkennen, daß die Philologie, so sehr sie sein Welt- und Kulturbild bereichert hat, zugleich die Möglichkeiten seines Erkenntnistriebes begrenzt hat. Als er auf der Höhe seiner schöpferischen Kraft stand, hat er oft darüber geseufzt, daß sie ihm nicht die Zeit gelassen habe, naturwissenschaftlichen Studien in dem Umfange nachzugehen, wie er selbst für den Ausbau seiner Ansichten es sich immer wieder wünschte.

Die geistige Spannweite Nietzsches war ungewöhnlich groß: so sehr er sich der Antike innerlich verwandt fühlte, so sehr war er ein Kind seines naturwissenschaftlichen Zeitalters, wie sich später mit größter Deutlichkeit zeigen wird. Diese Seite seines Wesens aber fand in der empfänglichsten Zeit, die in so hohem Maße von der Philologie beansprucht wurde, nicht die ihr nötige Nahrung und mußte sich später ohne jenen großartigen Fonds von Wissen, über den der Philologe Nietzsche verfügte, fast im luftleeren Raum freikämpfen. Freilich erhält nicht zum wenigsten hierdurch eben jener Kampf seine das naturwissenschaftliche Jahrhundert weit überwölbende Größe. Der Ausgang von der Antike bindet das Werk Nietzsches an die große klassische Vergangenheit deutschen Denkens, die es ja insbesondere in seiner Kulturkonzeption in viel höherem Maße fortsetzt, als man heute anzunehmen geneigt ist. Der Ausgang von der Antike bewahrt dieses Werk auch vor der Brückenlosigkeit und der Entfremdung von der menschlichen Existenz und der geschichtlichen Kontinuität, in die sich das technisch-naturwissenschaftliche 19. Jahrhundert verrannt hat.

Doch zunächst, in den Leipziger Jahren, werden diese Probleme noch nicht sichtbar: Nietzsche ist mit Leidenschaft und Energie Philologe.

Er mietete sich mit Mushacke nach einer langen Suche durch die besonders elenden Leipziger Studentenbuden in einer Vorstadtgegend, in der Blumengasse (der jetzigen Scherlstraße) ein, und zwar in der Nr. 4 bei einem Antiquar Rohn, »der außer Büchern leider auch kleine Kinder hat, die ziemlich viel schreien. Die Luft ist rein, Blumengärten liegen herum, es ist feierlich still, nur eine Geldschrankfabrik macht Getöse und die besagten kleinen Kinder«, schreibt er zwei Tage nach der Ankunft, am 19. Oktober, an Vater Mushacke, und fügt noch an: »Heute vor hundert Jahren wurde der Student Wolfgang Goethe immatrikuliert.« Nicht ganz mit diesem Datum, aber mit dem Ereignis stimmt seine zwei Jahre später niedergeschriebene Erinnerung überein[B178]: »Es war am 17. Oktober 1865, als ich mit Freund Mushacke in Leipzig auf dem Berliner Bahnhofe anlangte ... Am andern Tage

meldete ich mich auf dem Universitätsgericht; es war gerade ein Tag, den die Universität durch eine Festschrift und durch Doktorernennungen feierte, der Tag, an dem vor hundert Jahren Goethe sich in das Album eingezeichnet hatte. Ich kann nicht sagen, wie erfrischend dieses zufällige Ereignis auf mich wirkte; sicherlich war es ein gutes Omen für meine Leipziger Jahre, und die Zukunft hat dafür gesorgt, daß es mit Recht ein gutes Omen heißen konnte. Der damalige Rektor Kahnis suchte uns gemeinsam Aufzunehmenden ... deutlich zu machen, daß ein Genie seine absonderlichen Bahnen gehe und daß Goethes Studienzeit somit durchaus für uns nicht mustergültig sein solle. Wir erwiderten die Anrede des kugelrunden beweglichen Männchens mit einem verstohlenen Lächeln und reichten ihm darauf den üblichen Handschlag, indem sich der ganze Kreis an dem schwarzen Punkte vorbei schob. Später empfingen wir unsere Papiere.«

Also erfolgte seine Immatrikulation am 18. oder 19. Oktober 1865, und er schließt in dem Brief an Vater Mushacke die humorige Glosse an: »Wir haben die bescheidene Hoffnung, daß man nach wieder hundert Jahren auch unsrer Immatrikulation gedenkt.«

Am 25. Oktober fand die Antrittsvorlesung Ritschls statt, über die Nietzsche in seinen oben zitierten Erinnerungen berichtet: »Das erste fröhliche Ereignis war für mich das erste Auftreten Ritschls, der glücklich an seiner neuen Küste gelandet war. Nach akademischer Sitte war er jetzt genötigt, seine Antrittsvorlesung öffentlich in der Aula zu halten. Man war allgemein hochgespannt auf die Erscheinung des berühmten Mannes, dessen Benehmen in den Bonner Affären seinen Namen in die Zeitungen und in aller Mund gebracht hatte. In reichster Fülle war darum die akademische Bürgerschaft versammelt, aber auch zahlreiche Nichtstudenten standen im Hintergrunde. Da kam er denn hineingerutscht in den Saal, auf seinen großen FilzschuhenA20, im übrigen in tadellosem festlichem Anzug mit weißer Binde. Heiter und aufgeräumt blickte er sich in dieser neuen Welt um und bald entdeckte er auch Gesichter, die ihm nicht fremd waren. Indem er sich hinten im Saale herumtrieb, rief er plötzlich ›Ei da ist ja auch Herr Nietzsche‹ und winkte mir lebhaft mit der Hand. Bald hatte er einen ganzen Kreis von Bonner Schülern um sich gesammelt, mit denen er auf das gefälligste plauderte, während der Saal sich mehr und mehr füllte und die akademischen Würdenträger erschienen waren. Da er dies merkte, stieg er mit Heiterkeit und Unbefangenheit auf das Katheder und sprach seine schöne lateinische Rede über den Wert und Nutzen der Philologie. Sein freier Blick, die energische Jugend seines Worts, das behende Feuer in seinem Mienenspiel rief offenbar Staunen hervor. Ich hörte, wie ein alter gemütlicher Sachse nachher sich aussprach ›Ne, was der alte Mann fir ein Feier hat‹. Auch in der ersten Vorlesung am Auditorium Nr. 1 war die Menschenmenge erdrückend. Er begann seinen Vortrag über des Aeschylus Tragödie ›Die Sieben vor Theben‹, dessen wichtigsten Teil ich mit angehört und nachgeschrieben habe.«

Ritschl war im hohen Maße der geeignete Lehrer für Nietzsche. Er war von unverbrauchter Begeisterung für sein Fach erfüllt und vermochte diese Begeisterung in beredter und persönlicher Weise auch seinen Schülern mitzuteilen. Von bloßer Büffelei hielt er nichts, wohl aber forderte er von seinen Schülern, die er, wenn sie begabt waren, in seinen engsten Kreis zog, intensives Arbeiten und die scharfsinnige Kombinationsgabe, die ihm selbst eigen war. Er sah als Zweck und Ziel des Studiums nicht die bloße Anhäufung von Wissen an, sondern die Entfaltung des kritischen Sinns und eigener produktiver Tätigkeit.

Nietzsche hörte zwar bei ihm wie bei seinem Schüler und jüngeren Kollegen Georg Curtius Vorlesungen: über lateinische Epigraphik, über die Geschichte der

griechischen Tragödie, die Enzyklopädie der klassischen Philologie, des Plautus ›Miles gloriosus‹ und lateinische Grammatik. Aber er brachte kein einziges vollständiges Kollegheft zustande. Ihn interessierte etwas anderes.

»Für diese meine Unregelmäßigkeit empfand ich zeitweise Besorgnis und Unruhe, endlich aber ging mir auch hier die erlösende Formel auf. Im Grunde nämlich zog mich bei den meisten Kollegien der Stoff durchaus nicht an, sondern nur die Form, in der der akademische Lehrer seine Weisheit an den Mann brachte. Die Methode war's, für die ich lebhafte Teilnahme hatte; sah ich doch, wie wenig auf Universitäten Stoffliches gelernt wird und wie trotzdem der Wert derartiger Studien allseitig auf's Höchste geschätzt wird. Da wurde mir deutlich, daß das Vorbildliche der Methode, der Behandlungsart eines Textes *usw.,* jener Punkt sei, von dem die umschaffende Wirkung ausgehe. Also beschränkte ich mich darauf zu beachten, wie man lehrt, wie man die Methode einer Wissenschaft in junge Seelen überträgt. Immer versetzte ich mich in die Stellung eines akademischen Lehrers und gab von diesem Standpunkt aus meine Zustimmung oder mein Verdikt zu den Bemühungen bekannter Dozenten. So habe ich mich denn mehr beflissen zu lernen, wie man Lehrer ist, als zu lernen, was man sonst auf Universitäten lernt. Dabei hielt mich immer das Bewußtsein aufrecht, daß es mir einmal nicht an den Kenntnissen fehlen werde, die man bei einem Akademiker beansprucht und vertraute dabei der Eigenheit meiner Natur, daß sie sich durch eigenen Trieb und nach eignem System das Wissenswürdige zusammenholen werde. Und meine Erfahrung hat dies Vertrauen bis jetzt gutgeheißen. Als Ziel schwebt mir vor, ein wahrhaft praktischer Lehrer zu werden und vor allem die nötige Besonnenheit und Selbstüberlegung bei jungen Leuten zu wecken, die sie befähigt das Warum? Was? und Wie? ihrer Wissenschaft im Auge zu behaltenB179.«

Diese Sätze sind während des Militärjahres, also zwei Jahre nach Beginn der Leipziger Studien, niedergeschrieben, als offenbar in Nietzsche schon der Plan feststand, akademischer Lehrer zu werden. Sie zeigen dennoch, daß ein Grundantrieb bei seinem Studium der Philologie schon früh ein pädagogischer war. Wenn es dabei den Anschein hat, als habe er sich von Anfang an mehr als kommender Lehrer denn als Lernender gefühlt und das Stoffliche vernachlässigt, so trifft das nur sehr bedingt zu. Einmal brachte er durch die ausgezeichnete Schulung in Pforta schon ein ungewöhnliches Wissen mit, das dem des Durchschnitts-philologen am Ende seines Studiums nicht viel nachgestanden haben dürfte, zum andern zeigen seine Arbeiten in diesem und in den folgenden Jahren, daß er es in der Tat ungewöhnlich gut verstand, bei seinen Einzelarbeiten sich alles »Wissenswürdige zusammenzuholen«.

Freilich ging Nietzsches philologische Begabung und Leistung jetzt und später immer mehr in die Tiefe als in die Breite; wie er denn auch schon als Student und ebenfalls später als Professor nur einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt aus dem Schrifttum der Antike behandelte, diesen allerdings mit einer kritischen Durchdringung und Anschauungskraft ohnegleichen.

Der Besuch der Vorlesungen wurde immer belangloser und gelegentlicher. Um so mehr arbeitete er zu Hause und in den engeren Arbeitskreisen, die Ritschl um sich schloß, dessen schulebildende Begabung sich auch in Leipzig als außerordentlich erwies.

Doch bevor Nietzsche sich mit voller Kraft dem neu erkannten philologischen Ziel zuwandte, hatte er ein geistiges Erlebnis, das den nachhaltigsten Eindruck auf ihn ausüben sollte.

Er schreibt darüber selbst in Erinnerung an die Bonner Enttäuschung im Fortgang der oben zitierten AufzeichnungB180: »Ich hing damals gerade mit einigen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen ohne Beihilfe einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung. Mir ein eigenes anpassendes Leben zu zimmern war mein Bestreben von früh bis Abend ... In der glücklichen Abgeschiedenheit meiner Wohnung gelang es mir, mich selbst zu sammeln, und wenn ich mit Freunden zusammentraf, so war es eben mit Mushacke und v. Gersdorff, die für ihren Teil mit gleichen Absichten umgingen. – Nun vergegenwärtige man sich, wie in solchem Zustande die Lektüre von Schopenhauers Hauptwerk wirken mußte. Eines Tages fand ich nämlich im Antiquariat des alten Rohn dies Buch, nahm es als mir völlig fremd in die Hand und blätterte. Ich weiß nicht, welcher Dämon mir zuflüsterte: ›Nimm Dir dies Buch mit nach Hause.‹ Es geschah jedenfalls wider meine sonstige Gewohnheit, Büchereinkäufe nicht zu überschleunigen. Zu Hause warf ich mich mit dem erworbenen Schatze in die Sofaecke und begann jenen energischen düsteren Genius auf mich wirken zu lassen. Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation schrie, hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüt in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Sonnenauge der Kunst an. Hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam; Zeugen jenes Umschwunges sind mir noch jetzt die unruhigen, schwermütigen Tagebuchblätter jener Zeit mit ihren nutzlosen Selbstanklagen und ihrem verzweifelten Aufschauen zur Heiligung und Umgestaltung des ganzen Menschenkerns. Indem ich alle meine Eigenschaften und Bestrebungen vor das Forum einer düsteren Selbstverachtung zog, war ich bitter, ungerecht und zügellos in dem gegen mich selbst gerichteten Haß. Auch leibliche Peinigungen fehlten nicht. So zwang ich mich vierzehn Tage hintereinander, immer erst um 2 Uhr nachts zu Bett zu gehen und es genau um 6 Uhr wieder zu verlassen. Eine nervöse Aufgeregtheit bemächtigte sich meiner und wer weiß bis zu welchem Grade von Torheit ich vorgeschritten wäre, wenn nicht die Lockungen des Lebens, der Eitelkeit und der Zwang zu regelmäßigen Studien dagegengewirkt hätten.« Diese erste Lektüre von Schopenhauers ›Welt als Wille und Vorstellung‹ muß Ende Oktober bis Anfang November 1865 stattgefunden haben; denn schon ein Brief an seine Mutter und Schwester vom 5. November zeigt ihre Einwirkung, und zu Weihnachten des gleichen Jahres wünscht Nietzsche sich schon die ›Parerga und Paralipomena‹ sowie Hayms soeben erschienenes Buch über Schopenhauer und seine Philosophie.

Die Rückerinnerung nach zwei Jahren gibt bereits einen gewissen Abstand zu dem ursprünglichen Erlebnis zu erkennen, aber sie zeigt noch dessen ganze Stärke. Schopenhauers Buch entsprach vollkommen Nietzsches Stimmungen am Ende des Jahres 1865, und so wirkte es auf ihn in erster Linie moralisch: als ein Spiegel seines Ichs und seines Zustandes. Die Menschenverachtung, das Evangelium der Verneinung und Entsagung, das Schopenhauer predigt, das Evangelium ferner der Erlösung durch die »interesselose« Kunst, als deren reinste Form Schopenhauer gerade die von Nietzsche geliebte Musik darstellt, hallt mächtig in ihm wider. Am stärksten schreit ihm die Sinnlosigkeit des Daseins aus diesen Blättern entgegen, und, gewaltsam wie er ist und immer zur Konsequenz entschlossen, beginnt er gegen sich zu wüten mit erbarmungsloser Selbstanalyse und Selbstpeinigung. Den einzigen Weg für sich sieht er in der Askese, und zwar der Askese in ihrer scharfen körperlichen Form.

Leider sind uns die von ihm selbst erwähnten Tagebuchblätter dieser Zeit, das ›Buch der Betrachtungen‹, nicht erhalten, aber der genannte Brief vom 5. Nov. gibt einen unmittelbaren Eindruck von seiner Verfassung in jenen Tagen. Er begreift nicht, daß Mutter und Schwester »dieses ganze widerspruchsvolle Dasein, wo nichts klar ist als daß es unklar ist« so leicht tragen. »›Tue deine Pflicht!‹ Gut, meine Verehrten, ich tue sie oder strebe darnach sie zu tun; aber wo endet sie? Und setzen wir den Fall, ich lebte nach der Pflicht zur Genüge, ist denn das Lasttier mehr als der Mensch, wenn es genauer als dieser das erfüllt, was man von ihm fordert? Hat man damit seiner Menschheit genug getan, wenn man die Forderungen der Verhältnisse, in die hinein wir geboren sind, befriedigt? Wer heißt uns denn uns von den Verhältnissen bestimmen zu lassen? Aber wenn wir dies nun nicht tun wollten, wenn wir uns entschlössen, nur auf uns zu achten und die Menschen zu zwingen uns wie wir nun sind anzuerkennen, was dann? Was wollen wir denn dann? Gilt es, ein möglichst erträgliches Dasein sich zu zimmern? Zwei Wege, meine Lieben: man bemüht sich und gewöhnt sich daran, so beschränkt wie möglich zu sein, und hat man dann seinen Geistesdocht so niedrig wie möglich geschraubt, so sucht man sich Reichtümer und lebt mit den Vergnügungen der Welt. Oder: man weiß, daß das Leben elend ist, man weiß, daß wir die Sklaven des Lebens sind, je mehr wir es genießen wollen, also man entäußert sich der Güter des Lebens, man übt sich in der Enthaltsamkeit, man ist karg gegen sich und liebevoll gegen alle andern – deshalb weil wir mitleidig gegen die Genossen des Elends sind –, kurz, man lebt nach den strengen Forderungen des ursprünglichen Christentums, nicht des jetzigen, süßlichen, verschwommenen. Das Christentum läßt sich nicht ›mitmachen‹ so en passant oder weil es Mode ist.

Und ist denn nun das Leben erträglich? Jawohl, weil die Last immer geringer wird und uns keine Bande an dasselbe mehr fesseln. Es ist erträglich, weil es dann ohne Schmerz abgeworfen werden kann.«

Die Mutter antwortete ihm darauf, daß sie »derartige Ansichten, Entwicklungen weit weniger liebe, als ein richtiges Briefschwätzchen«. Sie mache sich dann nur Sorge um ihn und müsse schließen auf eine »innerliche Zerrissenheit und Unzufriedenheit«. Er solle sein Herz nur Gott überlassen, vor dem alle Weltweisheit, die er in dicken Bänden finde, zuschanden werde. Er habe die Lebensaufgabe, seiner Mutter und später auch seiner Schwester eine gute Stütze fürs Leben zu sein. Daran möge er denken. Er schwieg also ihr gegenüber von seinen Stimmungen und antwortete, wie er sich selbst ausdrückt, damit, sie »mit einem Ragout seiner Erlebnisse zu unterhalten«, belanglosen Dingen außer der Ankündigung, daß er in den nächsten Sonntagen 10 Matineen mitmachen wolle, an denen ausschließlich »Zukunftsmusik«, Wagner, Liszt, Berlioz gespielt werden solle.

Seine entsagungsvolle und asketische Stimmung scheint jedoch nicht lange vorgehalten zu haben. Die ungebrochenen Lebensinstinkte setzten sich sehr schnell zur Wehr, um so mehr, als er inzwischen in der Philologie Fuß zu fassen begann. Als er über Weihnachten nach Hause kam und seine Schwester, die auch in diesem Fall bis zur Karikatur seine Gedanken aufgenommen hatte, sich in tragischer Düsterkeit erging, bedeutete er ihr, es sei ihm hundertmal lieber, wenn sie bliebe, wie sie sei. Ihr Lachen sei ihm eine Erholung.

Bald erkannte er, daß nicht das Entsagende, Weltfliehende an Schopenhauers Lehre das ihm Gemäße war, sondern die Persönlichkeit des Philosophen und seine schöpferische Moral. Mehr und mehr wurde ihm Schopenhauer zum Erzieher, »welcher einen über das Ungenügen, soweit es in der Zeit liegt, hinausheben könnte und wieder lehrte *einfach* und *ehrlich,* im Denken und Leben, also unzeitgemäß zu

sein, das Wort im tiefsten Verstande genommen; denn die Menschen sind jetzt so vielfach und kompliziert geworden, daß sie unehrlich werden müssen, wenn sie überhaupt reden, Behauptungen aufstellen und danach handeln wollen«, wie er es neun Jahre später formuliert.A21 Nicht Schopenhauers Thesen zogen Nietzsche so unwiderstehlich in ihren Bann, sondern Schopenhauers kompromiß- und furchtloser Kampf um die Wahrheit. Nietzsches eigener Wahrhaftigkeitstrieb erlebte in Schopenhauer das große heroische Vorbild, das er später so gern in Dürers »Ritter mit Tod und Teufel« verkörpert sah. Das war es, was ihn noch nach neun Jahren sagen lassen konnte: »Ich gehöre zu den Lesern Schopenhauers, welche, nachdem sie die erste Seite von ihm gelesen haben, mit Bestimmtheit wissen, daß sie alle Seiten lesen und auf jedes Wort hören werden, das er überhaupt gesagt hat. Mein Vertrauen zu ihm war sofort da und ist jetzt dasselbe wie vor neun Jahren. Ich verstand ihn, als ob er für mich geschrieben hätte: um mich verständlich, aber unbescheiden und töricht auszudrücken.« (a.a.O.)

Nietzsche ergriff mit der ganzen Leidenschaft seines Wesens den Pessimismus Schopenhauers, der ihm zuerst den tragischen Inhalt des Lebens philosophisch offenbarte, einen Inhalt, dessen ganze Gewalt ihm mit den Mitteln der Kunst und tradiert in seiner Wissenschaft, die antike Tragödie immer wieder erschloß, immer wieder und immer weiter. Nun entfaltete sich sein Wesen in der großen gefährlichen und reichen Spannung zwischen den Polen der tragischen Erkenntnis und dem Dennoch des vorbehaltlosen Ja zum Leben, einer Spannung, aus der alle großen Leistungen des modernen Menschen erwachsen sind.

Freilich darf man nicht glauben, daß dieser Weg so glatt und gebahnt verlief, wie er unter der nachzeichnenden Hand erscheint. Wenn Nietzsche später gegen die Verdüsterung seines Jahrhunderts immer wieder mit aller seiner vitalen Leidenschaft ankämpfte, so kannte er, was er bekämpfte. In den letzten Bonner und diesen frühen Leipziger Tagen hat er sie erlebt und – überwunden, in einer ersten Überwindung, der noch viele folgen sollten.

Er selbst war sich dieser inneren Vorgänge zunächst nur wenig und dann erst steigend bewußt, aber er hatte nun an Schopenhauer für seinen verehrungsdurstigen Sinn jenen geistigen Rückhalt gefunden, ohne den er nicht hätte leben können, seit ihm der Gott seiner Väter und Kindheit verlorengegangen war. Er hatte wieder Vertrauen zu den Menschen und damit zu sich selbst gewonnen. Daß er dabei erkenntnismäßig sich einem zeitweise grenzenlosen Pessimismus ergab, brach weder seine Lebenskraft noch seine Leistung. Es ist ja eines der Geheimnisse des Lebens, daß alle jungen Menschen von schöpferischem Trieb dieses Stadium der Verneinung durchzustehen haben und daß der Pessimismus immer die Rückseite der Medaille ist, auf deren Vorderseite das Gesicht der Größe geprägt ist.

Am 4. Dezember 1865 lud Ritschl vier seiner Studenten, die ihm schon von Bonn her bekannt waren, zu einer Abendgesellschaft. Es waren Richard Arnoldt, Wilhelm Roscher, Wilhelm Wisser und Friedrich Nietzsche. Nach einer allgemeinen Unterhaltung, auch über Musik und Wagner, an der sich Nietzsche besonders lebhaft beteiligte, legte Ritschl seinen Gästen die Gründung eines Philologischen Vereins nahe, in dem es jedem möglich sein würde, unabhängig von Vorlesungen und Seminar besondere Arbeitsgebiete zu entwickeln und zu Nutz und Frommen seiner Kommilitonen seine Ergebnisse mitzuteilen und einer wetteifernden Kritik zu unterwerfen. Ein solcher Gedanke entsprach dem Ehrgeiz und der besonderen Art Nietzsches, sein Studium zu betreiben, in hohem Maße, und so griff er ihn zusammen mit den drei anderen Anwesenden mit größtem Eifer auf. Es gelang bald, weitere ernsthafte Philologen für den Verein zu gewinnen, und schon nach acht

Tagen konnte die erste »regelmäßige Versammlung« stattfinden. Zunächst blieb es noch bei einer formlosen Verbindung, aber am 15. Mai des nächsten Jahres erhielt der Verein durch die Genehmigung seiner Statuten durch den Universitätsrichter feste Formen und amtliche Sanktion.

Schon den zweiten Vortrag, am 18. Januar 1866, übernahm Nietzsche. Er sprach in dem Restaurant von Löwe in der Nikolaistraße über die ›Letzte Redaktion der Theognidea‹. Er hatte hierfür seine Pfortaer Valediktionsarbeit über Theognis wieder aufgenommen und seine Untersuchungen auf die Textgeschichte und die Anordnung der überlieferten Sammlungen ausgedehnt. Der Erfolg war verblüffend.

»Hier im gewölbten Raum konnte ich, nachdem ich die erste Schüchternheit überwunden hatte, kräftig und mit Nachdruck mich ausgeben und hatte auch den Erfolg, daß meine Freunde den größten Respekt vor dem Gehörten äußerten. Erstaunlich erquickt kam ich tief in der Nacht nach Hause und setzte mich an mein Pult, um in das Buch der Betrachtungen bittre Worte zu schreiben und auf der Tafel meines Bewußtseins die genossene Eitelkeit möglichst zu vertuschenB181.« Der Erfolg im Verein machte ihm Mut, das Manuskript auch Ritschl vorzulegen. »Einige Tage darauf wurde ich zu ihm gerufenA22. Er sah mich bedenklich an und hieß mich Platz nehmen. ›Zu welchem Zwecke, fragte er, haben Sie diese Arbeit bestimmt?‹ Ich sagte das Zunächstliegende, daß sie, einem Vortrage unseres Vereins zugrundegelegt, schon ihren Zweck erfüllt habe. Jetzt fragte er nach meinem Alter, meiner Studierzeit usw. und als ich ihm Bescheid gegeben, erklärte er, noch nie von einem Studierenden des 3. Semesters etwas Ähnliches der strengen Methode nach, der Sicherheit der Kombination nach gesehen zu haben. Darauf forderte er mich lebhaft auf, den Vortrag zu einem kleinen Buche umzuarbeiten und verhieß mir seine Hilfe, um einige Kollationen mir zu beschaffen. Nach dieser Szene ging mein Selbstgefühl mit mir in die Lüfte. Mittags machten wir Freunde zusammen einen Spaziergang nach Gohlis, es war schönes sonniges Wetter, und mir schwebte mein Glück auf den Lippen. Endlich im Gasthof, als wir Kaffee und Pfannkuchen vor uns hatten, hielt ich nicht mehr zurück und erzählte den neidlos staunenden Freunden, was mir widerfahren sei. Einige Zeit ging ich wie im Taumel umher; es ist die Zeit, wo ich zum Philologen geboren wurde, ich empfand den Stachel des Lobes, das für mich auf dieser Laufbahn zu pflücken sei.« Von nun an trat Nietzsche mit Ritschl, über den er schon am 15. Januar seinem Onkel Edmund Oehler geschrieben hatte, wie gewaltig ihn seine bedeutende Persönlichkeit fessele, und der seine Begabung so scharf erkannte und so fördernd aufnahm, in ein näheres Verhältnis. »Fast wöchentlich ein paar Mal ging ich in der Mittagsstunde zu ihm und fand ihn da jederzeit bereit, ein ernstes oder lustiges Gespräch anzuknüpfenB182.« Ritschl gab sich bei diesen Gesprächen sehr zwanglos und hielt auch mit seiner Kritik an allerhand Interna des Universitätsbetriebes nicht zurück, scherzte aber auch über sich selbst und wußte doch stets seinen jungen Schüler fachlich zu fördern. Nietzsche bewunderte an ihm, daß er »frei von jedem Credo in der Wissenschaft« war, »besonders verdroß ihn ein unbedingtes urteilsloses Hingeben an seine Resultate«. Aber bald bemerkte Nietzsche auch die Grenzen, die Ritschl gezogen waren, und damit die Gefahr, die für ihr Verhältnis bestand. »Er besaß unbedingt eine Überschätzung seines Faches und hatte demgemäß eine Abneigung dagegen, daß Philologen sich näher mit der Philosophie einließen. Seine Schüler hinwiederum suchte er möglichst schnell der Wissenschaft nutzbar zu machen; daher pflegte er die produktive Ader eines jeden leicht etwas zu überreizen.« So schwankte Nietzsche zwischen Bewunderung und Kritik, gebannt, beinahe gefesselt von dem bedeutenden Manne durch dessen unverhohlene Zuneigung und väterliche

Fürsorge, die ihm sonst mangelte und unter welchem Mangel er insgeheim schwer litt. Dennoch versuchte er mehrmals sich daraus zu befreien, aber die Kraft zur Überwindung reichte nie aus. So enthält auch bereits der Brief an Onkel Edmund Oehler vom 15. Januar 1866 die überraschende Passage: »Bis Michaelis werde ich noch hier bleiben, denn Du glaubst nicht, wie gewaltig uns die bedeutende Persönlichkeit Ritschls fesselt und wie schwer, ja kaum erträglich die Trennung von ihm sein wird. Dann gehe ich auf eine der preußischen Universitäten, nicht nach Berlin, weil dort unverständige Gegner Ritschls sind, kleine unartige Kläffer, nicht nach Halle, weil die dortige Philologie sich nicht des besten Rufs erfreut, auch nicht nach Bonn aus sehr begreiflichen Gründen, auch nicht nach Greifswald, weil es dort fünf Philologen gibt, also auf eine der übrig bleibenden. Dann beginnt nach 1-2 Jahren die Periode des ›Fracks‹A23 mit obligater Begleitung des Doktorhutes – falls ich der letzten Eitelkeit noch fähig sein sollte.«

In der reinen Philologie aufzugehen und – wie es Ritschls Wunsch war – auf die Philosophie zu verzichten, daran dachte Nietzsche nicht. Dazu war das Erlebnis Schopenhauer zu mächtig. So sehr er sich der Philologie auch hingab und seinem Philologischen Verein, so eifrig machte er gleichzeitig unter all seinen Freunden Propaganda für Schopenhauer. Gerade in den Tagen der großen Begeisterung über seinen Theognis-Erfolg, am 31. Januar 1866, schreibt er an die Mutter: »Mit Gersdorff habe ich jetzt allwöchentlich einen Abend verabredet, wo wir zusammen Griechisch lesen; mit ihm und Mushacke alle 14 Tage einmal, wo geschopenhauert wird. Dieser Philosoph nimmt eine sehr bedeutende Stellung in meinen Gedanken und meinen Studien ein, und mein Respekt vor ihm nimmt unvergleichlich zu. Ich mache auch Propaganda für ihn und weise einzelne Menschen, wie z. B. den Vetter, geradezu mit der Nase auf ihn hin.«

Als eine Merkwürdigkeit in dieser philologischen und philosophischen Betriebsamkeit muß das Geschenk auffallen, das er der Mutter zu ihrem Geburtstag am 2. Februar 1866 darbrachte: eine Komposition, und zwar ein »Kyrie« für Soli, Chor und Orchester; das Orchester allerdings wieder – wie früher beim Weihnachts-Oratorium – nur in Klaviersatz. Über Umfang und Gestalt des Stückes können wir nur wenig beibringen, da leider nur Titelblatt und die erste Partiturseite erhalten sindB183. Da Nietzsche es aber der Mutter aus der Partitur vorspielte, muß es als Ganzes existiert haben. Aber noch fragwürdiger wird diesesmusikalisch-kompositorische Intermezzo durch einen Satz im Gratulations- und Begleitbrief an die Mutter vom 31. Januar 1866: »Dafür ist dieses heutige Kyrie auch eine seltene Erscheinung, da ich nun bereits über ein Jahr nicht mehr komponiert habe und nur im Hinblick auf Deinen Geburtstag mich wieder in die fast aufgegebene Tätigkeit hineinversetzte.«

In Nietzsches ganze Existenz zieht hier ein befremdender unaufrichtiger Zug ein: ein ›Kyrie‹ zu komponieren ist bei seinem bereits vollzogenen Bruch mit dem Christentum mindestens unangebracht und nur ein Täuschungsmanöver vor der Mutter über seine wirkliche Position, und die Behauptung des Besonderen einer Komposition trifft nicht zu; das letzte Lied, ›Junge Fischerin‹, liegt nur ein halbes Jahr zurück, und die letzten Versuche überhaupt, Entwürfe zu Vertonungen nach Byrons ›Hebräischen Liedern‹ (›Sonne des Schlaflosen‹ und ›O weint um sie‹) sogar nur einen Monat!B184 Auch vor dem Lehrer und den Kommilitonen als genuiner Philologe zu brillieren, wo ihm die Philologie doch jetzt schon nicht mehr als ein Weg zur Philosophie ist, wird von derselben Doppelbödigkeit der Existenz getragen. Als er in den Osterferien sich mit ganzem Eifer wieder auf die von Ritschl gewünschte Theognis-Arbeit stürzt, gesteht er doch schon am 8. April 1866 Gersdorff: »Zu

leugnen ist es übrigens nicht, daß ich mitunter kaum diese mir selbst auferlegte Sorge verstehe, die mich von mir selbst abzieht (dazu von Schopenhauer – was oftmals eines ist), mich in ihren Folgen dem Urteil der Leute aussetzt und womöglich gar zur Maske einer Gelehrsamkeit zwingt, die ich nicht habe.«

Dies ist die erste Klage darüber, daß die Philologie ihn von seinem Wesentlichen abziehe, eine Klage schon in der frühen glücklichsten Zeit seiner philologischen Arbeit. Sie wird sich wiederholen, solange er Philologie treibt.

Dennoch setzte er unverdrossen seine Theognis-Arbeit fort, die darauf hinauslief, eine neue Theognis- Ausgabe herauszubringen. Der Abschluß dieses Buches wurde durch die Nachricht verhindert, daß schon zwei Gelehrte an einer kritischen Theognis-Ausgabe arbeiteten, und so empfahl Ritschl seinem jungen Freunde, seine Ergebnisse, die auch noch das Sommersemester 1866 beanspruchten, in dem von Ritschl herausgegebenen »Rheinischen Museum für Philologie« unter dem Titel ›Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung‹ zu veröffentlichen, was im Jahrgang 1867 geschah.

Die Arbeit am Theognis führte Nietzsche auf die byzantinische Suda, ein späthellenistisches Lexikon aus dem 10. Jahrhundert nach Christus, das damals (und zum Teil heute noch) einem Lexikographen Suidas zugeschrieben wurde. Den literarhistorischen Quellen dieses Autors galt sein zweiter Vortrag im Verein vom 1. Juni 1866, in dem er zu einem Ergebnis kam, das er als »Paradoxon« bezeichneteA24: »Suidas ist unbestritten die bedeutendste Quelle für die klassische Zeit der griechischen Literatur, obwohl er sie um 11/2 Jahrtausende überragt.«

Der Theognis selbst wurde für die Veröffentlichung im Rheinischen Museum im August 1866 fertig. Aber Nietzsche war nicht sehr zufrieden mit dieser Erstlingsarbeit. »Nie habe ich mit solcher Unlust geschrieben«, heißt es Ende August an Gersdorff; »ich habe schließlich den Stoff in der einförmigsten Weise abgehaspelt.« Als er die Korrekturen aus der Druckerei erhielt, schrieb er am 1. Oktober an Mushacke: »Mitunter fällt mir manche Lücke, manche Schwäche, manche Unwissenheit schwer auf's Herz.« Der Erfolg schläferte seine Selbstkritik keineswegs ein, sondern verschärfte sie eher, in diesem Falle wie immer. Mit Beginn des Wintersemesters 1866 bis 1867 trat Nietzsche nun auch in die Societas philologica ein, in der Ritschl im Gegensatz zum Philologischen Verein, der unabhängig von Ritschl wirkte, völlig die Führung seiner Studenten hatte, die freilich meist gleichzeitig auch dem Philologischen Verein angehörten.

Im August 1866 machte Ritschl Nietzsche den Vorschlag, gegen ein gutes Honorar ein Lexikon zum Aeschylus vom derzeitigen Standpunkt der Philologie aus zu verfassen, und zwar für Wilhelm Dindorf, Ritschls Kollegen. »Ich habe mir überlegt, daß ich dabei viel lernen kann, daß ich mit Aeschylus recht intim vertraut werde ..., daß ich bequem Gelegenheit, ja Nötigung habe, mir ein Stück, etwa die Choephoren, zu einer zukünftigen Vorlesung vorzubereiten, und bin nach allen diesen Überlegungen darauf eingegangen«, schreibt Nietzsche Ende August an Gersdorff. Er begann auch einige Probebogen auszuarbeiten, besonders in den Ferien, aber dann wurde, weil Nietzsche die Persönlichkeit Dindorfs in hohem Grade zuwider war, doch nichts aus der Arbeit, die nach einer neuerlichen Besprechung mit Dindorf auf das Maß eines bloßen Index zurückgeführt, mehr eine Fleißaufgabe als ein selbständiges philologisches Unternehmen geworden wäre. Wohl aber hat sich Nietzsche bei dieser Gelegenheit sicher eine ganz besonders eingehende Kenntnis des Aeschylus erworben, die für seine spätere Auffassung der griechischen Tragödie, und besonders der Rolle des Aeschylus in ihr, von größter Wichtigkeit wurde; und den schon jetzt gefaßten Plan zu einer Vorlesung über die Choephoren

hat er dann später in Basel in die Tat umgesetzt. Der Gedanke, sich der Universitätslaufbahn zuzuwenden, stand also schon im Sommer 1866 bei Nietzsche durchaus fest.

Ähnlich unsympathisch wie Dindorf, aber psychologisch ungleich interessanter war Nietzsche auch die *psychê poikilê* (= die bunte Seele) des Theologen und Paläographen Tischendorf. Dieser führte ihn zu einem genaueren Studium alter Drucke und Handschriften und sogar zur selbständigen Entzifferung von PalimpsestenA25 der Leipziger Bibliothek.

Die besondere Fürsorge Ritschls erfuhr Nietzsche wieder im November 1866. Er war bei seinen Untersuchungen über die Suda auch auf die zehn Bücher des Diogenes LaertiusB185 aus der Zeit nach 200 nach Christus über Leben und Lehrmeinungen der griechischen Philosophen gestoßen als auf eine unserer wichtigsten Quellen für die griechische Philosophie von den Legenden über die Sieben Weisen bis auf die nachplatonischen Schulen des Peripatos, der Stoa und Epikurs, zum Teil arg durcheinandergekommene oder sonst problematische Texte, die ihn im Rahmen seiner philologischen Arbeiten besonders anzogen. Er hatte auch mit Ritschl wiederholt über sein Interesse für diesen Autor gesprochen. Um so freudiger war er überrascht, als das nächste Preisthema, das die Universität den Philologen stellte, »De fontibus Diogenis Laertii« (= über die Quellen des Diogenes Laertius) lautete; ein damals noch kaum bearbeitetes und eminent wichtiges Thema: über welche Traditionen, durch welche Interpretationen gesiebt, kamen zu dem fleißigen Sammler Diogenes die Lehrmeinungen von Philosophen, die ein halbes Jahrtausend und noch länger vor ihm gelebt hatten? Ritschl hatte also das Preisthema ganz auf Nietzsches Vorarbeiten und Pläne zugeschnitten. Dieser ging sofort mit Feuereifer an die Arbeit, zumal sie ihn mit dem ganzen Komplex der griechischen Philosophie in Berührung brachte und ihm damit als ein Weg zu einem größeren Ziel erscheinen konnte; denn schon am 20. Februar 1867 schreibt er an Gersdorff: »Im Hintergrund schwebt ein Plan zu einer kritischen Geschichte der griechischen Literatur.«

Die Arbeit ging dennoch nur langsam voran. Am 20. April 1867 klagt er Hermann Mushacke: »Ich stolpere nämlich am allermeisten über ein kaum früher beachtetes Hindernis; ich habe nämlich im Deutschen schlechterdings keinen Stil, obgleich den lebhaften Wunsch, einen zu bekommen. Da ich mir nun vorgenommen habe, meine Laertius-Studien mit aller Sorgfalt erst deutsch auszuarbeiten, bevor ich den lateinischen Auszug daraus mache, bin ich auch genötigt, auf diese Stilfragen einzugehen. Als Gymnasiast schreibt man bekanntlich keinen Stil; als Student hat man nirgends Übung; was man schreibt, sind Briefe, somit subjektive Ergüsse, die keinen Anspruch auf künstlerische Form machen. Also kommt einmal eine Zeit, wo uns die tabula rasa unserer stilistischen Künste ins Gewissen steigt. So geht mir's jetzt und daher kommt es, daß ich sehr langsam arbeiten muß.«

Der Schriftsteller ist jetzt in ihm erwacht. »Mir fallen die Schuppen von den Augen: ich lebte allzu lange in einer stilistischen Unschuld. Der kategorische Imperativ ›Du sollst und mußt schreiben‹ hat mich aufgeweckt.« Alle möglichen Stilvorschriften: die Lessings, Lichtenbergs und natürlich Schopenhauers verwirren ihn nur. Aber die gleichen Autoritäten trösten ihn, man könne einen Stil erarbeiten. »Ich möchte wahrhaftig nicht wieder so hölzern und trocken, nach der logischen Schnürbrust schreiben, wie ich es zum Beispiel in meinem Theognis-Aufsatz getan habe: an dessen Wiege keine Grazien gesessen haben ... Vor allem müssen wieder einige muntere Geister in meinem Stil entfesselt werden, ich muß darauf wie auf einer Klaviatur spielen lernen, aber nicht mehr eingelernte Stücke, sondern freie

Phantasien, so frei wie möglich, aber immer logisch und schön.«A26 Sein Ehrgeiz geht also dahin, in die trockene Erde der Philologie die Blumen des Feuilletons zu pflanzen, dessen blendende Künste ihn auch später noch oft verführten, als sein Stil schon längst die Luzidität und Musik erreicht hatte, die nur ihm eigen war.

So stürmisch Nietzsche sich zuerst in die Probleme gestürzt hatte, so langsam ging die Ausarbeitung selbst vonstatten, und schließlich mußte er unter dem Druck des Termins die Nächte zu Hilfe nehmen, um in letzter Stunde am 31. Juli 1867 sein Manuskript abzuschließen. Er gab ihm das Motto aus Pindar mit, das lange das Motto seines Lebens und dann auch des›Zarathustra‹ wurde: *genoi' hoios essi*B186 (»Werde, der du bist«)A27 und erhielt gegen einen Konkurrenten beim Rektoratswechsel 1867 den Preis zuerteilt mit den schmeichelhaftesten Lobesbekundungen Ritschls. Er selbst freilich dachte etwas anders über seine Arbeit: »Nicht wahr, lieber Freund, tant de bruit pour une omelette? Aber so sind wir, wir machen uns lustig über solch ein Lob und wissen nur zu gut, was es auf sich, resp. hinter sich hat; aber trotzdem verzieht sich das Gesicht zu einem wohlgefälligen Grinsen. Bei solchen Dingen ist unser alter Ritschl ein Kuppler, his laudibus splendissimisA28 sucht er uns im Netz der Dame Philologie festzuhalten.« (1.-3. Februar 1868 an Erwin Rohde) Nietzsche war, als er diese Zeilen seinem Freund Rohde schrieb, schon Soldat in Naumburg; als dann die Arbeit im Rheinischen Museum erschien, ekelte sie ihn in ganz ähnlicher Weise an wie seinerzeit der Theognis. »Wie widerwärtig mich diese ganze Arbeit anrührt! ... So vielerlei ist geradezu falsch, nochmehr verwegne Stammelei und das Ganze unmündig ausgedrückt.« (8. Oktober 1868 an Erwin Rohde)

Er wußte, daß er durch die Philologie nicht werden konnte, der er war. Aber sie ließ ihn finden, was er brauchte. »Was ist uns Laertius Diogenes? Es würde niemand über die philiströse Physiognomie dieses Schreibers ein Wort verlieren, wenn er nicht zufällig der tölpelhafte Wächter wäre, der Schätze hütet, ohne ihren Wert zu kennen. Er ist der Nachtwächter der griechischen Philosophiegeschichte, man kann nicht in sie hinein, ohne daß einem nicht von ihm der Schlüssel gegeben wird.«A29

Der Quellenkunde der antiken Philosophie galt auch Nietzsches dritter Vortrag im Philologischen Verein vom Januar 1867 über die *pinakes*, die überlieferten Schriftenverzeichnisse des Aristoteles, im Anschluß an Valentin Roses Buch über Aristoteles, ein Buch, das ihm trotz seiner schwerfälligen Form sehr viele Anregungen philologischer Art übermittelte, so auch zu umfangreichen Demokritstudien, die sich jetzt und noch mehr später für seine eigene Philosophie als fruchtbar erwiesen. Aus Roses Buch entnahm er auch das Motto »sibi quisque scribit« (ein jeder schreibt für sich), das er später in der Formel »mihi ipsi scripsi« (ich habe für mich selbst geschrieben) häufig als Schild vor seine Gedanken setzte.

Im Frühling und Sommer 1867 hatte sich Nietzsches philologisches Interesse noch einem ganz besonderen Felde zugewendet, der Homerfrage. Sie beschäftigte ihn zeitweise so stark, daß der Abschluß der Preisarbeit über Diogenes Laertius dadurch bedeutend verzögert wurde. Er ging die Aufgabe behutsam an und steuerte nicht unmittelbar auf die Frage nach der Persönlichkeit Homers zu, sondern untersuchte zunächst die Chronologie der älteren Epiker, wobei ihn neben Homer und Hesiod auch Orpheus und Musaeus als »Repräsentanten einer neuen Richtung, sozusagen der pessimistischen im Griechentum« (Mette) interessierten. Auf diese Richtung hatte ihn übrigens auch schon Gersdorff in einem Briefe vom 31. März 1866 unter dem Einfluß ihrer gemeinsamen Schopenhauer-Bestrebungen hingewiesenB187: »Wenn Du Deinen Theognis fertig hast, so fange doch bitte an, über den Pessimismus im Altertum zu schreiben; es klingt doch anders als die Sehnsucht nach

Christo bei den Philosophen und Dichtern Griechenlands und Roms.« Unter solchen Eindrücken gewann Nietzsche schon einige der Grundansichten, die später in der ›Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik‹ ihren großartigen Ausdruck fanden.

Die Homer-Studien fanden einen vorläufigen Niederschlag in dem letzten Vortrag Nietzsches im Philologischen Verein vom Juli 1867 ›Über den Sängerkrieg auf Euböa‹. Er untersuchte darin eine Schrift aus der Zeit des Kaisers Hadrian über den angeblichen Wettkampf zwischen Homer und Hesiod, in der er eine vorperipatetische Überlieferung findet. Sein Ergebnis ist, daß Homer der erste Kunstdichter der Griechen sei, der Schöpfer des Kunstepos, dem Helden- und Volkslied vorhergegangen sind. Und ferner: »Homer und Hesiod als Hymnensänger und zugleich Hesiod als Dichter der *Erga* (= »Werke und Tage«) wären bezeugt: und zwar gleichzeitigB188.« Bemerkenswerter noch ist an diesem Vortrag, daß Nietzsche sich mit Leidenschaft dagegen wendet, der Wettstreit zwischen Homer und Hesiod sei ein bloßes Symbol für zwei verschiedene Kunstrichtungen. Er sieht vielmehr in dem *agôn*, dem Wettkampf, einen Wesenszug der Griechen. Im Gegensatz zu der herrschenden Auffassung kommt er zu dem Schluß, »daß der historische Hintergrund des *agôn* gut bezeugt ist, der *agôn* selbst aber von den ältesten Zeiten griechischer Geschichtsschreibung an ein wirkendes Element ist«B189. Im Agòn, im Wettkampf, erblickte Nietzsche schon jetzt eines der entscheidendsten Merkmale in dem Bilde der Kultur der Griechen, das er sich machte und das für seine Weltanschauung so bestimmend wurde. Über die Arbeitsweise, die Nietzsche bei diesem intensiven philologischen Studium anwendet, schreibt er am 4. April 1867 an Deussen: »Das grobe Material zusammenzuschaffen ist eine freundliche Arbeit, ob sie gleich oft etwas Handwerkmäßiges hat. Aber die Erwartung des endlich sich enthüllenden

[Curt Paul Janz: Biographie: VI. Der Bonner Frankone. Friedrich Nietzsche: Werke, S. 310

(vgl. Janz-Nietzsche Bd. 1, S. 135 ff.) (c) C. Hanser Verlag]

Zauberbildes hält uns munter. Am peinlichsten ist mir die Ausarbeitung, und hier reißt mir sehr oft die Geduld.« Aber er sieht in seiner Arbeit noch einen tieferen, allgemeineren Sinn: »Jede größere Arbeit ... hat einen ethischen Einfluß. Das Bemühen, einen Stoff zu konzentrieren und harmonisch zu gestalten, ist ein Stein, der in unser Seelenleben fällt: aus dem engen Kreise werden viele weitere.« Wie sehr ihm die harmonische Gestaltung auch am Herzen liegt, bekundet er: »Du wirst meinen Eifer lächerlich finden, mit dem ich Farben reibe, überhaupt mich anstrenge, einen leidlichen Stil zu schreiben. Aber es ist nötig, nachdem ich mich so lange vernachlässigt habe. Das kostet auch manche Selbstüberwindung. Denn manches superfluum muß hinweggeschnitten werden, das uns gerade sehr gefällt. Eine strenge Exposition der Beweise, in leichter und gefälliger Darstellung, womöglich ohne jeden morosen Ernst und jene zitatenreiche Gelehrsamkeit, die so billig ist: das sind meine Wünsche. Das Schwerste ist immer, den Gesamtconnex von Gründen, kurz den Riß des Gebäudes zu finden. Dies ist eine Arbeit, die im Bett und auf Spaziergängen (!) sich oft besser macht als am Studiertisch.« Es ist ihm also durchaus nicht nur um Sammeln von Kenntnissen zu tun, sondern um produktive Leistung: »Das Liebste ist mir, einen neuen Gesichtspunkt zu finden und mehrere und für dies Stoff zu sammeln. Mein Gehirnsmagen ist ärgerlich über jede Überfüllung. Vieles Lesen stumpft den Kopf entsetzlich ab. Die meisten unsrer Gelehrten würden auch als Gelehrte mehr wert sein, wenn sie nicht zu gelehrt wären. Speise nicht zu starke Mahlzeiten.« Noch deutlicher zeigt er sein Ziel in einem Brief an Gersdorff vom 6. April 1867: »Wir wollen es nicht leugnen, jene erhebende

Gesamtanschauung des Altertums fehlt den meisten Philologen, weil sie sich zu nahe vor das Bild stellen und einen Ölfleck untersuchen statt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und – was mehr ist – zu genießen ... Überhaupt ist unsere ganze Art zu arbeiten entsetzlich. Die hundert Bücher vor mir auf dem Tische sind ebenso viele Zangen, die den Nerv des selbständigen Denkens ausglühen.« Er bäumt sich auf gegen »jene notwendigen Krankheitsformen, die sowohl das Übergewicht gelehrter Tätigkeit als das übermäßige Vorherrschen der körperlichen erzeugen, die der Gelehrte so gut als der Bauerntölpel hat. Nur daß bei diesem diese Krankheiten anders sich zeigen als bei jenem. Die Griechen waren keine Gelehrten, sie waren aber auch nicht geistlose Turner. Müssen wir denn so notwendig eine Wahl zwischen der einen oder andern Seite treffen, ist vielleicht hier auch durch das ›Christentum‹ ein Riß in die Menschennatur gekommen, den das Volk der Harmonie nicht kannte? Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden ›Gelehrten‹ beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch auch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte.«

Im eigentlich Philosophischen war Nietzsche in diesen ersten beiden Leipziger Jahren nicht produktiv. Er versenkte sich, wie wir schon sahen, in Schopenhauer, und darüber hinaus hatte er das Bestreben, sich Kenntnisse über die Geschichte der Philosophie überhaupt zu verschaffen. Doch ging er hierbei nicht den nächstliegenden Weg, an seiner Universität Vorlesungen darüber zu hören: durch die leidenschaftlichen Ausbrüche Schopenhauers gegen die Kathederphilosophen und die persönliche Begegnung mit Schaarschmidt in Bonn, bei der sich Nietzsche und Deussen, wie dieser berichtet, erstaunt ansahen: »Das also ist ein Philosoph?«, waren ihm die offiziellen Lehrer der Philosophie fraglos gründlich verleidet, und so hielt er sich an die Bücher.

Seine Ausgangspunkte waren ursprünglich gewesen: Auseinandersetzung mit der Theologie, und Klärung des Wesens der Kunst, namentlich der Musik.

Schon in der Bonner Zeit, Ostern 1865, hatte er mit der Schwester David Friedr. Strauss gelesen und darüber debattiert; parallel dazu las er bereits Eduard Hanslick, den Wiener Musikwissenschaftler und verbissenen Wagnergegner. In der Zeit zwischen Bonn und Leipzig beschäftigte er sich vorübergehend mit Hegel, der dann durch Schopenhauer vollständig verdrängt wurde; beibehalten wurde Emerson. Im August 1866 machte er eine neue, schwerwiegende Entdeckung: Friedrich Albert Lange, ›Geschichte des Materialismus‹B190, woraus Demokrit für ihn von besonderer Aktualität wird. Damit ist die Lebensaufgabe entschieden. Die Diogenes Laertius-Studien von Oktober 1866 an treiben ihn dann vollends in die philosophische Thematik. Die Ausdehnung der Lektüre auf Kant und Dühring erfolgt erst während der Militärzeit, Winter 1867 auf 68.

Zum Christentum gewann er in dieser Zeit eine kühle, tolerante Distanz unter dem Einfluß eben Schopenhauers, aber auch aus Rücksicht auf den Freund Deussen, den er als Menschen hoch achtete, so hoch, daß er ihn mit seinem Theologiestudium in Göttingen zwar auf falscher Bahn sah, es ihm aber nicht übel nahm. Aber auch mit Gersdorff diskutiert er in Briefen diese Fragen, so am 7. April 1866. Er berichtet darin: »Heute hörte ich eine geistreiche Predigt Wenkels über das Christentum ›der Glaube, der die Welt überwunden hat‹, unerträglich hochmütig gegen alle Völker, die nicht Christen sind, und doch wieder sehr schlau. Alle Augenblicke nämlich substuierte er dem Worte Christentum etwas anderes, was immer einen richtigen Sinn gab, auch für unsre Auffassung. Wenn der Satz ›das Christentum hat die Welt überwunden‹ mit dem Satz ›das Gefühl der Sünde‹, kurz, ein metaphysisches Bedürfnis hat die Welt überwunden vertauscht wird, so hat das für uns nichts

Anstößiges, man muß nur konsequent sein und sagen, ›die wahren Inder sind Christen‹ und auch: ›die wahren Christen sind Inder‹.« Diese Auffassung hat später sein Freund Deussen, der sich damals am längsten gegen Schopenhauer sperrte, um später für sein ganzes Leben dessen Erzprophet zu werden, stets vertreten. Für Deussen hatten die Lehren Platos, Christi und der Upanishaden den gleichen letzten Gehalt, der seine vollendete Form in Kant und Schopenhauer gefunden habe. Nietzsche jedoch fährt fort: »Im Grunde aber ist die Vertauschung solcher Worte und Begriffe, die einmal fixiert sind, nicht recht ehrlich; es werden nämlich die Schwachen im Geiste vollends verwirrt. Heißt Christentum ›Glaube an ein geschichtliches Ereignis oder an eine geschichtliche Person‹ so habe ich mit diesem Christentum nichts zu tun. Heißt es aber kurz Erlösungsbedürftigkeit, so kann ich es höchst schätzen.«

Was Nietzsche zu Schopenhauer hinzog, war von Anfang an nicht dessen dogmatisches System, sondern, wie schon gesagt, die ethische Persönlichkeit. Aus der Lehre saugte er zunächst nur den Pessimismus in sich ein, aber er aktivierte ihn mit Notwendigkeit sofort für sich. Schon am 12. Juli 1866 heißt es an Hermann Mushacke: »Seitdem Schopenhauer uns die Binde des Optimismus vom Auge genommen, sieht man schärfer. Das Leben ist interessanter, wenn auch häßlicher.« Der Psychologe Nietzsche wurde durch Schopenhauer freigemacht. Die Verneinung des Willens als ethische Forderung durch Schopenhauer zog gerade den von mächtigen, aber ihrer Ziele noch nicht bewußten Willensstößen erschütterten jungen Nietzsche stark an. Zu gleicher Zeit, als er bei einem Spaziergange auf dem Leusch, wie wir sahen, im Gewitter den reinen, von keiner Ethik und intellektuellen Trübung verzerrten Willen erkannte, übte er sich in »Stunden jener ruhigen Betrachtung, wo man in Freude und Trauer gemischt über seinem Leben steht, ähnlich jenen schönen Sommertagen, die sich breit und behaglich über die Hügel hinlagern, wie Emerson sie so vortrefflich beschreibt: dann wird die Natur vollkommen, wie er sagt, und wir: dann sind frei wir vom Banne des immer wachsenden Willens, dann sind wir reines, anschauendes, interesseloses Auge«. (An Gersdorff, 7. April 1866) Und das Werk Schopenhauers brachte ihn in »jene wehmütige aber glückliche Stimmung, die uns auch beim Anhören edler Musik ergreift«. Ja, das ist die eigentliche, erste Wirkung Schopenhauers auf Nietzsche: die alle Unruhe lindernde Musik, eine Stimmung und eine Tröstung. Diese tröstende Wirkung war ihm so entscheidend, daß er am 16. Januar 1867 an Gersdorff schrieb, dessen Bruder einer Kriegsverwundung erlegen war, wenn Schopenhauer diese Stimmung bei dem trauernden Freunde nicht hervorrufe, so wolle er auch nichts mehr mit dieser Philosophie zu tun haben. Und er war glücklich, als Gersdorff ihm bestätigte, daß Schopenhauer auch ihm diesen Trost biete. In den ersten zwei Jahren blieb das Erlebnis Schopenhauer für Nietzsche eine reine Beglückung, erst vom Herbst 1867 an begann er sich bewußt mit dieser Beglückung, ihrem Grund und ihrem Sinn auseinanderzusetzen und sich damit, wie wir sehen werden, auch schon vom Erlebnis loszulösen.

Dies wurde nicht zum wenigsten möglich durch ein Buch, das für die Entwicklung des philosophischen Denkens Nietzsches eine ebenso große, wenn nicht größere Bedeutung gehabt hat als ein Jahr zuvor Schopenhauer, wenngleich dieser als auslösende Kraft ungleich stärker wirkte. Es war Friedrich Albert Langes ›Geschichte des Materialismus‹, die Nietzsche im Sommer 1866 kennenlernte, sofort nach Erscheinen des Werkes.

Der Eindruck dieses Buches war so stark, daß er im November 1866 in einem Nachtrag zu einem sehr langen Brief an Hermann Mushacke schrieb: »Das bedeutendste philosophische Werk, was in den letzten Jahrzehnten erschienen ist,

ist unzweifelhaft Lange ..., über das ich eine bogenlange Lobrede schreiben könnte. Kant, Schopenhauer und dies Buch von Lange – mehr brauche ich nicht.«

Das Werk LangesB191 gehört noch heute zu den besten philosophiegeschichtlichen Büchern. Lange war kein Zünftler, kein Kathederphilosoph. Der 1828 als Sohn eines Theologen geborene Lange wurde erst 1870 Professor der Philosophie in Zürich, 1872 in Marburg, wo er 1875 starb. Zur Zeit der Ausarbeitung seines Hauptwerkes war er Gymnasiallehrer und ein Schriftsteller der bürgerlichen Linken, der jenen zu Unrecht vergessenen deutschen Demokraten zugehörte, die wie Johann Jacoby und andere die sozialen Wandlungen der Zeit erkannten und einen unabhängigen Geist, reiche Kenntnisse, verbunden mit wachem sozialen Gewissen, undogmatisch in den Dienst sozialpolitischer Ziele setzten, die sie häufig in engere Berührung mit der aufkommenden Arbeiterbewegung brachten, bis deren sozialdemokratisch-marxistische Führung ihr Wirken überdeckte.

Lange ging von einem sehr freien Kantianismus aus und stellte nicht nur die Gedankenwelt der alten und neuen Denker mit besonnener, von jeder Dogmatik frei sich haltender Skepsis dar, sondern auch die Probleme des modernen Lebens, wie sie mit dem Darwinismus, dem Kapitalismus, dem »oberflächlichen Liberalismus« usw. gegeben waren. Seine ganze Darstellung ist von einem hohen sittlichen Ernst getragen, der Nietzsche besonders angesprochen haben dürfte, so wenn Lange empört von der Hand weist, »daß es ein besonderes Lebensgebiet gäbe für das Handeln nach Interessen und wieder ein anderes für die Übung der Tugend«.

Was Nietzsche aus dem Werke Langes gewann, ist weit mehr als eine bloße Orientierung über die Geschichte der Philosophie und die »traditionellen Begrifflichkeiten«, wie Jaspers meintB192. Er fand hier auch einen unbefangenen und ehrlichen Denker, dessen positivistischer Realismus manchen Instinkten Nietzsches entgegenkam und dessen unbefangene Darlegungen ihm eine Fülle von Anregungen und Bestätigungen brachten. Hier waren auch die Zeitfragen in einen großen geistigen Zusammenhang gebracht, und die Darstellung Langes gewann dadurch jene Lebendigkeit und Aktualität, nach denen der junge Nietzsche mit seinem von allen Problemen der Gegenwart reizbaren Nervensystem und Geiste verlangte. Hier erfuhr er zuerst Näheres über den Darwinismus, über die wirtschaftlichen und politischen Strömungen der Zeit nicht weniger als Anregungen für seine Studien über Demokrit, der ein besonderer Liebling Langes war. Hier bekam er auch wohl zuerst ein Bild vom Werke Kants, das er dann durch die Lektüre des zweibändigen Buches über Kant von Kuno Fischer und das Studium von Kants ›Kritik der Urteilskraft‹ (Ästhetik!) Ende 1867 und Januar 1868 vervollständigte. Hier wurde er auch schon bekannt gemacht mit den englischen Positivisten, die während seiner eigenen sogenannten positivistischen Zeit für ihn eine große Rolle spielten. Nicht erst Rée, wie man oft angenommen halt, vermittelte ihm deren Bekanntschaft, sondern schon Lange.

Bei Lange fand er aber auch entscheidende Bestätigungen eines seiner philosophischen Grundinstinkte: Lange zieht eine grundsätzliche, schroffe Trennungslinie zwischen der erfahrungsmäßigen Erkenntnis als der wissenschaftlichen Wahrheit und jeder Art von Metaphysik als Begriffsdichtung und lehnt jede Gleichsetzung von Denken und Sein, wie sie Plato und Hegel versucht haben, ab. Diese erkenntniskritische Haltung Langes bestärkte eine innerste Überzeugung schon des jungen Nietzsche, nämlich die, daß zwischen der Unendlichkeit des Lebens und seiner konkreten Wirklichkeit einerseits und der Begrenztheit des Verstandes andererseits eine unüberbrückbare Diskrepanz besteht,

daß das Leben und die Welt ihrem Wesen nach alogisch sind und sich jedem Versuch, sie rein verstandesmäßig zu erfassen und zu beherrschen, mit Notwendigkeit entziehen. Die Auslegung des Wirklichen als des schlechthin Alogischen und Irrationalen hatte ihn schon bei Schopenhauer wie eine Offenbarung getroffen. In der kühleren Atmosphäre Langes fand er sie nun bestätigt.

So zog er aus der ersten Lektüre Langes in einem Brief an Gersdorff vom Ende August 1866 den Schluß: »Wir haben hier einen höchst aufgeklärten Kantianer und Naturforscher vor uns. Sein Resultat ist in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt:
1. Die Sinnenwelt ist das Produkt unserer Organisation.
2. Unsere sichtbaren (körperlichen) Organe sind gleich allen anderen Teilen der Erscheinungswelt nur Bilder eines unbekannten Gegenstandes.
3. Unsere wirkliche Organisation bleibt uns daher ebenso unbekannt wie die wirklichen Außendinge. Wir haben stets nur das Produkt von beiden vor uns.

Also das wahre Wesen der Dinge, das Ding an sich, ist uns nicht nur unbekannt, sondern es ist auch der Begriff desselben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unserer Organisation bedingten Gegensatzes, von dem wir nicht wissen, ob er außerhalb unserer Erfahrung irgend eine Bedeutung hat. Folglich, meint Lange, lasse man die Philosophen frei, vorausgesetzt, daß sie uns hinfüro erbauen. Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe. Wer will einen Satz von Beethoven widerlegen, und wer will Raffaels Madonna eines Irrtums zeihen?

Du siehst, selbst bei diesem strengsten kritischen Standpunkte bleibt uns unser Schopenhauer, ja er wird uns fast noch mehr.«

Hier findet sich also die erste Auseinandersetzung mit dem »Ding an sich« Kants, die Nietzsches erkenntniskritische Gedanken von nun an in höchstem Maße beschäftigen und bei dem reifen Denker zu Lösungen führen wird, die auch heute noch nicht hinlänglich ausgewertet sind. Hier zeigt sich aber auch, wie wenig ihm das Begriffliche in der Philosophie bedeutet. Das Erlebnis Schopenhauer ist ihm kein gedankliches und begriffliches Erlebnis, sondern das Erlebnis eines Totalen, eines Kunstwerks, vor dem alles Begriffliche belanglos ist. So kann er auch rein in diesem Erlebnis aufgehen, solange, bis sein eigenes Lebensgefühl sich nicht mehr mit dem Lebensgefühl Schopenhauers deckt.

Nietzsche vertiefte sich immer wieder in das Buch Langes. Am 16. Februar 1868 schrieb er wiederum an Gersdorff: »Wenn Du Lust hast, Dich vollständig über die materialistische Bewegung unserer Tage, über die Naturwissenschaften mit ihren Darwinschen Theorien, ihren kosmischen Systemen, ihrer belebten camera obsura etc. zu unterrichten, zugleich auch über den ethischen Materialismus, über die Manchester- Theorie etc., so weiß ich Dir immer nichts Ausgezeichneteres zu empfehlen als ... F. A. Lange, ein Buch, das unendlich mehr gibt als der Titel verspricht und das man als einen wahren Schatz wieder und wieder anschauen und durchlesen mag. Bei Deiner Richtung der Studien weiß ich Dir nichts Würdigeres zu nennen. Ich habe mir schlechterdings vorgenommen mit diesem Manne bekannt zu werden, und will ihm meine Demokrit-Abhandlung als ein Zeichen meiner Dankbarkeit schicken.«

Daraus wurde, wie aus der Abhandlung selbst, dann nichts, und als sie sich während zwei Jahren (1870-1872) so nahe waren – Nietzsche in Basel, Lange in Zürich – kam es zu keinem persönlichen Kontakt. Aber Nietzsche erwarb noch die Neuauflage des Buches von 1887 und ging sie erneut durch, um dann freilich – auf der Höhe seines Immoralismus – Langes Denken zu moralisch-religiös zu findenB193.

Trotz der Fülle und Intensität all dieser Studien war Nietzsche in den Leipziger Jahren alles eher als ein Bücherwurm und einsiedlerischer Stubenhocker. Im Gegenteil: zu kaum einer Zeit seines Lebens, nicht einmal in den ersten Basler Jahren, hat er alle Strömungen und Vorgänge des Tages, der Politik und der Kunst so auf sich einwirken lassen, ist er so gesellig gewesen und hat er sich in einem so großen Kreis von Menschen bewegt.

Ein besonderes Zeugnis heiterer und gehobener Geselligkeit ist eine Komposition: »Herbstlich sonnige Tage«B194 nach einem Gedicht von Emanuel Geibel für ein gemischtes Vokalquartett mit Klavier. Ein Archiveintrag sagt dazu: »komponiert von Friedrich Nietzsche am 1. Osterfeiertage 1867 (21. April) in der Wohnung seiner Cousine Mathilde Schenk geb. Nietzsche in Weimar.« Die Familienchronik des Ehegatten dieser Cousine Schenk bewahrt eine köstliche Erinnerung an diese Osterüberraschung.* Das Stück ist in seiner schlichten Allerweltsromantik direkt zum prima-vista-Singen gemacht für einen zwar nicht ausgelassenen, aber fröhlichen Kreis.

Jetzt erst führte er ein wirklich freies Studentenleben, wie es nach seinem Herzen war. Er stand immer noch wie in seiner Schulzeit, und wie auch später, sehr früh auf, arbeitete den ganzen Morgen meist für sich, aß zu Mittag mit Freunden und Studiengenossen bei Mahn in der Nähe des Alten Theaters, ging nachher mit ihnen in das Kaffee Kintschy, wo er Zeitungen las und debattierte, um dann ins Kolleg oder auf die Bibliothek zu gehen. Die Abende, soweit sie nicht dem Theater und Konzerten gehörten – und das war sehr häufig der Fall – verbrachte er oft in der Weinstube von Simmer mit seinen Freunden, wiederum diskutierend; auch den Wein verschmähte er damals durchaus nicht, ohne sich etwas daraus zu machen; nur das Rauchen war ihm zuwider, so daß er das Kaffee Kintschy, in dem nicht geraucht werden durfte, allen anderen Lokalen vorzog.

Vielleicht lag dieser Abneigung gegen das Rauchen auch ein ärztliches Verbot zugrunde. Denn es scheint festzustehen, daß Nietzsche in dieser Zeit in Leipzig wegen einer syphilitischen Ansteckung ärztlich behandelt worden ist. Nicht geklärt ist, ob er sich diese Infektion erst hier oder schon im Jahre vorher in Bonn zugezogen hat. Auf ihn selbst ist wohl die Angabe in der Jenaer Krankengeschichte vom Januar 1889 zurückzuführenB195:

1866 syphilitische Ansteckung. BendaB196 hat auf jenen von uns schon zitierten Brief vom 4. August 1865 an Gersdorff hingewiesen und will in den dort genannten Symptomen »heftiger Rheumatismus, der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und in die Zähne ... die stechendsten Kopfschmerzen ... sehr abgemattet und meistens ganz apathisch ...« die Symptome einer frühluetischen Meningitis, einer akuten, nicht eitrigen Entzündung der weichen Hirnhäute, sehen. Ihm schließt sich Lange-Eichbaum anB197. Dieser sagt allerdings kurz vorher – und das steht im Widerspruch hierzu –: »Ein bekannter Berliner Nervenarzt teilte mir mit, daß Nietzsche sich als Student in einem Leipziger Bordell mit Lues angesteckt hätte und daß er von zwei Leipziger Ärzten anti-syphilitisch behandelt worden wäre. Die Namen dieser Ärzte wären bekannt. Auch Möbius, der ja in Leipzig wohnte, hat Briefe von diesen Ärzten besessen. Die Briefe sind aber später vernichtet worden. Ein bekannter pathographischer Autor schrieb außerdem 1930 an die Deutsche Medizinische Wochenschrift, daß er von dem Bruder von Möbius und von dem Sohn eines der beiden Ärzte die Bestätigung erfahren habe.«

Ist also der Zeitpunkt der Infektion nach wie vor unbestimmt, so können wir dieses Zeugnis eines so ernsten Psychiaters wie Lange-Eichbaum nicht anzweifeln. Daß die spätere Paralyse Nietzsches *nur* in einer Syphilis ihre Ursache haben kann, müssen

wir nach dem heutigen Stand der medizinischen Forschung wohl als gesichert annehmen und ebenso aufgrund dieser Bekundung von Lange-Eichbaum als Tatsache, daß Nietzsche in Leipzig gegen Syphilis behandelt worden ist. Es liegt aber nahe anzunehmen, daß die behandelnden Ärzte Nietzsche über den bösartigen Charakter seiner Krankheit und ihre späteren Folgen nicht aufgeklärt haben; denn sonst ist es nicht erklärlich, daß wir bis 1889 nicht eine einzige Bekundung von ihm darüber finden, es sei denn, daß im Nietzsche-Archiv alle Spuren verwischt und vernichtet worden sind oder eines Tages noch erst auftauchen müssen.

Eine ernste Erschütterung kann diese Behandlung in Leipzig kaum in Nietzsche hinterlassen haben. Er wird sie, wie das bei der damaligen bürgerlichen Heuchelei und der Unzulänglichkeit der medizinischen Einsicht so häufig geschah, als eine belanglose Episode ohne weitere Folgen angesehen und hingenommen haben, zumal er in der nächsten Folgezeit keine ernstlichen gesundheitlichen oder geistigen Störungen erlitt, mit *einer* Ausnahme allerdings, auf die wir später kommen werden.

Gesellschaftlich verkehrte Nietzsche besonders im Hause Ritschls, dessen gescheite Frau an dem begabten und so vielseitig interessierten Studenten besonderes Gefallen fand. Hier und im persönlichen Umgang mit anderen Leuchten der Fakultät wie Dindorf und Tischendorf gewann er auch, besonders durch Ritschls Offenherzigkeit, einen Einblick hinter die Kulissen des Universitätsgetriebes und in das Menschlich-Allzumenschliche des akademischen Olymps, Einblicke, die nicht wenig dazu beitrugen, ihm manche Illusion über den deutschen Gelehrtentyp zu nehmen, zumal sein Auge sich unter dem Einfluß Schopenhauers immer mehr schärfte. Völlig ungetrübt aber blieb seine Verehrung für Ritschl, wenngleich er früh erkannte, was ihn von dem reinen Philologen, dem aller philosophischen Beimengung abholden Ritschl in der Grundauffassung seines Berufes schied. Noch am 4. April 1867 schreibt er an Deussen: »Du glaubst nicht, wie persönlich ich an Ritschl gekettet bin, so daß ich mich nicht losreißen kann und mag ... Du kannst nicht ahnen, wie dieser Mann für jeden einzelnen, den er lieb hat, denkt, sorgt und arbeitet, wie er meine Wünsche, die ich oft kaum auszusprechen wage, zu erfüllen weiß und wie wiederum sein Umgang so frei von jenem zopfigen Hochmut und jener vorsichtigen Zurückhaltung ist, die so vielen Gelehrten eigen ist ... Er ist der einzige Mensch, dessen Tadel ich gern höre, weil alle seine Urteile so gesund und kräftig, von solchem Takte für die Wahrheit sind, daß er eine Art wissenschaftliches Gewissen für mich ist.« Auch Jahre später noch hielt die persönliche Verehrung an, selbst als sich die geistigen Wege Nietzsches von denen Ritschls trennten.

Der Freundeskreis Nietzsches hatte sich zuerst nur auf Mushacke und Gersdorff beschränkt, bis Gersdorff im Juli 1866 in den Krieg ziehen mußte. Sie waren »die ersten, auf die ich den vollen Strom einer Schopenhauerschen Batterie lenkte, weil ich beurteilen konnte, daß sie für solche Anschauungen empfänglich seien. Wir Drei fühlten uns fortan lebhaft im Zauber des einen Namens verbunden. Auch schauten wir lebhaft nach anderen Naturen aus, die wir in dasselbe Netz ziehen wollten. Von diesen ist einer bemerkenswert, namens Romundt aus Stade/Hannover. Mit einem schreienden peinlichen Organ schreckte er zuerst die Menschen von sich ab. Und so ging es auch mir, bis ich mich gewöhnte, über diesen äußeren Eindruck hinwegzuhören. Er befand sich in unglücklichen Verhältnissen. Seine begabte Natur wies ihm nach keiner Seite hin ein bestimmtes, zu erstrebendes Ziel an. Die Elemente eines Forschers, Dichters, Philosophen waren trostlos gemischt, so daß er sich in ewigem Ungenügen verzehrte. Daß auch seine Augen auf den Namen Schopenhauer gebannt wurden, versteht sich von selbstB198.«

Die Freundschaft mit Heinrich Romundt zog sich über viele Jahre hin, nicht zum wenigsten, weil Romundt in Nietzsche von Anfang an den Überlegenen und seiner selbst völlig Sicheren sah, während dieser allerdings stets an der Unentschiedenheit und geistigen Unbestimmtheit Romundts litt und sich rieb.

Von dem letzten Schulfreund Deussen hatte Nietzsche gehofft, er werde ihm bald nach Leipzig folgen. Statt dessen ließ Deussen sich von seiner energischen und stark religiös gebundenen Mutter bestimmen, das Theologiestudium in Tübingen durchzuführen, obwohl alle seine Neigungen zur Philologie gingen. Nietzsche suchte ihn mit vielen guten Gründen von seinem Entschluß abzubringen, da er klar zu sehen glaubte, daß Deussens eigentliche Begabung auf dem Gebiete der Philologie und besonders der Sprachvergleichung liege. Wie richtig Nietzsche hier sah, hat Deussen später mit seiner Laufbahn als Sanskritist bewiesen. »Es ist wirklich keine Kleinigkeit«, schrieb ihm Nietzsche im September 1866, »in den 20er Jahren längere Zeit über seinen Beruf im Unklaren zu sein. Wir Menschen haben nur wenige wirklich produktive Jahre: diese sind unvermeidlich mit dem bezeichneten Lebensalter entflohen. Die originalen Ansichten, die unser ganzes späteres Leben ausführen, mit Beispielen und Erfahrungen belegen und bekräftigen soll, werden in diesen Jahren geboren: da aber unser Beruf uns unser Leben hindurch begleitet, so ist es nötig, daß in *ihm* jene Ansichten und Einsichten gefunden werden.« Und in der Bestimmung dieses Berufs dürfe er sich von niemandem dreinreden lassen.

Deussen fühlte in solchen Briefen nur den Zuchtmeister, wie er selbst schreibt. Er hatte wohl ebenso viel Furcht vor der Überlegenheit Nietzsches, wie er von dieser nicht loskam. So schrieb er ihm nur viele langatmige und gewundene Briefe, die, ebenfalls nach eigenem Geständnis, erst nach mehrfachen Entwürfen zustande kamen, hütete sich aber, Nietzsche nach Leipzig zu folgen, auch als er sein theologisches Studium schon aufgegeben hatte. Nietzsche aber konnte mit der Unlebendigkeit und geistigen Schwunglosigkeit des Jugendgefährten nichts machen und antwortete nur mit neuen Schulmeistereien. Erst als der »Papa« Deussen – so nannten ihn schon seine Pfortenser Mitschüler, wie wir, seine Studenten, ihn noch 50 Jahre später nannten – sich allmählich zu seinem eigentlichen Gelehrtenlebensziel fand, wurde Nietzsches Anteilnahme an ihm wieder wärmer. Von sonstigen Altersgenossen, mit denen Nietzsche in seiner Leipziger Studentenzeit umging, sind mit Ausnahme Rohdes, von dem noch zu reden sein wird, nachhaltigere Spuren in seinem Leben nicht geblieben. Eine Zeitlang wohnte ganz in der Nähe von Nietzsches Wohnung der Bruder seines Onkels Moritz Schenkel, Rudolf Schenkel, der die Rechte studierte. Die Vettern, wie sie sich nannten, kamen zwar häufig zusammen, aber Nietzsche konnte mit Schenkel nicht viel anfangen. Als er auch mit ihm beginnen wollte zu schopenhauern, mußte er einsehen, daß dies wenig nützen würde; »denn«, schrieb er seiner Mutter am 31. Januar 1866, »bei dem echten Sachsen heißt es immer ›primum vivere, deinde philosophari‹ ›zuerst leben, dann philosophieren‹.«

Im Philologischen Verein und in den Abendstunden im Café war er gern zusammen mit Windisch, der sich später als Orientalist einen Namen gemacht hat, Roscher, dem Sohn des bekannten Nationalökonomen, Rudolf Kleinpaul und einigen anderen, über die er am Ende dieser Zeit selbst mit etwas ätzender Psychologie, der man die Freude am Artistischen anmerkt, berichtetB199. So heißt es von Gottfried Kinkel, dem Sohn des Revolutionsdichters von 1848: »Von diesem seltsamen Kauze muß ich einiges sagen. Ein kleines schwächliches Männchen mit altem, bartlosem Gesicht. Dazu eine Geschmeidigkeit der Bewegung, die an vielen Umgang mit Frauen erinnerte. Eine englische Gleichgültigkeit und Apathie gegen etwas, was er

nicht bemerken wollte. Merkwürdig aber vor allem, daß, obgleich er sich selbst in kleinen Verhältnissen bewegte, auch als Philolog kaum andere als halbmechanische Arbeiten trieb, er doch alles gleichsam mit Vergrößerungsgläsern um sich erblickte, vor allem seine Freunde. Wenn er einen von uns zu beschreiben anfing, so sahen wir uns mit Gelächter in hyperbolische Wesen verwandelt ... Er sonnte sich wahrscheinlich selbst gemächlich im Glanze seiner selbstgeschaffenen Sonnen. Wir luden uns öfter gegenseitig ein, musizierten miteinander und ergingen uns in Gesprächen über Ziele der Philologie. Er, dem immer die politischen Prinzipien seines Vaters vorschwebten, er, der mitunter Vorträge in Arbeitervereinen hielt, wollte durchaus, daß politische Zwecke im Hintergrund stehen müßten, während ich in meiner Art die selbstlose Würde der Wissenschaft vertrat. Plötzlich war er umgestimmt, erhob sich, erfaßte meine Rechte und schwor, von jetzt ab nach meinen Grundsätzen zu leben. Unser Umgang mit ihm war ein Komplex von Respekt, Mitleid und Erstaunen ... Daß er dabei auch dichtete, weiß ich, und er mochte oft den Wunsch hegen, seine Geburten mir vorzulegen, wenn ich nicht mit größter Entschiedenheit mich gegen alle diese Jugenddichtereien erklärt hätte; ich pflegte die Zeit der Selbsterkenntnis von da an bei einem Jüngling zu datieren, wo er seine Dichtungen in den Ofen steckt, und habe es selbst dieser meiner Anschauung gemäß in Leipzig gemacht. Friede auch dieser Asche!«

Bemerkenswert ist außer der amüsanten Charakteristik an dieser Äußerung die völlige Abkehr Nietzsches von den zahlreichen lyrischen Anwandlungen und Ergüssen seiner frühen Jugend.

Auch andere Gefährten dieser Tage aus dem Philologischen Verein charakterisierte er an gleicher Stelle sehr scharf, so den Niederdeutschen Wilhelm Wisser, den er vergeblich zum Schopenhauerianer zu machen versuchte: »an ihm fiel vor allem ein rastlos wühlender Ehrgeiz auf ... dabei besaß er eine liebenswürdige Neigung mit Kindern und alten Bürgersleuten umzugehen und fühlte sich in einfachen ländlichen Verhältnissen, wo er etwas gelten konnte, am wohlsten.« Das hat auch Wisser selbst wohl später erkannt; seiner Fähigkeit, mit dem einfachen Volke umzugehen, verdanken wir den heute noch nicht voll ausgeschöpften Schatz seiner riesigen Sammlung plattdeutscher Volksmärchen.

Ein anderer Debattiergenosse Nietzsches in diesen Tagen war der dicke, blonde, ungenierte und mokante Neuphilologe Franz Hueffer: »Ein talentvoller Mensch, dem die Natur den Begriff der Taille versagt hatte, trieb er die schönen Künste, vornehmlich Musik mit Eifer, übersetzte gewandt aus dem Französischen und sah sich da, da er sehr vermögend war, mit Ruhe dem Strom des Literatentums entgegenschwimmen. Wir lagen uns immer in den Haaren in musikalischen Punkten; vornehmlich über die Bedeutung Wagners ging uns nie die Stimme und die Galle aus. Ich gebe ihm jetzt nachträglich zu, daß sein musikalisches Urteilen und Empfinden feiner, vor allem gesunder entwickelt war als das meinige. Aber damals vermochte ich dies nicht einzusehen und empfand manchen Schmerz über seinen rücksichtslosen Widerspruch.« Hueffer war leidenschaftlicher Wagnerianer, während Nietzsche auch noch zu dieser Zeit Wagner kritisch gegenüberstand.

Hueffer war es wohl auch oder Wisser, durch den Nietzsche mit einem jungen Kommilitonen bekannt wurde, der der Freund seines Lebens werden sollte: Erwin Rohde.

Rohde hatte schon in Bonn gleichzeitig mit Nietzsche studiert und war Ritschl nach Leipzig gefolgt, ein Ritschl-Schüler also von Anbeginn. In Leipzig trat er denn auch gleich, noch vor Nietzsche, der Ritschlschen Sozietät bei, wurde aber Mitglied des Philologischen Vereins, in dem Nietzsche dominierte, offenbar erst im Sommer 1866.

Im Juni traf er sich auch schon mit Nietzsche nach dem Theater bei Mahn, und von nun an wurde der Verkehr häufiger, wie Wilhelm Wissers Tagebuch und Nietzsches Brief vom 12. Juli 1866 an Mushacke erkennen lassen. Aber noch Ende August 1866 schreibt Nietzsche an Gersdorff nur, daß Rohde jetzt auch ordentliches Mitglied des Philologischen Vereins geworden sei, »ein sehr gescheiter, aber trotziger und eigensinniger Kopf«.

Erst am 20. Februar 1867 meldete Nietzsche Gersdorff: »Ich sitze täglich bei Kintschy mit Kohl und Rohde zusammen, die jetzt meinen nächsten Umgang bilden.« Im Sommer dieses Jahres entfaltete sich die Freundschaft zwischen beiden zu voller Blüte. Sie nahmen nachmittags von 4 bis 5 gemeinsam Reitunterricht bei dem Stallmeister Bieler und übten sich auch gemeinsam im Pistolenschießen. Wenn sie wunderbar erfrischt nach einer solchen Reitstunde mit der Reitpeitsche noch in der Hand in das Kolleg Ritschls über lateinische Grammatik kamen, fielen sie unter den meist stubenhockerischen anderen Philologen, die nach der Mode der Zeit mit ihren noch nicht viel mehr als 20 Jahren fast alle Bärte trugen, ebenso auf, wie sie sich sonst durch ihre philologische Begabung auszeichneten.

Erwin Rohde war am 9. Oktober 1845 als Sohn eines Arztes in Hamburg geboren, also ein Jahr jünger als Nietzsche. Der nicht leicht zu behandelnde, sehr temperamentvolle und empfindliche Knabe war von seinen Eltern zur ersten Erziehung von 1852 bis 1859 in das Stoysche Institut in Jena gegeben worden, wo er nach seiner eigenen Aussage »mehr gedrillt, aber nicht erzogen« wurde. Er entwickelte sich hier zu einem sehr verschlossenen und störrischen Einzelgänger. Erst auf dem Johanneum in Hamburg, das er dann bis zum Abitur besuchte, konnte er sich freier entfalten. Hier schon wurde er sich seiner philologischen Bestimmung klar bewußt. Von früh an liebte er auch die Musik, ohne technisch von ihr mehr zu lernen als ein wenig Singen mit seinem klangvollen Organ. Auch hatte er ebenso wie Nietzsche, freilich ohne diesen schon zu kennen, das große Kölner Musikfest von Bonn aus mitgemacht.

Was Nietzsche an Rohde zunächst angezogen haben mag, war nicht die außerordentliche philologische Begabung, zu der noch ein ungewöhnliches Sprachtalent kam – Rohde las geläufig Französisch, Italienisch, Spanisch und trieb mit besonderem Eifer das Englische, zudem verstand er es meisterhaft, Dialekte, besonders das Sächsische, nachzuahmen –, Nietzsche liebte an ihm die große geistige Aufgeschlossenheit und Bewegtheit, die stets über die engen Grenzen des bloß Philologischen hinausdrängte. In der Zerrissenheit seines Wesens war Rohde ein echter Romantiker, schwankend zwischen schwärmerischer Hingerissenheit für alles Schöne und Große, dabei von einer ironischen, ja sarkastischen Intelligenz, die ihn zwischen »rechthaberischer Dickköpfigkeit«, die Gersdorff unangenehm auffiel, und quälender Selbstverzagtheit hin und her warf. Sein reiches Gefühlsleben verschloß sich nach außen hinter einem Panzer von Schroffheit. Höchste Leidenschaftlichkeit konnte ihn weit über alles gewohnte Maß hinaustreiben; er war außerordentlich verwundbar und im Kern von einer fast femininen Weichheit und Liebebedürftigkeit. Bei einem großen künstlerischen Einfühlungsvermögen war er sich sehr früh seiner eigenen Unproduktivität bewußt und litt darunter. So trug er schwer am Leben, so sehr er beizeiten auch wieder jugendlich überschäumen konnte.

Kein Wunder, daß er auch sehr bald zu Schopenhauer fand und damit ganz Nietzsches Herz gewann, der allein ihm gegenüber unter allen seinen Freunden nie einen überlegenen Ton anschlug, sondern wie von sich selbst auch von ihm das Höchste erwartete. An Rohde entwickelte Nietzsche seine volle Freundesbegabung.

Und er war im Fordern wie im Geben ein leidenschaftlicher Freund. Das Glück der Freundschaft war vielleicht das einzige, das Nietzsche je gesucht hat. Die Dokumente dieser Freundschaft, wie sie in den Briefen der beiden niedergelegt sind, gehören noch ganz in jene klassische Zeit der höchsten Schätzung der Freundschaft, die wir Späteren kaum mehr nachempfinden können.

Im Sommer 1867, wo sie zuletzt im gleichen Hause wohnten, genossen die beiden in vollsten Zügen das Glück dieser Freundschaft. Am 29. November 1867 schrieb Erwin Rohde noch ganz unter diesem Eindruck an Wilhelm Wisser: »Dieser letzte Sommer namentlich hat mir soviel des Guten gebracht, daß ich als auf einen der bedeutendsten Abschnitte meiner Existenz auf ihn zurücksehe. Ein großes Gut namentlich hat er mir beschert in der Freundschaft Nietzsches. Du standest ihm wohl nie näher, aber den hohen Wert seiner Natur wirst Du sicher erkannt haben, und so kann ich mich nicht genug preisen und wundern über das Glück, in diesem tief und zart angelegten Menschen einen Freund gewonnen zu haben: und ich bin mit diesem Namen immer sehr sparsam gewesen. Wir haben den ganzen Sommer eine wunderliche Existenz geführt, wie in einem wandernden Zauberkreis, nicht unfreundlich abgeschlossen nach außen und doch fast allein miteinander verkehrend. Halbe, fast ganze Tage haben wir mitsammen in seliger Faulheit verbracht, und ich wenigstens habe doch den reichsten Gewinn aus dieser zweistimmigen Nichtstuerei gewonnen, weit reicher als alle philologische Plackerei ihn mir hätte gewähren können. Schopenhauer wohl namentlich führte uns zusammen, aber eine sympathische Ader traf sich doch vor allem in uns, die wirklich tiefgehendes Einverständnis möglich machte. Ich kenne meine tiefgehenden Fehler und noch mehr die bessere Seiten verhüllenden Mängel meiner äußeren Manifestationen vielleicht zu gut, um nicht über Nietzsches Freundschaft als etwas rein Unverdientes und mir fast Unerklärliches innerlich erstaunt und berührt zu sein.«

Ende Juni 1867 faßte Nietzsche den Plan, für das nächste Semester nach Berlin zu gehen und dort, wenn nötig, auch sein Militärjahr abzudienen. Er schrieb schon an Mushacke, daß er in Berlin mit ihm einen philologischen Verein gründen und sein Reiten weiter betreiben wolle. Aber dann beschloß er doch, im August mit Rohde eine Ferienreise in den Böhmerwald zu unternehmen.

Nach vielen Abschiedsfesten von Leipzig, wohin beide nicht zurückzukehren gedachten, traten sie am 8. August die Fahrt an. Von dieser Reise, die sie großenteils zu Fuß durchführten, ist uns nur wenig von Nietzsche berichtet. In seinen Heften finden sich nur einige Ortsangaben, Notizen über Ausgaben, Verse aus Gästebüchern und eine skurrile Zeichnung eines Wahrzeichens in Regensburg, die übrigens gar keine ungeschickte Hand verrät und dasselbe sichere graphische Gefühl wie die Handschrift Nietzsches und seine schönen Entwürfe für Buchtitel. Briefe schrieb er von dieser Reise gar nicht. Rohde dagegen schrieb ein halbes Jahr später die Eindrücke der ersten Tage ausführlich und mit viel poetischen Betrachtungen nieder. Es ist wohl ein Nachklang seiner Gespräche mit Nietzsche auf dieser Wanderung in den Wäldern, wenn es in diesen Aufzeichnungen heißtB200: »Wie beachtenswert es doch ist, daß im Märchen nie und nirgends die Idee eines außerweltlichen Gottes sich zeigt; beachtenswert nicht nur wegen des ursprünglichen Glaubens des Volkes, sondern namentlich auch darum, weil daraus mit Evidenz sich ergibt, daß gerade die tiefste Vereinigung der belebten und unbelebten Natur, daß das märchenbildende Volk, das mit unbefangenem Instinkt auf die geheimnisvollen Offenbarungen des Feldes, Waldes und Baches lauscht, nichts von einer Sonderung der Dinge in unvereinbare Kategorien nach den Einfällen eines allmächtigen Schöpfers weiß, von welcher der alberne jüdische Wahn uns erzählt, in seiner

plumpen Unempfindlichkeit für die zarten Stimmen, die aus der Natur zu uns sprechen und, für die Kundigen laut genug uns mahnen: tat twam asi'.« (= »Das bist Du«; dieser Ausdruck ist wohl durch Deussen im Freundeskreis in den Gebrauch gekommen, der den indischen Spruch bereits im Brief vom 29. Juni 1866 an Nietzsche bedeutungsvoll einführt.)

Am Schluß der Reise besuchten sie Meiningen. »Dort war nämlich«, schreibt Nietzsche am 1. Dezember 1867 an Gersdorff, »ein großes viertägiges Musikfest von den Zukünftlern veranstaltet, die hier ihre seltsamen musikalischen Orgien feierten. Abbate Liszt präsidierte. Diese Schule hat sich jetzt mit Leidenschaft auf Schopenhauer geworfen. Eine symphonische Dichtung von Hans von Bülow ›Nirwana‹ enthielt als Programm eine Zusammenstellung Schopenhauerscher Sätze; die Musik war aber fürchterlich. Dagegen hat Liszt selbst in einigen seiner Kirchenkompositionen den Charakter jenes indischen Nirwana vortrefflich gefunden, vor allem in seinen ›Seligkeiten‹, ›Beati sunt qui‹ etc.« Nietzsche wich also den von ihm vorderhand noch abgelehnten Neutönern nicht aus. Der Forscher in ihm suchte sie zu ergründen. Daß sich an ihm selber einmal das wiederholen werde, was er hier einigermaßen belustigt zur Kenntnis bekam, konnte er nicht ahnen: was hier Bülow mit Sätzen Schopenhauers unternommen, wagte später Richard Strauss mit der symphonischen Dichtung ›Zarathustra‹, allerdings mit etwas mehr musikalischem Geschick.

Von Meiningen fuhren die beiden Freunde am 28. August noch zum Wartburgfest, wo Liszt seine ›Heilige Elisabeth‹ dirigierte. Dann trennten sie sich in Eisenach. Nietzsche blieb zunächst in den Ferien in Naumburg, Rohde ging nach Hamburg, um im nächsten Semester in Kiel weiterzustudieren.

Wie diese Reise mit einem Kunstgenuß, der freilich für Nietzsche kein reiner gewesen zu sein scheint, endete, so hatte er die ganzen zwei Jahre in Leipzig schon das dortige Kunstleben mit Ausnahme der Vorgänge in der bildenden Kunst mitgemacht. Er sang selbst im Riedelschen Chor und verbrachte sehr häufig seine Abende im Konzert oder Theater, und zwar genoß er, ähnlich wie in Bonn, ziemlich kritiklos, was ihm geboten wurde, nur von der Meyerbeerschen ›Afrikanerin‹, dem großen Erfolg der Spielzeit 1866, schrieb er am 29. Mai 1866 an Mutter und Schwester: »Die Musik ist bedauerlich schlecht, die Personen sehen abscheulich aus und man glaubt nach Beendigung des Stückes lebhaft an die Abstammung des Menschen vom Affen.« Ob er die einzige damals gespielte Wagner-Oper, den ›Tannhäuser‹ gehört hat, ist nach einer NotizA30 wahrscheinlich, aber nicht sicher; Rohde jedenfalls hörte sie, wahrscheinlich mit Franz Betz als Wolfram, und behielt von da an das Lied an den Abendstern unverlierbar im Gedächtnis. Sonst hörte Nietzsche die ›Zauberflöte‹, ›Die lustigen Weiber‹, Offenbachs ›Schöne Helena‹, Theodor Wachtel im ›Troubadour‹ und in Rossinis ›Tell‹. Inständig hatte er Mutter und Schwester zu einem Besuch in Leipzig zur Aufführung von Joh. Seb. Bachs ›Johannespassion‹ gebeten, allerdings erfolglos. Besonders viel aber war er im Schauspiel, wo er unter anderen Emil Devrient als Hamlet und Graf Wetter vom Strahl (›Käthchen v. Heilbronn‹) erlebte; während der Tage von Königgrätz machte er den ganzen Taumel der Begeisterung mit, den Hedwig Raabe entfesselte, nachdem ihn schon Marie Niemann-Seebach als Gretchen, Julia und Maria Stuart erschüttert hatte »wie wohl nie«.

Ganz besonders entzückt war er von Hedwig Raabe in dem harmlosen Lustspiel Müllers von Königswinter ›Sie hat ihr Herz entdeckt‹. Dennoch versäumte er es, den »blonden Engel« kennenzulernen, obwohl sie bei Verwandten von ihm, den Nitzsches, im Gohliser Schlößchen wohnte. Statt dessen setzte er sich hin und

schrieb im Juni einen Brief an sie, von dem unbekannt ist, ob er ihn abgeschickt hat. Es ist der erste uns erhaltene Brief Nietzsches an eine Frau außerhalb seiner Familie.

»Mein erster Wunsch ist es«, schreibt er, »daß Sie die unbedeutende Widmung unbedeutender Lieder mir nicht übeldeuten. Es liegt mir nichts ferner als Sie etwa durch diese Widmung auf meine Persönlichkeit aufmerksam machen zu wollen. Wenn andere Leute durch Hand und Mund im Theater ihr Entzücken kundgeben, tue ich es durch ein paar Lieder; andere mögen in Gedichten noch besser sich verständigen. Alle aber haben nur ein Gefühl: Ihnen anzudeuten, wie glücklich sie auf eine kurze Strecke ihres Daseins gewesen sind, wie herzlich sie die Erinnerung an solche sonnige Blicke eines vollkommenen Lebens in sich hegen. Sie dürfen nicht meinen, als ob diese Huldigungen Ihrer sicher höchst edlen und liebenswürdigen Natur dargebracht würden. Im Grunde verehre ich und sicherlich alle mit mir Ihre Darstellungen: mit der Süßigkeit und dem Schmerz, mit dem meine eigene Kindheit mir vor die Seele tritt als ein Verlorenes, aber doch einmal Dagewesenes, denke ich auch an Ihre ursprünglichen und immer lebenswahren herzensguten Gestalten: Mögen diese Gestalten mir auf meinem Lebenswege auch noch so selten begegnen – und noch vor kurzem glaubte ich gar nicht mehr an ihre Wirklichkeit – so ist mein Glaube an sie jetzt wieder festgewurzelt. Dies verdanke ich wirklich Ihnen allein; nach diesem Bekenntnis werden Sie mir auch die Freiheit dieses Briefes nicht übelnehmen. Was kann Ihnen an augenblicklichen Erfolgen, an dem stürmischen Beifall einer aufgeregten Menge liegen. Aber zu wissen, daß viele aus dieser Menge eine heilbringende Erinnerung mit sich forttragen, daß viele, die das Leben und die Menschen trübe genug anblickten, jetzt mit hellerem Gesicht und freundlicher Hoffnung weitergehen – dies muß ein überaus beglückendes Gefühl sein.

Es ist schließlich mein Wunsch, daß Sie auch aus den Tönen der beiliegenden Lieder diese warmen und dankbaren Empfindungen heraushören mögen.«

Es bleibt unbekannt, ob Nietzsche die hier der Hedwig Raabe dedizierten Lieder aus dem Fundus der 1864 Marie Deussen und der Schwester gewidmeten Kompositionen in neuen Abschriften genommen hat, oder ob er seinen als so tief empfunden dargestellten Dank in neuen Kompositionen verströmt hat, die uns als verloren gelten müssen. Wenn Nietzsches Schwester meint, ihr Bruder sei in Hedwig Raabe »rechtschaffen verliebt« gewesen, so sagt dieser Brief gewiß nur wenig davon. Hat bei ihm ein elementares Gefühl für die Künstlerin bestanden, so bleibt es in diesen umwegigen Reflexionen über den »heilbringenden« Charakter ihrer schauspielerischen Leistung jedenfalls so gut wie ganz unsichtbar. Es dürfte sich um kaum mehr als jene uneigentlichen Anschwärmereien einer gefeierten Schauspielerin gehandelt haben, die jeder Student erlebt. Sie wiederholte sich beim Auftreten der Sentimentalen Susanne Klemm, die Nietzsche mit Rohde wiederholt in ihren Backfischrollen sah und von der sich die Freunde sogar eine der damals modischen Visitaufnahmen kauften, um sie in ihre Bude zu hängen. Auch diese Schwärmerei für das *glaukidion* (= das Eulchen), wie die beiden philologischen Freunde sie untereinander nannten, verschwand spurlos vor neuen Erlebnissen, obwohl Nietzsche Susanne Klemm später sogar kennenlernte.

Es war bezeichnend für das Leipzig dieser Zeit, daß der Deutsche Krieg von 1866 das gewohnte Leben außer in den unmittelbar betroffenen Kriegsgebieten kaum fühlbar unterbrach. Die Theaterbegeisterung um Hedwig Raabe erreichte ihren Höhepunkt am 5. Juli, als in Leipzig die Nachricht von Königgrätz eintraf. Hedwig Raabe spielte an diesem Tage, an dem auch Nietzsche im Theater war, die Jane

Eyre in der »Waise von Lowood«, einem rührseligen Stück der Birch-Pfeiffer, während Emil Devrient den Lord Rochester gab.

Die Äußerungen Nietzsches zu den politischen und militärischen Vorgängen dieses Jahres zeigen mehr einen aufmerksamen und interessierten, aber erst langsam sich erwärmenden Zuschauer als einen zum tätigen Eingreifen bereiten jungen Preußen. Die Ereignisse beschäftigten mehr seinen Kopf, als daß sie sein Herz aufwühlten. Noch am 29. Mai 1866, als die preußische Mobilmachung schon beendet war, schrieb er an Mutter und Schwester: »Alle unsre Hoffnung steht bei einem deutschen Parlament.« Er glaubte also noch an eine Bereinigung der Atmosphäre durch parlamentarische Mittel. Freilich weist er jede ausländische Einmischung zurück: »Dem Kongreß in Paris wünsche ich einen gesegneten Stuhlgang.« Als dann vom 16. Juni an die Preußen Kurhessen, Hannover und Sachsen besetzt hatten und preußische Truppen auch in Leipzig standen, während der König Johann nach Böhmen geflohen war, hegte er noch Zweifel an dem endgültigen Erfolg Preußens und der Berechtigung der Politik Bismarcks. Aber er nahm doch schon eindeutig Partei für die Sache Preußens.

»Die Gefahr, in der Preußen steckt, ist ungeheuer groß. Daß es gar durch einen vollkommenen Sieg imstande wäre, sein Programm durchzusetzen, ist ganz unmöglich. Auf diese revolutionäre Weise den deutschen Einheitsstaat zu gründen, ist ein starkes Stück Bismarcks: Mut und rücksichtslose Konsequenz besitzt er, aber er unterschätzt die moralischen Kräfte im Volke. Immerhin sind aber die letzten Schachzüge vorzüglich; vor allem hat er es verstanden, auf Österreich einen gewaltigen, wenn nicht den größten Teil der Schuld zu wälzen.

Unsere Lage ist sehr einfach. Wenn ein Haus brennt, fragt man nicht zuerst, wer den Brand verschuldet hat, sondern löscht ihn. Preußen steht in Brand. Jetzt gilt es zu retten. Das ist das allgemeine Gefühl.

Mit dem Moment, wo der Krieg begann, traten alle nebensächlichen Rücksichten zurück. Ich bin ein ebenso enragierter Preuße, wie zum Beispiel der VetterA31 ein Sachse ist ... Am Ende ist die preußische Art, die Fürsten loszuwerden, die bequemste von der Welt. Es ist geradezu ein Glück, daß sich Hannover und Kurhessen nicht an Preußen anschlossen; sonst wären wir in Ewigkeit nicht von diesen Herren losgekommen.

Wir leben also in der preußischen Stadt Leipzig. Heute ist der Kriegszustand für ganz Sachsen erklärt worden. Allmählich lebt man wie auf einer Insel, weil die telegraphischen Nachrichten und die Postverbindungen und die Eisenbahnen in fortwährender Störung sind ...

Dabei dauern die Vorlesungen ungestört fort ...

Trotzdem bin ich mir bewußt, daß der Tag sehr nahe ist, wo ich einberufen werde. Dazu ist es nachgerade unehrenhaft zu Hause zu sitzen, wo das Vaterland seinen Kampf um Leben oder Tod beginnt.

Erkundigt Euch einmal ganz genau auf dem Landamte, wann die Einberufung der Einjährig-Freiwilligen stattfindet und gebt mir in Kürze Nachricht.« Die Bitte der Mutter, doch die kritischen Zeiten mit ihr in Naumburg zu verbringen, lehnt er in einem Nachtrag ab: »Jetzt bleibe ich hier und möchte in diesen Zeiten wirklich nicht gern in einem etwas schläfrigen, zeitungslosen und kreuzzeitungsdunstaushauchenden Nest stecken.«

Aber obwohl seine Freunde Gersdorff und Krug zu den Waffen geeilt waren und sein alter Obergesell Krämer bei Königgrätz fiel, meldete er sich nicht freiwillig, sondern schrieb am 5. Juli an Wilhelm Pinder: »Einstweilen scheint es mir, als ob unsere beiderseitigen Kräfte noch wenig vermißt würden ... sollte aber das

Kriegsglück eine Schwenkung machen, so sind wir beide schwerlich imstande, es in seinem Willen aufzuhalten. Sodann dienen wir ja auch in unseren Studien dem Vaterlande, das von den Seinen bald dies bald jenes verlangt, körperliche oder geistige Leistungen. Jeder aber gebe sein Bestes: ›Denn liebend‹, wie Hölderlin sagt, ›gibt der Sterbliche vom Besten‹. Ergo, ärgern wir uns nicht darüber, daß wir zu Hause hocken, während die waffenfähigen jungen Leute blutbespritzte Ehrenzeichen einhandeln.

Im ganzen ist das Zuschauen zu solchem Spektakel interessant genug: besonders nachdem die erste Zeit drückender Besorgnisse vorbei ist, nachdem der Krieg Zugwasser bekommen hat und sich mit ›affenartiger Schnelligkeit‹, wie die Wiener Presse sagt, vorwärtsbewegt. Mein Leben in der preußischen Stadt Leipzig bietet Stoff zu vielen psychologischen Bemerkungen. Die gebildeteren Sachsen sind fast unerträglicher als die Masse. Jene nämlich sind im Grunde zu feige, um Partei zu ergreifen mit ihren Sympathien. Sie stellen sich gern auf preußischen Standpunkt, zeigen gern eine gewisse Aufklärung darin, daß sie die Preußen als die unvermeidlichen einstigen Besitzer Sachsens darstellen; denn diese Notwendigkeit begreifen sie alle. Umsomehr aber reizt sie ihr kleinlicher Geist zu fortwährenden mißgünstigen Blicken auf unsre Erfolge, zu kleinen Verdächtigungen und Detrektationen.« »Man ist nun einmal hier eines lebhaften Hasses wie einer lebhaften Zuneigung nicht recht fähig. Aber gemütlich ist man unter allen Umständen und man fügt sich«, charakterisiert er die Leipziger am 13. Juli an Gersdorff. Er selbst aber ist mit dem Vorgehen Preußens und Bismarcks jetzt völlig einverstanden, wenn auch noch ein Rest des alten von Pforta übernommenen 48er Ethos übrigbleibt: »Dagegen haben wir in Leipzig liegenden Preußen alle mit herzlicher Freude empfunden, daß die Schritte unserer Regierung seit etwa den letzten sechs Wochen unseren unbedingten Beifall haben. Wie ist es zu beklagen, daß dieser so begabte und tatkräftige Minister seiner Vergangenheit viel zu sehr obligiert ist; diese Vergangenheit aber ist eine unmoralische. Daran zweifelt jetzt auch kein Mensch mehr. Man kann nicht das Beste mit schlechten Mitteln erreichen. Das Richtige haben die französischen Zeitungen erkannt, die ihn einen Revolutionär nennen.

Man kann sehr viel in solchen Zeiten lernen. Der Boden, der fest und unerschütterlich schien, wankt; die Masken fallen von den Gesichtern ab. Die selbstsüchtigen Neigungen zeigen unverhüllt ihr häßliches Antlitz. Vor allem aber bemerkt man, wie gering die Macht des Gedankens ist.« (An W. Pinder im »preußischen Naumburg« am 5. Juli 1866.)

Der Krieg hatte also Nietzsche zum »enragierten Preußen« gemacht, aber gegen Bismarck hatte der spätere Immoralist immer noch moralische Bedenken, je mehr er seine Größe spürte. Wo ihn zum ersten Male die Dämonie des Willens zur Macht anwehte, schauderte er noch mit seiner ganzen christlichen moralischen Vergangenheit zurück, wenngleich ihm schon unverkennbar klar wurde, »wie gering die Macht des Gedankens ist«, *wo* tiefere Kräfte des Lebens aufbrechen.

»Hat man nicht das seltsame Gefühl, als ob ein Erdbeben den Boden, den unerschütterlich geglaubten, unsicher machte, als ob die Geschichte nach jahrelanger Stockung plötzlich ins Rollen gekommen sei und unzählige Verhältnisse mit ihrer Wucht niederwürfe. Und sollte wirklich bloß der Kopf des einzelnen jedenfalls bedeutenden Mannes die Maschine in Bewegung gebracht haben ... Vielmehr brechen morsche Gebäude mit Geprassel zusammen, wenn auch nur ein Kind an einem Pfeiler rüttelt. Jedenfalls muß man sich hüten, bei diesem Sturz nicht selbst zu verunglücken.« Und das will er nicht, weil sein Instinkt ihm sagt, daß seine

Entscheidungen auf einem anderen Felde liegen und er hier nur Zuschauer sein kann. So fährt er fort:

»Dies alles könnte man reiner empfinden, wenn man nicht außerdem durch persönliches, d. h. vaterländisches Interesse gezwungen wäre, in atemloser Spannung dem gegenwärtigen Schauspiel zuzusehen. Wie glücklich sind wir, die wir bis jetzt Bravo rufen und klatschen konnten. Ich bin indessen nicht sicher, ob sich nicht das Drama für uns in eine Tragödie verwandeln könnte. Auch könnten wir beide aufgefordert werden, dabei eine der unzähligen Statistenrollen zu übernehmen.« (An H. Mushacke am 12. Juli 1866.)

Dabei kommt sein Studium ihm etwas lächerlich vor, aber es wird ihn bald wieder ganz in Anspruch nehmen.

In dem folgenden Briefe, den er Gersdorff, dem preußischen Junker und im Felde stehenden Leutnant, am 13. Juli schrieb, ist sein preußischer Standpunkt noch schärfer betont, zieht er aber auch schon politische Konsequenzen aus diesem Kriege: »Stolz müssen wir sein, eine solche Armee zu haben, ja sogar – horribile dictu – eine solche Regierung zu besitzen, die das nationale Programm nicht bloß auf dem Papiere hat, sondern mit der größten Energie, mit ungeheurem Aufwand an Geld und Blut, sogar gegenüber dem französischen großen Versucher Louis le diable, aufrecht erhält. Im Grunde ist jede Partei, die diese Ziele der Politik gutheißt, eine liberale, und so vermag ich auch in der bedeutenden konservativen Masse des Abgeordnetenhauses nur eine neue Schattierung des Liberalismus zu sehen.« Er durchschaut schon den ganzen Unsinn von Parteifiktionen bei elementaren politischen Auseinandersetzungen und macht sich den Macchiavellismus jeder großen Politik, den er kurz zuvor an Bismarck noch verabscheut hat, zu eigen: »Es schadet aber gar nichts, wenn der Name ›konservativ‹ für unsere Regierungsform beibehalten wird. Für die Einsichtigen ist es ein Name, für die Vorsichtigen ein Versteck, endlich für unsern vortrefflichen König eine Art Tarnkappe, die ihm selbst seine Augen verhüllt und ihn auf seinen freisinnigen und erstaunlich kühnen Pfaden ruhig weitergehen läßt.«

Aber er sieht klar, was die weiteren politischen Folgen des Kampfes sein werden: »Immerhin kommt jetzt erst, wo das Ausland sich auf das Bedenklichste einzumischen beginnt, die große Prüfezeit, die Feuerprobe für den Ernst des nationalen Programms. Jetzt muß man erkennen, wie viel unter dieser Firma sich an rein dynastischen Interessen verbirgt. Ein Krieg gegen Frankreich muß ja eine Gesinnungseinheit in Deutschland hervorrufen; und wenn die Bevölkerungen eins sind, dann mag sich Herr von Beust samt allen mittelstaatlichen Fürsten einbalsamieren lassen. Denn ihre Zeit ist vorbei.

Niemals seit 50 Jahren sind wir der Erfüllung unserer deutschen Hoffnungen so nahe gewesen. Ich beginne allmählich zu begreifen, daß es doch wohl keinen anderen, milderen Weg gab, als den entsetzlichen eines Vernichtungskrieges.« Noch aber werde Österreich gestützt durch die These Napoleons III. vom Gleichgewicht, dessen Zentrum in Paris liegen soll. »Solange Paris das Zentrum ist, wird es in Europa im ganzen beim alten bleiben. Es wird also unseren nationalen Bestrebungen nicht erspart bleiben, europäische Zustände umzuwälzen, jedenfalls ihre Umwälzung zu versuchen.« Und er fügt für den junkerlichen Freund hinzu: »Mißlingt es, so haben wir beide hoffentlich die Ehre, von einer französischen Kugel getroffen auf dem Kampfplatz zu fallen.«

Als dann noch am 5. August 1866 König Wilhelm in seiner Thronrede den Indemnitätsantrag der Regierung ankündigte, schrieb Nietzsche Ende August 1866 an Gersdorff: »Ich bin nie über eine Tat unseres Königs so glücklich gewesen ... Es

ist auch für mich – offen gestanden – ein seltner und ganz neuer Genuß, sich ganz einmal im Einklang mit der zeitweiligen Regierung zu fühlen. Zwar muß man verschiedene Tote ruhen lassen, außerdem sich deutlich machen, daß das Bismarcksche Spiel ein überaus kühnes war, daß eine Politik, welche va banque zu rufen wagt, je nach dem Erfolge ebenso verflucht wie angebetet werden kann. Aber der Erfolg ist diesmal da: was erreicht ist, ist groß. Minutenlang suche ich mich einmal von dem Zeitbewußtsein, von den subjektiv natürlichen Sympathien für Preußen loszumachen, und dann habe ich das Schauspiel einer großen Haupt- und Staatsaktion, aus solchem Stoff, wie nun einmal die Geschichte gemacht ist, beileibe nicht moralisch, aber für den Beschauer ziemlich schön und erbaulich.« Er ist jetzt auch für »unbedingte Annexion« Sachsens durch Preußen.

Im Nachklang des Krieges besuchte Nietzsche im Januar 1867 noch Versammlungen und trat bei der Wahl und Stichwahl zum Norddeutschen Reichstag im Februar 1867 für den nationalliberalen Vizebürgermeister Leipzigs, Stephani, der allerdings unterlag, gegen den sächsischen Partikularismus ein. Aber im ganzen versank die Welt der Politik sehr bald wieder für ihn. Sie war nicht die seine, jedenfalls für lange noch nicht. Seine Entscheidungen fielen zunächst noch auf einem anderen Felde. Nur noch gelegentliche Bemerkungen an Gersdorff, dessen politisches Interesse er kannte, zeigen eine sekundäre Anteilnahme an den öffentlichen Dingen, obwohl er ihre Wichtigkeit sieht. Was bleibt, ist das Interesse an der Wirksamkeit bestimmter Männer und eine Veränderung seines Verhältnisses zu Bismarck. Er streift seine moralischen Bedenken gegen ihn ab und genießt ihn fortan ästhetisch wie ein Stück Natur.

So schreibt er nach einem Jahre, am 16. Februar 1868, an Gersdorff, nachdem er ihm von seinem philosophischen Fund, besonders von Lange, gesprochen hat: »Aber Du wirst sagen, es ist jetzt nicht die Zeit zu philosophieren. Und Du hast recht. Politik ist jetzt das Organ des Gesamtdenkens. Ich erstaune über die Ereignisse und kann sie mir nur dadurch näherbringen, daß ich mir die Wirksamkeit bestimmter Männer aus dem Flusse des Ganzen herausscheide und einzeln betrachte. Unmäßiges Vergnügen bereitet mir Bismarck. Ich lese seine Reden, als ob ich starken Wein trinke: ich halte die Zunge an, daß sie nicht zu schnell trinkt und daß ich den Genuß recht lange habe.« Wenn man allerdings bedenkt, wie wenig Nietzsche starken Wein zu genießen vermochte, so kann man den Erlebnisgehalt dieses Bildes nicht sehr hoch einschätzen.

Gesundheitlich ging es Nietzsche in diesen beiden ersten Leipziger Jahren ungewöhnlich gut, besser als zu jeder anderen Lebenszeit, abgesehen von der schon dargestellten Episode. Nur im Frühjahr 1866 hatte er über einen »schweren Husten« und Heiserkeit, die ihn kaum sprechen ließ, zu klagen. Auch konnte er nicht so arbeiten, wie er wollte, »da der Kopf sehr eingenommen ist«. Das hielt etwa 4 Wochen mit wechselndem Allgemeinbefinden an. Sonst war er nur noch einmal im Juni 1866 drei Tage krank, und Ende Januar 1867 mußte sein Vortrag im Philologischen Verein wegen eines Magen- und Halskatarrhs um eine Woche verschoben werden. Von weiteren Leiden in diesen zwei Jahren wissen wir nichts.

Der Cholera, die im Verfolge des Krieges im Hochsommer 1866 ausbrach und auch Naumburg erfaßte, wo Nietzsche von Ende August an auf Sommerferien weilte, entzog er sich mit seiner Mutter durch eine Übersiedlung nach Kösen, das seuchenfrei war. Hier blieb er vom 15. September bis 13. Oktober, während seine Schwester zu Verwandten im Vogtland gezogen war. In Naumburg war selbst der Mutter Haus nicht von der Cholera verschont geblieben: der im Erdgeschoß wohnende Kammacher Lurgenstein war an ihr gestorben. Dies mag die Quelle sein

für eine Anekdote, die die Schwester, die ja in dieser Zeit nicht mit dem Bruder zusammen war, berichtetB201: »Mein Bruder hat von der Cholera eine schauerliche Erinnerung behalten; er behauptete, zweimal von dieser Seuche ergriffen worden zu sein, und daß er sich nur mit beständigem Trinken heißen Wassers und Schwitzen von den Anfällen geheilt hätte. Eine Nacht, die er im gleichen Hause mit einer Choleraleiche zubrachte, ist ihm besonders unheimlich im Gedächtnis geblieben.« Nietzsche selbst hat uns hiervon weder in seinen Briefen noch sonst etwas hinterlassen. Beeindruckt hat ihn aber jedenfalls die Todesnachricht von zwei Dozenten der Philosophie an der Universität Leipzig, die er gekannt haben muß, der Professoren C. H. Weisse am 21. September und L. F. Flath am 4. Oktober.

* Nachtrag zu S. 201: Familienbuch der Familie Schenk, mitgeteilt von Herrn Falk Schenk in Tecklenburg: Erwähnung verdient auch der Besuch von Franziska Nietzsche geb. Oehler aus Naumburg a./S., welche mit ihren Kindern Friedrich und Elisabeth Ostern 1867 im Hause Schenk einkehrte. Seine eminente Begabung zeigte damals der Einjährig-Freiwillige Friedrich Nietzsche nicht nur durch seine geistreiche Unterhaltung sondern auch durch sein wundervolles Klavierspiel. Während des Kirchenbesuches der anderen am 1. Osterfeiertag componierte er in kürzester Zeit das ihm von Mathilde hierzu bezeichnete Geibelsche Lied »Herbstlich sonnige Tage, mir beschieden zur Ruh'«, hatte bei der Rückkunft der Kirchgänger auch schon Noten und Text der vier Stimmen des Liedes herausgeschrieben, welches sofort eingeübt und gesungen wurde.

VIII. Militär- und letzte Studentenzeit

Nietzsche hatte von früh an und sein ganzes Leben hindurch eine besondere Freude daran, Pläne zu machen, und sei es auch sogleich mit dem Bewußtsein, daß aus ihnen kaum etwas werden würde. So hatte er schon am 4. April 1867, als sein philologischer Eifer und seine Anhänglichkeit an Ritschl auf ihrem Höhepunkt waren, sich einen Plan für die nächsten Jahre zurechtgelegt, über den er an Deussen schrieb: »Meine Aussichten für die Zukunft sind unbestimmt, somit ziemlich günstig. Denn nur die Gewißheit ist schrecklich. Mein Bestreben geht dahin, mir jährlich auf eine ehrenhafte und wenig zeitraubende Weise ein paar hundert Taler zu erwerben, damit mir aber für eine Reihe von Jahren die Freiheit meiner Existenz zu wahren. Z. B. will ich gern etwa im Anfang nächsten Jahres nach Paris gehen und dort ein Jahr an der Bibliothek arbeiten.« Wenige Wochen später – Ostern 1867 – aber schrieb er schon an Mushacke: »Ich habe noch so viel abenteuerliche Pläne, daß ein ganzer Teil derselben ins Wasser fallen muß.«

Im Juni 1867 faßte er den festen Entschluß, für das kommende Wintersemester nach Berlin zu gehen, und zwar schon Ende August. Er bereitete Mushacke und Deussen auf seine Ankunft vor, freute sich, mit ihnen dort einen Philologischen Verein zu gründen und wieder zu reiten. Hierbei spielte aber schon die Erwägung mit, daß er sein Dienstjahr als Einjährig-Freiwilliger, wenn nötig, am liebsten in Berlin leisten wollte, wo er die Möglichkeit hatte, in Verbindung mit dem Universitätsleben zu bleiben.

Ursprünglich stand Nietzsche dem Gedanken, Soldat zu werden, nicht ablehnend gegenüber. Schon am 6. Dezember 1863 hatte er aus Pforta seiner Mutter geschrieben: »Loskommen werde ich schwerlich, mag es auch kaum –« und am 13. März des nächsten Jahres über sein Militärzeugnis: »Die Schwäche meiner Augen ist

darin erwähnt, sonst bin ich für gesund und kräftig und also zum Militärdienst tauglich bezeichnet worden.« Aber sofort nach der Entlassung aus Pforta hatte er nicht dienen wollen. »Erst Pforta – und dann Unteroffiziere! Nein ›Freiheit liebt das Tier der Wüste!‹« Im Brief an die Mutter vom Ende Februar 1865 aus Bonn, in dem er diese Stimmung wiedergab, hatte er den Entschluß geäußert, zum Herbst dieses Jahres nach Berlin zu gehen, um dort zu dienen, weil es dort billiger sei und die Behandlung durch die Unteroffiziere angenehmer als in Halle. Aber diese Absicht hatte er bald zugunsten der Übersiedlung nach Leipzig aufgegeben.

Während des Preußisch-Österreichischen Krieges von 1866 war er, wie wir gesehen haben, eher froh, daß er nicht einberufen wurde, als daß er sich zu den Waffen gedrängt hätte, obwohl er noch am 7. April 1866 an Gersdorff geschrieben hatte: »Von dem individuellen Gesichtspunkte aus hatte ich mich bereits mit dem militärischen Gedanken vertraut gemacht. Ich wünschte mich öfters herausgerissen aus meinen gleichförmigen Arbeiten, ich war nach den Gegensätzen der Aufregung, des stürmischen Lebensdranges, der Begeisterung begierig«, und am 22. April 1866 an die Mutter und Schwester:

»Grüßt alle die Bekannten
mit einem Gruß von mir
und sagt den alten Tanten,
ich käm' einmal abhanden
als preuß'scher Grenadier.
Einer der kriegsbereit ist.«

Als der Krieg vorbei war, ohne daß er an ihm hätte teilnehmen müssen, suchte er mindestens einstweilen um die Dienstzeit herumzukommen. Noch am 6. August 1867 schrieb er seiner Mutter: »Wenn wir nur einen Weg finden, die Militärangelegenheit günstig abzuwickeln: Ich habe dazu zunächst keine Zeit.«

Am 26. September mußte er nochmals zur Musterung und wurde wiederum tauglich befunden. Als er am 30. September zur Philologenversammlung in Halle von Naumburg abreisen wollte, traf er am Bahnhof den Kommandeur der in Naumburg in Garnison liegenden Abteilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 4. Dieser teilte ihm mit, daß er mit seiner Einziehung zum Dienst für den 9. Oktober zu rechnen habe. Als Nietzsche ihm erwiderte, dann möchte er in Berlin dienen, versprach der Kommandeur, ihm eine Bescheinigung zu diesem Zwecke auszustellen, mit der er sich nach seiner Rückkehr aus Halle bei einem der Garderegimenter in Berlin melden könne, um den Versuch zu machen, dort sein Jahr abzuleisten. Er nahm also noch vom 1.-3. Oktober an der 25. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Halle teil, wo er mit einem großen Teil seiner Leipziger Freunde eine fröhliche Ecke bildete, und fuhr dann am 5. Oktober nach Berlin. Dort aber erfuhr er zu seinem Kummer, daß die Garderegimenter keine Einjährig-Freiwilligen mehr annähmen. So mußte er am 9. Oktober 1867 in Naumburg bei der 2. Batterie der Reitenden Abteilung des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 4 eintreten, um »die hiesigen Kanonen zu umarmen – mit mehr Ingrimm als Zärtlichkeit«, wie er Mushacke am 4. Oktober geschrieben hatte.

Doch mit der ihm eigenen und durch die Pfortaer Disziplin verstärkten Entschlossenheit, Notwendigkeiten auf sich zu nehmen und ohne Klagen und Murren mit allen Kräften durchzuführen, fand er sich in den gewiß nicht leichten und sehr ungewohnten Dienst. Und es ging ganz gut. Die körperlichen Anstrengungen wurden auch bald etwas geringer, da nach damaliger Gepflogenheit die Einjährig-Freiwilligen

nur in den ersten 6 Wochen ihr Pferd selbst besorgen mußten, dann sich aber einen Burschen halten konnten, der alle Dreckarbeit für sie besorgte. Auch von den Unteroffizieren hatte er, da er ja willig und eifrig seinen Dienst tat, nicht viel auszustehen. Dennoch zweifeln wir daran, daß die mit dem preußischen »Kommiß« ja nicht sonderlich erfahrene Schwester die Auffassung der Unteroffiziere richtig wiedergibt, wenn sie schreibtB202: »Fritz ließ sie immer auf seine Kosten frühstücken, was ihre Herzen sehr erwärmte und sie öfters dazu anstachelte, dem Herrn Freiwilligen etwas Angenehmes zu sagen, hier und da in recht drolliger Weise. Als zum Beispiel einer derselben einem Kanonier, der schon zwei Jahre diente, zum soundsovielten Male eine Einrichtung des Geschützes erklärte, schloß er mit folgenden Worten: ›Schulze, Sie sind zu dumm, selbst der Freiwillige Nietzsche hat's schon begriffen.‹ Da sich der Unteroffizier den Zusatz, ›dem ich es erst einmal erklärt habe‹, schenkte, so fiel die beabsichtigte Schmeichelei etwas fragwürdig aus.«

Nietzsche stürzte sich mit Eifer und nicht ohne Humor in seinen Dienst, summte Melodien aus Offenbachs ›Schöner Helena‹, die ihn in Leipzig wie damals alle Welt begeistert hatte, vor sich hin, und das Reiten mit seinem »feurigen schwungvollen Balduin« machte ihm sogar Freude, obwohl er schleunigst alles verlernen mußte, was er in der Leipziger Reitbahn geübt hatte. Er mußte sogar fast zwei Monate verstreichen lassen, ehe er die Muße fand, dem Freunde Rohde auf seinen schönen ersten Brief vom 10. September zu antworten. Der sonst so spröde Rohde hatte ihm ein Bildnis Schopenhauers geschickt, »dessen Lehren wir es doch vorzüglich verdanken, daß wir in allen Hauptsachen so ausnehmend harmonisch gestimmt waren«, und ihm damit seine Dankbarkeit bezeigt »für die herzliche Teilnahme, die Du mir querköpfigem und abstoßendem Kerl erwiesen und die ich um so tiefer und wärmer empfinde, weil ich nur zu genau weiß, wie wenig meine Art zu näherer Teilnahme auffordert. Das letzte halbe Jahr, wo wir eigentlich wie auf einer Art Isolierschemel miteinander fast allein verkehrten, war für mich das glücklichste und förderndste meiner bisherigen Universitätszeit, mit seinen Schützenhausnächten und den Reitübungen und den Theatergenüssen, und so vielen behaglichen Gesprächen über alle Dinge, die einen anständigen Menschen interessieren: und vor allem denke ich mit Freude zurück an die Abende, wenn Du mir im Finstern auf dem Klavier vorspieltest: ich fühlte den Abstand zwischen einer produktiven Natur und mir ohnmächtig wollenden Halbhexen, aber die Seele schloß sich doch auf unter den Tönen und ging einen somewhat elastischeren SchrittB203.«

Rohde fühlte sich also von Anfang an als der Beschenkte und der Unterlegene; und die Unterlegenheit, die er fühlte, war die am schwersten zu tragende, die des Unproduktiven vor dem Produktiven. Bei der Noblesse von Rohdes Charakter ließ sie zwar keinen Neid aufkommen. Aber sie war darum nicht weniger schwer zu tragen und mußte immer schwerer zu tragen werden, da Rohde eigenständig genug war, um nicht dienen zu können.

Als Nietzsche endlich Muße fand, antwortete er Rohde am 3. November 1867 mit einem langen Brief, in dem er ihm ausführlichst von den Leipziger Freunden, von der Nachricht, daß seine Laertius-Arbeit preisgekrönt sei – er hatte das ja erst wenige Tage zuvor, am 31. Oktober erfahren –, von der Philologenversammlung in Halle, von seinen philologischen Arbeiten und schließlich, mit etwas steifleinenem und krampfigem Humor, auch von seinem Dienst berichtete, um mit einer sehr liebevollen, aber allzu durchdachten und bewußten Darstellung seiner Gefühle für den Freund zu schließen.

»Ich versichere Dich ..., meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblicke bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber

sehr oft wie über etwas Märchenhaftes gelächelt. Mitunter auch raune ich unter dem Bauch des Pferdes versteckt ›Schopenhauer hilf‹A32; und wenn ich erschöpft und mit Schweiß bedeckt nach Hause komme, so beruhigt mich ein Blick auf das Bild an meinem Schreibtisch: oder ich schlage die Parerga auf, die mir jetzt, samt Byron, sympathischer als je sind ... Mein lieber Freund, Du weißt jetzt den Grund, warum mein Brief so ungebührlich lange sich verspätet hat. Ich habe im strengsten Sinne keine Zeit gehabt. Aber auch oftmals keine Stimmung. Man schreibt eben Briefe an Freunde, die man so liebt, wie ich Dich liebe, nicht in jeder beliebigen Stimmung.« Er blickt dann zurück auf die Leipziger Tage: »Ein Leben in freiester Selbstbestimmung, im epikureischen Genuß der Wissenschaft und der Künste, im Kreise von Mitstrebenden, in der Nähe eines liebenswerten Lehrers und – was mir das Höchste bleibt, was ich von jenen Leipziger Tagen sagen kann – im steten Umgang mit einem Freunde, der nicht nur Studienkamerad ist oder etwa durch gemeinsame Erlebnisse mit mir verbunden ist, sondern dessen Lebensernst wirklich denselben Grad zeigt, wie mein eigener Sinn, dessen Wertschätzung der Dinge und der Menschen ungefähr denselben Gesetzen wie die meinige folgt, dessen ganzes Wesen schließlich auf mich eine kräftigende und stählende Wirkung hat. So vermisse ich auch jetzt nichts mehr als eben jenen Umgang; und ich wage selbst zu glauben, daß, wenn wir zusammen verurteilt wären unter diesem Joche zu ziehen, wir unsere Bürde heiter und würdevoll tragen würden: während ich augenblicklich nur auf den Trost der Erinnerung angewiesen bin. In der ersten Zeit war ich fast verwundert, Dich als meinen Schicksalsgefährten nicht zu finden: und mitunter, wenn ich reitend den Kopf umdrehe nach dem andern Freiwilligen, so meine ich Dich auf dem Pferde sitzen zu sehen.« Er sei allein in Naumburg und ergehe sich in Erinnerungen, so an die Abschiedsfeier mit den Freunden in Leipzig und »an unser Gedenkmal am Ufer jenes Leipziger Stromes, das wir Nirwana tauften und das meinerseits die festlichen Worte, die sich siegreich erwiesen haben, trägt *genoi hoios essi*B204.

Wenn ich zum Schluß diese Worte auch auf Dich anwende, teurer Freund, so sollen sie das Beste umschließen, was ich für Dich im Herzen trage. Wer weiß, wann das wechselnde Geschick unsere Bahnen wieder zusammenführen wird: möge es recht bald geschehen; wann es aber immer auch geschehe, ich werde mit Freude und Stolz auf eine Zeit zurückblicken, wo ich einen Freund gewann *hoios essi*A33.

Friedrich Nietzsche.«

Hier müssen wir einen Augenblick bei dem Briefschreiber Nietzsche verweilen. Der weitere Verlauf seiner Freundschaft mit Rohde beweist, wie echt und tief die Gefühle waren, von denen dieser Brief spricht. Aber wie wenig elementar kommen diese Gefühle in dem Brief zum Ausdruck! Klingt es nicht vielmehr, als stünde er jeden Augenblick auch zugleich über ihnen? Wie gewissermaßen abschließend stellt er sie dem Freunde dar, druckreif durchkorrigiert, möchte man fast sagen, fast als sei ihre Formulierung, ihre bewußte Erfassung ihm wichtiger als sie selbst. Nirgends spricht das Gefühl unmittelbar, ohne das Gehirn und die ordnende Hand passiert zu haben. Es ist kein Zufall, und man spürt es ihnen an, daß Nietzsche fast alle seine Briefe zunächst in einem Entwurf aufzeichnete, um sie erst dann in seiner ungewöhnlich schönen Handschrift ohne Streichungen und Änderungen niederzuschreiben, obwohl er doch ein sehr impulsives Temperament hatte. Und selbst hier, bei dem Freunde seines Lebens, den er am wenigsten zu schulmeistern versucht hat, kann er nicht anders, als ihm zu zeigen, daß seine Liebe eine fordernde ist. Die höchste Forderung, die er an sich selbst stellt: Werde, der du bist! hält er auch dem Freunde entgegen, den er doch liebt, so wie er ist. Und was liebt er an ihm: »Den

Lebensernst«, der »wirklich denselben Grad zeigt, wie mein eigener Sinn«, die seiner eigenen gleiche »Wertschätzung der Dinge und der Menschen« und »die kräftigende und stählende Wirkung«, die dessen ganzes Wesen auf ihn hat. Er liebt also sich selbst in dem Freunde und die Bestätigung seiner selbst. Das andere an Rohde, das Fremde, ergreift ihn nicht. Er sieht es nicht oder übersieht es. Er sucht den Weggenossen und drängt hinaus aus der Einsamkeit in die Zweisamkeit, aber sein Wesen verwandelt und erweicht sich nicht durch das Erlebnis des Menschen, des Freundes so wenig wie der Frau, sondern spiegelt sich nur in ihnen und härtet sich. Er hat in dieser wie in allen Freundschaften seines Lebens die größere Spannweite des Geistes voraus und das größere Ziel. Er hat sogar die größere Variationsfähigkeit auf der Klaviatur der Gefühle voraus. Er versteht immer. Aber es fehlt diesem Verstehen die warme und die einfache, reflexionslose Ergriffenheit, die das Wesen des Lebens zwischen Ich und Du ebenso ausmacht, wie sie die Vollendung im Geiste ausschließt. Die notwendige und schicksalhafte Einsamkeit Nietzsches, die ihm später Glück und Kreuz zugleich wurde, ist für uns schon in dem Versuch dieser ersten Erschließung seines Wesens vor dem Du, zur Freundschaft als seiner einzigen Möglichkeit des Lebens mit Menschen, gegeben. Sie konnte nur zunehmen, wie auch immer versucht wurde, sie zu brechen, und es geht angesichts solchen seelischen Grundtatbestandes völlig am Eigentlichen vorbei, wenn man in der weiteren Entwicklung der menschlichen Beziehungen Nietzsches nach Schuld des einen oder anderen sucht. Diese Beziehungen sind in einem solchen Maße »unschuldig« schicksalhaft, daß sie sich der Mikroskopie der Analyse individueller Gegebenheiten in gleicher Weise entziehen wie die moralischen Interpretationen so gebundener und einschichtiger Betrachter wie der Schwester.

An seinem militärischen Dienst gewann Nietzsche nach einiger Zeit sogar eine gewisse Freude. Am 1.-3. Februar 1868 konnte er Rohde schon mit Stolz berichten, daß er als bester Reiter unter 30 Rekruten gelte und daß man ihm wohlwolle »so Hauptmann wie Kanonier«. Er empfand das Soldatenleben, so sehr es ihn von seinen eigentlichen Dingen abhielt, als einen »fortwährenden Appell an die Energie eines Menschen und ... als *antidoton* (= Gegengift) gegen die lähmende Skepsis, über deren Wirkung wir manches miteinander beobachtet haben«. Und an Mushacke am 13. Februar, er sehe in dem Militärjahr »ein entschiedenes Gegengift gegen eine steife pedantische engbrüstige Gelehrsamkeit ..., wider die ich immer im Kampfe liege, wo ich sie nur auch aufdecken kann«. Er wünschte den Philologen etwas mehr militärischen Drill auch für die Arbeit. Indessen galt sein eigentliches Interesse auch jetzt seinen philologischen Problemen, die sich aber immer mehr auf das Philosophische hin verlagerten. Das zeigt sich besonders deutlich an der Entwicklung seiner Demokrit-Studien. Vor seiner Militärzeit hatte er sie ganz vom philologischen Gesichtspunkt aus betrieben, indem er Untersuchungen anstellte über die Echtheit der annähernd 300 Schriften, die dem Demokrit zugeschrieben waren. Jetzt aber, in den Mußestunden zwischen seinem Militärdienst, zog ihn die Persönlichkeit Demokrits selbst in viel höherem Maße an. Er nahm sich erneut das Buch von Lange vor, in dem Demokrit, »der Humboldt der alten Welt«, wie ihn Nietzsche selbst einmal nennt, eine besonders ausführliche Würdigung erfährt, und ging dann selbst allen Spuren Demokrits und seines Denkens nach, wobei er noch ein größeres Ziel vor Augen hatte: »Ich habe«, schreibt er an Rohde in dem Briefe vom 1. Februar, »erstaunliche Lust in meinem nächsten in honorem RitscheliA34 geschriebenen AufsatzA35 den Philologen eine Anzahl bittrer Wahrheiten zu sagen. Bis jetzt habe ich für denselben die schönste Hoffnung: er hat einen philosophischen Hintergrund bekommen, was mir bis jetzt bei keiner meiner Arbeiten gelungen war. Außerdem

bekommen alle meine Arbeiten ohne meine Absicht, aber gerade deshalb zu meinem Vergnügen, eine ganz bestimmte Richtung; sie weisen alle wie Telegraphenstangen auf ein Ziel meiner Studien ... eine Geschichte der literarischen Studien im Altertum und in der Neuzeit. Es kommt mir zunächst wenig auf das Detail an; jetzt zieht mich das allgemein Menschliche an, wie das Bedürfnis einer literatur-historischen Forschung sich bildet und wie es unter den formenden Händen der Philosophen Gestalt bekommt. Daß wir alle aufklärenden Gedanken in der Literaturgeschichte von jenen wenigen großen Genien empfangen haben ... daß mithin das Schöpferische in der literarischen Forschung von solchen stammt, die selbst derartige Studien nicht oder wenig trieben, daß dagegen die gerühmten Werke des Gebietes von solchen verfaßt wurden, die des schöpferischen Funkens bar waren – diese stark pessimistischen Anschauungen, in sich einen neuen Kultus des Genies bergend, beschäftigen mich anhaltend und machen mich geneigt, einmal die Geschichte daraufhin zu prüfen. An mir selbst stimmt die Probe; denn mir ist es so, als ob Du bei den niedergeschriebenen Zeilen den Duft von Schopenhauerscher Küche riechen müßtest.«

Die hier genannte Demokritschrift, die für eine Festgabe der »Leipziger Schule« von Ritschl geplant war, wurde zwar nicht fertig, da die meisten anderen Mitarbeiter versagten und der ganze Plan im Sommer 1868 aufgegeben wurde, wohl aber sind uns eine Reihe Vorarbeiten aus der Zeit von Oktober 1867 bis März 1868 erhalten, welche die von ihm selbst gekennzeichnete Wendung Nietzsches deutlich zeigen. Bei dieser Wendung treten zugleich schon Gesichtspunkte zutage, die auch für den späteren Nietzsche volle Geltung behalten.

So gegen die gegenwärtigen Philologen: »Die meisten Philologen sind Fabrikarbeiter im Dienste der Wissenschaft. Die Neigung erstirbt, ein größeres Ganze zu umfassen oder weitere Gesichtspunkte in die Welt zu setzen. Dagegen arbeiten die meisten mit emsiger Beharrlichkeit an einer kleinen SchraubeB205.« »Das Bestreben der nächsten Philologengeneration muß endlich sein, abzuschließen und das große Vermächtnis der Vergangenheit anzutreten ... Man nähere die Wissenschaft dem Streben der gegenwärtigen Menschen, man ziehe, was in der Rumpelkammer steht, nicht wieder hervor. Das Wiederkäuen muß aufhören ... unsre Philologen sollen lernen, mehr im Großen zu urteilen, um das Feilschen um einzelne Stellen mit den großen Erwägungen der Philosophie zu vertauschen. Man muß neue Fragen stellen können, wenn man neue Antworten haben willB206.«

Dann wendet er sich mit aller Schärfe gegen den landläufigen Historismus der Deutschen und beginnt damit einen Kampf, den er noch weiterführen wird. »Vor allem aber bringe man das zügellos umschweifende Geschichtsunwesen in seine Grenzen. Die Menschheit hat mehr zu tun als Geschichte zu treiben. Wenn sie es aber tut, so suche sie die bildenden Punkte ... Darum weil etwas gewesen ist, darf nichts untersucht werden, sondern weil es besser war als jetzt und also vorbildlich wirkt.« »Der ›organische‹ Geschichtsschreiber muß Dichter sein: es schadet jedenfalls etwas, wenn er nicht Dichter ist.«

Für die literar-historischen Studien aber kommt er zu diesem Schluße: »Der Gleiche erkennt die Gleichen. Es ist nachzuweisen, wie alle große literarische Einsicht wieder auf die großen verwandten Ingenien zurückgeht; was einen schönen Beweis für die Erbärmlichkeit des gemeinen Intellekts abgäbe. Er kann keine großen Werke schaffen: ja er kann sie nicht einmal herauserkennen ... Die Durchschnittsköpfe brauchen schrecklich viel Material, um ihre Dichter zu ›verstehen‹, weil sie eben das Stoffliche verstehen wollen und eigentlich auch nur können ... Sie neigen zu ›historischen‹ Erkenntnissen, das heißt sie reihen die

großen Köpfe in eine lange Reihe ein, die von Köpfen ihres Schlages gebildet ist. Sie wollen keinen absoluten Unterschied, sondern nur einen graduellen anerkennen. Dann suchen sie die Existenz des großen Kopfes als eine ›notwendige‹, das heißt aus Zeit und Umgebung nicht nur erklärliche, sondern zwingend sich ergebende nachzuweisen: wobei sie das Ingenium unter eine häßliche Zwangsgewalt beugen. Endlich wollen sie das Schwache, Vergängliche und Böse am großen Individuum möglichst erkennen; auch, wie sie sagen, um es vollständig zu verstehen, in Wirklichkeit, um es sich näher zu bringen.«

Hier prägt sich schon der Nietzschesche Geistesaristokratismus und Geniekult, der ihn jahrelang beherrschen sollte, in voller Deutlichkeit zum ersten Male aus. Gegen die philologische »Fabrikarbeit« und den »schlechten Geschmack, der sich auf Untersuchungen losgerissener Einzelheiten einläßt«, setzt er seine Methode, die für den Philologen und Geschichtsbetrachter Nietzsche sein ganzes Leben lang gelten wird: »Meine Methode ist: für eine einzelne Tatsache zu erkalten, sobald der weitere Horizont sich zeigt ... Das Ergebnis einer Forschung erregt unseren Verstand, aber unser Wesenskern bleibt kalt. Aber endlich stößt man doch einmal an Auffassungen, Analogien usw., die uns kräftig in Bewegung setzen. Es ist auch bei naturwissenschaftlicher Forschung nicht anders. Das Treibende sind immer jene unbekannten fernen Gebiete, wo wir die Resultate des Forschens mit dem des Lebens im Einklang sehen.«

Inmitten dieser Sätze steht ein Wort, das wie ein Motto über Nietzsches ganzem Leben und Denken stehen könnte: »So ist unser Streben eine Wanderung ins Unbekannte mit der unsteten Hoffnung, einmal ein Ziel zu finden, wo man ausruhen kannB207.«

Und schon meldet sich die Kritik am Intellekt, die ebenfalls ein lebenslanges Thema Nietzsches werden sollte: »Langsam ... hat sich eine kritische Methode gebildet, die unserm Denken sich klar und durchsichtig als ein Ergebnis des gesunden Menschenverstandes darstellt. Indessen ist es mit besagtem gesunden Menschenverstande eine eigne Sache. Man glaubt an ihm etwas Konsistentes, durch alle Zeiten Verharrendes zu haben, so daß etwa Urteile aus Perikles' und Bismarcks Zeit, falls sie nur dieser gemeinsamen Wurzel entsprossen sind, auch notwendig zusammenstimmen müßten. Ein großer Irrtum, den die Geschichte jeder Wissenschaft widerlegt! Vielmehr ist jener sogenannte gesunde Menschenverstand ein perpetuum mobile, ein unfaßbares Ding, eine Art Gradmesser der logischen Fähigkeiten einer Periode, eines Volkes, einer Wissenschaft, eines Menschen. Der Deutsche und der Franzose, der Fabrikant und der Gelehrte, der Naturforscher und der Philolog, das Weib und der Mann, sie alle gebrauchen das eine Wort und meinen doch jeder etwas Verschiedenes damitB208.« Er hat längst am Intellekt überhaupt zu zweifeln begonnen: »Lieber Freund«, heißt es am 3. April 1868 an Rohde, »ein Wort nach und aus meinem Herzen hast Du geschrieben: der Instinkt ist das Beste am Intellekt.«

Während sich so die philologische Versponnenheit der beiden ersten Leipziger Jahre bei Nietzsche wieder löste und seine philosophischen Instinkte erneut durchbrachen, ereilte ihn ein Unfall, der zwar für seine Gesundheit die bedrohlichsten Folgen zu bekommen schien, ihn zugleich aber aus dem militärischen Zwang befreite und ihm Muße gab, die geistige Wendung sich auswirken zu lassen. Zum ersten Male trat die Krankheit als störendes und zugleich lösendes Moment im Leben Nietzsches auf.

Anfang März 1868 mißlang ihm beim Reitdienst ein Sprung auf sein Pferd. Er schlug hart mit der Brust auf den Vorderzwiesel des Sattels und verspürte einen

heftigen Schmerz. Trotzdem ritt er, hart wie er gegen sich war, weiter und achtete nicht auf den Schmerz, obwohl er zunahm. Am Abend jedoch wurde er in der Instruktionsstunde zweimal ohnmächtig und mußte sich ins Bett legen. »Nun lag ich 10 Tage fest in der schlimmen Bedeutung des Wortes, d. h. unbeweglich, wie aufgespannt und mit Stricken gebunden, unter schrecklichen Schmerzen, fortwährendem Fieber, ruhelos Tag und Nacht, mit Eisumschlägen«, schreibt er am 3. April 1868 an Rohde. »Dazu kam noch als schlimmer Gesell ein hartnäckiger Magenkatarrh.«

Hier hören wir zum ersten Mal etwas von einem Magenleiden Nietzsches, das ihm später so viel zu schaffen machen sollte. Was es mit dem mehrtägigen »Unwohlsein«, das ihn, nach einem Brief an Ritschl, im Februar schon an das Zimmer gefesselt hatte, auf sich gehabt hat, ist unbekannt. Freilich ging der Magenkatarrh anscheinend ohne weitere Folgen vorüber, doch ist er immerhin wohl ein Beweis für eine gewisse Schwäche des Magens schon vor der Erkrankung im Kriege 1870.

Schlimmer waren die Folgen des Unfalls. In dem genannten Briefe fährt Nietzsche fort: »Endlich nach diesen 10 Tagen wurden Schnitte in die Brust gemacht, und ich habe seit jener Zeit das philokteteische Vergnügen einer starken Eiterung. Bei der Zerreißung jener MuskelnA36 hat sich viel Blut im Innern der Brust versetzt: und dies ist nun in Eiterung übergegangen. Ich sage zu wenig, wenn ich sage, daß schon 4, 5 Tassen von Eiter aus jener Wunde hervorgequollen sind. Seit jener Zeit bin ich wieder vom Bette aufgestanden: aber der Zustand ist noch kläglich: matt wie eine Fliege, angegriffen wie eine alte Jungfer, mager wie ein Storch.

Dabei muß ich mich aus einer liegenden Stellung immer noch emporheben lassen; die ganze Brust ist wie eingeschnürt, und alle Bänder, Muskeln und Sehnen schmerzen. Vorgestern bin ich auch einmal im Freien gewesen und ich schleppte Bein hinter Bein wie ein Invalide und wurde nach einer Viertelstunde müde.« Während der Zeit der ersten, schlimmsten Schmerzen nahm Nietzsche »alle Abende Morphium«, selbst Anfang April strengte ihn das Briefschreiben noch so an, daß er sich wieder zu Bett legen mußte. Er hatte immer noch alle Augenblick krampfartige Schmerzen, und die Wunde eiterte fort. Es tröstete ihn auch wenig, daß man ihn am 1. April zum Gefreiten ernannt hatte: »Ach, beim Hund, daß ich doch erst ›Befreiter‹ wäre.«

Sein Allgemeinbefinden wurde zwar bald besser, aber die eiternde Wunde wollte sich nicht schließen, da offenbar außer dem Muskelriß auch noch das Brustbein angeschlagen war. »Die Eiterung hat auch angefangen«, schrieb er am 26. Mai an Ritschl, »den Knochen zu infiltrieren, so daß neulich zu meinem Erstaunen ein Stück meines Gebeines, ein Knöchelchen zum Vorschein kam. Nun beschieße ich die innere Eiterungshöhle eifrig mit Kamillentee und Höllenstein- auflösung, bade auch wöchentlich dreimal in warmem Wasser.« Dies also noch zweieinhalb Monate nach dem Unfall!

Am 6. Juni fürchtet er (an Rohde), »daß der schlimmste Stoß wahrscheinlich noch zu erwarten ist. Die Eiterung dauert fort, der Brustbeinknochen ist angegriffen, und heute hat mir sogar der Arzt eine Operation in kaum zweifelhafte Nähe gestellt. Es handelt sich nämlich um die Abstoßung eines ganzen Knochenstückes; dazu wird man die Weichteile aufschneiden müssen und dann den angegriffenen Knochen, nämlich das Brustbein ›reduzieren‹, wie sich der Arzt ausdrückte, scilicet ›absägen‹. Ist man aber erst unter dem Messer oder der Säge der Operateure, so weißt Du auch, an wie einem dünnen Faden das Ding hängt, so man Leben nennt.« Aber es geschah zunächst nichts weiter, bis er am 22. Juni Deussen seinen Entschluß

mitteilte: »Ein Knöchelchen nach dem anderen kommt aus dem Eiterkanal heraus und zeigt an, daß das Brustbein arg beschädigt ist. Nächsten Donnerstag will ich in Halle den berühmten Operateur Volkmann konsultieren, und wir wollen hoffen, daß er befriedigende Auskunft gibt.«

Am 25. Juni war er dann bei Volkmann, dem berühmten Chirurgen, der unter dem Pseudonym Leander die noch heute gelesenen ›Träumereien an französischen Kaminen‹ geschrieben hat, in Halle zur Untersuchung. Dieser überwies ihn in das Solbad Wittekind, wo er Solbäder nehmen sollte.

Bevor Nietzsche dorthin fuhr, besuchte er vom 25. bis 29. Juni seine alten Freunde in Leipzig, ging drei Abende ins Theater, dreimal in Ritschls Kolleg, der ihn für den Sonntag zum Mittagessen einlud, und verbrachte eine Nacht auf Roschers Bude, von wo ihn aber Wanzen vertrieben, so daß er die nächsten beiden Nächte ins Hotel zog, um die letzten beiden bei »dem wunderlichen Kauz« Romundt zu schlafen, der sich die Leipziger Bühne mit der Tragödie ›Marianne und Herodes‹ erobern wollte, die ihm Nietzsche jedoch arg verrissen haben muß; denn dieser schreibt darüber an Rohde am 6. August: »Der poetische Funke in unserem Freunde ist nicht stark genug um Ochsen zu töten, aber zur Betäubung eines Menschen ausreichend, so daß ich ihn inständig gebeten habe, seine gefährliche Feuerwerkerei einzustellen. Er ist also zunächst wieder Philologe.«

Auch die Kur in Bad Wittekind schien nach Volkmanns Meinung zunächst Nietzsche eine Operation nicht ersparen zu können. Doch dann setzte sich seine kräftige Konstitution durch, die Eiterung ließ nach. Tägliche Jodpinselungen in der Klinik Volkmanns in Halle, die zwar sehr schmerzhaft waren, taten ein übriges. Vom 19. bis 23. Juli konnte Nietzsche schon wieder vergnügt an der Altenburger Tonkünstlerversammlung teilnehmen, und als er sich nach seiner Rückkehr über Leipzig bei Volkmann in Halle wieder vorstellte, erklärte dieser ihn für geheilt. Am 2. August fuhr er nach fünfmonatiger Krankheit gesund nach Naumburg.

Den Kuraufenthalt in Wittekind muß er überhaupt mit Humor hingenommen und in guter Laune zugebracht haben. Bereits am dritten Tage, am 2. Juli, schrieb er seiner »mütterlichen Freundin«, Frau Sophie Ritschl, der Gattin seines Lehrers: »Vorgestern Mittag bin ich in dem anmaßlichen Badedorf, das sich Wittekind nennt, eingetroffen; es regnete stark, und die Fahnen, die man zum Brunnenfeste aufgesteckt hatte, hingen schlaff und schmutzig herab. Mein Wirt, ein unzweideutiger Gauner mit blauer undurchsichtiger Brille, kam mir entgegen und führte mich in das vor sechs Tagen gemietete Logis, das bis auf ein völlig verschimmeltes Sopha öde war wie ein Gefängnis. Alsbald wurde mir auch deutlich, daß derselbe Wirt für zwei Häuser voller Gäste, also vielleicht für 20-40 Personen, nur *ein* Dienstmädchen im Sold habe. Die nächste Stunde brachte mir schon einen Besuch, aber einen so unangenehmen, daß ich ihn nur durch energische Höflichkeit von mir abschütteln konnte. Kurz, die ganze Atmosphäre, in die ich trat, war frostig, regnerisch und verdrießlich.

Gestern habe ich etwas die Natur und die Menschheit des Ortes rekognosziert. Bei Tisch wurde mir das Glück zu Teil, in der Nähe eines taubstummen Herrn und einiger wunderbar geformter Frauengestalten zu sitzen. Die Gegend scheint nicht übel; aber vor Regen und Feuchtigkeit kann man keinen Schritt vorwärtsgehen und sehen.« Und an Rohde schreibt er in einem Rückblick über diese Episode am 6. August: »ich habe wieder komponiert; weibliche Einflüsse«, und: »Wittekinder Badekur und –cour.«

Am 8. August teilt er Gersdorff mit: »Es versteht sich, daß ich jetzt meinen Militärdienst nicht fortsetzen kann; zunächst werde ich für ›zeitig unbrauchbar‹

erklärt, ja ich wünsche nachgerade, nachdem es mir doch nun einmal unmöglich geworden ist, Landwehroffizier zu werden, langsam aus den Listen der Wehrpflichtigen zu verschwinden.«

Als ihm Anfang Oktober sein Hauptmann in seinem Zeugnis die Qualifikation zum Landwehrleutnant bescheinigte, falls er im Februar noch einen Monat Dienst tun würde, um sich die genügenden Kenntnisse im Gespannexerzieren anzueignen, hielt er dies in Hinsicht auf den unvermeidlich kommenden Krieg zwar zunächst noch für wertvoll, unterließ es aber dann doch, zumal seine Berufung nach Basel dazwischenkam. Jedenfalls war er froh, als er am 15. Oktober, seinem Geburtstag, endgültig wieder »frei aufatmen« konnte, »ohne durch die Uniform beengt zu sein«. (An Dietrich Volkmann in Pforta am 14. Okt. 68.) Schon am nächsten Tag zog er wieder nach Leipzig.

Die nun überstandene fünfmonatige Krankheit, die wir nicht zum wenigsten so ausführlich möglichst mit Nietzsches eigenen Worten dargestellt haben, weil diese Niederschriften dem Leser einen eigenartigen Eindruck vermitteln von der Art, wie Nietzsche selbst seine Krankheit aufnahm – diese Krankheit hatte sich gewiß aus einem reinen Unfall heraus entwickelt; aber es war stets Nietzsches Art, auch den Zufall, oder den scheinbaren Zufall, als Schicksal zu nehmen und auch ihn an sich und sich an ihm fruchtbar zu machen. So gewann er auch hier, wie später noch viel mehr, ein besonderes Verhältnis zur Krankheit. Mochte ihn diese noch so sehr behindern, ja zeitweise zu lähmen scheinen, er wußte ihr dennoch für sein Denken und sein Lebensgefühl auch immer jenen feinen Honig abzugewinnen, den der nur Gesunde niemals zu schmecken bekommt. Ein gut Teil seiner außerordentlichen psychologischen Hellsichtigkeit stammt daher. Plumpe Psychologen haben bei Nietzsche geradezu von einer »Flucht in die Krankheit« gesprochen, wenn er sich einem unerträglichen Zustande hätte entziehen wollen. Es ist allerdings auffallend, daß an allen entscheidenden Wendepunkten seines Lebens und Denkens die Krankheit auftritt, bisweilen auch als die Erlöserin aus Lagen, aus denen der untäterische Mensch Nietzsche sich nur sehr schwer hätte befreien können. Aber wenn man dies als unbewußte Flucht in die Krankheit deuten will, dann bedenkt man nicht, daß Krankheit, jedenfalls mit Sicherheit von 1870 an und mit großer Wahrscheinlichkeit schon von frühester Jugend an, wie wir gesehen haben und noch weiter sehen werden, eine ständige Begleiterin, ja ein Bestandteil seines Lebens überhaupt war. Und *daß* sie das war, hat Nietzsche sehr früh begriffen und für sich fruchtbar gemacht, ohne sich deswegen in sie zu flüchten oder sie zu hätscheln. Aber er nutzte sie zur Vergrößerung seiner geistigen Spannweite und zur Erhöhung seines Lebensgefühls. Auch blieb er mehr Herr über sie als die meisten Gesunden über ihre Gesundheit. Er verstand aber auch die Stimme der Krankheit, die ja immer auch eine Stimme der Besinnung und ein Ruf zu höherer Gesundheit ist, besser als jene, denen sie nur Störung und Gefahr bedeutet. So spann er selbst mit an jener geheimen Wechselwirkung zwischen Krankheit und Schicksal, die sein Leben in so hohem Maße kennzeichnet und ohne die seine geistige Tat nicht ihre volle Höhe und Tiefe erreicht hätte. Obwohl er von einem ganz anderen Ufer her und zu ganz anderen Zielen auf das Meer der Erkenntnis ausfuhr, trägt doch auch sein Boot die Aufschrift des Meisters Ekkehart: »Das schnellste Tier, das euch trägt zur Vollkommenheit, ist das Leiden.«

Als Nietzsche im März 1868 durch den Reitunfall für Monate erkrankte, hätte nur ein sehr kurzsichtiger Blick hierin eine Flucht vor dem Militärdienst in die Krankheit sehen können: der Dienst war Nietzsche gewiß in manchen Stunden lästig, aber keineswegs unerträglich. Er unterzog sich den körperlichen Anstrengungen,

besonders des Reitens, sogar mit einer gewissen Freude und hatte weit mehr Sinn und Ehrgeiz dafür, Reserveoffizier zu werden, als etwa seinerzeit für das Burschenschaftlerleben in Bonn. An körperlichem Mut und körperlicher Ausdauer gebrach es ihm durchaus nicht. Die Wendung, die mit seiner Krankheit Hand in Hand ging, lag vielmehr in seiner eigentlichen Hauptsache, in seinem Verhältnis zur Philologie und Philosophie, und in der Frage nach seinem künftigen Beruf.

Seine philosophische Produktivität hatte, sieht man von seinem intensiven Schopenhauer- und Lange-Studium ab, fast vier Jahre geruht. In dieser Zeit hatte er sich, wenn auch nicht ohne Zweifel und philosophische Unruhe, fast ausschließlich in die Gespinste der strengen Philologie eingesponnen. Jetzt aber forderte die gestaute philosophische Ader wieder ihr Recht. Wir sahen schon an Notizen und den Demokritstudien seiner Militärzeit vor dem Unfall, daß er begann, die Philologie mit einem höheren kulturpolitischen und philosophischen Ziele zu überbauen.

Er war jetzt gewiß, die Philologie, so wie sie zu seiner Zeit betrieben wurde, zu beherrschen und sich in ihr schon weiter, als es ein Student sonst tut, durchgesetzt zu haben. Er war Mitarbeiter des Rheinischen Museums, eines führenden Fachblattes, und im Frühjahr 1868 forderte ihn Friedrich Zarncke auch zur Mitarbeit an einem weiteren, dem »Literarischen Centralblatt«, auf. Er antwortete auf dessen »verführerisch liebenswürdigen Brief« am 15. April: »Das Gebiet, in dem ich glaube, leidlich bewandert zu sein, ist das einer Quellenkunde und Methodik der griechischen Literaturgeschichte, um außerdem noch einige Namen zu nennen, die mir näherstehen, so mögen hier außer Hesiod noch Plato, Theognis, samt den Elegikern, Demokrit, Epikur, Laertius Diogenes, Stobäus, Suidas, Athenäus eine Stelle finden.« Und er sandte eine Besprechung von Schömanns Buch über die »Hesiodische Theogonie«, die schon am 25. April erschien und der noch weitere sieben Besprechungen im Jahrgang 1868-69 der Zeitschrift folgten. Seine eigentliche Studienzeit konnte er also als so gut wie abgeschlossen betrachten. Es galt jetzt, die Ernte einzubringen.

Anfang April 1868 teilte Nietzsche Rohde seinen Plan mit, im nächsten Jahre nach Paris zu gehen. Rohde war begeistert von dem Gedanken, mit Nietzsche dorthin zu ziehen, am liebsten schon im nächsten Winter. Aber so bald konnte Nietzsche noch nicht. Am 3. April schrieb er Rohde, so fest sein Plan stehe, vor dem Sommer des nächsten Jahres könne nichts daraus werden; er müsse außer anderen laufenden Arbeiten noch erst seine Doktordissertation fertigstellen. Als Thema hierfür nannte er Gersdorff am 16. Februar 1868 eine Untersuchung über die Gleichzeitigkeit Homers und Hesiods. Dann aber versenkte er sich erneut in philosophische Studien, besonders in Kuno Fischers »Kant« und das erwähnte Buch von Lange. Ende April bis Anfang Mai 1868 schrieb er an Deussen unter dem Einfluß dieser Lektüre, die seine antimetaphysischen Instinkte außerordentlich genährt hatte: »Wer ... den Gang der einschlägigen Untersuchungen, vornehmlich der physiologischen bei Kant, im Auge hat, der kann gar keinen Zweifel darüber haben, daß jene Grenzen so sicher und unfehlbar ermittelt sind, daß außer den Theologen, einigen Philosophieprofessoren und dem vulgus niemand sich hier mehr Einbildungen macht. Das Reich der Metaphysik, somit die Provinz der ›absoluten‹ Wahrheit ist unweigerlich in eine Reihe mit Poesie und Religion gerückt worden. Wer etwas wissen will, begnügt sich jetzt mit einer bewußten Relativität des Wissens – wie zum Beispiel alle namhaften Naturforscher. Metaphysik gehört also bei einigen Menschen ins Gebiet der Gemütsbedürfnisse, ist wesentlich Erbauung; andernseits ist sie Kunst, nämlich die der Begriffsdichtung; festzuhalten aber ist, daß Metaphysik weder

als Religion noch als Kunst etwas mit dem sogenannten ›an sich Wahren oder Seienden‹ zu tun hat.

Wenn Du übrigens Ende dieses Jahres meine Doktordissertation bekommst, so wird Dir mehreres aufstoßen, was diesen Punkt der Erkenntnisgrenzen erläutert. Mein Thema ist ›Der Begriff des Organischen seit Kant‹, halb philosophisch, halb naturwissenschaftlich. Meine Vorarbeiten sind ziemlich fertig.«

Wir finden in diesen Briefzeilen und in dem angedeuteten Dissertationsthema bereits den erkenntniskritischen *und* den wissenschaftskritischen Ansatz. Ein anderer Teil dieses Briefes wirft aber auch ein Licht auf das jetzt schon nicht mehr spannungsfreie Verhältnis zu Freund Deussen: »Was mir nun in Deinem Sendschreiben am meisten gefallen hat, ist der heitere, selbstvergnügte Ton, der sehr vorteilhaft gegen das düstere Kolorit Deiner Bonner und Tübinger Ergüsse absticht. Das ›Greisenhafte‹ schwindet: so ist Dein Ausdruck dafür, der sehr charakteristisch ist. Andere Leute würden sagen ›das Jugendliche schwindet‹. Nun, darüber keinen Streit.

In Bezug auf diesen heitern Ton erlaube ich mir nun einen Vorschlag zu machen. Sollten wir nicht endlich genug haben an den philosophischen Quertreibereien, deren Szene bis jetzt unsre Briefe waren. Ein Zusammenklang ist bis jetzt nicht erfolgt: warum sollen wir ewig auf den nicht zusammenstimmenden Saiten spielen?« Immer wieder versucht es Nietzsche, die menschlichen Beziehungen für sich, in sich bestehen zu lassen auch da, oder gerade da, wo die Meinungen in Grundsatzfragen kontrovers sind, sie freizuhalten von den bloßen Meinungsdifferenzen. In tragischer Weise sollte ihm dieser Versuch dann im Verhältnis zu Richard Wagner mißlingen, während die verständnisvolle Güte einer Malwida von Meysenbug hierin ansprechbar war.

Schon nach wenigen Tagen sah Nietzsche ein, daß dieses Kant-Thema, so sehr es an seine »Hauptsachen« rühren mochte, eben darum sich für seine Doktorarbeit nicht eigne, »wenn man nicht leichtsinniger als eine Fliege zu Werke gehen will«, wie er am 3. oder 4. Mai an Rohde schreibt. Er wolle also »eine enger begrenzte philologische Frage behandeln«, nämlich die, ob die »Papas«, die die griechischen Literaturhistoriker den Dichtern und Philosophen zuschrieben, nur fingierte oder echte Väter seien. Er machte auch allerhand Vorarbeiten hierzu, aber aus der Dissertation über dies Thema wurde auch nichts.

Wohl aber teilte er Rohde in dem gleichen Briefe seine neuesten, von außen angeregten Gedanken über seine zunächst kommende Laufbahn mit den folgenden aufschlußreichen Worten mit: »Beiläufig hat mir Ritschl einmal gesagt, daß an philologischen Dozenten jetzt immer Mangel sei. Daß es so sein muß, beweisen die schnellen Beförderungen z. B. von Reifferscheid und kürzlich von Riese in Heidelberg. Jedenfalls aber gehen wir beide dieser akademischen Zukunft ohne übertriebene Hoffnungen entgegen. Aber ich halte es für möglich, daß in der Stellung eines Professors erstens eine anständige Muße zu selbsteigenen Studien, zweitens ein nützlicher Wirkungskreis, endlich eine sowohl politisch als gesellschaftlich leidlich unabhängige Lage gewonnen und behauptet werden kann. Den zuletzt angedeuteten Vorteil haben wir vor jeder Staatskarriere voraus, es sei nun als Jurist oder als Schulmeister.

Wozu übrigens brauchen wir das sogenannte und übelberüchtigte Staatsexamen zu machen? Ich habe den zähneklappernden Schauder vor dieser Abnutzung des Gedächtnisses, der Produktionskraft, des eigenartigen Entwicklungstriebes, vor dieser Maschine einer veralteten, alles nivellierenden Regierungsmaxime: ja, ich bin überzeugt, daß ich dies Examen nicht machen kann, weil ich nie es können will. Also

streichen wir dies Ding auch aus dem Programm unserer Zukunftsmusik: ist es doch zu unsrer akademischen Laufbahn nicht nötig. – – Nun habe ich alle Punkte erwähnt, auf die mich der Brief Windischs (den ich Dir beilege) geführt hat.«

Ernst WindischA37, mit dem sich Nietzsche von Leipzig her duzte, ohne daß allerdings aus ihrem Verkehr eine so innige Freundschaft entstand, wie die mit Rohde es war, spielte in diesen Jahren 1868 bis 1869 im Leben Nietzsches eine weit größere Rolle, als es bisher bekannt ist. Er war es gewesen, der Zarncke veranlaßt hatte, Nietzsche zur Mitarbeit im »Literarischen Centralblatt« aufzufordern; er löste jetzt den Entschluß Nietzsches, Professor zu werden, aus, und er war es dann auch, der die Bekanntschaft Nietzsches mit Richard Wagner vermittelte. Entscheidende Ereignisse in Nietzsches Leben sind also auf seine Anregung oder Vermittlung zurückzuführen. Freilich hatte er zu Nietzsche menschlich nur das Verhältnis des jungen Wissenschaftlers zu einem begabten Studiengenossen. Auch ein Besuch bei dem kranken Kommilitonen in Naumburg am Pfingstsonntag 1868, bei dem Windisch Nietzsche sehr zuriet, sich zu habilitieren, und zwar in Leipzig, führte sie nicht enger zusammen, obwohl Windisch Nietzsche besonders gefiel als »eine von den Naturen, die sich voll und breit entwickeln, deren Streben merkwürdig ganz und unangenagt ist und die anzusehen dasselbe Vergnügen macht wie ein kräftig wachsender Baum.« (An Rohde am 6. Juni 1868.) Windischs sehr aktive Art förderte Nietzsche in dieser Zeit jedenfalls äußerlich mehr als selbst die Freundschaft mit Rohde.

Am 2. Mai 1868 berichtete Windisch Nietzsche von seinem festen Entschluß, sich in kurzer Zeit in Leipzig zu habilitieren. Auch von Examensplänen anderer Studiengenossen teilte er allerlei mitB209. Am gleichen Tage, als er diesen Brief empfing, schrieb Nietzsche an Rohde, er spreche ihm »eine entschiedene Tragweite für unsere Zukunftspläne« zu, obwohl Windisch davon nichts ahne. Nietzsche kann sich nur denken, daß Rohde und er den gleichen Entschluß fassen würden. So schreibt er dem Freunde: »Übrigens, lieber Freund, bitte ich Dich aufrichtig, Deine Augen fest auf eine einmal einzuschlagende akademische Karriere zu richten: worüber Du allerdings einmal einen festen Beschluß fassen *mußt.* Hier ist eine ängstliche Selbstprüfung gar nicht an der Stelle: wir müssen einfach, weil wir nicht anders können, weil wir keine entsprechendere Lebenslaufbahn vor uns haben, weil wir uns zu anderen nützlicheren Stellungen einfach den Weg verrannt haben, weil wir gar kein anderes Mittel haben, unsere Konstellation von Kräften und Ansichten unseren Mitmenschen nutzbar zu machen als eben den angedeuteten Weg. Schließlich dürfen wir doch nicht für uns leben.

Sorgen wir nach unserem Teil dafür, daß die jungen Philologen mit der nötigen Skepsis, frei von Pedanterie und Überschätzung ihres Fachs, als wahre Förderer humanistischer Studien sich gebärden. Soyons de notre siècle, wie die Franzosen sagen: ein Standpunkt, den niemand leichter vergißt als der zünftige Philologe.« Sie sollten ein wenig für Publizität sorgen, dann etwa in 11/2 Jahren in Berlin oder sonstwie sich habilitieren und sich als Privatdozenten durchschlagen, bis sie befördert würden, wozu nach Ritschls Äußerungen derzeit günstige Aussichten seien. In der nächsten Zukunft freilich sieht Nietzsche die Notwendigkeit, diesen Entschluß in die Tat umzusetzen, noch nicht gegeben. Er fährt fort: »Ich habe jetzt keinen sehnlicheren Wunsch als die schönen Bilder eines Pariser Zusammenlebens in die Wirklichkeit übersetzt zu sehen.«

In diesem Brief an den vertrautesten Freund ist schon die ganze Problematik vorgefühlt und ausgedrückt, die Nietzsche überkommen mußte, als er dann so viel früher, als er zu dieser Zeit ahnte, in den Beruf des akademischen Lehrers eintrat. Nietzsches Entschluß, Professor zu werden, trug von vornherein alle Kennzeichen

eines Lebenskompromisses, und zwar eines bewußten Kompromisses, aus dem bei einem so unbändigen Geiste mit Notwendigkeit die quälendsten Konflikte erwachsen mußten. Seine ganze Argumentation für diesen Beruf geht von der Resignation aus: er fühlt, er hat sich durch sein Studium festgerannt und will nun das Bestmögliche daraus machen. Unterirdisch schwelt die Sehnsucht nach etwas Freierem, Größerem, aber »schließlich dürfen wir doch nicht für uns leben«. Er muß auch an sein materielles Fortkommen denken. Sein ererbtes Vermögen ist zu klein, um ihn unabhängig zu machen. Ja, hätte ihm nicht die Tante Rosalie, die am 3. Januar 1867 gestorben war, so viel hinterlassen, daß er ohne finanzielle Not der nunmehr geplanten Privatdozentenlaufbahn zusteuern konnte, so hätte er so schnell wie möglich das verhaßte Staatsexamen machen und Schulmeister werden müssen. Als Professor wird er wenigstens eine unabhängigere und geachtetere Stellung haben und vielleicht Muße für das Eigentliche und Eigene.

Dies war nicht mehr die Philologie. In dem Augenblicke, in dem er die Philologie zu seinem Lebensberuf erwählte, sagte sie ihm selbst schon nicht mehr genug, war er schon entschlossen, seine Studenten »mit der nötigen Skepsis« und »frei von der Überschätzung ihres Fachs« zu erziehen. Alle Instinkte trieben ihn dazu, die philologischen Eierschalen zu zerbrechen und einen weiteren Blick auf das Wesen und Wissen der ganzen Zeit zu gewinnen. So hielt er auch fest an dem Studienjahr mit Rohde in Paris, und suchte noch im Brief vom 8. August 1868 auch Gersdorff dafür zu gewinnen, »eine längere Zeit an jener Hochschule des Daseins zu studieren«.

Im übrigen aber war er zu dieser Zeit schon fest entschlossen, nicht nur den Beruf des Hochschullehrers aufzunehmen, sondern auch sich in Leipzig zu habilitieren, ja er machte schon Entwürfe für Kollegien, so über die Choephoren des Aeschylus, die homerische Frage, Quellenkunde der griechischen Literaturgeschichte, Theognis, Einleitung in Plato und über den Pessimismus im Altertum. Über dieses Thema, »wichtig für Geschichte der Philosophen und des Dramas«, wie er sich notierte, dürften ihn schon zwischen Frühjahr und Herbst 1868 Gedanken bewegt haben, die ihn mehr und mehr zu den großen Konzeptionen der ›Geburt der Tragödie‹ führten.

Sein Verhältnis zur Philologie lockerte sich also in diesen Krankheitsmonaten um so mehr auf, je stärker die philosophische Ader wieder zu fließen begann. Er nahm nunmehr den philologischen Lehrberuf als ein Schicksal, das nicht mehr zu vermeiden war, auf sich, suchte ihn aber philosophisch zu überbauen, daß er ihm eigene Früchte abgewinnen könne. Dazu bedurfte er auch einer umfassenderen Orientierung über das ganze Gebiet der philosophischen Anschauungen, und er beschaffte sich diese durch erneute und eingehendere Lektüre von Lange und von Kuno Fischers ›Kant‹.

Noch mehr aber bedurfte er einer Klärung seines Verhältnisses zu Schopenhauer. Es wurde Nietzsche jetzt bewußt, daß das lösende Moment, das Schopenhauer für ihn bedeutet hatte, nicht in dessen Dogmen lag, sondern in Schopenhauers geistigem Charakter: seiner Wahrhaftigkeit, seinem denkerischen Mut, seiner überlegenen Weite und in der künstlerischen Kraft seines Stils.

Zu Schopenhauers Hauptwerk schrieb Nietzsche sich nun niederB210: »Ein Versuch, die Welt zu erklären unter einem angenommenen Faktor. Das Ding an sich bekommt eine seiner möglichen Gestalten. Der Versuch ist mißlungen.« Schopenhauer setze »anstelle des Kantschen X (das Ding an sich) den Willen, nur mit Hilfe einer poetischen Intuition erzeugt«. Und er lege ihm »für etwas schlechthin Undenkbares viel zu bestimmte Prädikate« bei. Die Welt lasse sich nicht so bequem in das System einspannen. »Schopenhauer wollte das X einer Gleichung finden: und

es ergibt sich aus seiner Rechnung, daß es gleich X ist, d. h. daß er es nicht gefunden hat.«

Eine solche Ablehnung des Hauptdogmas Schopenhauers sage aber nichts gegen den Philosophen: »Kein Gedanke steht uns ferner als mit einer solchen Kritik Schopenhauer selbst auf den Leib zu rücken.« Er bleibt trotzdem und gerade darum der große Mann, der er war; denn »die Irrtümer großer Männer sind verehrungswürdig, weil sie fruchtbarer sind als die Wahrheiten der kleinen«. Was Nietzsche an Schopenhauer verehrte und was ihm überhaupt der Inbegriff eines Philosophen bedeutete, das sagt er abschließend 1874 in einer Notiz zur dritten. ›Unzeitgemäßen Betrachtung‹B211: »Erst glauben wir einem Philosophen. Dann sagen wir: mag er in der Art, wie er seine Sätze beweist, Unrecht haben, die Sätze sind wahr. Endlich aber, es ist gleichgültig, wie die Sätze lauten, die *Natur* des Mannes steht uns für hundert Systeme ein. Als Lehrender mag er hundertmal Unrecht haben: aber sein Wesen selber ist im Recht, daran wollen wir uns halten. Es ist an einem Philosophen etwas, was nie an einer Philosophie sein kann: nämlich die Ursache zu vielen Philosophien, der große Mensch.«

Und Nietzsche empfand Schopenhauer als stärksten Ausdruck der ZeitB212: »Es ist dies das Zeitalter Schopenhauers; ein gesunder Pessimismus, der zum Hintergrund das Ideal hat, ein manneskräftiger Ernst, eine Abneigung gegen das Hohle, Substanzlose und Zuneigung zum Gesunden und Einfachen. Im Gegensatz zu Kant ist Schopenhauer der Dichter, im Gegensatz zu Goethe ist er der Philosoph. Gegen Kant ist er naiv und klassisch ... Er hat überhaupt einen Stil: während die meisten Philosophen ihn nicht haben ... Schopenhauer ist der Philosoph einer wiedererweckten Klassizität, eines germanischen Hellenentums. Schopenhauer ist der Philosoph eines regenerierten Deutschlands ... Er ist der wahrste Philosoph ... für Schopenhauer ist Philosophie ein ungestümer Trieb.«

Das sind Sätze, die Nietzsche in seiner letzten Studentenzeit über Schopenhauer niederschrieb. Später dankte er seinem großen Vorgänger in der Schrift ›Schopenhauer als Erzieher‹ (dritte ›Unzeitgemäße‹), die ihm sein Leben lang eine seiner liebsten Arbeiten blieb, auch als er erkannte, daß er in ihr viel mehr von sich selbst als von Schopenhauer gesprochen habe – oder vielleicht gerade deswegen! Auch die soeben wiedergegebenen frühen Sätze über Schopenhauer sagen weit mehr über Nietzsche aus als über Schopenhauer. Weit mehr für ihn trifft es zu, daß sein Ideal ein germanisches Hellenentum ist – seine ganzen nächsten Jahre werden ein Kampf dafür sein. Sein eigenes Schicksal spricht ahnungsvoll aus den Sätzen, die besagen, daß der große Mensch der Inbegriff der Philosophie sei. Und tausendmal mehr als für Schopenhauer trifft für Nietzsche zu, daß ihm Philosophie ein ungestümer Trieb war, der ungestüme Trieb einer Wahrhaftigkeit, die ihn immer noch weiterpeitschte, wo Schopenhauer längst vor Anker gegangen war.

Nietzsche las aus Schopenhauer von Anfang an nur das heraus, was ihm gemäß war. Für sein Verhältnis zu Schopenhauer gilt genau der Satz, den er in dieser Zeit über Kant prägte: »Es fällt Kant sehr schwer sich in fremde Philosopheme zu versetzen: was für einen originellen Denker sehr charakteristisch ist.«

Als Nietzsche am 16. Oktober 1868 völlig genesen nach Leipzig zurückkehrte, betrachtete er sich nicht mehr als Studenten. Am 8. Oktober hatte er Rohde geschrieben: »Ein Inserat im Tageblatte sucht ein ›feines‹ Garçonlogis für einen unverheirateten Gelehrten. Unsere guten dortigen Bekannten haben alle schon Staffeln des Ruhmes erklommen: ich armer homo litteratus muß auch nächstens daran denken, einen akademischen Grad zu erwerben, um nicht zum pecusA38 der ›Literaten‹ gerechnet zu werden. Im übrigen nehme ich mir vor, etwas mehr

Gesellschaftsmensch zu werden: insbesondere habe ich eine Frau aufs Korn genommen, von der mir Wunderdinge erzählt sind, die Frau des Professor Brockhaus, Schwester Richard Wagners: über deren Kapazitäten Freund Windisch (der mich besucht hat) eine erstaunliche Meinung hat ... Ritschls gehen fast nur mit Familie Brockhaus um.«

Es lockt ihn also das Milieu Wagners in Leipzig. Zu Wagner selbst hat er inzwischen, nachdem er noch im Oktober 1866 den Klavierauszug der ›Walküre‹ mit »sehr gemischten Empfindungen« durchgespielt und gefunden hatte: »Die großen Schönheiten und virtutes werden durch ebenso große Häßlichkeiten und Mängel aufgewogen. +a + (-a) gibt aber nach Riese und Buchbinder o« (am 11. Oktober 1866 an Gersdorff), nicht zum wenigsten unter dem Einfluß der Schopenhauer-Lektüre, eine persönliche geistige Beziehung gewonnen, die er am 8. Oktober 1868 gegenüber Rohde so präzisiert: »Kürzlich las ich auch (und zwar primum) die Jahn'schen Aufsätze über Musik, auch die über Wagner. Es gehört etwas Enthusiasmus dazu, um einem solchen Menschen gerecht zu werden: während Jahn einen instinktiven Widerwillen hat und nur mit halbverklebten Ohren hört. Ich gebe ihm trotzdem vielfach recht, insbesondere darin, daß er Wagner für den Repräsentanten eines modernen, alle Kunstinteressen in sich aufsaugenden und verdauenden Dilettantismus hält: und gerade von diesem Standpunkte aus kann man nicht genug staunen, wie bedeutend jede einzelne Kunstanlage in diesem Menschen ist, welche unverwüstliche Energie hier mit vielseitigen künstlerischen Talenten gepaart ist: während die ›Bildung‹ je bunter und umfassender sie zu sein pflegt, gewöhnlich mit mattem Blicke, schwachen Beinen und entnervten Lenden auftritt.

Außerdem aber hat Wagner eine Gefühlssphäre, die Otto Jahn ganz verborgen bleibt: Jahn bleibt eben ein Grenzbotenheld, ein Gesunder, dem Tannhäusersage und Lohengrinatmosphäre eine verschlossene Welt sind. Mir behagt an Wagner, was mir an Schopenhauer behagt, die ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gruft usw.«

Gegen den Künstler Wagner und in Sonderheit sein »Kunstwerk der Zukunft« verhält Nietzsche sich also noch sehr kritisch, aber er bewundert seine Energie und Vitalität, und mächtig zieht ihn die Gefühlssphäre von Werken wie ›Tristan‹, ›Lohengrin‹ und ›Tannhäuser‹ an und darin nicht zum wenigsten etwas, dem sein Verstand schon entwachsen ist: Kreuz, Tod und Gruft, dem das erlösungssüchtige Musikerherz aber noch anhängt.

Auf Windischs Rat ging er in Leipzig bei Professor Biedermann in der Lessingstraße in Wohnung und Beköstigung und war damit der greulichen Existenz auf Studentenbuden mit Kneipenessen enthoben. Biedermann, ehemaliger Parlamentarier, war Schriftleiter der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« und politisch wie künstlerisch lebhaft an allem interessiert. In seinem Haus verkehrten die meisten künstlerischen Menschen der Stadt. So traf Nietzsche hier die heiß umschwärmte Susanne Klemm, das *glaukidion* das Eulchen, wieder und lernte wohl auch Heinrich Laube kennen, der als Theaterdirektor neu nach Leipzig verpflichtet war. Sein Stück ›Graf Essex‹, das Nietzsche zusammen mit Romundt am 5. November sah, mißfiel Nietzsche allerdings gründlich. Gelegentlich konnte er Konzerte und Vorlesungen als Vertreter, d. h. als Referent der »Deutschen Allgemeinen« besuchen; ja sogar die Kritik der Oper war ihm angetragen. In solchem Ansehen stand er in akademischen Kreisen mit seinem Musikverständnis.

Besonders ein Konzert am 27. Oktober in der »Euterpe« begeisterte ihn nun völlig für Wagners Musik. Er hörte hier das ›Tristan‹-Vorspiel und die ›Meistersinger‹-Ouvertüre. »Ich bringe es nicht übers Herz«, schreibt er noch am gleichen Tage an

Rohde, »mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt an mir, und ich habe lange nicht ein solches andauerndes Gefühl der Entrücktheit gehabt als bei letztgenannter Ouvertüre.« Die ›Meistersinger‹ sollten auch den Anlaß zu der persönlichen Bekanntschaft mit Wagner geben.

Am 6. November hielt Nietzsche in seinem Philologischen Verein den Eröffnungsvortrag des Wintersemesters 1868 bis 1869 über die Satiren des Varro und den Zyniker Menippus. Er sprach hierbei ganz frei, nur mit Hilfe eines kleinen Zettels, und hatte Romundt beauftragt, »recht persönlich aufzupassen, damit er mir sagen könne, wie die theatralische Seite, also Vortrag, Stimme, Stil, Disposition beschaffen sei und gewirkt habe ... und siehe, es war alles *kala lian*A39. Es wird schon gehen mit dieser akademischen Laufbahn«, schreibt er am 9. November an Rohde.

Als er von diesem Vortrag nach Hause kam, fand er einen Zettel von Windisch vor: »Willst Du Richard Wagner kennenlernen, so komme um 3/4 4 in das Café théâtre.« Wagner war völlig inkognito zu Besuch bei der Schwester Ottilie, die mit dem Orientalisten Hermann Brockhaus verheiratet war, bei dem Windisch seine Habilitation vorbereitete. Mit Frau Brockhaus war Frau Ritschl, Nietzsches alte Gönnerin, befreundet. Als nun Wagner ihr und seiner Schwester das Meisterlied aus den ›Meistersingern‹ vorspielte, erzählte ihm Frau Ritschl, daß es ihr bereits wohlbekannt sei, und zwar durch einen jungen Philologen und Schüler ihres Mannes, Friedrich Nietzsche, der musikalisch sehr begabt sei. Darauf wünschte Wagner diesen jungen Mann kennenzulernen. So kam es zu dem Zettel von Windisch und nach einigem Hin und Her zu der ersten Begegnung Nietzsches mit Wagner bei Professor Brockhaus am Abend des 8. November 1868. Nietzsche selbst berichtete darüber an Rohde am folgenden Tage noch ganz erregt:

»In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich, große Toilette zu machen, und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauderte, ins Freie zu gehen, und so war ich denn zufrieden, daß mich nachmittags Roscherchen besuchte, mir etwas von den Eleaten erzählte und von dem Gott in der Philosophie ... – Es dämmerte, der Schneider kam nicht und Roscher ging. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Sklaven heftig mit meinem Anzug beschäftigt: man versprach in 3/4 Stunden ihn zu schicken. Ich ging vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den ›Kladderadatsch‹ und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute abend sehen würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König (Ludwig II. von Bayern) an ihn angekommen sei, mit der Adresse ›An den großen deutschen Tondichter Richard Wagner‹.

Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudocia und wurde von Zeit zu Zeit durch gellendes, aber aus der Ferne kommendes Läuten beunruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gittertore jemand warte: es war verschlossen, ebenso wie die Haustür. Ich schrie über den Garten weg dem Mann zu, er solle in das Naundörfchen kommen: unmöglich, sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus geriet in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Paket kam zu mir. Es war 1/2 7 Uhr; es war Zeit, meine Sachen anzuziehen und Toilette zu machen, da ich sehr weit ab wohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung! Er präsentiert die Rechnung. Ich akzeptiere höflich: Er will

bezahlt sein, gleich bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu tun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife die Sachen und beginne sie anzuziehn, der Mann ergreift die Sachen und hindert mich sie anzuziehn: Gewalt meiner Seite, Gewalt seiner Seite! Szene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehn.

Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfershelfers, Racheschwur: währenddem entfernt sich das Männchen mit meinen Sachen. Ende des 2. Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sofa und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

– Draußen gießt der Regen –

Ein viertel auf Acht: um halb acht, habe ich mit Windisch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack, doch in gesteigerter Romanstimmung: das Glück ist günstig, selbst die Schneiderszene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches. Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft entsetzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemütlichen Tone zurufen: ›Meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich‹, ›Meine Gutsten, noch ein bißchen leidenschaftlicher!‹ Wagner imitiert sehr gern den Leipziger Dialekt.

Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüsse so eigentümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts Besseres tun kann, als mit Dir, mein teurer Freund, zu reden und ›wundersame Mär‹ zu künden. Vor und nach Tisch spielte Wagner, und zwar alle wichtigen Stellen der ›Meistersinger‹, indem er alle Stimmen imitierte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft lebhafter und feuriger Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe: dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophenkongreß in Prag und sprach ›von den philosophischen Dienstmännern‹. Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Szene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. – Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschickten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekanntzumachen: was ich denn feierlich übernommen habe.«

Wagner, der große Zauberer auch im persönlichen Umgang mit Menschen, hatte den so viel jüngeren Nietzsche sofort gewonnen. Was Nietzsche bisher an begabten Menschen kennengelernt hatte, waren Gelehrte und Literaten. In Wagner trat ihm zum ersten Male ein schöpferischer Künstler großen Stils gegenüber und rührte alle verdeckten Träume und heimlichen Wünsche in ihm auf. Es war weniger die Gloriole des Ruhms, die Wagner umstrahlte, von der Nietzsche geblendet worden war, als die

Macht einer wirklich unabhängigen Persönlichkeit, die dem Pastorensohn hier in ganzer Freiheit leibhaftig sichtbar wurde: ein Mann, dessen Enthusiasmus, dessen leidenschaftlicher Wille sich einer trägen und schöpferisch armen Zeit aufgezwungen hatte, dessen Musik und Wesen einen rauschhaften Zustand vermittelte, welcher die sensiblen Nerven und Sinne des jungen Philologen, der sich gezwungen hatte, seine schweifenden musikalischen Triebe zugunsten des wachen Geistes niederzuhalten, bis ins Innerste erregen mußte. Und dieser Mann hatte denselben Gott wie er: Schopenhauer, und dieselbe Verachtung für die herrschenden Mächte im Reiche des Geistes, die »philosophischen Dienstmänner«. Außer der Macht seiner Musik hatte er zudem noch ein großes geistiges Ziel: die Erneuerung der deutschen Kultur, die auch Nietzsche in der Seele brannte. Und wie verstand der alte Menschenfänger, den jungen Enthusiasten sich sofort zum Bundesgenossen zu machen! War hier nicht dasselbe, was Nietzsche bei der Lektüre Schopenhauers erlebt hatte: der große Mensch? ein neuer Führer?

Ihn ekelte jetzt die Enge um ihn, aber sein neues Vorbild hob ihn darüber hinweg.

Als Rohde sich durch Ritschl gekränkt fühlte, schrieb Nietzsche ihm am 20. November: »Jetzt wo ich wieder das wimmelnde Philologengezücht unserer Tage aus der Nähe sehe, wo ich das ganze Maulwurfstreiben, die vollen Backentaschen und die blinden Augen, die Freude ob des erbeuteten Wurms und die Gleichgültigkeit gegen die wahren, ja aufdringlichen Probleme des Lebens täglich beobachten muß ..., da kommt es mir immer begreiflicher vor, daß wir beide, falls wir nur sonst unserm Genius treubleiben, nicht ohne mannigfache Anstöße und Quertreibereien unsern Lebensweg gehen werden. Wenn sich Philologe und Mensch nicht völlig decken, so staunt das erwähnte Gezücht erst das Mirakel an, dann ärgert es sich und endlich kratzt, bellt und beißt es ... Ich lebe der sicheren Hoffnung, bald auch einmal so einen Vorgeschmack von dem zu bekommen, was meiner noch in dieser höllischen Atmosphäre wartet. Aber, lieber Freund, was hat das mit Deinen und meinen Leistungen zu tun, was andere über unsre Persönlichkeiten urteilen? Denken wir an Schopenhauer und Richard Wagner, an die unverwüstliche Energie, mit der sie den Glauben an sich unter dem Hallo der ganzen ›gebildeten‹ Welt aufrechterhielten.«

Mit Leidenschaft las Nietzsche jetzt auch Wagners Dichtungen und seine ästhetischen Schriften aus den Jahren 1849-51, besonders die soeben erschienene 2. Auflage von ›Oper und Drama‹, die ihn mehr und mehr an eine Erneuerung der Kultur glauben machte. Er brannte darauf, mit dem Freund Rohde über all diese Dinge ganz einer Meinung zu werden, zumal es ihn beglückte, daß sie beide unabhängig voneinander zu dieser Zeit sich mit den Romantikern beschäftigten, bei denen Nietzsche »anheimelnde und verwandte Düfte« spürte, während sie Rohdes Liebe für das ganze Leben blieben. Rohde erkannte auch jetzt schon, »daß in Schopenhauers Lehren eigentlich eine reine, von pfäffischen Quarzen gereinigte Kristallisation der Bestrebungen dieser seiner Jugendzeit zu erkennen ist«. Rohde hatte auch sofort mit der Lektüre von ›Oper und Drama‹ begonnen und schon nach der Hälfte »den glücklichsten Eindruck« von der »ganzen, ungebrochen schaffenden Künstlernatur« Wagners, und er nannte den »Gedanken einer, gleichsam die

[Curt Paul Janz: Biographie: VII. Die beiden ersten Leipziger Jahre. Friedrich Nietzsche: Werke, S. 410

(vgl. Janz-Nietzsche Bd. 1, S. 194 ff.) (c) C. Hanser Verlag]

ganze Welt, Willen und Intellekt, in reinerem Bilde darstellenden Kunst eine ganz großartige Konzeption, und dazu doch kein reines, unerreichbares HirngespinstB213«.

So gewann Nietzsche die feste Zuversicht, »daß wir uns über einen Genius ganz verstehn werden, der mir wie ein unlösliches Problem erschien und zu dessen Verständnis ich jahraus, jahrein neue Anläufe machte: dieser Genius ist Richard Wagner. Dies ist nun das zweite Beispiel, wo wir, fast unbekümmert um die herrschende und gerade unter Gebildeten gültige Meinung, uns unsre eignen Götzen aufstellen: und man tut schon das zweite Mal diesen Schritt mit mehr Sicherheit und Selbstvertrauen.

Wagner, wie ich ihn jetzt kenne, aus seiner Musik, seinen Dichtungen, seiner Ästhetik, zum nicht geringsten Teile aus jenem glücklichen Zusammensein mit ihm, ist die leibhaftigste Illustration dessen, was Schopenhauer ein Genie nennt: ja die Ähnlichkeit all der einzelnen Züge ist in die Augen springend. Ach, ich wollte, ich könnte Dir in behaglicher Abendstunde die vielen kleinen Einzelheiten erzählen, die ich über ihn, meistens durch seine Schwester, weiß; ich wollte, wir könnten die Dichtungen miteinander lesen (die Romundt so hoch schätzt, daß er Richard Wagner für den bei weitem ersten Dichter der Generation hält, und über die auch Schopenhauer, wie Wagner mir erzählte, sehr gut gedacht hat), wir könnten zusammen den kühnen, ja schwindelnden Gang seiner umstürzenden und aufbauenden Ästhetik gehen, wir könnten endlich uns von dem Gefühlsschwunge seiner Musik wegreißen lassen, von diesem Schopenhauerischen Tonmeere, dessen geheimsten Wellenschlag ich mitempfinde, so daß mein Anhören Wagnerischer Musik eine jubelnde Intuition, ja ein staunendes Sichselbstfinden ist.« (9. Dezember 1868 an E. Rohde)

Ein neues Lebensgefühl erfüllte Nietzsche beglückend. Schon am 20. November fühlte er sich »in der Mitte« seines Lebenstages und brannte darauf, mit dem Freunde Rohde »der Reihe nach alle Dinge und Verhältnisse, Menschen, Staaten, Studien, Weltgeschichten, Kirchen, Schulen usw. mit unseren Fühlhörnern zu betasten« und in Paris den Staub der Leipziger Philologie in der Schule des Lebens abzustreifen. Als ihn eben diese Philologie ereilte und festnagelte.

Gerade hatte er mit völliger Deutlichkeit eingesehen, daß die Philologie ihm den Zugang zu den entscheidenden Problemen seiner Zeit versperrte, und gerade wollte er diese Sphäre durchbrechen, da schloß sie sich neu und fast unüberwindlich.

Schon der junge Nietzsche hatte die gefährliche Einseitigkeit seiner humanistischen Bildung erkannt. Sein wacher Geist und die Empfänglichkeit seiner Nerven für alle Zeitströmungen ließ ihn die Bedeutung der Naturwissenschaften klar erkennen. Es drängte ihn jetzt mit allen Kräften, in ihre Welt einzudringen. Noch am 16. Januar 1869 gesteht er Rohde: »noch vorige Woche wollte ich Dir vorschlagen, gemeinsam Chemie zu studieren und die Philologie dorthin zu werfen, wohin sie gehört, zum Urväterhausrat«. Aber am 10. Januar 1869 hatte er eine Nachricht erhalten, die ihn so erschütterte, daß er Rohde am gleichen Tage nur schreiben konnte: »Ich zittere an allen Gliedern und kann mich nicht einmal dadurch befreien, daß ich Dir mein Herz ausschütte. Absit diabolus!« Er hatte nämlich Ritschl völliges Stillschweigen versprechen müssen.

Anfang Dezember 1868 war der Lehrstuhl für griechische Sprache und Literatur an der Universität Basel durch den Abgang von Professor Adolf Kiessling, der eine Lehrstelle am Hamburger Johanneum annahm, freigeworden. Um einen geeigneten Nachfolger vorschlagen zu können, wandte sich Kiessling an Ritschl, der in Bonn sein Lehrer gewesen war, mit einer Anfrage über Nietzsche, dessen Arbeiten im Rheinischen Museum ihm aufgefallen waren.

»So viele junge Kräfte ich auch seit nunmehr 39 Jahren unter meinen Augen sich habe entwickeln sehen: noch *nie* habe ich einen jungen Mann gekannt, resp. in

meiner discipline nach meinen Kräften zu fördern gesucht, der *so* früh und *so* jung *so* reif gewesen wäre, wie diesen Nietzsche ... Bleibt er, was Gott gebe, lange leben, so prophezeie ich, daß er dereinst im vordersten Range der deutschen Philologie stehen wird. Er ist jetzt 24 Jahre alt: stark, rüstig, gesund, tapfer von Körper und Charakter, recht gemacht, um ähnlichen Naturen zu imponieren. Dazu besitzt er eine beneidenswerte Gabe so ruhiger wie gewandter und klarer Darstellung in freier Rede. Er ist der Abgott und (ohne es zu wollen) Führer der ganzen jungen Philologenwelt hier in Leipzig, die (ziemlich zahlreich) die Zeit nicht erwarten kann, ihn als Dozenten zu hörenB214.«

Kiessling gab diese Auskunft Ritschls weiter an den Erziehungsrat der Stadt Basel, Professor Dr. Wilhelm Vischer-Bilfinger, der an sechs namhafte deutsche Gelehrte mit der Bitte geschrieben hatte, ihm geeignete jüngere Philologen zu nennen, darunter an Usener in Bonn und Friedrich Ritschl in Leipzig.

Auch Usener schrieb am 19. Januar an Vischer: »Unter der jüngsten Generation ragt Friedrich Nietzsche hervor, dessen Arbeiten im Rheinischen Museum ... durch jugendliche Frische und eindringenden Blick überraschen.«

Vischer, der selbst die Arbeiten Nietzsches aus dem Rheinischen Museum kannte, trat nun der Berufung Nietzsches näher, richtete aber zunächst noch weitere Fragen an Ritschl. Dieser schrieb an ihn am Tage, nachdem er Nietzsche die erste, schon erwähnte Mitteilung gemacht hatte, also am 10. Januar 1869:

»Nietzsche ist nicht ohne Vermögen (was meines Erachtens für Basel recht sehr zweckmäßig ist), und hatte eigentlich vor, von nächsten Ostern an wissenschaftliche Reisen nach Paris und Italien zu unternehmen ... Nietzsche ist gar keine spezifisch politische Natur, hat ja wohl im allgemeinen, im ganzen und großen, Sympathien für die wachsende Größe Deutschlands, aber – so wenig wie ich – besonderes Tendre für das Preußentum: hingegen lebhafte Empfindung für freie bürgerliche und geistige EntwicklungB215.«

Aus dieser Aussage Ritschls geht hervor, daß Nietzsche nach seinem »enragierten Preußentum« des Jahres 1866 eine politische Wandlung zum Nationalliberalismus hin durchgemacht hat: die Reichsidee war stärker, die preußische schwächer geworden. Im übrigen aber war er auch jetzt noch »keine spezifisch politische Natur«. Von seinem durch Wagner beflügelten kulturpolitischen Erneuerungsideal für Deutschland dürfte er Ritschl wenig gesprochen haben. Ritschl fährt fort: »Was soll ich weiter sagen? – Der Schwerpunkt seiner Studien lag bisher in griechischer Literaturgeschichte (natürlich incl. kritischer und exegetischer Behandlung der Autoren), mit besonderer Betonung, wie mir scheint, der Geschichte der griechischen Philosophie. Aber es ist mir gar kein Zweifel, daß, wenn ein praktisches Bedürfnis an ihn herantritt, er bei seiner großen Begabung auch in andere Gebiete sich mit Erfolg einarbeiten werde. Er wird eben alles können, was er will.

Sollten Sie ihn in einer oder der andern Weise vorher persönlich sprechen, so lassen Sie sich, bitte ich, ja nicht von dem allerersten Eindruck bestimmen. Er hat etwas wie Odysseus, tief überlegsam ehe er anfängt zu sprechen, aber dann auch mit mächtiger Rede wirkendes, gewinnendes, überzeugendes. Irre ich mich nicht, so wird er auch ein vortrefflicher Gymnasiallehrer sein.« Mit der Professur in Basel war nämlich die Verpflichtung verbunden, den griechischen Unterricht in der Prima des dortigen Pädagogiums (Gymnasiums) zu geben.

Daß Nietzsche bisher weder promoviert noch sich habilitiert habe, aber mit beidem beschäftigt sei, hatte Ritschl Vischer schon vorher mitgeteilt. Außer Ritschls so ungewöhnlich warmer Befürwortung erhielt Vischer auch noch eine enthusiastische

Auskunft über Nietzsche von dem jungen Basler Bovet, der in Leipzig studierte und der zudem noch eine Rundfrage bei den anderen Studenten gehalten hatte.

Am 16. Januar war die Frage schon so weit gediehen, daß Nietzsche Rohde mitteilen konnte: »Ich habe die wahrscheinliche, ja sichere Aussicht, allernächster Zeit an die Universität Basel berufen zu werden: ich habe mich darauf einzurichten, von Ostern an akademischer Lehrer zu sein.

Mein Titel wird zunächst der eines Prof. extra ord. sein, mein Gehalt 3000 fr. betragen und meine Stellung es mit sich bringen, an der obersten Klasse des dortigen Pädagogiums wöchentlich 6 Stunden zu geben. Nachdem diese ganze Berufung erst in Szene gesetzt ist, würde es eine unverzeihliche Laune sein, wieder sich auf die Hinterfüße zu stellen.«

Begreiflicherweise erfüllte Nietzsche zunächst Stolz auf diese Berufung, aber sofort mischte sich in diesen Stolz das Bedauern über die nun verlorene Pariser Reise und das Gefühl, seine Jugend sei nun dahin: »Das Leben ist mir recht schwül«, heißt es im gleichen Brief an Rohde, »ich spüre so etwas wie das Herannahen des Sommers.«

Eines aber tröstete ihn: er würde jetzt Richard Wagner nahe sein können. »Kürzlich hat mich Richard Wagner, zu meiner größten Freude, brieflich grüßen lassen. Luzern ist mar nun nicht mehr unerreichbar. Am Ende dieses Monats reise ich nach Dresden, um die ›Meistersinger‹ zu hören.«

Diese Erstaufführung fand am 21. Januar statt. Sie wurde für ihn zu der »größten künstlerischen Schwelgerei, die mir dieser Winter gebracht hat. Weiß Gott, ich muß doch ein tüchtiges Stück vom Musiker im Leibe haben; denn in jener ganzen Zeit hatte ich die stärkste Empfindung plötzlich zu Hause und heimisch zu sein, und mein sonstiges Treiben erschien wie ein ferner Nebel, aus dem ich erlöst war. Jetzt nun steht mir so ein tiefer schwerer Nebel wieder bevor.« (An Rohde am 28. Februar 1869.)

Am 1. Februar erklärte Nietzsche sich in einem Briefe an Vischer bereit, eine etwaige Basler Berufung anzunehmen. Als Vorlesung schlug er vor: »Über Hesiods ERGA, priv(atissime), und Quellenkunde der griechischen Literaturgeschichte, pub(lice).« Am 13. Februar kündigte er dann endgültig an: »Die Fragmente der griechischen Lyriker«, 4stündig, priv., und »Quellenkunde der griechischen Literaturgeschichte«, 2stündig publ. In der Tat las er in seinem ersten Semester, Sommer 1869, über die Choephoren des Aeschylus 3stündig und die griechischen Lyriker 3stündig.

Am 3. Februar war er zum Geburtstag seiner Mutter in Naumburg, schwieg sich aber noch über seine Berufung aus, da die letzte Bestätigung fehlte. Der Antrag war von Vischer am 28. Januar in der Kuratel der Universität durchgebracht und an das Erziehungs- Collegium geleitet worden. Dieses beschloß am 29. Januar die Berufung mit Bericht an den Kleinen Rat (die Kantonsregierung) zur Bestätigung. Der Kleine Rat nahm von Bericht und Antrag am 6. Februar Kenntnis und beschloß die Berufung am 10. Februar 1869. Diese wurde Nietzsche am 12. oder 13. Februar zugestellt, kam also am 13. oder 14. Februar in seine Hände. Noch am gleichen Tage schickte er seiner Mutter eine neue Visitenkarte zur Verbreitung: »Friedrich Nietzsche. Prof. extra ord. der klassischen Philologie (mit 800 Talern Gehalt) an der Universität Basel.«

Das Glück der Mutter und Verwandten war ungeheuer. In der Tat war ja die Berufung des 24jährigen, der noch nicht einmal Doktor, geschweige denn Privatdozent war, ein aufsehenerregender Vorgang, dem nicht viele Beispiele in der neueren deutschen Universitätsgeschichte an die Seite zu setzen sind.

Nietzsche selbst wurde, wie wir schon sahen, nur in sehr geringem Ausmaße von dem allseitigen Enthusiasmus angesteckt. Er fühlte neben der Auszeichnung nur allzu deutlich die Bindung, die alle persönlichen Bildungspläne zunächst zunichte machte, und die große Arbeitslast, die ihm der »Teufel Schicksal« nun aufbürdete: er mußte nicht nur schnellstens promovieren, sondern auch die Vorlesungen vorbereiten. Außer ihnen stand ihm der sechsstündige Unterricht am Pädagogium und die Leitung des Philologischen Seminars an der Universität in Basel bevor. So dämpfte er die überströmenden Gefühle seiner Verwandten, die ihm peinlich waren: »Es wurde mir förmlich etwas Angst bei dem Enthusiasmus Eurer Briefe«, schreibt er in der zweiten Februarhälfte an Mutter und Schwester; »schließlich ist ein Professor mehr auf der Welt, und damit ist doch wahrlich alles beim alten geblieben. Ich fürchte, daß man sich in Naumburg ein wenig lustig macht über Eure Freude ... Was ist der Kern dieses so verherrlichten Pudels? Schweiß und Mühe.« Bei aller Abwehr übertriebener Lobeshymnen und trotz seines klaren Blicks für die Schattenseiten der Auszeichnung finden wir bei dem jungen Professor nichts von falscher Bescheidenheit. Er war sich durchaus seines Wertes und seiner Leistung bewußt und fühlte sich nicht einen Augenblick unsicher vor der neuen Aufgabe. Sofort zeigte sich auch eine gewisse Neigung zu einer vornehmen, repräsentativen Lebensführung, die er noch geraume Zeit beibehielt. So bat er seine Mutter und Schwester in dem genannten Briefe, sich für ihn nach einem Bedienten umzusehen, den er mitnehmen wolle: »Er darf nicht zu jung sein, muß Neigungen zur Reinlichkeit und Ehrlichkeit haben. Es ist gut, wenn er Soldat war.« Ich hasse den Naumburger Volksdialekt. Ein beispielloser Grad von Borniertheit wäre mir unerwünscht. Er kann dabei sein Handwerk treiben, falls es reinlich und wohlriechend ist. »Seine Mutter, die solche Extravaganzen durchaus nicht liebte, wird ihm diese Marotte schon bei seinem nächsten Besuch in Naumburg ausgeredet haben. Nicht verhindern konnte sie leider, daß er in einer peinlich hochtrabenden Weise mit Deussen brach.«

Wie Nietzsche um diese Zeit ums Herz war, zeigt am besten ein Brief an Rohde, den er am 22. Februar, an Schopenhauers Geburtstage, zu schreiben begann. Rohde hatte ihm am 15. Februar in der liebe- und verständnisvollsten Weise Glück gewünscht: »Erlaube«, hatte es in diesem Briefe geheißen, »daß ich an der dies festa Dich ein wenig ins Gesicht lobe, aber aufrichtiger kann niemandes Überzeugung sein als meine, daß Du Deinen neuen Posten in einer Weise ausfüllen wirst, daß universitas Basileensis ihr gutes Glück segnen wird. Weiß ich nicht aus eigenster Erfahrung, daß Deine Nähe Segen und Glück bringend ist? Und so wirst Du in Basel und überall nicht nur philologische Vernunft und Behendigkeit der Jugend beibringen, sondern durch Deine ganze Art einen ›Stachel in ihrer Seele‹ lassen. Das macht, daß der Mensch bei Dir noch viel mehr wert ist als der Philologe ... An diesem triviumA40 unserer Lebenspfade laß michs Dir noch einmal sagen, daß niemand im Leben mir wohler und lieber getan hat als Du und daß ich das empfinde mit allen Fibern meines Wesens ... Unsere Interessen werden vielfach verschieden werden; aber in all unserem Besten, unserem eigentlichen Wesen wollen wir uns eins wissen wie bisher.«

Darauf antwortete Nietzsche am 22. Februar: »Heute am Geburtstage Schopenhauers habe ich niemanden, mit dem ich so vertraut reden könnte als mit Dir. Ich lebe nämlich hier in der aschgrauen Wolke der Einsamkeit, und dies umsomehr, als ich von vielen Seiten mit geselligen Armen aufgenommen werde und fast Abend für Abend dem traurigen Zwang der Einladungen Folge leiste. In diesen Gesellschaften höre ich so viele Stimmen und komme gar nicht zu mir selber; wie ist es nur möglich, dieses summende Geräusch auszuhalten? Oder verletzt es mich

bloß, weil ich die Ohren der Kalliope habe. Aber es erinnert an die Mücke, jenes Geräusch, und Du weißt, daß die Mücke das musikalische Untier *kat' exochên*A41 ist, weil zwei Mücken zusammen immer in der kleinen Sekund singen. Menschen, mit denen man auf den Einklang gestimmt ist, oder deren Reden wie schöne Terzen neben den meinigen auf- und niedersteigen, habe ich gar nicht an Ort und Stelle, und selbst der vortreffliche Romundt, der, wie ich merke, den herzlichen Wunsch hat, mir etwas mehr zu sein als ein guter Bekannter, bleibt meinem Gefühle ich weiß nicht warum doch recht fremd. Also Einsamkeit habe ich nicht erst in Basel zu lernen.«

Dann fährt er am 28. Februar fort: Er hat als Erinnerung an den Geburtstag Schopenhauers von dem Weinhändler und besondern Schopenhauer-Verehrer Wiesike eine Photographie Schopenhauers zugeschickt bekommen. Auf Wiesikes Gut in Plauen bei Brandenburg habe man Schopenhauers Geburtstag gefeiert. Gersdorff sei auch dabei gewesen, und man habe auf das Wohl Nietzsches getrunken, mit dem nun ein Schopenhauerianer Professor geworden sei. »Erinnert das nicht an die ersten Christengemeinden mit ihrer Trunkenheit in süßem Weine?« Das Leitbild der Urchristengemeinden wird in der Vorstellungswelt Nietzsches noch wiederholt aufleuchten. Weiter berichtet er Rohde: »Auch der heutige Tag soll zu Ehren eines Meisters gefeiert werden. Ich bin nämlich zu einem Privatsouper im Hotel de Pologne eingeladen, um dort Franz Liszts Bekanntschaft zu machen. Neuerdings bin ich mit meinen Ansichten über Zukunftsmusik usw. etwas hervorgetreten und werde jetzt von den Anhängern derselben stark angebohrt. Sie wünschen nämlich, daß ich mich literarisch in ihrem Interesse beteilige, ich aber für mein Teil habe nicht die geringste Lust, wie eine Henne gleich öffentlich zu gackern; und es kommt hinzu, daß meine Herren Brüder in Wagnero meistens doch gar zu dumm sind und ekelhaft schreiben. Das macht, sie sind im Grunde mit jenem Genius schlechterdings nicht verwandt und haben keinen Blick für die Tiefe, sondern nur für die Oberfläche. Daher die Schmach, daß die Schule sich einbildet, der Fortschritt in der Musik bestünde gerade in den Dingen, die Wagners höchst eigenartige Natur wie Blasen hier und da aufwirft. Für das Buch ›Oper und Drama‹ ist keiner der Kerle reif.«

So sehr er jetzt von Wagners Persönlichkeit bezaubert war und sich nun auch am Wagnerschen Werk entzündete, so scharf setzte er sich sofort von den Wagnerianern ab. Er fühlte sich in einer größeren Tiefe und zu höheren Zielen mit Wagner verbunden, um den flachen Sektenfanatismus seiner Anhänger, jetzt wie später, ertragen zu können.

Dann spricht er von seiner neuen Aufgabe. Er fürchtet besonders eines: »vor allem die Einsamkeit, die Einsamkeit *aphilos alyros*A42. Augenblicklich lebe ich zerstreut, ja genußsüchtig ein verzweifeltes Carnevale vor dem großen Aschermittwoch des Berufs, der Philisterei. Es geht mir nahe – aber keiner meiner hiesigen Bekannten merkt etwas davon, die lassen sich blenden durch den Titel Professor und glauben, ich sei der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Liebster Freund, ich empfinde es immer mit dem tiefsten Mißmut, daß wir nicht zusammenleben können. Wir beide sind Virtuosen auf einem Instrument, das andere Menschen nicht anhören mögen und können, das uns aber tiefstes Entzücken bringt; und nun setzen wir uns jeder an eine einsame Küste, Du im NordenA43, ich im Süden und sind beide unglücklich, weil wir den Zusammenklang unserer Instrumente vermissen und uns darnach sehnen.«

Nichts war dem Menschen Nietzsche in dieser Zeit so wichtig wie die Freundschaft – und mit Rohde fühlte er sie ganz.

Er hatte im Hause des Professors Biedermann ein harmonisches Familienleben kennengelernt, aber nur gefunden: »Hier ist kein Vergleich mit der Höhe, mit der Singularität des Freundschaft. Das Gefühl im Hausrock, das Alltäglichste und Trivialste überschimmert von diesem behaglich sich dehnenden Gefühl – das ist Familienglück, das viel zu häufig ist, um viel wert sein zu können. Aber Freundschaften! Es gibt Menschen, die an ihrer Existenz zweifeln. Ja es ist eine ausgesuchte Gourmandise, die nur wenigen zuteil wird, jenen ermatteten Wanderern, denen der Lebensweg ein Weg durch die Wüste ist: sie tröstet ein freundlicher Dämon, wenn sie im Sande liegen, ihnen netzt er die verdorrten Lippen mit dem Götternektar der Freundschaft. Diese wenigen aber singen in den Klüften und Höhlen, wo sie ungestört vom Weltlärm ihren Göttern opfern, schöne Hymnen auf die Freundschaft, und der alte Oberpriester Schopenhauer schwenkt dazu den Weihkessel seiner Philosophie.« (10. Januar an E. Rohde)

Die Freundschaft war ihm das Heiligste, aber sie war ihm auch eine Aufgabe, und seine Freundschaft war streng und fordernd. Sie duldete kein Sichgehenlassen, keine Formlosigkeit und am wenigsten Ausbrüche jenes Lebensneides, den er später so unerbittlich unter dem Begriff des Ressentiments verfolgen sollte.

Als Deussen, der um diese Zeit als Gymnasiallehrer einen harten Kampf darum führte, sich für eine Gelehrtenlaufbahn freizumachen, bei der Berufung Nietzsches ein Gefühl des Neides, ein Gefühl des Schlechtweggekommenen nicht unterdrücken konnte, brach Nietzsche auf die schroffste Weise den Verkehr mit ihm ab. Er hatte sich schon länger über das Räsonnement Deussens, das ihm »unendlich unbedeutend und trivial« erschien, geärgert; jetzt mußte er erleben, daß sich »mit einer solchen Flachheit des Denkens, einem so unphilosophischen Mangel an Lebensernst noch der Stolz paaren will, der lächerliche Bauernstolz, einen Höheren nicht anerkennen zu wollen«. So verzichtete er auf jede Auseinandersetzung, schickte einen Entwurf, in dem die genannten Bemerkungen gemacht wurden, nicht ab und schrieb Ende Februar nur schroff auf eine Visitenkarte: »Werter Freund, wenn nicht etwa zufällige Störungen des Kopfes Deinen letzten Brief verschuldet haben, so muß ich bitten, unsere Beziehungen hiermit als abgeschlossen zu betrachten. Friedrich Nietzsche.«

Als dann jedoch Deussen, der Nietzsche liebte, ohne ihn jemals in seinem Wesen zu verstehen, erschrocken sich entschuldigte, lenkte Nietzsche am 11. April 69, am Tage vor der Abreise nach Basel, gutmütig wieder ein, ohne allerdings von seinem Standpunkt im geringsten zurückzuweichen: »Nehmen wir's denn nicht zu tragisch, es scheint ja kein Grund vorhanden zu sein. Aber der alte Euripides hat doch bei Dir mitunter recht: ›Die Feder schreibt und das Deussenherz weiß nichts davon‹. Diese kleine heillose Feder hat nämlich eine Neigung zur Phrase und die Eitelkeit, von jenem Herzen mehr erzählen zu wollen als sie weiß und verantworten kann. Es ist offenbar eine Gänsefeder; ich würde sie stark verschneiden oder sie ganz wegwerfen und mich an eine andere gewöhnen ...« Er möge ihn doch einmal in Basel besuchen. Nietzsche denke gern an die schönen langen Tage gemeinsamer Entwicklung zurück. »Wir werdens ja auch noch zusammen aushalten, falls Du mich nämlich nicht zu oft durch solche impromptus, wie es das letzte war, erschreckst und irremachst.« Und er schließt: »Wie ehedem und immer Dein alter Kamerad.«

Es ehrt Deussen, daß er nicht beleidigt war und daß er den sich so äußernden Hochmut nicht im platten modernen Sinn allein verstand, sondern in jenem ursprünglichen des Wortes, das einen hohen Sinn, ein hochgemutes Wesen bezeichnet.

Mittlerweile drängte die Zeit. Nietzsche wollte sich, bevor er seine Vorlesungen in Basel beginnen mußte, etwas einleben und deshalb schon Mitte April dort eintreffen, wo Kiessling und Vischer ihm schon bei der Wohnungsbeschaffung behilflich waren. Vorher wollte er noch in Leipzig promovieren und hatte dazu seine neuen Diogenes-Laertius-Untersuchungen bestimmt. Aber die Fakultät in Leipzig enthob ihn dieser Notwendigkeit: sie erklärte einhellig, die Arbeiten, die Nietzsche im Rheinischen Museum veröffentlicht habe, seien völlig ausreichend, um ihm das Doktordiplom zu erteilen, was am 23. März ohne jede Prüfung und Disputation geschah.

So blieb außer der Vorbereitung seiner Kollegien für Basel nur noch eine sehr lästige Arbeit zu erledigen, die er durch Vermittlung Ritschls übernommen hatte, nämlich die Herstellung eines Index zu den bisher erschienenen 24 Jahrgängen des Rheinischen Museums. Mit Hilfe seiner Schwester schaffte er auch dies. Bevor er seine Professur in der Schweiz antrat, hatte er noch eine Gewissensfrage zu klären: sollte er als Beamter der Stadt Basel preußischer Staatsbürger bleiben? Offenbar hatte die schweizerische Behörde hierüber Klarheit verlangt. Denn Nietzsche schrieb am 7. März 1869 an Vischer: »Einen anderen Punkt, den Sie berühren, habe ich mir lange überlegt. Schließlich werde ich doch meine preußische Heimatsberechtigung aufgeben müssen. Denn gesetzt auch, daß ich bei Einberufungen zum Waffendienst im Frieden jederzeit mit Erfolg reklamieren kann, so ist doch gegen die fatale Möglichkeit eines Krieges kein Kraut gewachsen; ich würde unwiderruflich als Reitender Artillerist eingezogen werden. Unter diesen Verhältnissen halte ich es der Basler Universität gegenüber für meine Pflicht, meine Tätigkeit an derselben nicht von Krieg und Frieden abhängig zu machen.«

Er beantragte also bei der preußischen Behörde seine Expatriierung und erhielt am 17. April 1869 eine Urkunde von der Dienststelle in Merseburg ausgestellt, in der es heißt: »Die unterzeichnete Königliche Regierung bescheinigt hierdurch, daß dem Professor der Philologie Dr. Friedrich Wilhelm Nietzsche aus Naumburg an der Saale auf sein Ansuchen und behufs seiner Auswanderung nach der Schweiz die Entlassung aus dem preußischen Untertanenverbande bewilligt worden ist.« Von diesem Tage an war Nietzsche also staatsrechtlich kein Preuße und kein Deutscher mehr, sondern, weil er dazu nie lange genug ununterbrochen in Basel angemeldet blieb, um das schweizerische Bürgerrecht zu erlangen, staatenlos, oder, wie der Terminus damals in der Schweiz lautete: heimatlos, was auf Nietzsche besonders zutrifft, und er blieb es, da er nach seinem Wegzug von Basel nie eine Repatriierung beantragte und nach dem geistigen Zusammenbruch 1889 auch nicht mehr beantragen konnte. Er wurde und blieb *Europäer*B216.

In den gleichen Märztagen 1869 schrieb Nietzsche noch einen kurzen Lebenslauf für die Basler Anstellungsbehörde nieder und daneben einige Selbstbetrachtungen für sich selbst, in denen er sich Klarheit über sein Verhältnis zur Philologie zu schaffen suchteB217.

»Es hat mir immer der Beachtung wert erschienen, auf welchen individuellen Wegen jemand heutzutage gerade zur klassischen Philologie kommt; denn damit glaube ich etwas Anerkanntes zu sagen, daß einige andre Wissenschaften in ihrer blühenden und erstaunlichen Zeugungskraft ein größeres Recht auf die frische Kraft anstrebender Talente haben, als gerade unsre zwar noch rüstig einherschreitende aber doch hier und da die welken Züge des Alters verratende Philologie. Ich sehe ab von den Naturen, die ein gewöhnliches Brotinteresse auf diese Bahn wirft: und auch jene andern haben wenig Anziehendes an sich, die an der Hand philologischer Erzieher zu demselben Beruf widerstandslos abgerichtet werden. Viele treibt ein eingebornes Lehrtalent: aber auch für diese ist die Wissenschaft nur ein wirksames

Werkzeug, nicht das ernste und mit sehnsüchtigen Augen angeschaute Ziel ihrer Lebenswanderung. Eine kleine Gemeinde lebt, die mit künstlerischem Behagen an der griechischen Formenwelt sich ergötzt, eine noch kleinere, für die die Denker des Altertums noch nicht zu Ende gedacht sind und gedacht haben. Ich habe kein Recht mich zu einer dieser Klassen ausschließlich rechnen zu dürfen: denn der Weg, auf dem ich zur Philologie gekommen bin, liegt gleich weit ab von dem der praktischen Klugheit und des niedrigen Egoismus als von dem, auf welchem die begeisterte Liebe zum Altertum die Fackel voranträgt. Dies letzte auszusprechen ist nicht leicht, aber es ist ehrlich.

Vielleicht gehöre ich überhaupt nicht zu den spezifischen Philologen, deren die Natur mit ehernem Griffel auf die Stirn zeichnet: das ist ein Philolog, und die in vollster Ungebrochenheit, mit der Naivität eines Kindes den ihnen vorgezeichneten Weg gehen. An solchen philologischen Halbgöttern kommt man hier und da einmal vorüber und merkt dann, wie grundverschieden alles, was der Instinkt und die Gewalt der Natur schafft, von dem ist, was durch Bildung, Reflexion, vielleicht gar durch Resignation hervorgebracht wird.

Ich will nicht gerade sagen, daß ich zu diesen Resignationsphilologen ganz und völlig gehöre: aber wenn ich so zurückdenke, wie ich von der Kunst zur Philosophie, von der Philosophie zur Wissenschaft und hier wieder in ein immer engeres Bereich geraten bin: so sieht dies fast aus wie eine bewußte Entsagung.« Und wie eine große Furcht, Entscheidendes versäumt zu haben, klingt es in den folgenden Zeilen weiter: »Ich sollte denken, daß ein Mensch mit 24 Jahren das Wichtigste seines Lebens bereits hinter sich hat: mag er auch später erst zutage bringen, was sein Leben lebenswert macht. Ungefähr nämlich bis in diesen Zeitraum faßt die junge Seele aus allen Ereignissen und Erfahrungen, die sie im Leben als im Denken macht, noch das Typische heraus: und aus der Welt dieser Typen wird sie nie und nimmermehr herauskommen. Wenn später dieser idealisierende Blick des Auges erloschen ist, stehn wir im Banne jener Welt von Typen, die wir als das Vermächtnis unserer Jugend überkommen.«

In so großer Wachheit gegen alle Stimmen seines Innern und doch tapfer und tüchtig seine Aufgaben aufnehmend, einer größeren Fülle, als diese von ihm fordern würde, sich voll bewußt und von dem Gefühl des Reifens eines besonderen Schicksals wie durchzittert, stand Nietzsche vor seinem Beruf.

»Stark, rüstig, gesund, tapfer an Körper und Charakter«, hatte Ritschl Nietzsche genannt. Auch seine Schwester weiß nicht genug von seiner strahlenden Gesundheit in diesen Jahren zu rühmen. Und in der Tat war bisher nichts von einer ernsthaften Krankheit in dieser letzten Leipziger Zeit außer der durch den Reitunfall verursachten bekannt. Erst die große historische Ausgabe der Werke enthält im 5. Band auf Seite 205 den Abdruck einer »autobiographischen Aufzeichnung«, von der die Herausgeber bemerken, sie sei »zweifellos in sehr großer Erregung niedergeschrieben«. Sie lautet wörtlich: »Was ich fürchte, ist nicht die schreckliche Gestalt hinter meinem Stuhle, sondern ihre Stimme: auch nicht die Worte, sondern der schauderhaft unartikulierte und unmenschliche Ton jener Gestalt. Ja, wenn sie noch redete, wie Menschen redenB218.«

Was bedeutet diese Niederschrift, die die Herausgeber in die Zeit vom Herbst 1868 bis Frühjahr 1869 verlegen?

In keinem Briefe, in keiner sonstigen Äußerung Nietzsches aus dieser Zeit, in keiner Bekundung auch aus dem Kreise der Menschen, mit denen er in Berührung kam, finden wir irgendeinen Hinweis auf geistige Störungen, wie sie doch offenbar dieser Aufzeichnung zugrunde gelegen haben müssen.

Sind wir nun zu der Annahme gezwungen, daß es sich hier um einen ganz vereinzelten alpdruckartigen halluzinatorischen Zustand gehandelt habe? Aber wir entsinnen uns der starken Erregungszustände, die schon bei dem Pförtner Schüler zu verzeichnen waren, und wir müssen wiederum an die späteren Bekundungen des geistesgestörten Nietzsche denken, er habe in seiner Jugend an epileptischen Zuständen ohne Bewußtseinsverlust gelitten. Wir wollen gewiß auch an dieser Stelle dieser Aussage des Kranken kein allzu großes Gewicht beilegen. Aber wir sind auch nicht sicher, ob nicht die Schwester, deren Bedenkenlosigkeit in Hinsicht auf die Dokumente zur Krankheit ihres Vaters wir schon kennengelernt haben, weitere Aufzeichnungen wie die hier wiedergegebene, die sich wie verloren in einem Heft (P I, 11 S. 231) mit philologischen Aufzeichnungen auf der zweitletzten Seite findet und wohl von ihr übersehen wurde, vernichtet oder dem Nietzsche-Archiv sonstwie entzogen hat. Es bleibt jedenfalls die Möglichkeit bestehen, daß Nietzsche um sein 24. Jahr nicht nur diesmal, wie durch ihn selbst bezeugt ist, an Halluzinationen gelitten hat, die ihn auf das Tiefste erregten und mit Furcht erfüllten. Dieses eine Mal zum mindesten ist seine wache Klarheit übermannt von einer Halluzination, der Vision einer Gestalt, die hinter seinem Stuhle steht und mit einer schauderhaft unartikulierten und unmenschlichen Stimme zu ihm spricht, wie ein Bote aus jenem Reich, in das er 20 Jahre später eingehen sollte.

Aber er wußte diese Stimme niederzuzwingen. Keiner erfuhr von dem Gespräch mit ihr. Der helle Tag verscheuchte sie wieder.

Wir wissen nicht, wie oft der Dämon aus der tiefsten Tiefe oder der schwindelndsten Höhe hinter den Stuhl des arbeitenden und sinnenden Vierundzwanzigjährigen trat; wir wissen nicht, was er ihm zuflüsterte mit jenem schauderhaft unartikulierten und unmenschlichen Tone, der ihn bis in das Mark erschütterte; wir wissen nicht, wie tief dieser Dämon ihn berührte und wie weit er ihn unterirdisch am wachen Tage noch fühlte; aber wir wissen, daß er mit ihm gekämpft hat, und wir wissen, daß er ihn überwand und daß er ihn 20 Jahre lang gefesselt hielt. Aber es mag wohl sein, daß er diesen seinen Dämon während dieser langen Zeit nie aus den Augen gelassen hat und daß er dann, als er ihn ganz erkannt hatte, sich mit ihm vereinigte wie mit dem heimlichsten und vertrautesten Du.

Als ihn am 12. April 1869 der Kutscher, der schon 1843 seinen Vater und die Mutter als Brautpaar zur Kirche gefahren hatte, in der Droschke zum Bahnhof fuhr, erschien er Mutter und Schwester gesünder als je.

Er ließ sich Zeit auf der Reise. Am ersten Tage ging es nur bis Köln. Am Tage darauf fuhr er abends nach Bonn hinüber und verlebte dort den nächsten Tag, »alte Erinnerungsstätten aufsuchend und neue Bekannte findend«, wie er am 20. April an die Mutter schrieb. Von Bonn nahm er einen Rheindampfer bis Bieberich und fuhr von dort mit der Bahn nach Wiesbaden. Von hier fuhr er am nächsten Tage nach Heidelberg »und sah abends in schönster Beleuchtung, in blühender Umgebung die berühmte Schloßruine. Dabei traf ich einige Leipziger Bekannte. Den Sonnabend blieb ich dort, in einem einfachen aber guten Gasthof und arbeitete an meiner Antrittsrede. Sonntag hatte ich vor nach Basel direkt zu fahren. Als ich aber 1/4 Stunde vor Karlsruhe war, wurde ich umgestimmt. Es stiegen nämlich in mein Coupé einige junge Leute, die die ›Meistersinger‹ in Karlsruhe hören wollten. Dieser Lockung konnte ich nicht widerstehen: ich stieg aus, ließ mein Billett auch für den nächsten Tag als gültig erklären und erquickte mich abends an einer vortrefflichen Aufführung dieser meiner Lieblingsoper.«

So schied er von Deutschland: mit einer Rheinfahrt, Heidelberger Romantik und den ›Meistersingern‹.

Inzwischen aber schrieb er in einem Hotel in Heidelberg seine Antrittsrede über ›Homer und die klassische Philologie‹B219 nieder, die er dann am 28. Mai in Basel auch halten sollte.

Die Homerfrage benutzte er in dieser Rede als Anlaß, um seine Auffassung vom Sinn der Philologie zu entwickeln und ein persönliches Bekenntnis über *seine* Stellung zur Philologie abzulegen.

»Wo der moderne Mensch in glücklicher Bewunderung vor sich selbst niederfällt, wo das Hellenentum als ein überwundener, daher sehr gleichgültiger Standpunkt betrachtet wird ... müssen wir Philologen immer auf den Beistand der Künstler und der künstlerisch gearteten Naturen rechnen, da sie allein nachfühlen können, wie das Schwert des Barbarentums über dem Haupte jedes Einzelnen schwebt, der die unsägliche Einfachheit und edle Würde des Hellenischen aus dem Auge verliert.« Die Philologie sei schon als Wissenschaft kein einheitliches Gebilde, sondern gemischt aus vielen Ingredienzien, sie stehe auch in unlösbarer Wechselwirkung und Verbindung mit der Kunst. »Das Leben ist wert gelebt zu werden, sagt die Kunst, die schönste Verführerin; das Leben ist wert erkannt zu werden, sagt die Wissenschaft. Bei dieser Gegenüberstellung ergibt sich der innere und sich oft so herzzerreißend kundgebende Widerspruch im *Begriff* und demnach in der durch diesen Begriff geleiteten Tätigkeit der klassischen Philologie.« Verfahre der Philologe rein wissenschaftlich, so möge er zwar Schätze finden, aber »immer verlieren wir das wunderbar Bildende, ja den eigentlichen Duft der antiken Atmosphäre, wir vergessen jene sehnsüchtige Regung, die unser Sinnen und Genießen mit der Macht des Instinkts, als holdeste Wagenlenkerin, den Griechen zuführte«. Die Philologie sei ein Kentaur, und »die gesamte wissenschaftlich-künstlerische Bewegung dieses sonderbaren Kentauren geht mit ungeheurer Wucht, aber zyklopischer Langsamkeit darauf aus, jene Kluft zwischen dem idealen Altertum – das vielleicht nur die schönste Blüte germanischer Liebessehnsucht nach dem Süden ist – und dem realen zu überbrücken; und damit erstrebt die klassische Philologie nichts als die endliche Vollendung ihres eigensten Wesens, völliges Verwachsen und Einswerden der anfänglich feindseligen gewaltsam zusammengebrachten Grundtriebe«.

Eine solche Zielsetzung möge utopisch und unlogisch erscheinen, aber sie habe zu den bedeutendsten Leistungen der klassischen Philologie geführt. Ein Beispiel hierfür sei die Homerfrage, die Friedrich August Wolf genau dort wieder aufgenommen habe, wo das Altertum selbst sie aus den Händen fallen ließ.

Eine Zeitlang hat man geglaubt, daß über das geheimnisvolle Problem der Persönlichkeit Homers der Begriff der *Volksdichtung* hinwegzuführen scheine: »Eine tiefere und ursprünglichere Gewalt als die jedes einzelnen schöpferischen Individuums sollte hier tätig gewesen sein, das glücklichste Volk in seiner glücklichsten Periode, in der höchsten Regsamkeit der Phantasie und der poetischsten Gestaltungskraft sollte diese unausmeßbaren Dichtungen erzeugt haben.« Aber »es gibt in der modernen Ästhetik keinen gefährlicheren Gegensatz als den von *Volksdichtung* und *Individual-Dichtung* oder, wie man zu sagen pflegt, *Kunstdichtung.* Es ist dies der Rückschlag oder wenn man will der Aberglaube, den die folgenreichste Entdeckung der historisch-philologischen Wissenschaft nach sich zog, die Entdeckung und Würdigung der *Volksseele.* Mit ihr nämlich war erst der Boden geschaffen für eine annähernd wissenschaftliche Betrachtung der Geschichte, die bis dahin, und in vielen Formen bis jetzt, eine einfache Stoffsammlung war ... Jetzt begriff man zum ersten Male die längst empfundene Macht größerer Individualitäten und Willenserscheinungen, als es das verschwindende Minimum des einzelnen Menschen ist; jetzt erkannte man, wie alles wahrhaft Große und

Weithintreffende im Reiche des Willens seine am tiefsten eingesenkte Wurzel nicht in der so kurzlebigen und unkräftigen Einzelgestalt des Willens haben könne; jetzt endlich fühlte man die großen Masseninstinkte, die unbewußten Völkertriebe heraus als die eigentlichen Träger und Hebel der sogenannten Weltgeschichte. Aber die neuaufleuchtende Flamme warf auch ihren Schatten: und dieser ist eben jener vorhin bezeichnete Aberglaube, der die Volksdichtung der Individualdichtung entgegenstellt ... Nun aber existiert in der Wirklichkeit ein solcher Gegensatz von Volksdichtung und Individualdichtung gar nicht: vielmehr braucht alle Dichtung, und natürlich auch die Volksdichtung, ein vermittelndes Einzelindividuum. Jene einst mißbräuchliche Gegenüberstellung hat nur dann einen Sinn, wenn man unter Individualdichtung eine Dichtung versteht, die nicht auf dem Boden volkstümlicher Empfindung erwachsen ist, sondern auf einen unvolkstümlichen Schöpfer zurückgeht und in unvolkstümlicher Atmosphäre, etwa in der Studierstube des Gelehrten gezeitigt worden ist ... So ergibt sich, daß wir mit der Theorie von der dichtenden Volksseele nichts gewinnen, daß wir unter allen Umständen verwiesen werden auf das dichterische Individuum. Es entsteht also die Aufgabe, das Individuelle zu fassen und es wohl zu unterscheiden von dem, was im Flusse der mündlichen Tradition gewissermaßen angeschwemmt worden ist – ein als höchst beträchtlich geltender Bestandteil der Homerischen Dichtungen.«

Aus der Prüfung der Homerischen Volkssagen und der alten Fabel von dem Wettkampf Homers und Hesiods gelangt Nietzsche dann zu dem Schlusse: »Homer als der Dichter der Ilias und Odyssee ist nicht eine historische Überlieferung, sondern ein ästhetisches Urteil ... Damit ist jedoch gegen den Dichter der genannten Epen durchaus noch nicht ausgesagt, daß auch er nur eine Einbildung, in Wahrheit eine ästhetische Unmöglichkeit sei.« Das Ursprüngliche an den beiden Epen sei das Einzelne. Danach sei die Aufschwemmung durch die mündliche Überlieferung gekommen und dann erst das Ganze planmäßig vollendet. Der Schluß, den Nietzsche zieht, lautet: »Wir glauben an den einen großen Dichter von Ilias und Odyssee – *doch nicht an Homer als diesen Dichter.*

Die Entscheidung hierüber ist bereits gegeben. Jenes Zeitalter, das die zahllosen Homerfabeln erfand, das den Mythos vom homerisch-hesiodischen Wettkampf dichtete, das die sämtlichen Gedichte des Zyklus als homerische betrachtete, fühlte nicht eine ästhetische sondern eine stoffliche Singularität heraus, wenn es den Namen ›Homer‹ aussprach. Homer gehört für dies Zeitalter in die Reihe von Künstlernamen wie Orpheus, Eumolpus, Daedalus, Olympus, in die Reihe der mythischen Entdecker eines neuen Kunstzweiges, denen daher alle späteren Früchte, die auf dem neuen Zweige gewachsen sind, dankbarlich gewidmet wurden.

Und zwar gehört auch jener wunderbare Genius, dem wir Ilias und Odyssee verdanken, zu dieser dankbaren Nachwelt: auch er opferte seinen Namen auf dem Altare des uralten Vaters der epischen Heroendichtung, des Homeros.«

Soweit nur im großen will Nietzsche die Homerfrage berühren. Sie sei ihm aber nur ein Mittel, um zu zeigen, wie die Philologie in der Arbeit fast eines Jahrhunderts keineswegs pietätslos einen großen Begriff zerstört, sondern erst einem formlosen Ungetüm lebendige und überzeugende Gestalt gegeben habe. Das sei nur möglich gewesen dadurch, »daß die Philologen fast ein Jahrhundert lang mit Dichtern, Denkern und Künstlern zusammengelebt haben«. Wie man denn überhaupt nicht vergessen solle, gerade wenn man sich reicher und beglückter durch die unsterblichen Meisterwerke des hellenischen Geistes fühle, »daß diese ganze zauberische Welt einstmals vergraben lag, überschüttet von berghohen Vorurteilen

..., daß Blut und Schweiß und die mühsamste Gedankenarbeit ... nötig war, um jene Welt aus ihrer Versenkung emporsteigen zu lassen«.

Dann aber schließt er – ein wenig unvermittelt – mit einem ganz persönlichen Bekenntnis: »Soviel. Und doch müssen noch ein paar Worte gesagt werden, noch dazu der allerpersönlichsten Art. Aber der Anlaß dieser Rede wird mich rechtfertigen.

Auch einem Philologen steht es wohl an, das Ziel seines Strebens und den Weg dahin in die kurze Formel eines Glaubensbekenntnisses zu drängen; und so sei dies getan, indem ich einen Satz des Seneca also umkehre

›philosophia facta est quae philologia fuit‹.A44

Damit soll ausgesprochen sein, daß alle und jede philologische Tätigkeit umschlossen und eingehegt sein soll von einer philosophischen Weltanschauung, in der alles Einzelne und Vereinzelte als etwas Verwerfliches verdampft und nur das Ganze und Einheitliche bestehen bleibt. Und so lassen Sie mich hoffen, daß ich mit dieser Richtung kein Fremdling unter Ihnen sein werde ...«

Als er diese Zeilen niederschrieb, mit deren Vortrag er sich in Basel vorstellen wollte, mochte er, von Deutschland Abschied nehmend, wohl schon ahnen oder bei seiner Kenntnis seiner philologischen Berufsgenossen schon wissen, wie sehr er allerdings in Bälde und mit Notwendigkeit ein Fremdling unter ihnen sein werde.

Zur Philosophie sollte werden, von Philosophie überbaut sein und in sie einmünden, was bisher als Philologie sich selbst genügt hatte! Ahnungsvoll hatte er schon Rohde geschrieben, wie er hiermit bei allen Zünftlern anstoßen müsse, und hatte nicht sein verehrter Lehrer Ritschl gerade eine solche Auffassung seiner Aufgabe immer abgewiesen?! Würde er ihn so warm an die Basler empfohlen haben, wenn er eine so entschiedene Abkehr von der reinen, sich selbst genügenden Philologie bei Nietzsche hätte annehmen können?

Gewiß, Nietzsche war entschlossen, mit dem ganzen Pflichtgefühl und der ganzen Treue gegen die Aufgabe, die er angenommen hatte, sein Amt nach besten Kräften auszufüllen. Aber seine Lernzeit war nun vorbei und ein Wiederkäuer konnte er nicht sein. Nicht nur sein reformatorischer, urprotestantischer Geist trieb ihn vorwärts über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus, sondern auch das Gefühl eines Notstandes und einer unabweisbaren Aufgabe. In ihm lebte und vor seinen Augen stand, wenn auch noch in unklaren Umrissen, das Bild einer Kultur, für die es zu kämpfen galt. Hierin kann er seinem Zeitgenossen Karl Marx verwandt erscheinen. Gemeinsam ist beiden die Einsicht, daß sich die bisherige Kultursituation erschöpft habe, und daß sie in einer Zeit des Umbruchs, der Umkehrung der Werte und der dominierenden Kräfte lebten. Auch Jacob Burckhardt gehört in dieses Bild als Betrachter, wenn er von einem »Revolutionszeitalter« als einer Gegebenheit spricht. Aber im Ausgangspunkt und im einzuschlagenden Weg stehen sich Marx und Nietzsche kontrovers gegenüber.

Für Marx ist alles vom Materiellen her begründet, ist die kulturelle Situation das Resultat oder der Spiegel der ökonomischen Verhältnisse: darum will er zuerst diese verändern, um eine allgemeine kulturelle Erneuerung zu bewirken. Nietzsche hat demgegenüber gerade in dieser Homerrede – und davon weicht er nie mehr ab – dargetan, wie es primär einer geistigen Kraft bedarf, eines Genies, um die kulturellen Zustände zu prägen, dann der »unbewußten Völkertriebe«, also geistiger Potenzen, als »Träger und Hebel der sogenannten Weltgeschichte«. Nietzsche will diese erregen, er will die geistigen Potenzen aktivieren, die kulturellen Zustände revolutionieren, aus denen sich dann automatisch die ökonomischen Verhältnisse neu ordneten. In diesem Sinne ist und bleibt für ihn z. B. die sogenannte »Arbeiterfrage« kein unmittelbares Problem.

Für diese seine Revolution sah er in dem Werke Schopenhauers und ganz besonders Richard Wagners vorerst noch die fundamentalen Bausteine, und in den Tiefen der deutschen Seele und des deutschen Geistes den ewigen Grund, in seiner hellenischen Welt das ewige Vorbild. Er fühlte sich getragen von einer Mission, in der er nicht allein zu stehen vermeinte. Und doch sagte ihm ein tieferes Wissen schon, daß er allein bleiben würde, einsam, wie er es immer gewesen war, und daß seine Aufgabe, die noch dunkel in ihm ruhte, aber seine Nerven und sein Blut in ständiger Unruhe hielt, ihn mit Leib und Leben fordern würde.

Als er am 19. April 1869, nachmittags um 2 Uhr in Basel ankam, lag seine Jugend hinter ihm, und das Werk begann sein Medusenhaupt zu zeigen.

II. Teil

Die zehn Basler Jahre

(19. April 1869 bis 2. Mai 1879)

I. Die neue Umgebung

Mit dem Antritt in Basel kommt Nietzsche in ein völlig neues – vor allem geistig neues – Klima, das die stärksten Rückwirkungen auf seine Entwicklung hat. Es beginnt aber auch die Periode der längsten Seßhaftigkeit in seinem Leben: volle zehn Jahre. Sie sollten ihm genügen, zunächst das Mitgebrachte sich ausleben zu lassen und zu überwinden, um dann in diesem neuen Raum den Weg zu sich zu finden. Stellung und Leben in Basel boten ihm dazu genau diejenige Mischung von Einsamkeit, Auf-sich-gestellt-Sein und tragender Umgebung, deren Nietzsche in dieser Zeit bedurfte. Daß die frühzeitige Annahme der philologischen Professur als tückische Konsequenz einer seit dem ersten Bonner Semester selbstgewählten doppelbödigen Existenz sich nach zehn Jahren in einem ersten völligen physischen Zusammenbruch rächen sollte, hat mit Basel nichts zu tun, das Verhängnis lag in der falsch gestellten Aufgabe als solcher. Möglicherweise hätte sich die Aufzehrung der physischen Kräfte an einem anderen Orte, unter strengeren Verhältnissen noch viel rascher vollzogen, der Konflikt zwischen Beruf und Berufung sich rascher und schärfer zugespitzt.

Herkommen

Nietzsche war in Verhältnissen aufgewachsen, die immer eine hierarchische Spitze hatten. Der Vater hatte seine Stellung in Röcken aus der Gnade des Königs Friedrich Wilhelm bekommen – und zum Dank mußte der Sohn den Namen des Königs tragen. Der Frauenhaushalt in Naumburg stand eindeutig unter dem Matronat der Großmutter Erdmuthe Nietzsche. Nach einer kurzen Zeit relativer Freiheit im eigenen Haushalt der Mutter stand Nietzsche für sechs Jahre als Zögling von Schulpforta in der strengen Zucht der Anstalt unter der Führung eines Rektors, dauernd an die landesherrliche Gunst und Gnade gemahnt, die den Vorzug dieser immerhin tüchtigen Schulung gewährte. Wiederum nach einem kurzen Intermezzo relativer

Freiheit – dem Bonner Jahr – war er gehalten durch die Führung eines überlegenen Lehrers, Ritschl, in dessen Persönlichkeit die Leipziger Fakultät recht eigentlich gipfelte. Und über all dem wölbte sich die Autorität eines politischen Organismus, der in Landesfürsten und mit der Zeit immer mehr im »starken Kanzler« Fürst Bismarck seine teils in der Tradition, teils in der Persönlichkeit begründete Spitze hatte. Selbst die religiöse Organisation, die deutsche evangelische Kirche, hat einen Landesbischof als Oberhirten.

Basel vor 1875

Von all dem traf Nietzsche in Basel auch nicht eine Spur. Da gab es kein Schloß mit Park als architektonischem Schwerpunkt im Stadtbild – hier hatte nie ein Fürst regiert und seine Herrschaft in Bauten manifestiert. Es gab auch kein höfisches Leben als gesellschaftlichen Mittelpunkt, keine glänzenden Paraden als Zeichen oder Anspruch äußerer Machtentfaltung. Das Münster auf hochragender Pfalz und die Universität waren seit Jahrhunderten architektonisch und im gesellschaftlichen Leben die Zentren, Sammelpunkte und Strahlungskeime. Nichts geschah durch fürstliche Gunst, die man erwerben oder verscherzen konnte. Alles lag in den Händen der Bürger. Der Universität stand ein Rektor vor, der in kurzfristigem Turnus aus dem Professorenkollegium gewählt wurde. Die Zahl der Professorenstellen und ihre Dotierung wurde vom Stadtparlament – von Bürgern aus Bürgern gewählt – bestimmt. Dabei kam die Lehre und Forschung nie unter politisches Diktat, führte aber auch nicht ein von der politischen Gemeinschaft losgelöstes Einzeldasein, der Akademiker wurde nicht zum gesellschaftlichen Sonderling. Eher gingen von der Universität kräftige Impulse in das Leben der Gemeinschaft hinaus, und nicht wenige der einheimischen Dozenten stellten sich immer wieder in politischen Behörden, in Ämtern und in privaten Institutionen dem Gemeinwohl zur Verfügung. Eine staatliche Autorität »von oben« gab es nicht. Dabei standen die Vertreter des Stadt-Kantons Basel in stetem und heißem Konkurrenzkampf zu den anderen, ebenfalls kräftig aufstrebenden »Orten« (Kantonen) des Landes und oft genug in direktem Widerstand gegen die Landesbehörden, denn hier tat sich ein echter politischer Gegensatz zwischen Liberalismus und Radikalismus auf. Auch eine kirchliche Hierarchie kennt die schweizerische Landeskirche nicht. Zu Nietzsches Zeit hatte der Hauptpfarrer am Münster den Titel eines »Antistes«, weiter nichts. Zu führender Bedeutung kamen allenfalls die bedeutenderen Theologen der Universitäten.

Nietzsche kam aus einem politischen Klima, in dem die großen Nationalstaaten gediehen. Mit Feuer und Schwert schmiedete Bismarck 1870/71 schließlich das »Reich«, und auch Italien fand sich unter schweren Blutopfern zu einem völkischen Staat zusammen. Der bunten Völkerfamilie unter der Krone der Donaumonarchie schwand dafür immer mehr der Existenzboden, bis hin zur Katastrophe der Aufsplitterung in kleine Nationalstaaten 1918.

Nietzsche huldigte diesem Zeitgeist noch eine kleine Weile im Kriegsrausch 1870 und in der Hingabe an das kulturpolitische Programm Richard Wagners, wie es sich im Bayreuther Festspielgedanken hätte darstellen sollen. Aber in den zehn Jahren in Basel wandelte er sich gerade hierin grundlegend und wurde zu einem der ersten Europäer moderner Prägung. Es muß sehr fraglich bleiben, ob sich diese Wandlung überhaupt und in dieser Richtung vollzogen hätte, wenn er Dozent z. B. in Leipzig geworden wäre (was bei seinem Ansehen in der dortigen Philologenschaft durchaus nahe lag). In Basel erlebte er das genau Konträre als mögliche Existenz, und Erlebtes ging nie spurlos an ihm vorbei.

Der schweizerische Bundesstaat seit 1848

Ein Staatenbund von Kleinstaaten (Kantonen), zusammengewachsen aus deutsch- und romanischstämmigen Einwohnern, hatte sich unter der Not der Verhältnisse in einen Bundesstaat gewandelt, dessen Zentralgewalt gerade so viel zugestanden wurde, als zur Verteidigung der politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit des Ganzen unabdingbar war. Dabei wurde die zukunftweisende Ernte der sozialrevolutionären europäischen Konvulsionen von 1830 und 1848, die vorderhand sonst nirgends zum Ziele kommen konnten, mit Stolz eingebracht. Gegen die großen, auf völkischer Emotion fußenden umgebenden Nationalstaaten stand hier ein auf rationaler Grundlage ruhendes rein politisches Gebilde. 1869, 21 Jahre nach der Konstitution dieses neuen Staatsgebildes, waren auch die ärgsten Kinderkrankheiten überwunden, von denen die junge Eidgenossenschaft durchaus nicht verschont geblieben war. Extreme Politiker hatten es gewagt, va banque zu spielen und den Staat bis an das Abenteuer von Kriegen gegen die Großmächte zu treiben. Der »Neuenburgerhandel« mit Preußen 1858 und das Savoyen-Abenteuer 1860 (um Genf aus seinem geographischen Flaschenhals zu befreien) zeigten hybride ZügeB220.

Etwas blieb den konservativen, in rein dynastischem Machtstreben befangenen Großmächten unverständlich: der Mut, mit dem hier um politischer Grundsätze willen das Äußerste gewagt wurde. Schon längst war den Kabinetten in Wien, Berlin und Paris die schweizerische Asylpolitik ein schweres Ärgernis. Sie hatte während Jahren auch dem damals von Nietzsche hochverehrten Wagner Schutz bedeutet. Das Land wurde – nicht zu Unrecht – als eine Brutstätte revolutionärer Elemente apostrophiert. Vorwiegend die Agitation in die noch unter österreichischer Herrschaft stehende Lombardei (Nietzsche lernte den hauptsächlichsten und bestgefürchteten Promotor – Mazzini – persönlich kennen) mußte einen General Radetzky bis zum Entschluß eines direkten Vergeltungsangriffes reizen. Daß es dazu nicht kam, verdankte die Schweiz dem mehr und mehr bohrenden Argwohn und dem schwelenden Zerwürfnis unter den Großmächten selber – und der schirmenden Hand der englischen Politik, die an der Erhaltung der innereuropäischen Unruhe interessiert war.

Diese Gründe und Hintergründe kannte Nietzsche nicht, als er nach Basel kam, aber er genoß von den Früchten dieser trotzigen Unbekümmertheit in der Überwindung des alten Europa. Zwar bot Basel ein weitaus ruhigeres Bild als die exzessive eidgenössische Politik, dennoch war auch hier die Grundstimmung des öffentlichen Lebens von dem stolzen Bewußtsein geprägt, daß man eine große Gefährdung glücklich hinter sich gebracht, sich darin bewährt habe.

So trafen sich der Geist der neuen Wahlheimat und Nietzsches eigene Anlage zu revolutionierendem Denken, hier durfte er »Dynamit«-Gedanken hegen, eine tolerante Umgebung bot ihm Schutz. Aber noch eine ganz andere Komponente kam ihm entgegen, auch diese, ohne daß er sich ihrer völlig bewußt wurde.

besten Seiten seines Werkes ihre Kraft und ihre Schönheit.« Klar exponiert Bachofen seinen von der zeitgenössischen historischen Wissenschaft abweichenden Standpunkt in seiner ›Griechischen Reise‹ (zit. nach Gelzer): »Darum hatte auch das Leben der Alten, in allen seinen geheimen und offenen Äußerungen, etwas so vollkommen Typisches, denn typisch und unwandelbar sind Religion und Glaube, und da dieser alles beherrschte, alles in sein Gebiet hineinzieht, alles sich selbst assimiliert, so muß der gleiche typische

Charakter notwendig auf alles sich erstrecken. Wie weit ist von jenem Geiste der unsrige abgewichen! Wie unfähig ist er eben deshalb, jenen zu erfassen! Daher die Mißgeburten der modernen Historie. In ein Sieb kann man kein Wasser fassen; wer seiner eigenen Religion spottet, kann die der alten Welt auch nicht würdigen; und wer für sich selbst den sicheren und festen Geist verloren, der kann auch keinen Sinn haben für eine Zeit und für ein Volk, denen das Göttliche einzige Norm, einziger Inhalt alles Lebens bildete.« Und so wie später Nietzsche in Wagner die Romantik angriff, so wendet sich Bachofen in schärfsten Attacken gegen Mommsen als Haupt der von ihm abgelehnten zeitgenössischen Richtung der historischen Wissenschaft, von der anderseits sein Werk schroff abgelehnt wurde. Die Ablehnung eines die Antike deutenden Werkes eines Basler Gelehrten war also für die Basler nichts Neues, als es wenige Jahre später Nietzsches ›Geburt der Tragödie‹ traf!

Der junge Nietzsche mußte sich von Bachofens Standort in der Forschung angezogen fühlen. Bachofen hatte den Schritt schon hinter sich gebracht, den er, Nietzsche, noch vorhatte. Auch er war auf dem Wege, hinter die Wertungen, die, in Worte gefaßt, kodifiziert sind, und noch hinter die in den antiken Texten gefaßten und unser Denken fundierenden Erkenntnisse zurückzufragen, die Philologie zur Philosophie werden zu lassen. Und dabei ließ er sich auch von Bachofens Vokabular anregen. Termini wie das Gegensatzpaar »apollinisch – dionysisch« in der ›Geburt der Tragödie‹ sind weitgehend schon in Bachofens Werk tragend, wenn auch hier nicht primär. Es verband sie aber noch eine Quelle und Forschungstradition: Friedrich CreuzerB250. Dazu wird im Zusammenhang mit Nietzsches ›Zarathustra‹ noch einiges zu sagen sein. Über die Bedeutung Creuzers für Bachofen schreibt GelzerB251: »Friedrich Creuzer, der Neuentdecker Plotins und Herausgeber des Proklos, der damit einen tiefen Einfluß auf die Romantik und auf Goethe ausgeübt hat, steht, wie E. Howald gezeigt hat, hinter der ›Gräbersymbolik‹ und wie Meuli nachgewiesen hat, sicher auch mit seiner ›Symbolik‹ hinter Bachofens ›Unsterblichkeitslehre der orphischen Theologie‹.« Bei der betont christlichen Fundierung von Bachofens Weltsicht konnte es aber dennoch nicht zu einer menschlich nahen Beziehung zwischen ihm und Nietzsche kommen. Unter diesem Zeichen schieden sich schließlich die Geister. Aber das Haus Bachofen verfügte noch über eine andere anregende Komponente, ähnlich wie Tribschen: der junge, leicht schwärmerisch entzündbare Mann wird kaum vom Charme der jugendlichen und musikalischen, nur um ein Jahr jüngeren Frau des Hauses unberührt geblieben sein. Die Altersspanne zwischen den Ehegatten Bachofen lag ähnlich weit wie bei Wagners in Tribschen, und Nietzsche wußte seine Begabung als expressiver Improvisator am Klavier im Bachofenschen Hause als sublime Huldigung wohl zu nützen. Musik und Eros wohnen gerne nahe beisammen.

Ludwig Rütimeyer

Am 8. Mai 1875 schrieb Nietzsche an seinen Freund Carl v. Gersdorff: »Im gleichen Bande steht ein ganz außerordentlicher Aufsatz von Rütimeyer ›Die Bevölkerung der Alpen‹B252, vom höchsten Interesse: von demselben Gelehrten empfehle ich noch ... ›Vom Meer bis nach den Alpen‹ Bern 1854 ...« Und noch um 1881 erwähnt ihn Nietzsche bei einer Aufzählung der nach seiner Schätzung hervorragendsten schweizerischen PersönlichkeitenB253: »Tut die große Berühmtheit des Naturforschers Häckel der größeren Ruhmwürdigkeit Rütimeyers irgendwelchen Eintrag?«

Wieweit Nietzsche mit Rütimeyer, der seit 1855 auf Betreiben von Peter Merian und Wilhelm Vischer als Professor an der Basler Universität wirkte, persönlich bekannt war, läßt sich nicht mehr ermitteln. Aber dieser charaktervolle Mann wird Nietzsches, nach echten Persönlichkeiten suchendem Blick kaum entgangen sein. Daß er offenen Zugang fand, kann füglich bezweifelt werden, was aber nicht ausschließt, daß Rütimeyers Erscheinung und Wirken bei Nietzsche einen tiefen Eindruck hinterließ, denn entziehen konnte er sich diesem in Basel hochangesehenen Manne nicht. Auch die Art, wie er Rütimeyer in dem Brief an Gersdorff erwähnt, setzt voraus, daß Gersdorff über den Genannten völlig im Bilde war.

Ludwig Rütimeyer war Pfarrerssohn, am 26. Februar 1825 in Biglen bei Bern geboren. Das Emmental und der Geist des großen emmentalischen Dichters Jeremias Gottheit (1797-1854) prägten das Weltbild des Jungen. Wandern und Zeichnen im Freien förderten seine Entdeckerleidenschaft. Er durchlief die Schulen in Bern und wandte sich nach bestandener Maturität 1843 für vier Semester dem Studium der Theologie zu, wechselte dann aber zur Medizin. 1850 legte er sein medizinisches Doktorexamen ab, wurde aber nicht Arzt, sondern trat mit weiterem Studium über die Grenzen seines Faches hinaus zur Erforschung der gesamten Natur als Geologe, Paläontologe, Zoologe und Biologe. 1853 wurde er nach ertragreichen Forschungsreisen in den Süden a.o. Professor für vergleichende Anatomie in Bern.

1855 sollte Rütimeyer für eine Geologie- und Paläontologieprofessur an das Eidgen. Polytechnikum in Zürich berufen werden. Aber diesmal waren die Basler rascher mit ihrer Berufung als der dort zuständige Bundesrat. Sie konnten Rütimeyer auch ein weiteres und freieres Arbeitsfeld bieten unter dem Titel eines Professors für vergleichende Anatomie und Zoologie. Er bekleidete dieses Amt mit Auszeichnung bis 1894. Für 1865 übernahm er das Rektorat der Universität. Die Persönlichkeit dieses vielseitigen Forschers zeichnet sein Biograph Wilh. His mit folgenden WortenB254: »Es ist schwer, solchen, die Rütimeyer nicht von Angesicht gekannt haben, ein zutreffendes Bild von dessen scharfgeprägter Persönlichkeit zu geben. Schon die äußern Züge und die gesamte Körperhaltung verrieten den ungewöhnlichen Ernst und das tiefgründige Wesen des Mannes, dessen ganzes Dasein sich ... in dem Streben nach idealer Pflichterfüllung konzentriert hat. Und so legte auch jedes Wort bei ihm Zeugnis ab von der durch intensive Geistesarbeit errungenen Festigkeit seines Willens.« Rütimeyers auf weiter Sachkenntnis und genauer Beobachtung beruhende Einzelstudien über die natürliche Geschichte einzelner Tiergattungen erlaubten ihm, auch zu den aktuellsten Problemen der Entwicklungsgeschichte selbständig Stellung zu nehmen, und diese Probleme waren in jener Zeit hochaktuell, seitdem Darwins berühmtes Buch 1859 erschienen war.

Der Streit der Geister war heiß und rückte die naturwissenschaftlichen Probleme zum ersten Male in die vorderste Linie, vor die Geisteswissenschaften, ja, diese und namentlich die Theologie schienen in eine direkte Abhängigkeit von den naturwissenschaftlichen Ergebnissen zu geraten. Es lag durchaus im Zuge dieser Gewichtsverlagerung, wenn in Basel der Humanist alter Prägung, Gerlach, in diesen Jahren Bibliothekar der Universitätsbibliothek, kapitulieren mußte. Nietzsche verriet darum eine durchaus feine Witterung, als er sich 1868 entschlossen hatte – zusammen mit Freund Rohde – nun noch Naturwissenschaften zu studieren. Es ist vielleicht die Tragödie seines Lebens, daß er durch die Lockung der philologischen Professur an der Durchführung dieses Vorhabens verhindert wurde und dann auch später, sooft er wieder auf diesen Gedanken zurückgriff, nie mehr die Zeit und die

Kraft zu diesem Studium fand und darum in seinen naturwissenschaftlichen Ansichten nie über einen bedauerlichen Dilettantismus hinauskam.

Darwins neue Thesen – die in vielen Teilen im Grunde gar nicht so neu, sondern nur noch nicht populär waren – bedeuteten eine unerhörte geistige Revolution und bewegten die Gemüter ein ganzes Dezennium lang, bis das Interesse an ihnen überspült wurde von den politischen Interessen, die mit dem Krieg 1870 geweckt wurden. Auch Nietzsche fühlte sich davon zutiefst angesprochen. Was an Darwins Werk so neu war, war nicht die Erkenntnis, daß es eine Evolution der Arten gibt, sondern die These, wie diese Evolution sich vollziehe, seine »bestimmte Theorie über den Vorgang dieser Transformationen, vor allem die Idee, daß unter richtungslosen zufälligen Varianten vielerlei Naturkräfte eine Auslese bewirken, durch welche bestimmte Richtungen begünstigt, andere ausgemerzt werden. Darwin sieht in dieser Auslese den entscheidenden Faktor der Formen- Verwandlung.« (Adolf PortmannB255) Was aber vielen den Sieg der Naturwissenschaften über alle theologischen oder teleologischen Welterklärungen zu sichern schien, war dies: »Darwin gibt mit seiner Erklärung des Artenwandels durch das Spiel von zufälliger Variation und Selektion die Möglichkeit, lebendiges Geschehen auf das Kräftespiel von Physik und Chemie zurückzuführen, mit den Gesetzen des atomaren und molekularen Geschehens auch die Prozesse des Lebens zu erfassen – Darwin erweitert die Möglichkeiten einer einheitlichen Welterklärung.« (a.a.O.)

»Hier scheiden sich die Geister – damals wie noch heute! Rütimeyer erkennt die Wirkungen des Daseinskampfes an – er erkennt ebenso an, daß Darwin mit seiner Sammlung von Tatsachen die Bedeutung dieses Faktors in ein neues Lacht gerückt hat. Aber zugleich meldet er mehr als bloße Skepsis gegenüber der vermuteten Allmacht dieser Auslese an: immer wieder betont er die Überzeugung, daß die Überbewertung der Selektion gegenüber der Wirklichkeit blind mache und daß noch andere Kräfte am Werk vermutet werden müssen ... Er fragt, ob das Licht, das Darwin uns in die Hand gab, auch vermöge, uns in das Werden selbst hinein- und hiermit doch wohl zugleich über die Grenzen des Physischen, in welchem er sich erging, in das viel dunklere Gebiet des Metaphysischen hinauszuleuchten.« Rütimeyer selbst bezweifelt das, und er beruft sich auf den von ihm hoch verehrten Balten Karl E. von Baer, der schon 1860 gegen Darwin so argumentierte: »Muß man nicht die Lebensprozesse der organischen Körper mit Melodien oder Gedanken vergleichen? In der Tat nenne ich sie am liebsten die *Gedanken der Schöpfung;* ihre Darstellung oder Erscheinung in der Körperwelt ist nur darin von der Darstellung des Tonstückes oder eines Gedankens verschieden, daß der Mensch die letztern nicht so darstellen kann, daß sie sich selbständig verkörpern und einen gesonderten Leib gewinnen ... Der organische Lebensprozeß aber, immer zwar an Stoffe gebunden, wenn auch im Keime an sehr wenige, entwickelt sich, indem er immerfort den Leib sich selbst weiter baut, wozu er die einfachen Stoffe aus der äußern Natur in sich aufnimmt. Er formt sich aber seinen Leib aus und baut ihn um, nach seinem eigenen Typus und Rhythmus. Dafür ist er aber auch ein Gedanke der Schöpfung ...«B256

Ist diese Evolution mit dem Menschen abgeschlossen, gibt es überhaupt ein Ende, ein Telos? Und wenn nicht, welche Kräfte führen hier weiter?

Nietzsche erlebt in Basel, in der öffentlichen akademischen Diskussion, die ganze Spannung des Konflikts zwischen Darwin und der Gegenpartei, die hier gewichtig vertreten ist durch Rütimeyer. Aber es ist auch sein eigener Konflikt. Ist die Evolution Resultat blinden Zufalls, oder Vollzug eines »Schöpfungsgedankens«?

Nietzsche wird im ›Zarathustra‹ eine dritte Möglichkeit neben diese Alternative stellen, die deutlich ein Syllogismus ist, nämlich der Schluß aus den in der Zeit

liegenden Prämissen Darwin und Rütimeyer: Die Evolution wird das Opfer des Zufalls, *wenn* sie nicht von einem Geistigen gesteuert wird. Da Nietzsche aber inzwischen Gott und den Schöpfungsgedanken verloren hat, so muß er das einzige Wesen, das ihm als mit Gestaltungswillen begabt übriggeblieben ist, als zielsetzenden Geist einsetzen: den Menschen selber. Daß der Mensch sich selber sein Ziel setze, um damit dem Geistigen das Primat über das sinnloszufällige, über das bloße Naturgeschehen zu erhalten, dies ist die Rütimeyersche Komponente in Nietzsches philosophischem Konzept menschlicher Existenz.

Wohl war auch Rütimeyer über den Bereich seiner Wissenschaft hinausgeschritten, aber er verließ nie den Boden der Wissenschaftlichkeit – wie Bachofen und Nietzsche es taten –, und hierin scheiden sich auch diese Wege wieder grundsätzlich. Mit Darwin und seiner Schule geht Rütimeyer soweit einig, daß es wissenschaftliche Feststellungen der Morphologie gibt, also eine Abstammungs*lehre*, »von der die speziellen Versuche einer Erklärung als von weit unsicherer Art sorgsam zu sondern sind«. In dieser Vorsicht ist Nietzsche Rütimeyer nicht gefolgt. Dennoch gehört diese Gestalt in das Gesamtbild der Nietzsche in diesen Jahren formenden Basler Persönlichkeiten.

gehen‹ komponiert haben, für »Männerstimmen«B307. Es ist eine der wenigen mit Bleistift geschriebenen Musikhandschriften, die Satzweise für einen Männerchor zu eng, für einen gemischten Chor zu hoch, so daß man nicht sicher sagen kann, wie es ausgeführt werden soll. Nach Auskunft der SchwesterB308 soll das Lied auf der Fahrt von den Wageninsassen der Bahn sofort angestimmt worden sein. Dann müssen dies aber sehr musikalische Leute gewesen sein, denn der Satz ist harmonisch und in der Stimmführung derart heikel, daß es für durchschnittliche Dilettanten kaum prima vista sangbar erscheint. Merkwürdigerweise auch ist das Gedicht in den Kriegsnummern Juli-August 1870 des »Kladderatatsch« nicht zu finden, und der Schilderung, das Lied sei auf der Reise komponiert, steht Nietzsches brieflicher Bericht an Cosima entgegen, die in ihrem Tagebuch unter dem 21. August nur erwähnt: »Brief von Prof. Nietzsche; er komponiert im Lazarette.« Die Komposition selber scheint er nicht nach Tribschen gesandt zu haben. Man hätte auch diese Art Männerchörlerei sicher und zu Recht als dem Ernst der Situation nicht angemessen empfunden.

christlich-dogmatische Kausalreihe konnte und durfte ihm nicht wahr sein. Noch im späten ›Ecce homo‹ (im Kapitel »Warum ich so klug bin«) schreibt erB358: »Es ist mir gänzlich entgangen in wiefern ich ›sündhaft‹ sein sollte ... ›Gott‹, ›Unsterblichkeit der Seele‹, ›Erlösung‹, ›Jenseits‹ lauter Begriffe, denen ich keine Aufmerksamkeit, auch keine Zeit geschenkt habe, selbst als Kind nicht.« Dem stellte er seine tragisch- dionysische Einsicht entgegen, die er später in die Formel »Unschuld des Werdens« kleiden sollte. Hier, in der ›Geburt der Tragödie‹, spitzt er den Gegensatz zu in der Gegenüberstellung von Prometheussage und SündenfallmythosB359, die ihm außerdem zu typischen Exponenten arischen (Prometheus) und semitischen (Sündenfall) Wesens werden, womit im Keime das Thematische des ›Antichrist‹ (1888) angelegt ist.

Breiten Raum gewährt Nietzsche der Darlegung des Unterganges der Tragödie durch die mit Euripides eindringende Dialektik, und diese wiederum sieht er als Zeiterscheinung und als Folge des seit und durch Sokrates überhandnehmenden Rationalismus und des Glaubens an die Wissenschaft. Auch »Sokrates« ist in der Verwendung durch Nietzsche ein Symbol für eine reale geistige Potenz mit

magischer WirkungB360: »Wer nur einen Hauch von jener göttlichen Naivetät und Sicherheit der sokratischen Lebensrichtung aus den platonischen Schriften gespürt hat, der fühlt auch, wie das ungeheure Triebrad des logischen Sokratismus gleichsam *hinter* Sokrates in Bewegung ist, und wie dies durch Sokrates wie durch einen Schatten hindurch angeschaut werden muß. Daß er aber selbst von diesem Verhältnis eine Ahnung hatte, das drückt sich in dem würdevollen Ernste aus, mit dem er seine göttliche Berufung überall und noch vor seinen Richtern geltend machte. Ihn darin zu widerlegen war im Grunde eben so unmöglich als seinen die Instinkte auflösenden Einfluß gut zu heißen. Bei diesem unauflösbaren Konflikt war ... nur eine einzige Form der Verurteilung geboten, die Verbannung ... Daß aber der Tod und nicht nur die Verbannung über ihn ausgesprochen wurde, das scheint Sokrates selbst ... durchgesetzt zu haben ... *Der sterbende Sokrates* wurde das neue, noch nie sonst geschaute Ideal der edlen griechischen Jugend: vor allen hat sich der typische hellenische Jüngling, Plato, mit aller inbrünstigen Hingebung seiner Schwärmerseele vor diesem Bilde niedergeworfen.«

Und wieder hat Nietzsche eine prophetische Vision: auch die Wissenschaft – und darunter versteht er die Naturwissenschaften – wird an eine äußerste Grenze stoßen, auch sie wird in der Erforschung der Einzelerscheinungen dem Ureinen, dem letzten Grund begegnen, den sie nicht mehr rational aufzuhellen vermag, auch sie mündet letztlich in eine *unio mystica* mit Dionysos, wie es Nietzsches Weg werden sollte von »Menschliches-Allzumenschliches« bis zu den WahnzettelnB361: »Nun steht freilich ... in der Person des Sokrates ... jener unerschütterliche Glaube, daß das Denken, an dem Leitfaden der Kausalität, bis in die tiefsten Abgründe des Seins reiche, und daß das Denken das Sein nicht nur zu erkennen, sondern sogar zu *korrigieren* im Stande sei. Dieser erhabene metaphysische Wahn ist als Instinkt der Wissenschaft beigegeben und führt sie immer und immer wieder zu ihren Grenzen, an denen sie in Kunst umschlagen muß: auf welche es eigentlich, bei diesem Mechanismus, abgesehn ist.«

»Schauen wir jetzt, mit der Fackel dieses Gedankens, auf Sokrates hin: so erscheint er uns als der Erste, der an der Hand jenes Instinktes der Wissenschaft nicht nur leben, sondern – was bei weitem mehr ist – auch sterben konnte; und deshalb ist das Bild des *sterbenden Sokrates als* des *durch* Wissen und Gründe der Todesfurcht enthobenen Menschen das Wappenschild, das über dem Eingangstor der Wissenschaft einen jeden an deren Bestimmung erinnert, nämlich das Dasein als begreiflich und damit als gerechtfertigt erscheinen zu machen: wozu freilich, wenn die Gründe nicht reichen, schließlich auch der *Mythus dienen muß, den ich sogar als notwendige Konsequenz, ja als* Absicht *der* Wissenschaft soeben bezeichnete.«

Und Abschnitt 17 beginntB362: »Auch die dionysische Kunst will uns von der ewigen Lust des Daseins überzeugen: nur sollen wir diese Lust nicht in den Erscheinungen, sondern hinter den Erscheinungen suchen. Wir sollen erkennen, wie alles, was entsteht, zum leidvollen Untergange bereit sein muß, wir werden gezwungen, in die Schrecken der Individualexistenz hineinzublicken – und sollen doch nicht erstarren: ein metaphysischer Trost reißt uns momentan aus dem Getriebe der Wandelgestalten heraus. Wir sind wirklich in kurzen Augenblicken das Urwesen selbst und fühlen dessen unbändige Daseinsgier und Daseinslust: der Kampf, die Qual, die Vernichtung der Erscheinungen dünkt uns jetzt wie notwendig, bei dem Übermaß von unzähligen, sich in's Leben drängenden und stoßenden Daseinsformen, bei der überschwänglichen Fruchtbarkeit des Weltwillens ... Trotz Furcht und Mitleid sind wir die glücklich-Lebendigen, nicht als Individuen, sondern als das *eine* Lebendige, mit dessen Zeugungslust wir verschmolzen sind.« Wie nahe

steht hier Nietzsche pantheistischen Bekenntnissen, oder dem sich anbahnenden Monismus – oder vielmehr der stoischen Physik!

Kunst – und das ist für Nietzsche in erster Linie die Musik -macht das Dasein überhaupt erst möglich. Man muß die fundamentale Bedeutung der Musik für Nietzsches Lebensgefühl in ihrer ganzen Intensität sehen, um sein Leben und sein Werk »aus dem Geiste der Musik« begreifen zu können. Für Form und Inhalte schöpft er aus dieser Quelle, sie ist ihm eine Erweiterung des logischen Vermögens. »Vielleicht gibt es ein Reich der Weisheit, aus dem der Logiker verbannt ist? Vielleicht ist die Kunst sogar ein notwendiges Correlativum und Supplement der Wissenschaft?«B363

Keime zum späteren Werk

Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch möglich, diesem seinem ersten Buch die Position im Gesamtwerk zuzuweisen, die es in dieses Gesamtwerk organisch bindet: Es ist der Expositionsteil eines monumentalen Gebildes, wie es in der zeitgenössischen Musik in Wagners zyklischem ›Ring‹-Drama oder in den Symphonien Anton Bruckners mit ihren Themenkomplexen Parallelen hat. In dieser grandiosen Exposition finden wir thematisches Material fast für den ganzen späteren Nietzsche. Auf einiges ist schon Bezug genommen, weitere Hinweise mögen das Bild ergänzen. Auf Seite 29B364 ist der Grundton von ›Jenseits von Gut und Böse‹ angeschlagen: »Wer, mit einer anderen Religion im Herzen, an diese Olympier herantritt und nun nach sittlicher Höhe, ja Heiligkeit, nach unleiblicher Vergeistigung, nach erbarmungsvollen Liebesblicken bei ihnen sucht, der wird unmutig und enttäuscht ihnen bald den Rücken kehren müssen. Hier erinnert nichts an Askese, Geistigkeit und Pflicht: hier redet nur ein üppiges, ja triumphierendes Dasein zu uns, in dem alles Vorhandene vergöttlicht ist, gleichviel ob es gut oder böse ist.« Nietzsche kehrte aber nicht enttäuscht den Rücken, er ging genau den Weg, den er als Gegenposition hier schon sieht. Im folgenden fünften Abschnitt gibt er in der Schilderung des Archilochos kaum etwas anderes preis als die eigene künstlerische Gestaltungserfahrung, aus der heraus seine vielen und bunt gemischten Notizen entstehen, aus denen er dann in einem rauschhaften Arbeitsgang durch Auswahl und Verfeinerung in kürzester Zeit seine Bücher formt: »Darum muß unsre Ästhetik erst jenes Problem lösen, wie der ›Lyriker‹ als Künstler möglich ist: er, der, nach der Erfahrung aller Zeiten, immer ›ich‹ sagt und die ganze chromatische Tonleiter seiner Leidenschaften und Begehrungen vor uns absingt. Gerade dieser Archilochus erschreckt uns, neben Homer, durch den Schrei seines Hasses und Hohnes, durch die trunknen Ausbrüche seiner Begierde .... Wir sehen den berauschten Schwärmer Archilochus zum Schlafe niedergesunken – wie ihn uns Euripides in den ›Bacchen‹ beschreibt ... und jetzt tritt Apollo an ihn heran und berührt ihn mit dem Lorbeer. Die dionysisch-musikalische Verzauberung des Schläfers sprüht jetzt gleichsam Bilderfunken um sich, lyrische Gedichte, die in ihrer höchsten Entfaltung Tragödien und dramatische Dithyramben heißen.«

Auch der verächtliche »letzte Mensch« des ›Zarathustra‹ und der Gegensatz Herren- und Sklavenmoral ist als Thema schon in der ›Geburt der Tragödie‹ vorgegeben (§ 11). »Das Wort aus der bekannten Grabschrift ›als Greis leichtsinnig und grillig‹ gilt auch vom greisen Hellenentume ... Der fünfte Stand, der des Sklaven, kommt, wenigstens der Gesinnung nach, jetzt zur Herrschaft: und wenn jetzt überhaupt noch von ›griechischer Heiterkeit‹ die Rede sein darf, so ist es die Heiterkeit des Sklaven, der nichts Schweres zu verantworten, nichts Großes zu

erstreben, nichts Vergangenes oder Zukünftiges höher zu schätzen weiß als das Gegenwärtige. Dieser Schein der ›griechischen Heiterkeit‹ war es, der die tiefsinnigen und furchtbaren Naturen der vier ersten Jahrhunderte des Christentums so empörte .... Und ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß die durch Jahrhunderte fortlebende Anschauung des griechischen Altertums mit fast unüberwindlicher Zähigkeit jene blaßrote Heiterkeitsfarbe festhielt – als ob es nie ein sechstes Jahrhundert mit seiner Geburt der Tragödie, seinen Mysterien, seinen Pythagoras und Heraklit gegeben hätte, ja als ob die Kunstwerke der großen Zeit gar nicht vorhanden wären, die doch – jedes für sich – aus dem Boden einer solchen greisenhaften und sklavenmäßigen Daseinslust und Heiterkeit gar nicht zu erklären sind und auf eine völlig andere Weltbetrachtung als ihren Existenzgrund hinweisen.«

Eine Parallele zu dieser in einer »Sklavenmoral« der Heiterkeit sich verflachenden Kultur des Hellenismus sieht Nietzsche in seiner eigenen Zeit, die er als Erbin und Folge des »Sokratismus«, des Wissenschafts-Aberglaubens sieht: »Und nun soll man sich nicht verbergen, was im Schoße dieser sokratischen Kultur verborgen liegt! Der unumschränkt sich wähnende Optimismus! Nun soll man nicht erschrecken, wenn die Früchte dieses Optimismus reifen, wenn die von einer derartigen Kultur bis in die niedrigsten Schichten hinein durchsäuerte Gesellschaft allmählich unter üppigen Wallungen und Begehrungen erzittert, wenn der Glaube an das Erdenglück Aller, wenn der Glaube an die Möglichkeit einer solchen allgemeinen Wissenskultur allmählich in die drohende Forderung eines solchen alexandrinischen Erdenglückes, in die Beschwörung eines Euripideischen *deus ex machina* umschlägt! Man soll es merken: die alexandrinische Kultur braucht einen Sklavenstand, um auf die Dauer existieren zu können: aber sie leugnet, in ihrer optimistischen Betrachtung des Daseins, die Notwendigkeit eines solchen Standes und geht deshalb, wenn der Effekt ihrer schönen Verführungs- und Beruhigungsworte von der ›Würde des Menschen‹ und der ›Würde der Arbeit‹ verbraucht ist, allmählich einer grauenvollen Vernichtung entgegen. Es gibt nichts Furchtbareres als einen barbarischen Sklavenstand, der seine Existenz als ein Unrecht zu betrachten gelernt hat und sich anschickt, nicht nur für sich, sondern für alle Generationen Rache zu nehmen ... Während das im Schoße der theoretischen Kultur schlummernde Unheil allmählich den modernen Menschen zu ängstigen beginnt ... haben große allgemein angelegte Naturen, mit einer unglaublichen Besonnenheit, das Rüstzeug der Wissenschaft selbst zu benützen gewußt, um die Grenzen und die Bedingtheit des Erkennens überhaupt darzulegen und damit den Anspruch der Wissenschaft auf universale Geltung und universale Zwecke entscheidend zu leugnen ... Der ungeheuren Tapferkeit und Weisheit Kants und Schopenhauers ist der schwerste Sieg gelungen, der Sieg über den im Wesen der Logik verborgen liegenden Optimismus, der wiederum der Untergrund unserer Kultur istB365.« Damit hat Nietzsche aber auch bereits endgültig Stellung bezogen gegen die Sozialisten und gegen Karl Marx – den er nie namentlich erwähnen wird.

Mit dem Bekenntnis gegen den sozialistischen Hedonismus – das genau 10 Jahre später im ›Zarathustra‹-Mythus noch einmal Gestalt annehmen sollte – steht Nietzsche Bachofen nahe. Jetzt und hier ist er aber noch bereit, das ungehinderte Gedeihen dieses »Sokratismus« als Kollektivschuld mitzutragen, wie er am 21. Juni 1871, vier Wochen nach dem Tuillerienbrand, im Zuge des Kommuneaufstandes in Paris, an Gersdorff schreibt: »Über den Kampf der Nationen hinaus hat uns jener internationale Hydrakopf erschreckt, der plötzlich so furchtbar zum Vorschein kam, als Anzeige ganz anderer Zukunftskämpfe. Wenn wir uns einmal persönlich aussprechen könnten, so würden wir übereinkommen, wie gerade in jener

Erscheinung unser modernes Leben, ja eigentlich das ganze alte christliche Europa und sein Staat, vor allem aber die jetzt überall herrschende romanische ›Civilisation‹ den ungeheuren Schaden verrät, der unserer Welt anhaftet: wie wir alle, mit aller unserer Vergangenheit, *schuld sind* an solchen zu Tage tretenden Schrecken: so daß wir ferne davon sein müssen, mit hohem Selbstgefühl das Verbrechen eines Kampfes gegen die Kultur nur jenen Unglücklichen zu imputieren ... Als ich von dem Pariser Brande vernahm, so war ich für einige Tage völlig vernichtet und aufgelöst in Tränen und Zweifeln: die ganze wissenschaftliche und philosophisch-künstlerische Existenz erschien mir als eine Absurdität, wenn ein einzelner Tag die herrlichsten Kunstwerke, ja ganze Perioden der Kunst austilgen konnte; ich klammerte mich mit ernster Überzeugung an den metaphysischen Wert der Kunst, die der armen Menschen wegen nicht da sein kann, sondern höhere Missionen zu erfüllen hat. Aber auch bei meinem höchsten Schmerz war ich nicht im Stande, einen Stein auf jene Frevler zu werfen, die mir nur Träger einer allgemeinen Schuld waren, über die viel zu denken ist!«

Noch hegt er aber ungebrochen Hoffnung auf eine Überwindung des Optimismus und dessen Erscheinungsform als »Civilisation«, die sich als eine nur oberflächlich-bekömmliche allgemeine Organisation des Daseins ohne tiefere Inhalte gibt, und diese Hoffnung stützt sich auf Philosophie *und* Musik: »Erinnern wir uns sodann, wie dem aus gleichen Quellen strömenden Geiste der deutschen Philosophie, durch Kant und Schopenhauer, es ermöglicht war, die zufriedne Daseinslust der wissenschaftlichen Sokratik, durch den Nachweis ihrer Grenzen, zu vernichten, wie durch diesen Nachweis eine unendlich tiefere und ernstere Betrachtung der ethischen Fragen und der Kunst eingeleitet wurde, die wir geradezu als die in Begriffe gefaßte dionysische Weisheit bezeichnen können: wohin weist uns das Mysterium dieser Einheit zwischen der deutschen Musik und der deutschen Philosophie, wenn nicht auf eine neue Daseinsform, über deren Inhalt wir uns nur aus hellenischen Analogien ahnend unterrichten können? Denn diesen unausmeßbaren Wert behält für uns, die wir an der Grenzscheide zweier verschiedener Daseinsformen stehen, das hellenische VorbildB366.«

»Auf der Grenzscheide zweier Zeitalter« zu leben ist das Motto, unter das er seine späteren Schriften stellen wird, es ist eines seiner Leitmotive. Seit Beethovens Neunter Symphonie ist es ein in der Symphonik immer wiederkehrendes Formelement, durch Reminiszenzen, namentlich im Finalsatz, auf die früheren Sätze zurückzugreifen. Wagners »Leitmotiv- Technik« hat dieses bindende Element für die Oper nutzbar gemacht. Diese aus dem Geiste der Musik geborene Gestaltungsweise glauben wir auch in Nietzsches philosophischem Werk wirksam zu sehen.

Nietzsches Erstlingswerk ›Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik‹ bietet in seiner äußeren und besonders in seiner inneren Entwicklungsgeschichte wesentliche Ausblicke sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts. Hier wird einerseits die Bedeutung früherer Erlebnisse und Einflüsse ersichtlich, anderseits hat das Werk ausgesprochenen Expositionscharakter.

Biographisch liegt das seelische Trauma zugrunde, das der junge Nietzsche durch den frühen Tod des Vaters erfahren hat und womit die Vereinsamung des ernst angelegten Knaben begann. In der Zeit und im Schicksal begründet liegt ferner die frühe Entfremdung vom Christentum. Anhand seiner Kompositionen können wir die Abwendung auf die Monate nach der Konfirmation annehmen; die Kompositionen bis dahin hatten vorwiegend religiöse Themata zum Inhalt, sie sind aber als gescheitert zu betrachten. Es ist durchaus möglich, daß ihm die Dimension des »Gläubigen« aus Anlage weitgehend fehlte, und daß er sie von der Ästhetik her, in der Überlistung

durch das musikalische Werk zu gewinnen suchte. Das gelang zwar nicht, die Musik – die eigene Komposition – schuf ihm nicht den Zugang zur christlichen Religion noch zu der von ihr geforderten Haltung des »Gläubigen«. Dennoch stellt seine leidenschaftliche Verbundenheit mit der Musik ein sein ganzes Wesen durchsäuerndes Ferment dar. Wäre dies nicht so stark der Fall gewesen, so hätten ihm nicht Wagner und dessen Musik in der Weise zum Schicksal werden können, wie sie es wurden. Von seiner Verfallenheit an die Musik hatte Nietzsche selber ein starkes Bewußtsein. Noch 1887 sollte er dem berühmten Kapellmeister Hermann Levi schreiben, daß es noch nie einen Philosophen gegeben habe, der »in dem Grade und bis zu dem Grunde Musiker war« wie er es sei.

Den Ersatz für das nichtangenommene Christentum suchte und fand er nun aber nicht – wie die meisten seiner Zeitgenossen – im Rationalismus oder Optimismus. Er griff auf älteres, auf den griechischen Mythos zurück, und dabei wurde er bestimmend angeregt durch die Methode und die Resultate J. J. Bachofens und das aufregende Griechenbild Jacob Burckhardts. (Dessen ›Griechische Kulturgeschichte‹ entstand damals als VorlesungB367.) Burckhardts pessimistische Schau des griechischen Daseins bewegte Nietzsche zutiefst, weil sie seiner eigenen ernsten und leidenschaftlichen Anlage entsprach. Es trieb ihn, das rätselvollste Phänomen der Antike, die Entstehung der Tragödie, aufzuhellen. Dabei wurde ihm Dionysos zum Symbol und zur metaphysischen Gegenposition gegen das verlorene Christentum – und blieb in dieser Funktion bis in die Tage des geistigen Zusammenbruchs.

Eine neue Möglichkeit des Verstehens bot sich ihm zudem in Schopenhauers Philosophie an, und Nietzsche zögerte nicht, seinen Dialog mit der Antike von diesem Boden aus zu führen. Die letzte Formung erfuhren Gedanken und Werk aber durch die Persönlichkeit Richard Wagners. Mit ihm, für ihn, später gegen ihn, führte Nietzsche von nun an unablässig das Gespräch. Im Dialog mit Wagner beginnt und endet das Lebenswerk Friedrich Nietzsches. ›Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik‹ ist die erste – und einzige süße – Frucht dieses das ganze weitere Leben Nietzsches beherrschenden Dialogs, der in den vehementen Angriffen auf den bereits toten Wagner im Herbst 1888 ein grausames Ende finden sollte.

X. Die entscheidende Wende

(1872)

Der erste Angriff (Fünf Vorträge ›Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten ‹)

Was nicht wenig zum besonderen Reiz seines Erstlingsbuches ›Die Geburt der Tragödie‹ beigetragen hatte, das ist die weitgehende Abwesenheit gezielter Polemik. Der Grundton ist der der Huldigung. Daneben sind die Ausfälle gegen die »Alexandriner« in eine zweite Stimme verwiesen. Zwar will Nietzsche auch dieses Buch als Angriff verstanden haben, speziell auf die textkritische und historisierende Methode der damaligen Philologie; aber er geht nicht kritisch zerzausend gegen die Angegriffenen vor, sondern sucht in großartigem Gemälde die Landschaft aufleuchten zu lassen, in die vorstoßend sich der Wissenschaft neue Erkenntnis- und Aussagemöglichkeiten erschließen sollen.

Ganz anders nun steht es um die Vorträge ›Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten‹, zu denen ihm die »Freiwillige Akademische Gesellschaft« im Rahmen ihrer populär-wissenschaftlichen Veranstaltungen in der Aula des Museums

Gelegenheit gab (am 16. Januar, 6. und 27. Februar, 5. und 23. März 1872). Mit diesen Vorträgen schwenkte Nietzsche endgültig auf die Bahn ein, auf der wir ihn bis zum Ende sehen werden.

Bereits ›Die Geburt der Tragödie‹ hatte er dem Verleger angeboten, bevor das Manuskript zu Ende geschrieben war. Jetzt kündigt er sechs Vorträge an, noch ehe er eine verbindliche Disposition oder gar eine detaillierte Ausführung zur Hand hätte. Es gibt sogar Skizzen zu einem siebenten Vortrag, der indes ebensowenig zustandekam wie der versprochene sechste. Auch eine ernstlich geplante Ausarbeitung zum Buche unterblieb. Nietzsche wird eben grundsätzlich nie fertig, und alle seine Bücher, Vorträge und Aufzeichnungen erwiesen sich je länger je mehr als Teile, fast zufällig fixierte Ausschnitte aus einem ununterbrochen geführten Dialog, der hier sogar ganz eindeutig als solcher geformt ist. Das Vorbild des platonischen Dialogs ist mit Händen zu greifen: eine einleitende und gelegentlich verbindende szenische Einkleidung, als Hauptsprecher ein alter Philosoph, ein »Sokrates«, der all das sagt, was ihm, Nietzsche, richtig scheint. *Er* ist bereits hier der »alte Philosoph«, als den er sich schon in wenigen – und relativ jungen – Jahren in Briefen unterzeichnen wird, – und der er nie wurde; zur Abgeklärtheit philosophischen Alters kam er nie, er blieb der leidenschaftliche Streiter mit der Waffe des geschliffenen sprachlichen Ausdrucks. In diesen Vorträgen tritt er nun mit seinem kulturkritischen Anspruch auf, dem auch eine reichliche Dosis Gesellschaftskritik anhaftet.

Ein weiterer typischer Zug ist die Verwurzelung im Biographischen, mit dem er aber sehr frei gestaltend spielt.

Die »Rahmenhandlung« gibt ein scheinbar dem Leben entnommenes BildB368: »Wir versetzen uns mitten in den Zustand eines jungen Studenten hinein ... In diesem Zustande verlebte ich, zugleich mit einem gleichalterigen Freunde, ein Jahr in der Universitätsstadt Bonn am Rhein ... Ich hatte mit meinem Freunde zahlreiche Erinnerungen aus der früheren Periode des Wachseins, aus unserer Gymnasiastenzeit, gemein ... Mit jenem Freunde zusammen hatte ich bei einer früheren Rheinreise, die im Spätsommer unternommen worden war, einen Plan fast zu gleicher Zeit und an gleichem Orte – und doch jeder für sich – ausgedacht, so daß wir uns gerade durch dies ungewöhnliche Zusammentreffen gezwungen fühlten, ihn durchzuführen. Wir beschlossen damals eine kleine Vereinigung von wenig Kameraden zu stiften, mit der Absicht, für unsere produktiven Neigungen in Kunst und Literatur eine feste und verpflichtende Organisation zu finden ... und wirklich war auch der Erfolg derart, daß wir immer eine dankbare, ja feierliche Empfindung für jenen Moment und jenen Ort zurückbehalten mußten, die uns jenen Einfall eingegeben hatten.

Für diese Empfindung fand sich bald die rechte Form, indem wir uns gegenseitig verpflichteten, wenn es irgend möglich sei, an jenem Tage, in jedem Jahre die einsame Stätte bei Rolandseck aufzusuchen, an der wir damals, im Spätsommer, in Gedanken nebeneinander sitzend, uns plötzlich zu dem gleichen Entschlusse begeistert fühlten ... Es wurde uns nicht leicht gemacht: denn gerade an diesem Tage machte uns die zahlreiche und muntere Studentenverbindung, die uns am Fliegen hinderte, recht zu schaffen und zog mit allen Kräften an allen Fäden, die uns niederhalten konnten. Unsere Verbindung hatte für diesen Zeitpunkt eine große festliche Ausfahrt nach Rolandseck beschlossen, um am Schluße des Sommerhalbjahrs sich noch einmal ihrer sämtlichen Mitglieder zu versichern und sie mit den besten Abschiedserinnerungen nachher in die Heimat zu schicken.

Es war einer jener vollkommnen Tage, wie sie, in unserem Klima wenigstens, nur eben diese Spätsommerzeit zu erzeugen vermag: Himmel und Erde im Einklang ruhig nebeneinander hinströmend, wunderbar aus Sonnenwärme, Herbstfrische und blauer Unendlichkeit gemischt.«

Bei der so zu feiernden Gründung der Gymnasialzeit handelt es sich eindeutig um die »Germania«. Aber diese war nicht bei einer Rheinreise und auf Rolandseck bei Bonn, sondern auf der Schönburg an der Saale, nahe Naumburg, gegründet worden, und nicht im herbstlichen Spätsommer, sondern im Hochsommer, am 25. Juli 1860, und schließlich war von deren Mitgliedern – den Freunden Krug und Pinder – keiner als Kommilitone in Bonn. Aber auch Nietzsche selber hat den Spätsommer in Bonn nicht erlebt, er verließ die Stadt am 9. August 1865, wie denn seine erste Rheinreise nicht in die Gymnasialzeit zurückdatiert, sondern in den Übergang zur Universität, Oktober 1864.

Dann kommt die Schilderung eines fröhlichen Pistolen-Wettschießens mit seinem Freund, aber auch dies ist Spiel der dichterischen Phantasie, denn Nietzsche war diese Belustigung bei seiner extremen Kurzsichtigkeit sicher verwehrt. Und dennoch wirken diese Partien wie echte Erlebnisberichte.

So wenig echt und wahr das Biographische ist, so offen und bekennerhaft sind dafür die vorgetragenen Thesen. Eigentlich stand Nietzsche als Vortragender auf einem falschen Boden, vor einem falsch gewählten Auditorium, und er ist sich dessen bewußt, denn einleitend muß er sagen, daß er mit »unsern« Bildungsanstalten nicht die baslerischen meint, sondern das deutsche, speziell das preußische Gymnasium. Dennoch hatte er eine große Zuhörerschaft, die ihm über die fünf Vorträge treu blieb. Die Aula des Museums füllte sich jedesmal mit einer gespannt lauschenden Gefolgschaft. Am Tage vor dem fünften Vortrag (am 22. März 1872) schrieb Nietzsche seinem Verleger Fritzsch: »In diesem Winter habe ich ... 6 öffentliche Vorträge gehalten ... Ich hatte jedesmal ungefähr 300 Zuhörer: von den verschiedensten Seiten bin ich aufgefordert worden, diese Reden drucken zu lassen. Mir selbst aber liegt viel daran, daß sie gut und schön gedruckt werden.«

Es ist eines der Beispiele, mit welcher Vorsicht man die bestimmtest vorgetragenen Zeugnisse Nietzsches zu verwenden hat: noch vor dem fünften Vortrag offeriert er dem Verleger den Text von sechs Vorträgen, so, als ob diese alle gehalten wären und der Text druckreif vorläge.

Obwohl der Angriff gegen das preußische Gymnasium gerichtet war und das Basler Publikum also nur mittelbar interessierte, hatte er die Gefolgschaft weiter Kreise (nach Jacob Burckhardt gab es in jenem Semester in allen Fakultäten zusammen 168 Studenten, was er als einen neuen Höchststand bezeichnet), und dies vor allem durch den Zauber seiner Persönlichkeit. Kein Geringerer als Jacob Burckhardt schrieb darüber am 21. April 1872 an Arnold von SalisB369: »Über Nietzsches Vorträge wird Ihnen Hr. Beck das Genaueste mitteilen; den letzten, von welchem wir einige Lösung der so keck und groß aufgeworfenen Fragen und Klagen erwarten, ist er uns noch schuldig, hat sich aber einstweilen zur Erholung auf 10 Tage ins Waadtland begeben. Sie hätten die Sachen hören sollen! es war stellenweise ganz entzückend, aber dann hörte man wieder eine tiefe Trauer heraus, und wie sich die Auditores humanissimi die Sache eigentlich *tröstlich* zu rechte legen sollen, sehe ich noch nicht. Eins hatte man sicher: den Menschen von hoher Anlage, der alles aus erster Hand hat und weitergibt.«

Erstmals fassen wir in diesen Vorträgen Nietzsches Ethik einer Geistesaristokratie: alle Bildungsanstrengung hat sich unter die Führung eines Genies zu beugen und dient wiederum nur der Erzeugung des Genies. Als Zuchtmittel empfiehlt er in erster

Linie eine strenge Schulung im Gebrauch der Muttersprache am Leitfaden der deutschen Klassiker. Mit heftigen Ausfällen gegen eine Verallgemeinerung, ein Breittreten der »Bildung« stellt er sich einsam in hoffnungslosen Gegensatz zu den bereits in seiner Zeit liegenden Strömungen, die in unserem 20ten Jahrhundert vollends zum Siege kommen sollten. In Notizen zum ersten Vortrag finden wir die folgende StelleB370: »Die allgemeine Bildung ist nur ein Vorstadium des Kommunismus: die Bildung wird auf diesem Wege so abgeschwächt, daß sie gar kein Privilegium mehr verleihen kann. Am wenigsten ist sie ein Mittel gegen den Kommunismus. Die allgemeine Bildung d. h. die Barbarei ist eben die Voraussetzung des Kommunismus. Die ›zeitgemäße‹ Bildung geht hier in das Extrem der ›augenblickgemäßen‹ Bildung über: d. h. das rohe Erfassen des momentanen Nutzens. Man sehe nur erst in der Bildung etwas, was Nutzen bringt: so wird man bald das, was Nutzen bringt, mit der Bildung verwechseln.«

Er wendet sich gegen den Einfluß des zeitgenössischen Merkantilismus und des Staatsinteresses in Lehrplan und Zielsetzung des Gymnasiums und hebt dagegen die Realschule ab, die ehrlicherweise verspricht, praktisch auswertbare, nützliche Kenntnisse zu vermitteln – aber eben nicht »Bildung«.

Was soll nun aber das Gymnasium? Genau auf diese Frage bleibt er die präzise Antwort schuldig, hier entzieht er sich der Entscheidung, an dieser Aufgabe scheitert er, wie er immer an diesem Punkt, eine positive Antwort geben zu müssen, scheitern wird, und wie er uns letztlich sein »philosophisches Hauptwerk«, das er jahrelang verspricht und zu dessen Ausarbeitung er mehrmals ansetzt, schuldig bleiben sollte. Möglicherweise hatte er eine Vorstellung von dieser Bildung, die von dem Erlebnis »Tribschen« geprägt war und wesentlich eine ästhetische Bildung, eine Kultivierung der Geschmacksurteile gewesen sein mochte. In diese Richtung weist eine 16 Jahre später, im ›Ecce homo‹, im Rückblick auf diese Jahre geschriebene StelleB371: »Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe.«

Aber er bricht seine Vortragsreihe nach dem kritischen Teil ab, geht mit seinem Medizin-Kollegen Immermann an den Genfersee und von dort zum Abschied nach Tribschen. Auch der beabsichtigten Publikation der Vorträge geht er nicht weiter nach.

Bereitschaft zur Einsamkeit

Werk auf Werk wird nun entstehen, die alle dasselbe Bild bieten: Probleme werden angeleuchtet, Zustände und Glaubenssätze plötzlich neu als Problem gesehen, zu erregender Aktualität gesteigert, in ihrer Fragwürdigkeit ins Bewußtsein gezerrt, aber sie kommen nicht in einer angebotenen Lösung zur Ruhe, sie sind der Lösung aus der Freiheit des Genies anheimgegeben, dem souveränen Geist, der Gesetzgeber und Richter zugleich zu sein vermag. Daß ein solches philosophisches Genie – denn um diesen Typus handelt es sich – in seiner singulären Freiheit zur Einsamkeit verdammt ist, das ist Nietzsche hier schon bewußt. Bereits im ersten Vortrag findet sich diese tragische EinsichtB372: »Du sprichst mit Geringschätzung über die Aufgabe des Lehrers? Und möchtest dann, in einer feindseligen Abgrenzung von jener Menge, ein einsames Leben führen, ...? Du glaubst im Sprunge sofort das erreichen zu können, was ich, nach langem hartnäckigem Kampfe, um als Philosoph überhaupt nur leben zu können, mir endlich erringen mußte? Und du fürchtest nicht, daß die Einsamkeit sich an dir rächen werde? Versuche es nur, ein

Bildungseinsiedler zu sein – man muß einen überschüssigen Reichtum haben, um von sich aus für alle leben zu können! – Sonderbare Jünger! Gerade immer das Schwerste und Höchste, was eben nur dem Meister möglich geworden ist, glauben sie nachahmen zu müssen: während gerade sie wissen sollten, wie schwer und gefährlich dies sei und wie viele treffliche Begabungen noch daran zu Grunde gehen könnten!«

Diese Textstelle wäre man versucht im ›Zarathustra‹ zu suchen, wenn nicht das stilistische Gewand davon abhielte!

Einsamkeit ist also ein Vorrecht des großen Lehrers – des Philosophen, ein Vorrecht aber nicht im Sinne einer Vergünstigung, sondern als einer besonders schweren Last. Die schwersten Lose zu tragen ist das tragische Vorrecht der Starken. Unter diese von Ergebung ins Schicksal und vom Stolz auf das eigene Vermögen getragene Devise stellt Nietzsche von nun an Leben und Werk. Dem Schüler und Laien ist es verwehrt, sie könnten nur sinnloserweise Opfer werden. Auch in Nietzsche selber keimt der Gedanke des »Opfers«, aber er sieht in seiner Hingabe ein sinnvolles Opfer. Das ist die »tiefe Trauer«, die Jacob Burckhardt fein mit- und nachempfindend heraushörte, vielleicht als einziger im großen Zuhörerkreis.

Daß dieses Opfer der Vereinsamung von ihm auch tatsächlich gefordert wurde, das sollte Nietzsche nur allzubald schmerzlich erfahren müssen. Vorderhand aber genoß er noch Erfolg und Anerkennung; die ersten kritischen Stimmen zu seinem Buch ›Geburt der Tragödie‹ nahm er nicht ernst. Für wenige Monate war es ihm noch vergönnt, die Sonnenseite des Lebens zu genießen. Die vornehme Basler Gesellschaft, die am ehesten hätte von ihm befremdet sein müssen, verwöhnte ihn geradezu mit Aufmerksamkeiten und Einladungen. Aber auch von auswärts strömten ihm die Sympathiekundgebungen zu. So konnte er noch am 12. März 1872 nach Hause schreiben: »Viele erfreuliche Briefe laufen ein z. B. auch einer von Gustav Krug ... Sehr liebenswürdig hat die Ministerin Schleinitz, sehr großartig Franz Liszt geschrieben. Und so weiter. Hier gab es mannichfache Geselligkeit ... Neuerliche Einladungen zu Stähelin-Brunners, zu Bachofens, zu Präsident Thurneysens.« Bereits am 14. Febr. wußte er zu berichten: »Hier habe ich Einladungen bekommen und angenommen von Burckhardt-Heusler, Vischer-Sarasins, Thurneysens: gestern war der Ball bei Frau Bischoff-Fürstenberger: ich bin nicht hingegangen, wegen allzu großem Katarrh und Schnupfen.« Und am 29. Januar: »Gestern war ich in unserm Kasinokonzert und habe Frau Bachofen begleitet, deren Mann krank ist. Morgens bekam ich Besuch von Binding aus Freiburg (der nun nach Straßburg übersiedelt) und von Liebermeister aus Tübingen. Vorgestern Abend waren wir bei Hoffmanns – Herrengesellschaft.«

Der Medizinprofessor Liebermeister, dessen Attest Nietzsche seinen Urlaub für Lugano im Vorjahr verdankte, hatte er zum nahen Umgang verloren, weil dieser inzwischen seine Stellung in Basel aufgegeben und nach Tübingen gezogen war. Sein Nachfolger wurde der erst 33jährige Hermann Immermann, an den sich nun Nietzsche schon bald als Patient wandte, ihm aber auch wieder rasch persönlich nahetrat und in ihm einen menschlich verbundenen ärztlichen Betreuer gewann. Immermann war einer jener zugewanderten Gelehrten, der seinen Patienten und Basel die Treue hielt; er wirkte bis zu seinem Tode 1899B373.

das, was ich als den äußersten Verfall betrachte, dazu finde ich mich verpflichtet, sollte ich auch ganz allein stehen.« Und dann fällt noch die Bezeichnung »Speichel leckende Berliner Clique«, das Vorbild zu Nietzsches erster Glosse über Wilamowitz, »alles atmet Berlin« (s. o. S. 467) oder von dem

»frechen Ton jenes Berliner Jungen«. Dies und der Ausdruck »ekelhafte Berliner Gesundbrünnler« verraten ihre Herkunft selbst: sie waren in Basel wohl nicht nur im Hause Bachofens zu hören. Nietzsche war denn auch in dieser Zeit in den besten Basler Familien häufig eingeladen. Die Basler ließen ihren originellen Professor nicht fallen, und schon gar nicht wegen einer Berliner Kritik.

Glückhaft waren endlich drei Tage in Straßburg, wo Nietzsche vom 22. zum 24. November mit Wagners zusammentraf. In den Weihnachtstagen fuhr er diesmal nach Naumburg, schon am 21. Dezember Basel verlassend. Am 26. Dezember machte er den kleinen Abstecher nach Weimar hinüber, wo er nun zum ersten Male den ›Lohengrin‹ hörte, und am 27./28. Dezember war er in Leipzig beim Verleger Fritzsch und bei seinem alten Lehrer Ritschl, wo es zu dem enttäuschenden Streitgespräch kam. Aber am Ende dieses Jahres kann er trotz mancher guter Stunde nicht schreiben »es war ein gutes Jahr«, so erfolgreich und vielversprechend es begonnen hatte. Am 12. Dezember schrieb er Gersdorff: »Zu dem schwersten, was wir zu überstehen haben, gehört gewiß die sicher eintretende, immer größere Vereinsamung – Geschwister, Eltern, Freunde –, alle gehen davon, allmählich wird alles Vergangenheit, und wir uns selbst.«

Er hatte nicht nur die »Insel der Seligen« (Tribschen) und den Zusammenhang mit der Fachgenossenschaft und einigen Freunden verloren, er selber war sich als Philologe, als Mensch und als der – bei allem Ernste – heitere und gesellschaftliche Mensch verloren gegangen. Seine zweite Stimme, die in der Geburt der Tragödie und in den Bildungsvorträgen noch in die Unterstimme verwiesen blieb, drängte nun herauf, drängte nach der Führung. Als Weihnachtsgabe für Cosima Wagner überreichte er ihr ›Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen Büchern‹, darunter ›Über das Pathos der Wahrheit‹. Hier kündet sich eine ganz neue Ära an. Im November zuvor hatte er mit dem Bezug naturwissenschaftlicher Bücher an der Universitätsbibliothek begonnenB405. Aber schon im Frühjahr hatte der ihn zwingende Dämon sein Haupt erhoben: Zuerst im April in der Manfred-Musik, die in diesem Zusammenhang nun plötzlich das »psychologische Interesse« (Bülow) bekommt – und dann, diese Selbstdarstellung der eigenen inneren Zerrissenheit weiterführend, Ende Mai die ersten Aufzeichnungen zu der tief skeptischen Abhandlung ›Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne‹, die er nie herausgab. Er wußte wohl: hier tat sich der Abgrund auf. Nun beginnen die waghalsigen Gedankenklettereien an dem Rande des Kraters, bis ihn schließlich die Tiefe verschlingt, wie sein antikes Leitbild Empedokles.

Er hätte jetzt schon schreiben dürfen, was vor dem Schlußaphorismus des vierten Buches der ›Fröhlichen Wissenschaft‹ steht: Incipit tragoedia.

XI. Die ersten Schritte im neuen Raum

(Das Wintersemester 1872/73)

Zu Weihnachten 1872 war Nietzsche von Wagners nach Bayreuth eingeladen; das erste Weihnachtsfest in Bayreuth! Aber wie schon vor Jahresfrist, da er das letzte Fest in Tribschen mit einer Ausrede gemieden hatte und in Basel geblieben war, so entschuldigte er sich auch in diesem Jahre, diesmal mit »Überarbeitung«. Er reiste dafür nach Naumburg, ohne den nicht allzugroßen Umweg zu einem kurzen Besuch in Bayreuth auf sich zu nehmen. Seit 1868 war er nicht mehr zum Fest zu Hause gewesen, die Wendung nach Naumburg entsprach also nicht einer Tradition. Gewiß wurde Weihnachten im Hause der Frau Pastorin Nietzsche fromm und andächtig

gehalten, was Nietzsche kaum besonders liegen mußte, und dennoch entsprach dieser Rückzug auf Naumburg einem innern Bedürfnis, er ist symptomatisch. Es sollte auch nicht das letzte Mal sein, daß er sich in einer ähnlichen Situation der allgemeinen Destruktion bisheriger Bezüge und Stützen auf das letzte sichere und unverlierbare »Reduit« zurückzog, die Geborgenheit unzerstörbarer Mutterliebe.

Aber nicht nur er selber blieb in Bayreuth aus, es waren auch keine Gaben von ihm da, nicht einmal die Ankündigung einer Gabe, denn das Jahr war, seit dem Frühjahr, seit den unvollendeten Vorträgen über die Bildungsanstalten und die Manfredkomposition, produktionsarm gewesen. Zwar sind aus dem Sommer und Herbst viele Entwürfe und Skizzen überliefert, Buchpläne lösen sich in rascher Folge ab, aber publikationsreif war nichts. Alles blieb ein Tasten und Versuchen, ein sich Zurechtfinden in der neuen Situation, die verzweifelt einem Vakuum glich.

Aus diesen zermürbenden, weil zu keinem Ziele führenden Versuchen resultierte die »Übermüdung«, und nicht etwa aus der Belastung durch das Lehramt, die mit sechs Wochenstunden am Pägagogium und nur einer dreistündigen Vorlesung vor zwei Hörern noch nie so gering gewesen war, und noch viel weniger aus einer vorzeigbaren gesteigerten Produktivität. So viel wußte Wagner auch, und selbst ein weit weniger empfindlicher Mensch hätte die Dürftigkeit der Ausrede bemerken müssen. So reagierte Wagner mit einer tiefen Verstimmung, die noch um Selbstvorwürfe verschärft sein mochte. Vor einem Jahr hatte Nietzsche seine Komposition ›Nachklang einer Sylvesternacht‹ geschickt, und Wagner hatte sie in seiner dem Kalauer zuneigenden Weise bewitzelt. War das Nietzsche zu Ohren gekommen? Nun mußte er sich fragen, ob er zu weit gegangen war, unbedacht die empfindlichste Stelle in seines jungen Verehrers Gemüt verletzt hatte. Überdies mußte es ihm auch ärgerlich sein, einen so treuen, begeisterten und begeisterungsfähigen Verehrer beleidigt, möglicherweise sogar verloren zu haben, denn er schätzte anderseits die offenbar tiefen Anlagen, den philosophischen Ernst des jungen Gelehrten. Um diese Zeit schrieb denn auch Cosima an Carl v. Gersdorff: »Sie können versichert sein, daß wir wissen, was wir an ihm besitzen, und daß die dann und wann aufsprießenden kleinen Schwingungen, dem sichersten Verhältnis nichts anhaben können.« Aber Wagner war eben leicht verstimmbar. Nicht ohne Befremden beobachteten er und Cosima bei Nietzsche eine zunehmende Neigung zu polemischer und apodiktischer Ausdrucksweise. An Malwida v. Meysenbug schrieb Cosima, in diesem Brief allerdings auf die »Bildungsvorträge« bezogenB406: »Eine ungeschickte Schroffheit spricht sich zuweilen darin aus, bei einem großen Tiefsinn des Empfindens. Wir wünschten, er beschäftigte sich vorzüglich mit griechischen Themen.«

Zum ersten Weihnachtsfest in Bayreuth einfach nicht zu kommen, dabei die lange Reise nach Naumburg wohl auf sich nehmend, auch das war für Wagner eine »Schroffheit«, über die er lange Wochen nicht hinwegkam, auch dann noch nicht, als unerwarteterweise und verspätet – in den ersten Januartagen – dann doch noch eine persönliche Gabe, wenigstens für Frau Cosima eintraf: die ›Fünf Vorreden zu fünf ungeschriebenen (und nicht zu schreibenden) Büchern‹, und erst als Nietzsches Feder sich wieder öffentlich für Wagner und das Bayreuther Werk rührte und er sich als einer der Preisrichter in einem Wettbewerb für eine Preisarbeit über die Nibelungen zur Verfügung stellte, da gelang es Cosima, den Meister soweit zu beschwichtigen, daß sie selber dazu frei wurde, für die Gabe zu danken, zunächst am 23. Januar im knappen Text eines TelegrammsB407: »Beim Klang der SchmiedelliederA67 gedenkt Ihrer freundlich und dankend, ob Ihres gezwungenen Schweigens traurig, Cosima Wagner«, was sich dann erst am 12. Februar zum Brief

formen kann: »... warum ich Ihnen nicht sofort, selbst ohne das Manuskript durchgelesen zu haben, für die liebevolle Intention ... dankte, sei es nur durch ein paar Zeilen, wie ich es in meinem Herzen so innig tat? Warum ich die Ankunft der Sendung, und das Eintreten des neuen Jahres vorüber gehen ließ, ohne selbst durch eine Depesche Ihnen zu melden, wie ich Ihrer gedachte? Dies ist der Punkt, den ich heute freimütig mit Ihnen berühren will ... Der Meister war durch Ihr Nichtkommen und die Art, wie Sie uns dieses Nichtkommen meldeten, gekränkt; es widerstrebte mir, Ihnen dies sogleich zu sagen, und es Ihnen nicht zu sagen, und ich übergab es der langmütigen Zeit, die unbedeutenden Verstimmungen zu tilgen und die Reinheit der wahren Gefühle empor blühen zu lassen – heute ist dies geschehen, und wenn wir von Ihnen sprechen, so höre ich nicht den leisesten Ton der gekränkten Freundschaft, sondern nur die Freude über das, was Sie uns wiederum gegeben.« Und dann rühmt sie ausdrücklich das fünfte Stück, ›Homers Wettkampf‹, worin Nietzsche den Agon, den Wettkampf, als den Motor des griechischen Lebens, auch seiner geistigen Erzeugnisse bezeichnet. Vom ersten Stück ›Über das Pathos der Wahrheit‹ fühlt sie sich darum angesprochen, weil sie selber über das darin angeschlagene Thema, das Verhältnis von Philosophie und Kunst, nachgedacht hatte und nun kurz ihre Gedanken dazu mitteilt und diesen Briefabschnitt schließt: »Ich glaube, daß die richtige philosophische Erkenntnis die Basis einer jeden intellektuellen Arbeit sein muß, glaube aber mit Ihnen, daß man möglichst wenig philosophieren muß, d. h. über diese Dinge *sprechen ...* Aus diesen wenigen Worten können Sie ersehen, wie besonders lieb und wertvoll gerade diese erste Skizze mir war, sie stimmte mit meinem Nachsinnen überein, wie Nr. 5 mir als der Anlauf zu dem, was ich als das Rechte erkennen zu dürfen glaubte, erschien.«

Wagner und Cosima waren sicher aufmerksame und verständnisvolle Leser, Leser, wie Nietzsche sie sich nur wünschen mochte. Und dennoch bleibt es verwunderlich, daß sie nicht erschraken über das, was sich in diesem Manuskript ankündigt, schon rein äußerlich, im Zerfall der Formkräfte.

Es ist kein »Werk«, nicht einmal ein Teil eines Werkplanes, aber auch kein »persönliches«, direkt an die Beschenkten, sich richtendes Manifest, kein Dialog, auch nicht die »Antwort«, wie die Widmung sie verspricht. Es sind auch keine von langer Hand und sorgfältig vorbereitete Arbeiten, wie die Gaben der letzten Jahre, Cosima gebraucht richtig den Ausdruck »Skizze«. Erst in den Weihnachtstagen in Naumburg (wohl nach Notizen) ins reine geschrieben mit dem Abschlußdatum 29. Dezember 1872, kommt das Heft in einem unangemessenen buchbinderischen Putz, in einen braunen, metallbeschlagenen Lederdeckel gebunden, in den ersten Januartagen an. Befremdlich auch die Widmung: »Für Frau Cosima Wagner, in herzlicher Verehrung und als Antwort auf mündliche und briefliche Fragen, vergnügten Sinnes niedergeschrieben in den Weihnachtstagen 1872.« Wie paßte dieser vergnügte Sinn zu dem Inhalt? Cosima schrieb weiter: »Soll ich Ihnen bekennen, daß ich nicht wußte, was ich mit dem ›vergnügten Sinn‹ machen sollte?« Es ist das »grimmige Vergnügen«, das ihn bei der Manfred-Meditation erstmals erfaßt hatte und von nun an seine gesamte Produktion begleiten sollte, bis zu den äußersten Exzessen, dem ›Fall Wagner‹ (von ihm als »seine Operette« bezeichnet) und dem dazugehörigen Double, der ›Götzendämmerung‹. Davon konnten Wagners allerdings noch nichts ahnen, aber daß ihr Schützling seltsame eigene Gedankenwege einzuschlagen beginne, das hätte ihnen hier schon stärker auffallen müssen.

Die fünf ›Vorreden‹

Der Grundgedanke von ›Homers Wettkampf‹, daß der Agon das Ferment der griechischen Existenz sei, konnte als eine vom Historiker und Philologen aus der Sache gewonnene Erkenntnis hingenommen werden. Es dürfte einer der im Gespräch schon erörterten Gedanken sein, auf welche die Widmung hinweist. Neu war der Gesichtspunkt also für die angesprochenen Partner wohl kaum mehr, und für die Wissenschaft schon gar nichtB408. Ernst Curtius, der Historiker und Archäologe, Ausgräber von Olympia (1875-81), hatte diese Sicht der Dinge schon 1856 entwickelt, und Nietzsche kannte das, wie ein Brief Rohdes an Nietzsche vom 22. April 1871 belegt. Zwingend wurde diese Erkenntnis für Nietzsche aber erst, als auch ein Jacob Burckhardt seine »Griechische Kulturgeschichte« im Sommersemester 1872 auf diese Voraussetzung stützte – und das im ständigen Gespräch mit Nietzsche! Aufhorchen hätten die Freunde nun aber müssen, wie Nietzsche diesen Gedanken menschlich verallgemeinernd letztlich in das aktuelle Verhältnis einführteB409: »man beseitigt den überragenden einzelnen, damit nun wieder das Wettspiel der Kräfte erwache: ein Gedanke, der der ›Exklusivität‹ des Genius im modernen Sinne feindlich ist, aber voraussetzt, daß in einer natürlichen Ordnung der Dinge es immer *mehrere* Genies gibt ... Das ist der Kern der hellenischen Wettkampf – Vorstellung: sie verabscheut die Alleinherrschaft und fürchtet ihre Gefahren, sie begehrt, als *Schutzmittel* gegen das Genie – ein zweites Genie.« Und welcher Provenienz dieses zweite, regulierende Genie sei, demonstriert er am Beispiel: Platon, also der PhilosophB410: »Das, was zum Beispiel bei Plato von besonderer künstlerischer Bedeutung an seinen Dialogen ist, ist meistens das Resultat eines Wetteifers mit der Kunst der Redner, der Sophisten, der Dramatiker seiner Zeit, zu dem Zweck erfunden, daß er zuletzt sagen konnte: ›Seht, ich kann das auch, was meine großen Nebenbuhler können; ja ich kann es besser als sie ... Nur der Wettkampf machte mich zum Dichter, zum Sophisten ...‹.« Eigentlich noch deutlicher kommt der Dominanzanspruch der Philosophie zur Geltung im vierten Stück, ›Das Verhältnis der Schopenhauerschen Philosophie zu einer deutschen Kultur‹, wo die Qualität, ja überhaupt die Existenz einer Kultur am Kriterium ihres Verhältnisses zu einem zeitgenössischen Philosophen gemessen wird.

Für uns heute geradezu abstoßend wirkt das dritte Stück, ›Der griechische Staat‹, mit seinem Kriegspäan. Nur aus dem Kriege erwachse und entstehe der Staat, und dieser ist wiederum die Voraussetzung der Erzeugung des kriegerischen Genies als Sinn und Krone des Menschen überhauptB411: »Jeder Mensch, mit seiner gesamten Tätigkeit, hat nur so viel Würde, als er, bewußt oder unbewußt, Werkzeug des Genius ist; woraus sofort die ethische Konsequenz zu erschließen ist, daß der ›Mensch an sich‹, der absolute Mensch, weder Würde, noch Rechte, noch Pflichten besitzt: nur als völlig determiniertes, unbewußten Zwecken dienendes Wesen kann der Mensch seine Existenz entschuldigen.« »Ich dächte, der kriegerische Mensch wäre ein Mittel des militärischen Genius und seine Arbeit wiederum nur ein Mittel desselben Genius.« Hier bahnt sich die spätere überspitzte Napoleon-Apotheose an. Auch das konnten die Freunde noch nicht wissen, aber die krampfhafte Fratze dieser Vision hätte sie enttäuschen müssen: so kurz nach den eben erst verrauschten Schrecken des deutsch-französischen Krieges, denen sich Nietzsche seelisch so gar nicht gewachsen gezeigt hatte, eine solche Verherrlichung des Krieges! Ob das nicht die Sehnsucht des Ohnmächtigen war nach Kraft und Härte, die er im Leben nie besaß? Wohl kann man Nietzsche die damals noch blühende Kriegs- und Heldenromantik zugute halten, von der unzählige Soldatenchöre in Opern (z. B. bei Verdi, nie aber bei Wagner!) zeugen. Einen Einbruch in die Legende vom »Stahlbad

der Nation« brachte erst der Krieg 1914/18, ohne sie indes gänzlich auszutilgen. Nietzsche geht hier aber weiter. Der Wert der menschlichen Individualexistenz ist in Frage gestellt, und das hätte mindestens Cosima, die sich intensiv mit den auf das christliche Ethos gegründeten religiösen Fragen im Zusammenhang mit ihrem Übertritt zum Protestantismus (am 31. Oktober 1872) beschäftigt hatte, aufbringen müssen, so sehr sich Nietzsche dabei formell auf die Grundlage der Schopenhauerschen Abwertung der »Erscheinung« berufen mochte. Sie schränkt aber nur soweit ein, diese Gedanken – gewisse Gedanken – mit dem Stück ›Homers Wettkampf‹ zu verschmelzen. Auch auf den in diesem Aufsatz vorgetragenen kräftigen Angriff gegen Marx und den Sozialismus, gegen die Ausdrücke »Würde der Arbeit« und »Würde des Menschen«, geht sie nicht ein.

Das zweite Stück, ›Gedanken über die Zukunft unserer Bildungsanstalten‹, bringt gar nicht, was der Titel verspricht, sondern das Bild seines idealen LesersB412: »Der Leser, von dem ich etwas erwarte, muß drei Eigenschaften haben. Er muß ruhig sein und ohne Hast lesen. Er muß nicht immer sich selbst und seine ›Bildung‹ dazwischen bringen. Er darf endlich nicht am Schlusse, etwa als Resultat, neue Tabellen erwarten.« Der Begriff »Tabellen« im weitesten Sinne gefaßt: keine dogmatische Philosophie, kein »System«. Hier sieht Nietzsche seine Grenzen noch richtig.

Das erste, gewichtigste Stück der Reihe, ›Über das Pathos der Wahrheit‹, mußte den Freunden in seinen letzten Gründen unverständlich bleiben. Um so mehr spricht es uns heute an. Es ist bereits gesehen worden, daß Nietzsches »Erkenntnis« des agonalen Grundcharakters des griechischen Lebens auf einer eigenen Existenzerfahrung ruht, auf einer Wettkampfsituation mit WagnerB413. Dieses Ringen ging um die Gunst der Frau. Dabei war der Kampf längst entschieden, war Wagner der sichere Sieger und Nietzsche in die Rolle eines mittelalterlichen Minnesängers verwiesen, der um die hohe Minne, die Huld einer unerreichbaren Herrin warb. Ob dieser vordergründigen Szenerie und bereits nicht mehr akuten, sondern chronischen Situation, darf man den Wettkampf nicht übersehen, der in Nietzsche selber sich vollzog: Künstler oder Philosoph. Diese beiden Potenzen stritten sich jetzt wie noch nie um den Vorrang, den keine je erringen sollte. Es kam in den besten Augenblicken immer nur zur Synthese der künstlerisch gestalteten Philosophie, wozu ja ein Plato als Vorbild dienen konnte und hier auch angerufen ist.

Die Frage spitzt sich für Nietzsche zu einer Existenzfrage zu. Kann man mit der Philosophie überhaupt leben, hat sie konstitutive Kräfte? Kann sie, wenn sie auf Dogmatik verzichtet, mehr geben als Skepsis, letztlich Vernichtung? Und wenn, wie ist dem zu entrinnen: durch Hereinnehmen der konstitutiven Kräfte der Kunst, die immerhin eine Scheinwelt bauen kann, was dem Philosophen verboten ist, wenn er alle Metaphysik als Trug von sich gewiesen hat. Die Kunst hat auch eine letzte, paradoxe Möglichkeit der Wahrheit, die der Philosophie verwehrt bleibt: das Eingeständnis ihrer Unwahrhaftigkeit, ihrer »Künstlichkeit« als Projektion der freiwaltenden Phantasie. Die Kunstwahrheit beansprucht nicht eine objektive zu sein, sondern sie ist eine subjektive, eine ästhetische (Grillparzer)B414. Demgegenüber geht Philosophie auf objektive Wahrheit. Aber was hat es damit für eine Bewandtnis! »Die Wahrheit! Schwärmerischer Wahn eines Gottes! Was geht die Menschen die Wahrheit an!

Und was war die Heraklitsche ›Wahrheit‹!

Und wo ist sie hin? Ein verflogener Traum, weggewischt aus den Mienen der Menschheit mit andern Träumen! – Sie war die erste nicht! Vielleicht würde ein gefühlloser Dämon von alledem, was wir mit stolzer Metapher ›Weltgeschichte‹ und ›Wahrheit‹ und ›Ruhm‹ nennen, nichts zu sagen wissen als diese Worte: ›In

irgendeinem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der Weltgeschichte, aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Tiere mußten sterben. Es war auch an der Zeit: denn ob sie schon viel erkannt zu haben sich brüsteten, waren sie doch zuletzt, zu großer Verdrossenheit, dahinter gekommen, daß sie alles falsch erkannt hatten. Sie starben und fluchten im Sterben der Wahrheit. Das war die Art dieser verzweifelten Tiere, die das Erkennen erfunden hatten!‹

Dies würde das Los des Menschen sein, wenn er eben nur ein erkennendes Tier wäre; die Wahrheit würde ihn zur Verzweiflung und zur Vernichtung treiben, die Wahrheit, ewig zur Unwahrheit verdammt zu sein.« Nach diesem Gang an die äußerste Grenze der Skepsis, wirkt der Schlußsatz wie angeklebt: »Die Kunst ist mächtiger als die Erkenntnis, denn sie will das Leben, und jene erreicht als letztes Ziel nur – die Vernichtung. –« Und doch markiert er epigrammatisch die eigene Gegenposition gegen den Ruf der Philosophie, die nun allerdings auch einen hohen, ewigen Preis zuzuteilen verspricht: den Nachruhm, und um den dreht sich der erste Teil der kleinen StudieB415: »An der Forderung, daß das Große ewig sein soll, entzündet sich der furchtbare Kampf der Kultur; denn alles andere, was noch lebt, ruft nein! ... Der Weg führt durch menschliche Gehirne! ... kurzlebender Wesen, welche ... mit Mühe eine geringe Zeit das Verderben von sich abwehren ... Wer möchte unter ihnen jenen schwierigen Fackelwettlauf vermuten, durch den das Große allein weiterlebt? ... Die verwegensten Ritter unter diesen Ruhmsüchtigen, die daran glauben, ihr Wappen an einem Sternbild, hängend zu finden, muß man bei den Philosophen suchen. Ihr Wirken weist sie nicht auf ein ›Publikum‹, auf die Erregung der Masse ...; einsam die Straße zu ziehen, gehört zu ihrem Wesen ... Die Mauer ihrer Selbstgenügsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll ... Ihre Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere, und doch kann niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, zu seinem Ziele zu kommen ... Er hat die Wahrheit; mag das Rad der Zeit rollen, wohin es will, nie wird es der Wahrheit entfliehen können.

Es ist wichtig, von solchen Menschen zu erfahren, daß sie einmal gelebt haben. Nie würde man sich als müßige Möglichkeit den Stolz des weisen Heraklit, der unser Beispiel sein mag, imaginieren können.«

Die vorher zitierte Partie »In irgendeinem Winkel ... etc.« findet sich wieder als Beginn der im Juni 1873 Carl v. Gersdorff in die Feder diktierten kleinen Schrift ›Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne‹. Ist sie dort Übernahme aus dem ›Pathos‹, oder hier Vorwegnahme aus den Vorarbeiten der später erst ins reine gebrachten Schrift – oder gehen beide Stellen auf dasselbe Skizzenmaterial zurück? Hier schon verschwimmen die Werkgrenzen in derselben Weise, wie man es gerne als für die Spätschriften typisch ansieht. Die Einteilung in »Bücher« oder »Werke« wird willkürlich – vom Autor aus willkürlich –, es beginnt der fortlaufende Dialog, das ununterbrochene Bemühen um die Findung eines Bodens, von dem aus die Welt und vor allem die eigene Existenz zu begreifen und zu rechtfertigen ist, nachdem in der völligen Destruktion des verflossenen Jahres alles bis auf den letzten Rest fragwürdig geworden ist. Die großen grundsätzlichen Fragen der Philosophie, die Frage nach dem letzten Grunde des Seins und die der Möglichkeiten und Grenzen solcher Erkenntnisse, entfallen Nietzsche. Metaphysik und Logik sind nicht mehr die zentralen Disziplinen, sondern die Frage nach den Möglichkeiten menschlicher

Existenz, das menschliche Handeln, also Wissenschaft und Kunst treten in den Vordergrund, gefaßt in die Disziplinen der Ethik und der Ästhetik.

Die philosophische Umwelt

Eines bietet ihm die Philologie vorderhand noch: die wissenschaftlichen Voraussetzungen und das Material zum Rückgriff auf die ältesten griechischen Philosophen. Das ganze Wintersemester arbeitet er an einem »Philosophenbuch«, das zur Hauptsache die vorplatonischen Philosophen darstellen soll. Aber er vermag auch hier nicht am Thema zu bleiben, seine Leidenschaft zur Diskussion reißt ihn davon weg. Dauernd tauchen zwischenhinein Stellungnahmen zu Kant und zur neuern Ästhetik auf. Die Auseinandersetzung mit Kant ist auffallend häufig. Es gilt in der Nietzscheforschung als ausgemacht, daß Nietzsche nie Kant im Original gelesen habe – außer der ›Kritik der Urteilskraft.‹ Er kannte ihn aus der Interpretation durch Kuno Fischer, dazu trat die starke Kantbezogenheit Schopenhauers und die philosophiegeschichtliche Sicht Friedrich Albert Langes, der Kant zum Drehpunkt nimmt und sein Werk einteilt: I. Buch »bis auf Kant« und II. Buch »seit Kant«B416. Der Dialog mit Kant ist aber so stark, so ins Detail greifend, daß wohl die vorsichtigere Formulierung sich empfiehlt: eine direkte Kantlektüre ließ sich bis jetzt nicht nachweisen, ist aber nicht auszuschließen.

In der Beschäftigung mit den antiken Philosophen und mit Kant – alle Zwischenglieder fallen für Nietzsche aus – konstituiert Nietzsche nun den Typus des Philosophen, wie er ihm als Leitbild dienen wird. Es sind zunächst die »Sieben Weisen« und die sagenhaften oder auch historischen Gesetzgeber, die Dichter-Philosophen der vorsokratischen Zeit, die in seinen Visionen aufleuchten. »In einer rechten Höhe kommt alles zusammen und über eins – die Gedanken des Philosophen, die Werke des Künstlers und die guten Taten.« »Es gibt eine unsichtbare Brücke von Genius zu Genius – das ist die wahrhaft reale ›Geschichte‹ eines Volkes ...«B417

»Große Verlegenheit, ob die Philosophie eine Kunst oder eine Wissenschaft ist. Es ist eine Kunst in ihren Zwecken und in ihrer Produktion. Aber das Mittel, die Darstellung in Begriffen, hat sie mit der Wissenschaft gemein. Es ist eine Form der Dichtkunst ...«B418 »Überwindung des Wissens durch mythenbildende Kräfte. Kant merkwürdig – Wissen und Glauben! Innerste Verwandtschaft der Philosophen und der Religionsstifter.«

»Der Philosoph der Zukunft? Er muß das Obertribunal einer künstlerischen Kultur werden, gleichsam die Sicherheitsbehörde gegen alle AusschreitungenB419.« Sechzehn Jahre später, am 20. Okt. 1888, gibt er sich in einem Brief an Malwida v. Meysenbug offen als dieses Obertribunal: »Sie haben nichts davon gemerkt, daß ich, seit zehn Jahren, eine Art Gewissensrat für deutsche Musiker bin, daß ich an allen möglichen Stellen wieder die artistische Rechtschaffenheit, den vornehmen Geschmack, den tiefsten Haß gegen die ekelhafte Sexualität der Wagnerschen Musik angepflanzt habe?«B420

Der Philosoph wird zum Kunstrichter, wie es einst Plato war. So schlägt sich hier wieder die Brücke unmittelbar zur Antike: »Die Weltgeschichte ist am kürzesten, wenn man sie nach den bedeutenden philosophischen Erkenntnissen bemißt und die ihnen feindlichen Zeiträume bei Seite läßt. Wir sehen da eine Regsamkeit und schöpferische Kraft, wie nirgends, bei den Griechen: sie füllen den größten Zeitraum aus, sie haben wirklich alle Typen erzeugtB421.« Aus welcher schöpferischen Kraft er die philosophischen Erkenntnisse erwachsen sieht, erklärt er: »Man muß beim

Denken schon haben, was man sucht, durch Phantasie – dann erst kann die Reflexion es beurteilen. Dies tut sie, indem sie es an gewöhnlichen und häufig erprobten Ketten mißt ... Es ist jedenfalls etwas Künstlerisches, dieses Erzeugen von Formen, bei denen dann der Erinnerung etwas einfällt: diese Form hebt sie heraus und verstärkt sie dadurch. Denken ist ein Herausheben.«

Nietzsches Denken tritt aus dem Banne Schopenhauers heraus und kreist nicht mehr nur um Wagner als einer Zentralsonne. Im ›Pathos der Wahrheit‹ kündigt sich die Emanzipation von Wagner an. Nietzsche sieht in einen noch gänzlich unerforschten, unerprobten Abgrund und er ahnt die Konsequenz: die Einsamkeit. Er hat es bereits zu kosten bekommen, daß er anders ist, daß nicht nur seine Fach- und Zeitgenossen nicht mehr mit ihm gehen wollen, und bereits in den Notizen dieses Winters finden sich Partien wie die folgenden: »Furchtbare Einsamkeit des letzten Philosophen! Ihn umstarrt die Natur, Geier schweben über ihm. Und so ruft er in die Natur: gib Vergessen! Vergessen? – Nein, er erträgt das Leiden als Titan – bis die Versöhnung ihm geboten wird in der höchsten tragischen Kunst.«

»ÖDIPUS
Reden des letzten Philosophen mit sich selbst.
Ein Fragment aus der Geschichte der Nachwelt.

Den letzten Philosophen nenne ich mich, denn ich bin der letzte Mensch. Niemand redet mit mir als ich selbst, und meine Stimme kommt wie die eines Sterbenden zu mir! Mit dir, geliebte Stimme, mit dir, dem letzten Erinnerungshauch alles Menschenglücks, laß mich nur eine Stunde noch verkehren, durch dich täusche ich mir die Einsamkeit hinweg und lüge mich in die Vielheit und die Liebe hinein, denn mein Herz sträubt sich zu glauben, daß die Liebe tot sei, es erträgt den Schauder der einsamsten Einsamkeit nicht und zwingt mich zu reden, als ob ich zwei wäre.

Höre ich dich noch, meine Stimme? Du flüsterst, indem du fluchst? Und doch sollte dein Fluch die Eingeweide dieser Welt erbersten machen! Aber sie lebt noch und schaut mich nur noch glänzender und kälter mit ihren mitleidslosen Sternen an, sie lebt, so dumm und blind wie je vorher, und nur einer stirbt, der Mensch.

Und doch! Ich höre dich noch, geliebte Stimme! Es stirbt noch einer außer mir, dem letzten Menschen, in diesem Weltall: der letzte Seufzer, dein Seufzer stirbt mit mir, das hingezogene Wehe! Wehe! geseufzt um mich, der Wehemenschen letzten. OedipusB422.«

Schon hier sind unüberhörbar die »Zarathustratöne« angelegt, wie auch die Selbstidentifikation mit einem antiken Heros.

Als neuen Faktor zieht Nietzsche nun auch die Naturwissenschaften in sein Weltbild. Sie haben in jenen Jahrzehnten auf allen Gebieten eine gewaltige Aufwertung erfahren. Aber er vermag nicht in den in seiner Zeit liegenden daran gebundenen materialistischen Optimismus einzustimmen: »Unsre Naturwissenschaft geht auf den Untergang, im Ziele der Erkenntnis hin. Unsre historische Bildung auf den Tod jeder Kultur. Sie kämpft gegen die Religionen – nebenbei vernichtet sie die Kulturen.

Es ist eine unnatürliche Reaktion gegen furchtbaren religiösen Druck – jetzt in's Extrem flüchtend. Ohne jedes MaßB423.«

»Wenn ich von der furchtbaren Möglichkeit rede, daß die Erkenntnis zum Untergange treibt, so bin ich am wenigsten gewillt, der jetzt lebenden Generation ein Kompliment zu machen: von solchen Tendenzen hat sie nichts an sich. Aber wenn

man den Gang der Wissenschaft seit dem fünfzehnten Jahrhundert sieht, so offenbart sich allerdings eine solche Macht und Möglichkeit.«

Das ist sein Eindruck, den er aus einer plötzlich intensiven Hinwendung zu diesen Wissenschaften gewinnt. Die Universitätsbibliothek bot ihm dazu die Bücher, und dabei ist die reichlich genützte Möglichkeit und seine Autorenwahl auffallend, denn er greift auch hier zu den »Einsamen«, zu den Angefochtenen, denen er sich schicksalsverwandt fühlen kann.

Unter zahlreichen älteren und neuesten Veröffentlichungen ragt für Nietzsche der um zehn Jahre ältere (geb. 8. November 1834) Astrophysiker Johann Karl Friedrich Zöllner hervor, der seit 1866 Profesor in Leipzig war, ohne daß Nietzsche als Leipziger Student damals von ihm Notiz genommen hätte. Jetzt holt er sich am 6. November 1872 von der Universitäts-Bibliothek das eben erst erschienene Werk ›Die Natur der Kometen‹, mit dessen umfänglicher Einleitung Zöllner einen Skandal heraufbeschworen und sich die Ächtung seiner Fachkollegen zugezogen hatte. Wenige Tage darauf schrieb Nietzsche an Rohde: »Hast Du von dem Zöllnerskandalon in Leipzig gehört? Sieh Dir ja einmal sein Buch über die Natur der Kometen an; es ist erstaunlich viel für uns darin. Dieser ehrliche Mensch ist, seit dieser Tat, in der schnödesten Weise in der gesamten Gelehrtenrepublik wie exkommuniziert, seine nächsten Freunde sagen sich von ihm los und er wird in aller Welt als ›verrückt‹ verschrien! ... Das ist der Geist der Leipziger Gelehrten-Ochlokratie!«

Anni AndersB424 hat die Bedeutung dieser Lektüre für Nietzsche und die Beziehungen zu seinem Denken aufgewiesen. Von den drei Vorwürfen, die Zöllner seinen Fachkollegen macht: erstens eine gewisse wissenschaftliche Oberflächlichkeit, indem entscheidende Publikationen von Vorgängern unbeachtet bleiben, zweitens, »daß es der Mehrzahl unter den heutigen Vertretern der exakten Wissenschaften an einer klar bewußten Kenntnis der ersten Prinzipien der Erkenntnistheorie gebreche«, und drittens die »Popularisierung« der Wissenschaft, indem hochbegabte Wissenschaftler einem billigen »Ruhm« bei der Masse nachlaufen und darüber die Hauptsache versäumen, die Verantwortung gegenüber ihrem Wissen – von diesen Vorwürfen ist Nietzsche, wo es um die ethische Kritik geht, angesprochen. Er anerkennt keine verantwortungslose, ethisch »wertfreie« Wissenschaft an sich. Also auch hier der Anspruch des Philosophen, »Obertribunal« zu sein, hinter welcher Forderung leicht Platons »Staat« zu sehen ist. »Im Vergleich zu Zöllner wendet Nietzsche aber die Fragestellung ins Grundsätzliche. Zöllner, für den der Wert der Wissenschaft unbestritten ist, eifert nur gegen die sinkende Ethik der Wissenschaftler, Nietzsche dagegen stellt das Weltbild der Naturwissenschaft selbst in FrageB425.« »Im Abschnitt III ... entwickelt Zöllner eine Theorie über den Ursprung des ›wissenschaftlichen Gewissens‹ und über den ›Ursprung und die praktische Bedeutung des Verstandes‹. Das wissenschaftliche Gewissen ist nach ihm ebenso wie das sittliche Schamgefühl aus sozialer Verantwortung für die Gattung und indirekt zum Nutzen des Individuums entstanden. Der ursprüngliche Motor ist Unlust und Lust. Nietzsche hat hier eine Bestätigung für seine Ableitung des ›Pathos der Wahrheit‹ erhalten.«

Eine ganz anders geartete Lektüre erschüttert sein auf der Schopenhauer-Wagnerschen romantischen Kunstauffassung ruhendes Verhältnis zur Kunst: Grillparzers ›Studien zur Ästhetik‹B426. Am 7. Dez. 1872 schreibt er darüber wiederum an Rohde: »Inzwischen lies doch des Grillparzeri vorletzten Band ..., die Ästhetika betreffend: er ist fast immer einer der Unserigen!«, was eine zu dieser Zeit ganz merkwürdige Zustimmung ist, weil Grillparzer energisch die Form, die

»artistische Rechtschaffenheit« (wie es später bei Nietzsche heißen wird) gegenüber noch so hoch gemeinter »Inhalte« wieder in ihr Recht einsetzt: »Das in seiner Art, also isoliert Vollkommene ist das ästhetisch Schöne; das in seiner Beziehung auf das Ganze Vollkommene das moralisch Gute.«

»Schön ist, was durch die Vollkommenheit in seiner Art die Idee der Vollkommenheit im allgemeinen erweckt.« »Die sogenannte moralische Ansicht ist der größte Feind der wahren Kunst, da einer der Hauptvorzüge dieser letztern gerade darin besteht, daß man durch ihr Medium auch jene Seiten der menschlichen Natur genießen kann, welche das Moralgesetz mit Recht aus dem wirklichen Leben entfernt hält.« Wie aber der »Wagnerianer« Nietzsche Grillparzers Ausführungen von 1856 über »Die Kunstverderber« unwidersprochen hinnehmen konnte, bleibt unverständlich. »Die ausgezeichneten Künstler sind es, die die Kunst verderben, wenn sie sich individuellen Richtungen mit zu großer Vorliebe hingeben. Der Tadel trifft aber dann eigentlich nicht sie ... Wenn aber die Nachahmer, durch den Glanz des Namens ... verführt, sich auf das Individuelle werfen, ohne die Individualität zu besitzen ... dann weicht die Kunst von ihrem Wege ab, und die Verwilderung tritt ein ... So ist in der Musik Beethoven vielleicht ein so großes musikalisches Talent als Mozart oder Haydn, nur hat etwas Bizarres in seiner Naturanlage, verbunden mit dem Streben, originell zu sein, und allbekannte traurige Lebensumstände ihn dahin geführt, daß, in weiterer Ausbildung durch talentlose Nachtreter, die Tonkunst zu einem Schlachtfelde geworden ist, wo der Ton mit der Kunst und die Kunst mit dem Ton blutige Bürgerkriege führen.«

Die bürgerliche Umwelt

Doch noch zu neu und gewagt ist das alles. Die neu erschlossenen geistigen Räume sind Nietzsche noch fremd, und das Gewohnte hat seine begeisternde Wirkung eingebüßt. So stößt er nirgends zu publikationsreifen Resultaten vor. Rasch zieht er sich nach seiner Rückkehr nach Basel am 5. Januar 1873 hinter die Fassade einer bürgerlich-zufriedenen Häuslichkeit zurück. Seine Briefe nach Hause wirken geradezu hausbacken, was er am 7. Januar selber anmerkt: »Mein Brief ist wie der Brief einer Köchin.« Er findet gesellschaftliche Einladungen vor, erwartet freudig den Besuch Gersdorffs, der dann auch vom 17.–20. Januar kommt, und er nimmt die Ernennung durch den ›Allgemeinen deutschen Musikverein‹ (Prof. Riedel in Leipzig) als Preisrichter zur Erlangung einer Preisarbeit über die Nibelungen (Wagners »Ring«) an. Es soll ein Dreierkollegium sein und Nietzsche wird um Vorschläge für den dritten Experten ersucht. In einem Briefentwurf von Ende Januar an Prof. Riedel findet sich der überraschende Vorschlag: »So würde ich Herrn Hans von Bülow nennen, von dessen unbedingt gültigem Urteil, von dessen kritischer Strenge ich die allergünstigste Meinung und Erfahrung habe. Es kommt sehr darauf an, daß wir einen recht klingenden, ebenso anspornenden als abschreckenden Namen finden – und das ist der Name Bülow.« Aber am 31. Januar 1873 schreibt er an Rohde: »Prof. Heyne, Prof. Simrock und ich sind die Richter, ersterer auf meinen Vorschlag.« War die Nomination Bülow in einem Brief*entwurf* nur eine »ironische Antithese«, mit der er seine musikalische Demütigung durch Bülow mit »Großmut« abreagieren wollte? Da der ausgefertigte Brief an Riedel nicht erhalten zu sein scheint, wissen wir nicht, ob dieser Vorschlag tatsächlich den Bereich des »Entwurfs« überschritten hat, oder sich in diesem Versteck bereits erschöpfte.

Ernst ist es Nietzsche indessen mit einem anderen Antrag an Riedel: »... ich finde die Preissumme äußerst gering und in Anbetracht des überaus wichtigen Themas

und Anlasses weit zu gering. Wir müssen es durchaus wenigstens mit den Preissummen einer deutschen Akademie aufnehmen können, dies allein scheint mir eines so großen Vereines und eines so einzigen Anlasses würdig«, und er schlägt vor: »Der Verein verspricht als Preis einen ganzen Patronatsschein.« Das war immerhin ein Betrag von 300 Talern zu Gunsten des Unternehmens von Bayreuth, und der Patronatsscheinbesitzer hatte Zutritt zu den in Aussicht stehenden ersten Festspielen in Bayreuth. Nietzsche hatte mit diesem Vorschlag Erfolg, wie er ebenfalls Rohde berichtet. Die ganze Preisrichterangelegenheit führte ihn wieder auf den Boden von Bayreuth zurück, bindet ihn nochmals in die alten Beziehungen, aber die daraus fließenden Studien und Entwürfe werden auch nicht fruchtbar, außer einem Manifest, erschienen am 17. Januar 1873 in Fritzschs »Musikalischem Wochenblatt«, gegen Alfred Dove (den Herausgeber der Wochenschrift »Im neuen Reich«), unter dem Titel ›Ein Neujahrswort‹, in dem er für den durch Dove angegriffenen Zöllner und für Wagner, den der Münchner Psychiater Puschmann des »Größenwahnsinns« bezichtigt hatte, leidenschaftlich Partei ergriff.

Dagegen bleiben die Gedanken zu einer Festschrift ›Die Möglichkeiten einer deutschen Kultur‹ und ›Bayreuther Horizontbetrachtungen‹ als Skizzen liegen, ohne ihn auf seinem jetzt noch mehr vorgefühlten als vorgezeichneten philosophischen Weg vorwärts zu bringen. Auch zu seinem erst vor Jahresfrist erschienenen Werk, die ›Geburt der Tragödie‹, das ihm letztlich so viel Leid durch Anfeindung und die Vereinsamung eingetragen hatte, verlor er bereits jetzt die intimere Beziehung. Der Streit Wilamowitz/Rohde, der in einer Nachschrift von Wilamowitz ›Zukunftsphilologie II‹, die am 21. Febr. erschien, Fortsetzung und Abschluß fand, interessierte ihn kaum noch, ja er will sie nicht einmal mehr zur Kenntnis nehmen, was er aber dann doch nicht hält. Auch als am 24. Februar im »Rheinischen Museum« Fortsetzung und Schluß seiner letzten philologischen Arbeit (über den Wettkampf Homers und Hesiods) erschienen war, findet sich dazu keine einzige Briefbemerkung an Familie oder Freunde mehr. Ob er darunter litt, daß sich selbst seine nächste Umgebung abkühlte, ob ihn die Entfremdung von Ritschl beschäftigte, das verrät er nicht. Er bemerkt nur im Brief vom 31. Januar nach Hause: »In Leipzig ist immer noch großer Zorn auf mich: Frau Wagner hat mit dem alten Brockhaus ein ganz heftiges Gefecht über mich gehabt, in dem unbegreifliche Dinge zu Tage gekommen sind ... wenn man nicht ein paar Freunde hätte, man wäre gleich preisgegeben und zu Boden getreten. So aber geht es mit Tapferkeit vorwärts«, und nochmals am 22. März an Rohde: »... und verwünschte wieder den Dämon, der uns trennt oder, um ganz direkt zu reden, das dumme Benehmen der Freiburger, die Dich haben konnten, oder, noch direkter, die gemütliche Perfidie meines ›Freundes‹ Ritschl, der sie daran verhindert hat.« Wie die Dinge hier wirklich standen, beleuchtet ein Brief Ritschls an den Ratsherrn Vischer vom 2. Febr. 1873B427: »Aber unser Nietzsche –! ja das ist wirklich ein recht betrübtes Kapitel, wie ja doch auch Sie – trotz alles Wohlwollens für den trefflichen Mann – in Ihrem Briefe es auffassen. Es ist wundersam, wie in dem Manne geradezu zwei Seelen nebeneinander leben. Einerseits die strengste Methode geschulter wissenschaftlicher Forschung ... anderseits diese phantastisch-überschwängliche, übergeistreich ins Unverstehbare überschlagende, Wagner-Schopenhauerische Kunstmysterienreligionsschwärmerei! Denn das ist kaum zu viel gesagt, daß er und seine – ganz unter seinem magischen Einfluß stehenden – Mitadepten Rohde und Romundt im Grunde auf eine neue Religionsstifterei ausgehen. Gott besser's! Ich habe ihm, in aller Freundschaft, schriftlich und mündlich nichts von alledem verhehlt, was ich hier nur andeute. Das Ende vom Liede ist freilich, daß uns gegenseitig das Verständnis für einander fehlt; er ist mir zu

schwindelhaft hoch, ich ihm zu raupenhaft erdenkriechend. Am meisten ärgert mich seine Impietät gegen seine eigentliche Mutter, die ihn an ihren Brüsten gesäugt hat: die Philologie.«

Eine leichte Grippeerkrankung, kurz nach der Rückkehr nach Basel, reduzierte Nietzsches Abwehrkräfte und die Kampflust zudem, und er war froh, seine nächsten Obliegenheiten nicht versäumen zu müssen. Er kann am 31. Januar nach Hause berichten: »Ich wünschte etwas gesunder zu sein ... denn ob ich schon diese Woche alle meine Berufsgeschäfte erfüllt habe, ist es doch mit dem grippenartigen Zustand nicht besser geworden ... Fataler Schnupfen und Husten und Mattigkeit, in summa etwas höchst Triviales, doch gerade genug, um das Gefühl hervorzubringen, daß man krank sei.« Dennoch versäumte er nicht, im »Blauen Hause« am Rheinsprung (nahe der Universität) am 16. Januar an einem glänzenden Patrizierfeste zugegen zu sein. Nicht richtig auskuriert schleppte er sich mit dieser Grippeerkrankung noch bis Mitte Februar. Dann findet er die Muße, eine gutgemeinte musikalische Freundesgabe niederzuschreiben: »... so habe ich in den letzten Tagen ein Hochzeitsgeschenk für Frl. Olga Herzen gemacht, die sich im März mit Hr. Monod verheiratet: eine vierhändige Komposition, für das Ehepaar bestimmt, und mit dem Titel ›Une Monodie à deux‹. Sie ist gut geraten und würde mir keine Bülowschen Briefe zuziehen.« (An Rohde am 21. Februar) Diese Hochzeit der Pflegetochter der Malwida von Meysenbug mit dem französischen Historiker Gabriel Monod fand am 6. März in Florenz statt. Allzugroße Mühe hatte sich Nietzsche mit der Komposition nicht bereitet. Außer dem Titel, einem geistreichelnden Wortspiel mit den Namen der Beschenkten (Monod-ie, als Paradoxon für zwei Empfänger, und ein Untertitel ›Lob der Barm*herz*igkeit‹) war nichts neu zu erfinden. Es ist eine notengetreue Anleihe aus seinen Entwürfen zu einem Weihnachtsoratorium, genau: der Teil ›Einleitung zu Mariae Verkündigung‹, komponiert im März 1861B428.

Da seine Musikmanuskripte in Naumburg lagen, muß er also den Plan für dieses Geschenk schon in den Weihnachtstagen dort gefaßt und sich entweder dann schon Abschriften genommen oder die Vorlagen vorübergehend mit nach Basel gebracht haben. Der Dank der Beschenkten muß nicht sehr überzeugend gewesen sein, denn Nietzsche berichtet darüber an Rohde spürbar enttäuscht am 5. April: »Sie und ihr Monod haben mir darauf geschrieben, letzterer aber sehr als Franzose und politischer Mensch, was mir bei einer so privaten Sache nicht am Platze schien.« Aber so streng privat hatte Nietzsche selber die Sache nicht behandelt, er verschenkte ein zweites Exemplar nach einer andern Seite. Wie so oft, gibt es auch von diesem Stück zwei Fassungen mit stark differierender Schlußpartie – es verrät sich auch hier seine Schlußunsicherheit –, von welchen die eine erstaunlicherweise die Widmung trägt: »Meinem Freunde Franz Overbeck, dem Spiel- und Ernstgenossen vom Schützengraben 45«, womit auf das häufige gemeinsame Musizieren am Klavier wie auf die ernsten Gespräche hingewiesen ist. Wegen des pompösen, kirchlich klingenden Schlusses (wo in dem Klaviersatz der Vermerk steht »Tromboni« = Posaunen), soll Wagner, da die Monods nur standesamtlich getraut waren, nachdem er das Stück mit Nietzsche am Klavier durchgespielt hatte, gesagt haben: »Da haben Sie den Monods doch noch den päpstlichen Segen aufgedrängtB429.«

Am 24. Februar flüchtete Nietzsche vor der berühmten exzessiven Trommelei an der Basler Fasnacht (die *nach* Aschermittwoch stattfindet), nach Gersau am Vierwaldstättersee, und hier findet er endlich vorübergehend die innere Ruhe, um sein Verhältnis zu Richard Wagner zu überdenken. Er tut es im Briefgespräch mit seinem Freunde, Carl von Gersdorff, der ja gerade in dieses Verhältnis besonders

eingeweiht ist, und schreibt ihm dazu: »Von dem Meister und Frau Wagner habe ich herrliche Briefe, es kam zu Tage, was ich gar nicht wußte, daß Wagner über mein Nichtkommen zu Neujahr sehr gekränkt gewesen ist – Das hast Du gewußt, liebster Freund, aber mir verschwiegen. Aber alle Wolken sind verscheucht und es ist ganz gut, daß ich nichts wußte, denn mancherlei kann man nicht besser, sondern höchstens noch schlechter machen. Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedes Mal von neuem und kann gar nicht recht dahinter kommen, woran es eigentlich liegt ... Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoßgeben. Ich kann mir gar nicht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne als ich es bin ... Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen für mich notwendigen, beinahe ›sanitarisch‹ zu nennenden, Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben muß ich mir die Freiheit wahren, wirklich nur um jene Treue in einem höheren Sinne halten zu können ... Ich hatte diesmal keinen Augenblick daran gedacht, solchen heftigen Anstoß gegeben zu haben; und ich fürchte immer, durch solche Erlebnisse noch ängstlicher zu werden als ich es schon bin.«

XII. Der Versuch einer Synthese

Die folgenden drei Jahre bis zum August 1876 sind gekennzeichnet durch das aufzehrende Bemühen, drei Anforderungen Genüge zu tun und sie gleichzeitig in einen gewissen Einklang zu bringen: philologischer Beruf, philosophische Berufung und Treue zu Richard Wagner. Es war ein Versuch, der auf die Dauer nicht durchzuhalten war.

Dem immer gebieterischer nach dem Primat heischenden Ruf zur Philosophie mußte Nietzsche im Beruf damit Folge leisten, daß er in seinen Vorlesungen und Übungen, auch zur Lektüre im Pädagogium, vorwiegend philosophische Texte auswählte oder Texte, die einer auch philosophischen Betrachtung wenigstens entgegenkamen, was er mit seinem Wahlspruch am Schluß seines ›Homer‹ schon angekündigt hatte: daß zur Philosophie werden müsse, was bisher bloße Philologie gewesen sei.

Sein philosophisches Werk unterstellte er thematisch zu Beginn wohl noch der philologisch-historischen Methode und dem Bayreuther Kulturprogramm (›Strauß‹, ›Historie‹). Schritt um Schritt löste er sich jedoch aus diesen Bindungen. Dieser Entwicklung hatten schon die nicht zu publizierenden, ganz persönlich für Frau Cosima verfaßten ›Fünf Vorreden‹ gedient. Es drängte aber Nietzsche, seine Selbstfindung vor der philosophischen Öffentlichkeit zu vollziehen. Von den dazu geplanten dreizehn ›Unzeitgemäßen Betrachtungen‹ brachte er indessen nur vier zur Ausführung, einige blieben in bedeutenden Vorarbeiten stecken, der Rest gedieh nicht einmal bis zum Entwurf – sicher nicht nur, aber auch aus Zeit- und Kräftemangel und als Opfer für die Berufspflichten. Erst als ein Teil des Berufspensums – der Gymnasialunterricht – abgeschüttelt war und nach der gleichzeitigen Loslösung von »Bayreuth« (1876), wurde Nietzsche frei zu dem ersten unabhängigen philosophischen Werk › Menschliches -Allzumenschliches‹. Noch etwas mußte Nietzsche preisgeben: seine Verbindung mit der Musik. 1873/74 vollendet er als letzte Komposition ›Hymnus auf die Freundschaft‹.

Was allerdings zuerst unter dem krampfhaften Versuch zur Synthese (oder Symbiose) zu leiden beginnt, das ist die Gesundheit. Immer dichter folgen sich und immer schwerer werden ab Frühjahr 1873 die Schübe gesundheitlicher Störungen.

Sie beginnen in Nietzsches von der Konstitution her schwächstem Organ, den Augen. Von Mitte April 1873 an muß er eine Atropinkur machen und ist in deren Folge so sehr im Sehvermögen gestört, daß er seine Arbeiten diktieren muß. Das Leiden verschlimmert sich derart, daß der Arzt ihm am 22. Mai jegliches Lesen verbieten muß, womit Nietzsche genötigt wird, zwei Wochen lang auswendig zu dozieren.

Nietzsche war kein »Augenmensch«. Er fühlte sich nie weder von einem Werk der Malerei noch der Bildhauerei noch der Architektur betroffen; auch sein Erleben der Landschaft, seine Schwärmerei für Gebirgstäler oder das Meer bleiben immer etwas fragwürdig, seine Landschaftsschilderungen (zum Beispiel im ›Zarathustra‹) darum unplastisch. Selbst mit der lebhaftesten Phantasie werden seine Gesichte nicht in einer Darstellung nachvollziehbar. Hierin trifft er sich bis zu einem gewissen Grade mit Wagner, dessen Bühnenbild-Visionen letztlich auch nicht realisierbar sind und darum heute noch nach dem Experiment rufen. Immerhin hat Wagner anregend auf die Maler gewirkt, und es gibt Darstellungen seiner Szenerien im Bilde. »Zarathustralandschaften« gibt es aber nicht, dafür den Versuch einer Übersetzung in Musik in der Form der symphonischen Dichtung (Richard Strauß). Und das weist auf eine Wesensgrundlage Nietzsches. Wirklich im Innersten betroffen wurde er eigentlich nur von Musik, und von der Literatur nur soweit, als sie philosophische Gehalte oder ihm verwandte Existenzweisen tradiert. Er begeistert sich nie an der Schönheit gepflegter Sprache, etwa im lyrischen Gedicht – auch als Philologe nicht. Gepflegte Sprache bleibt ihm nur ein Kriterium des Stils und »intellektueller Sauberkeit«, wird aber als solche nicht zum künstlerischen Erlebnis. Der Wohlklang der griechischen Sprache, etwa der Aeschyleischen Chorlieder oder in Pindars Epinikien, bleiben bei ihm unerwähnt. Und die Reinheit des Stiles, die Eleganz, ja Virtuosität des Ausdrucks, auch seiner eigenen lyrischen Produktionen, stehen ausschließlich im Dienste der Darstellung philosophischer Gehalte.

Von der künstlerischen Erlebnismöglichkeit her wäre Nietzsche der Verlust des Gehörs zur größeren Einbuße geworden, von seiner philosophischen Sendung her wurde ihm nun aber die zunehmende Augenschwäche, die ihn des unabdingbaren Schreibens und namentlich des Lesens zu berauben drohte, zur schwersten Existenzbedrohung, und seine Besorgnis, ja Angst, schlägt sich von nun an in zahllosen ergreifenden Klagen in Briefen an die Freunde nieder.

Dieselbe seelische Not hatte 70 Jahre früher Beethoven zu durchleben, Beethoven, den Nietzsche immer scheu verehrte, der einzige Große, der ihm unantastbar blieb. »Für die einsame Größe und Erhabenheit des Beethovenschen Genius hatte Nietzsche das tiefste Gefühl, welches sich gerade darin zeigte, daß er mit Bezug auf ihn eher wortkarg war und einmal sogar meinte, Beethoven sei eigentlich zu erhaben, um Gegenstand eines unterhaltenden Gesprächs zu sein. ›Über den schweigt man am besten.‹«A68 Um dieselben Altersjahre begann sich bei Beethoven das damals unheilbare Ohrenleiden zu zeigen, und als noch nicht 32jähriger schrieb er zu Heiligenstadt am 2. Oktober 1802 in einem »Testament«: »O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erkläret, wie unrecht tut ihr mir. Ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens, selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenket nur, daß seit sechs Jahren ein heilloser Zustand mich befallen ... mit einem feurigen Temperamente geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich mich früh absondern, einsam mein Leben zubringen ... Ach wie wärs möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben

sollte, der bei mir in einem vollkommneren Grade als bei andern sein sollte ... Darum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gern unter euch mischte; doppelt wehe tut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß.« Diese Stimmung begann in wachsendem Maße auch Nietzsches Leben zu beherrschen. Auch er mußte da zurückweichen, wo er sich gerne unter die Menschen mischte. Von der Basler Geselligkeit, an der er sich bis dahin gerne erfreut hatte, zog er sich Schritt für Schritt zurück, auch aus dem gesellschaftlich exklusiven »Kirschgartenkreis« (im Haus »zum Kirschgarten«) der Charlotte Kestner (1788-1877), der Tochter von Goethes »Lotte« Charlotte Buff. Nicht etwa grollend, wozu er auch keinen Grund gehabt hätte; des durch alle Belastungen hindurch bewahrten Wohlwollens der Basler Gesellschaft erinnerte er sich noch in seinen letzten Jahren gerne. Er erwarb sich schönsten menschlichen Kontakt und treueste Anhänglichkeit bei seinen Kollegen und besonders bei seinen Schülern im Pädagogium. »Überblicken wir die Lehrtätigkeit Nietzsches im Pädagogium, so besteht kein Zweifel, daß sein Unterrichtserfolg außerordentlich gewesen ist. Die Schüler gingen mit ihm wie kaum mit einem Lehrer. Sein hochfliegender Geist, sein vornehmes Wesen, seine liebenswürdigen Umgangsformen, kurz: der Zauber seiner Persönlichkeit schlug jeden in seinen Bann. Es ging von ihm jene im höchsten Sinne erzieherische Wirkung aus, junge Menschen zu begeistern, mitzureißen und zur restlosen Hingabe an das geschaute Ideal zu bewegen.«B430

Zwiespältiger Erfolg

In den letzten Dezembertagen also fuhr Nietzsche nach Leipzig hinüber, um seine Verlegerangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Für den ›David Fr. Strauß‹ stand eine zweite Auflage in Aussicht als Erfolg eines rasenden Angriffes der Zeitschrift »Grenzboten« im Oktober. Nietzsche schrieb noch 1888 (25. Juli) an Carl Spitteler: »Die erste Klugheit, um ›in der Gesellschaft‹ in Betracht zu kommen, ist, gleich beim Eintritt, ein *›Duell‹* – sagt Stendhal. Das wußte ich nicht, aber das habe ich gemacht. –«B462 (Eine ganz ähnlich lautende Stelle findet sich im ›Ecce homo‹B463.) Nietzsche hatte das getan, was man heute »Provokation« nennt, und die Heftigkeit der Reaktion verschaffte ihm mit einem Schlage eine vollständige Publizität. Schon am 27. Oktober hatte er Gersdorff davon berichtet: »Die grünen Hefte der ›Grenzboten‹ haben neulich ein Non plus ultra gebracht unter dem Titel ›Herr Friedrich Nietzsche und die deutsche Kultur‹. Alle Gewalten sind gegen mich angerufen, Polizei, Behörden, Kollegen, ausdrückliche Erklärung, daß ich an jeder deutschen Universität in Verschiß getan würde, Erwartung, daß man das Gleiche in Basel tut. Mitteilung, daß ich durch ein Kunststück Ritschl's und die Dummheit der Basler aus einem Studiosus zum ord. Prof. geworden sei usw. Schmähungen auf Basel als ›Winkeluniversität‹, ich selbst werde als Feind des deutschen Reiches denunziert, den Internationalen zugesellt usw .... Also liebster Freund, unsre Nr. 1 hat, um mich à la Fritzsch auszudrücken, ›Eingang bei dem Publikum‹ gefunden.« Und am 21. November an Rohde: »Ich möchte doch, daß Du einmal den Grenzbotenartikel lesest, als erheiterndes Kuriosum: so was brauchen wir jetzt mitunter. Der Stier und der rote Lappen. Dr. Fuchs wollte eine Gegenschrift schreiben, Ratsherr Vischer öffentlich protestieren, es war Mühe nötig, die Menschen zu beschwichtigen. Basel als ›Winkeluniversität‹ ist seitdem hier zum Hohne sprichwörtlich geworden und war das Schlagwort der Tischreden bei der Rektoratsfeier.« Man hat sich also in Basel in der typisch baslerischen Weise an der

Maßlosigkeit dieser Kritik in Sarkasmen köstlich amüsiert und dabei nur noch mehr Freude an dem eigenwilligen Professor bekommen – jedenfalls wurde er jetzt (am 15. Januar 1874) zum Dekan der Fakultät ernannt!

Auch ›Die Geburt der Tragödie‹ kam zu einer zweiten Auflage, die im Januar 1874 in Druck ging, aber erst 1878 in den Buchhandel kommen konnte.

Nietzsche benützte seinen Leipziger Aufenthalt zu einem kurzen Besuch beim alten Lehrer Ritschl, doch mußte er darüber Rohde berichten: »Ritschls, denen ich einen kurzen Besuch machte und die in einer halben Stunde ein schnell gesprochenes Wort-Feuer gegen mich los ließen, bei dem ich sehr unverwundet blieb und mich auch so fühlte; am Schluß blieb man dabei, ich sei hochmütig und verachtete sie. Gesamteindruck war hoffnungslos: der alte Ritschl fing einmal rasend über Wagner als Dichter zu schimpfen an, dann wieder einmal über die Franzosen (ich gelte als Bewunderer der Franzosen), endlich schimpfte er, nach Hörensagen, aber in greulichster Weise über Overbecks Buch. Ich erfuhr, daß Deutschland in den ›Flegeljahren‹ sei: weshalb ich mir auch das Recht nahm, etwas Flegel sein zu dürfen (nämlich meine Maßlosigkeit und Roheit gegen Strauß wurde gerügt). Dagegen ist Strauß als klassischer Prosaschreiber wirklich vernichtet: denn Papachen und Mamachen Ritschl sagen es und fanden auch schon den ›Voltaire‹ greulich stilisiert.« Und Ritschl notierte in sein TagebuchB464: »30. Dez. 75. 9 Uhr Besuch von Nietzsche, voll prinzipieller Streitunterhaltung.« Man verstand sich nicht mehr.

womit er die Kollegnachschrift Baumgartners meint, die er vor einem Jahr von diesem erhalten hatteB513.

Für Nietzsche die schlimmste Folge seines Gesundheitszustandes ist, daß er im Sommer nicht zu den ›Ring‹-Proben nach Bayreuth wird gehen können. Er hatte das Werden des großen Werkes nun durch all die Jahre unter Zweifel und Hoffnung erlebt, und nun, da es Gestalt anzunehmen begann, stand die Krankheit als drohendes Verhängnis zwischen ihm und dem Erlebnis der Erfüllung. Bereits im Juni muß er sich mit dem Gedanken des Verzichts abfinden und schreibt dies Gersdorff: »Ich habe eine sehr schlimme Zeit hinter mir und vielleicht eine noch schlimmere vor mir. Der Magen war nicht zu bändigen, ... mehrtägige Kopfschmerzen der heftigsten Art, in wenigen Tagen wieder kommend, stundenlanges Erbrechen, ohne etwas gegessen zu haben, kurz, die Maschine schien in Stücke gehen zu wollen, und ich will nicht leugnen, einige Male gewünscht zu haben, sie wäre es ... Immermann kurierte auf so etwas wie ein Magengeschwür, und ich erwartete immer Bluterbrechen. Ich mußte 14 Tage lang Höllenstein-Auflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt gibt er mir täglich zweimal außerordentlich große Dosen von Chinin. Er will, daß ich in den Ferien *nicht* nach Bayreuth gehe, ich sage nichts darüber. Du kannst Dir denken, wie mir zu Mute ist. Indessen möchte ich gerne das nächste Jahr noch erleben und will deshalb in diesem Jahre tun, was ich soll.« Und an die Mutter am 10. Juni: »Es ist allmählich so schlimm, ... daß ich und die Ärzte mit mir nur noch in einer ganz konsequenten Diät Hilfe sehen; so wie mir diese vorgeschrieben ist, kann ich sie aber nur in einem eignen Hauswesen durchführen. / Unsere Entschließung, von der Dir meine hilfreiche Lisbeth geschrieben hat, ist deshalb das Resultat der Not, es geht eben nicht mehr anders. Im andern Falle wäre ich gezwungen, meine Professur in kürzester Zeit aufzugeben.«

Auf diese etwas durchsichtige Art brachte man die Mutter dazu, endlich die behütete Tochter aus dem Hause zu geben. Daß der Sohn sonst die Professur aufgeben müßte, das traf sie in ihrem Stolz: dieses Argument mußte wirken! Wenn

es auch als im Augenblick zweckhaft hochgespielt erscheinen mag, es steckte sicher auch ebensoviel Ernst darin. Merkwürdig, so oft schon hat Nietzsche mit dem Gedanken gespielt, sich seine philosophische Freiheit zu gewinnen, indem er die philologische Professur aufgäbe, nun aber, da ihm die Krankheit diesen Schritt anzudrohen beginnt, wehrt er sich für sein Amt und wird noch vier Jahre zäh daran festhalten. Und dabei dürfte ihm die Gründung eines Hausstandes zunächst mit der Schwester – bald denkt er auch wieder daran, eine Frau zu gewinnen – mindestens ein Mittel unter andern gewesen sein. Er mietete sich nur ein paar Schritte von der »Baumannshöhle« entfernt am Spalentorweg 48 ein, zum 1. Juli, muß aber noch Mobiliar beschaffen und zieht dann erst nach seinem Sommer-Kuraufenthalt am 12. August einB514. Unter welcher Bedrängnis er seine Berufspflichten bis zu den Ferien hochhielt, offenbart er dem Musiker und Musikschriftsteller Dr. Carl Fuchs Ende Juni: »Ich bin seit ein paar Monaten in einer verruchten Krisis eines chronischen Magenübels, das an den Grundfesten meines Daseins zu rütteln beginnt ... Alle paar Wochen versuchen's die Ärzte mit etwas neuem, Höllenstein innerlich einnehmen, dann wieder große Dosen Chinin. Welche Kopfschmerzen ... glauben Sie mir, daß ich schwer lebe, und nicht unbedenklich, und daß bei solchem Zustande die Last meines Berufes, an sich groß genug, doppelt drückt.« Und in diesem ganzen Elend verfaßte er dennoch seine Eingabe an die Erziehungsbehörden, die Verbesserung des Griechischunterrichtes betreffend, und hält er seinen Unterricht an Universität und Pädagogiuni durch. Daß seine Krankheit schon jetzt kein einfaches Magenleiden war, sondern komplexer Natur, erhellt aus einer Briefstelle an Gersdorff vom 7. Juli: »Wer kann Dir denn so bestimmt gesagt haben, daß mein Leiden *Migräne* sei? Von dieser Bestimmtheit weiß Immermann nichts, der mir selber sagte, er *experimentiere* nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts besserte; helfe dies nichts, würde etwas neues versucht. Da es mir nun immer schlecht geht und zumal die Säurenbildung gräßlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zartesten Fleisches, sich in Säure verwandelt, so bin *ich* wenigstens bereits überzeugt, daß die Nervenhypothese falsch ist; der Kopfschmerz bei Migräne ist übrigens halbseitig, meiner nicht, wie Du weißt. Die Quälerei in und über beiden Augen ist groß.« Und zu all der physischen Erkrankung quält ihn wieder heftig sein Existenzproblem, für das er immer noch die Lösung in einer Synthese zu finden hofft. Das sind Gedanken, die er Frau Baumgartner am 14. Juli anvertrauen kann: »Daß ich von aller Schriftstellerei für *noch* längere Zeit (als 7 Jahre) mich fernhalten muß, wird mir immer deutlicher; es gehört das zu den allmählich erkannten Bedingungen meiner Basler Gelehrten-Existenz; ich versuche das Kunststück zu leisten, diese Existenz und meine persönliche Bestimmung so in einander zu verknüpfen, daß sie sich nicht schaden, sondern sogar nützen ... Da heißt es denn: in *vielem* entsagen, um in der *Hauptsache* nicht entsagen zu müssen ... denn ich rechne auf lange Lebensstrecken hin, und da hat sich z. B. mein Vater verrechnet, der mit 36 Jahren starb.«

Es ist möglich, daß er bei dem Vertrauen, das er ihm als väterlichem Kollegen entgegenbrachte, auch mit Jacob Burckhardt solche Gedanken austauschte. Dabei dürfte das Existenzproblem noch eine besondere Färbung erhalten haben, nachdem eine Woche vorher der letzte Basler Amtsbürgermeister Carl Felix Burckhardt infolge der Verfassungsänderung sein Amt niederlegen mußte und der Radikale Wilhelm Klein Vorsteher des Erziehungswesens geworden war. Burckhardt jedenfalls suchte seine Rettung in einer möglichst hohen Pflichterfüllung und bereitete seine kunsthistorischen Vorlesungen durch Reisen und enormes Bildmaterial gründlichst vor. Davon dürfte ein Funke auch auf Nietzsche übergesprungen sein und ihn in seinem zähen Festhalten am Lehramt bekräftigt haben. Der Umgang mit Burckhardt

muß seit der »Historie« etwas unterbrochen gewesen sein. Nun führte gemeinsame Not und die Stellung als akademische Lehrer im neuen Basel sie wieder zusammen. Anders ist Nietzsches Mitteilung an Gersdorff vom 12. Juli kaum zu verstehen: »Mit Jacob Burckhardt bin ich wieder auf dem alten Fuße, er schüttete neulich sein Herz einmal aus, wir gingen 3/4 Stunden im Kreuzgang auf und ab.«

scheint mir von der Resignationsmelodie auf der vorletzten Seite zu gelten. Ja, ich möchte glauben, daß die ganze Komposition nur nachempfunden, nicht eigentlich vorempfunden ist, was doch jedes Gute sein soll.« Nietzsches Urteil wurde von der Musikgeschichte bestätigt; es war »Kapellmeistermusik«. Der am 1. April 1848 in Stralsund geborene Georg Riemenschneider, gestorben am 13. September 1913 in Breslau, ist selbst für das neue Riemann-LexikonB558 und die MGGB559 vergessen. Er war Theaterkapellmeister in Danzig, den Winter 1878/79 in Basel, wo seine Frau als lyrische Sopranistin ebenfalls wirkteB560, danach in Amsterdam und Düsseldorf; 1889-98 war er Konzertdirigent und dann in Breslau wieder am Theater. An seine Opern ›Mondeszauber‹ (Danzig 1887) und ›Die Eisjungfrau‹ besteht nirgends mehr eine Erinnerung, und seine symphonischen Dichtungen für großes Orchester ›Julinacht‹, ›Nachtfahrt‹, ›Donna Diana‹ und ›Totentanz‹ begegnen uns tatsächlich nur noch in den kritischen Erwähnungen Nietzsches. Ob es 1878/79 in Basel noch zu einer persönlichen Bekanntschaft mit Riemenschneider gekommen ist, ist nicht mehr nachzuweisen, aber nicht sehr wahrscheinlich bei Nietzsches Gesundheitszustand in jenem Winter und bei seiner Meinung von dem Komponisten. In solchen Situationen wich er gerne aus.

Ausführlich wendet sich Nietzsche in dem Brief auch Fuchs' Mitarbeit am »Musikalischen Wochenblatt« zu. Er führt ihm die krasse Diskrepanz zwischen der Höhe und Qualität seiner Artikel (im Augenblick handelt es sich um eine Reihe unter dem Titel ›Symptome‹) und dem Niveau der übrigen Arbeiten und auch dem eigentlichen Zweck dieses Blattes vor Augen, das weitgehend ein Stellenanzeiger für Musiker ist. Dabei fallen jetzt schon harte Worte über Hans v. Wolzogen, den späteren Redaktor der »Bayreuther Blätter« und neuen Günstling Wagners, von dem Nietzsche sich aus dem Herzen des Meisters verdrängt fühlte: »... ob Wolzogen etwas zu lehren hat, wäre erst zu erkennen, wenn er erst einmal deutlich schreiben lernen wollte.«

Im Februar 1874 muß Fuchs angefragt haben, und zwar bei Overbeck, ob sich für ihn in Basel eine Existenz begründen lasse. Nietzsche antwortete ihm – diesmal umgehend: »Niemand kann Ihnen zu dem Schritte raten ... es müßte ein heiliger Wahnsinn sein, der Sie vorwärts triebe; ... eine Professur für Musik haben wir nicht und bekämen wir nicht, denn zu mehr als 2 akademischen Zuhörern würden Sie es, in einer recht unmusikalischen Stadt, schwerlich bringen.« Und auf die Abweisung des Schopenhauerianers Romundt bei der wieder freigewordenen philosophischen Stiftungsprofessur hinweisend fährt er fort: »Die bezahlten Professuren der Philosophie sind, wie wir nach einem ganz bestimmten höchst belehrenden Falle urteilen müssen, für einen Anhänger Schopenhauers ganz und gar unzugänglich: überhaupt herrscht große Ungeneigtheit gegen jede Förderung dieser ›Richtung‹. S. Bagge genügt den Baslern, ebenso der Direktor Reiter.« Namentlich zu Selmar Bagge, dem Direktor der Musikschule und Lektor an der Universität für ein kleines musikwissenschaftliches Programm, dem geschworenen Wagnergegner, bestand eine latente Spannung, die denn auch einmal zum Austrag kommen sollte, allerdings

indirekt (zwischen Köselitz und Bagge) und in einem Zeitpunkt, da sich Nietzsche bereits innerlich von Wagner gelöst hatte.

Am 28. April 1874 rät er Fuchs auch, seine in Zeitschriften verstreuten und zu wenig bekannten Aufsätze in einer Publikation zu sammeln und verweist als Beispiel auf seine, jetzt noch auf 13 Stück geplanten ›Unzeitgemäßen Betrachtungen‹. So überhäufte er Fuchs mit Lob und Aufmunterung, aber bereits der Sommer brachte eine erste Trübung der Beziehung. In Mainz war eine Musikdirektorenstelle vakant, und nun sollte Nietzsche Wagner zur Fürsprache und Einflußnahme gewinnen, weil Fuchs glaubte, Wagner habe durch seinen Verleger Schott in Mainz ein gewichtiges Wort mitzureden. Nietzsche gelangte mit dem Ansinnen an Wagner, erreichte aber nur Ablehnung und Verärgerung. Zunächst kannte Wagner Fuchs überhaupt nicht als Dirigenten und empfand es richtigerweise als Zumutung, für Qualitäten zu bürgen, die er nicht beurteilen konnte; überdies bestanden wegen der finanziellen Schwierigkeiten, in denen das Bayreuther Unternehmen sich gerade befand, auch Spannungen zu Schott. Fuchs bekundete kein Verständnis für diese Gründe, er fühlte sich verraten und verlassen. Und noch über etwas anderes war er verletzt. Er hatte wieder eine Komposition seines Freundes Riemenschneider, diesmal den ›Totentanz‹, angepriesen, von der weder Nietzsche noch Overbeck entzückt waren. Nietzsche mied in diesem Falle den direkten Zusammenstoß und ließ durch Overbeck antworten, der sich seinerseits bis zum 1. Oktober Zeit ließ. Er verwies Fuchs zunächst einmal seine unverhohlene Enttäuschung wegen Mainz und die Dramatisierung seiner Existenz-Notlage. Und zur Komposition Riemenschneiders sagt er kurz, »daß es uns gänzlich unmöglich war, uns in Ihr Verständnis und Ihre Schätzung des Totentanzes zu finden ... daß uns alle Proportionen zwischen Ihren Artikeln und dem fraglichen Musikstück versagten. Mir selbst als einem vollständigen Dilettanten, werden Sie ein einfaches non liquet gestatten.«

Fuchs muß sich die Zurechtweisung zu Herzen genommen haben. Er vertraute der eigenen Kraft und unternahm eine Konzertreise, in deren Verlauf er die Stellung in Hirschberg begründete. Davon berichtete er am 16. Dezember 1874 Nietzsche in einem 20seitigen Brief, und dieser beglückwünschte ihn am 21. Dezember: »Sie können sich schwerlich vorstellen, wie sehr Sie mich durch Ihre letzten Mitteilungen erfreut haben. Wirklich, ich dachte vordem mit einem trüben Mißmut an Sie ... Gott weiß wie ich angesichts aller wirklichen Natur immer zum Fatalisten werde und es auch bei Ihnen wurde, heimlich zu mir sprechend: ›dem ist nicht zu helfen.‹ ... ich nahm mir vor etwas zu warten, und zwar auf Handlungen und Tatsachen zu warten ... Nun haben Sie die kleine Stadt entdeckt, wo Sie zum musikalischen Herren und Obersten heranwachsen können ... Wer möchte Ihnen nicht gerne längst dazu verholfen haben! Aber es nützte nichts, wenn Sie sich nicht dazu verhalfen und sich zu dieser Auffassung der Dinge hinab oder hinaufstimmten.«

Die Harmonie war vorübergehend wiederhergestellt, und am 30. Mai 1875 berichtet Nietzsche an Overbeck: »Dr. Fuchs hat ein op. 1 von sich geschickt, Klavierstücke über neugriechische Volkslieder, mit dem Titel Hellas«, und er dankt Ende Juni Fuchs: »Was Sie mit dem Klavierinstrument zusammenhängen! Mir ist so etwas noch nicht vorgekommen. So etwas kann übrigens nur ein wirklicher Klavierist spielen, nicht so ein verunglückter Orchestrist, wie ich bin.« Von einer befremdlichen »Distanz«, um nicht zu sagen Kälte, erweist sich Nietzsche in einem wirklichen Unglück von Fuchs. Hatte Nietzsche Ende Juni am Briefschluß noch beiläufig gefragt: »Und wie geht es in der häuslichen Welt? Ist Ihnen Glück zu wünschen und zugleich der Mutter und dem Kind?«, so findet er nach dem am 1. August eingetretenen Tode des Kindes am 11. August nur die Worte: »Sie haben Leid

erfahren, lieber und armer Herr Doktor, und billigerweise sollten die, welche Sie lieben, versuchen, Ihnen eine Freude zu machen. Aber wie schwer ist dies manchmal! Man möchte ja so oft verstummen, um nur nichts mitteilen zu müssen, da die Mitteilung gewöhnlich wieder einen Gran Leides enthält. Wir sind beide nicht in Bayreuth, sehen Sie, da steckt mehr als ein Gran ... bis ich mir endlich sage, ›ein Glück, daß nur die andern dort sein können.‹ Da fallen aber Sie mir wieder ein! Es sind eben doch nicht alle ›andern‹ dort, und mein Trost ist recht unvollständig!« – um dann ausführlich seinen eigenen Gesundheitszustand zu schildern. Nietzsche glaubte denn auch, Fuchs mit Bayreuth trösten zu müssen und zu können. Schon am 8. Dezember 1875 berichtet er Rohde: »Dr. Fuchs ist eingeladen, auf einen Zyklus der Bayreuther Aufführungen im nächsten Jahr vom Patronatsschein meiner Schwester Gebrauch zu machen«, und am 16. Mai 1876 bestätigt sich dies aus einer Mitteilung an Gersdorff: »Meine Schwester hat Dr. Fuchs für die dritte Serie eingeladen, schon vor lange; er wäre richtig, wie sich jetzt ergibt, ohne diese Beihilfe gar nicht hingekommen.«

Der im Festspieltumult vielbeschäftigte Wagner muß die Art von Fuchs als zudringlich empfunden haben, er hatte ja selbst für Nietzsche nicht in dem Maße Zeit, wie dieser es sich vorgestellt hatte, und wird seinen Unmut Nietzsche gegenüber unverhohlen ausgedrückt haben. Nietzsche seinerseits, sich zurückgesetzt und damit gekränkt fühlend und dazu durch seinen Gesundheitszustand von einer besondern Indolenz, reagierte sich gegenüber Fuchs ab, und so kam es bei der Begegnung in Bayreuth zu einem recht unerfreulichen Gespräch, nach dem, noch vor Nietzsches abrupter Abreise von Bayreuth, Fuchs sich am 19. August in einem Klärung heischenden Brief an Overbeck wandteB561: »Herr Professor Nietzsche hat mir hierselbst ein Dutzend Dinge gesagt, wie ich sie in meinem Leben noch von niemandem gehört habe, und hat für die sehr ungünstige Meinung von mir, aus welcher alle diese drakonischen Dicta hervorgingen, sich unter andern auch auf Sie berufen ...: ich sei ›klug‹, offenbar sehr klug, in dem Sinne wie dieses Wort nicht ohne den Inbegriff eines Makels ist, und es sei mir besonders das Bestreben eigen, andere Menschen unversehens zu ›Brücken‹ für meine Zwecke zu machen; daß ich kein Glück damit hätte, bewiese gar nicht das Gegenteil ... in dieser Klugheit sei ich denn auch *so* klug, eine Gesinnung zu haben und ehrlich zu sein, mit solcher Gesinnung hinge ich denn auch an der Sache Wagner's, weil sie du jour sei, meine Gönner aber von mir gewärtig seien, daß ich etwa für einen irgendwo gebotenen größeren Vorteil, eben dieser Sache untreu würde, und in den Kreis der näheren Freunde der Wagner-Sache käme ich darum nicht, daß dieses Mißtrauen mir überall nachgehe. Liszt sei empört, daß ich ihn irgend einmal zu irgend etwas habe bestimmen wollen, selbst mein ›hochverehrter‹ Lehrer H. v. Bülow habe in solchem Sinne geäußert; er selbst, der Herr Prof. N. sei über das Lob, das ich über ihn in meinen Artikeln ›Symptome‹ ausgesprochen, lediglich ›empört‹ gewesen, auch Sie hätten diesen Eindruck von mir, und ich solle doch einmal die Leute nennen, die völlig Vertrauen zu mir hätten.« Fuchs berichtet weiter, daß er sofort zu Prof. Carl Riedel (im Augenblick auch in Bayreuth) gegangen sei und wie dieser ihm aus intimster Kenntnis des engeren Wagnerkreises alle diese Behauptungen habe als unzutreffend widerlegen können. Als besonderes Zeugnis des Widerspruchs führt er Nietzsches eigenen, ihn so hoch lobenden Brief vom 11. August 1875 an. Eingehend schildert er auch, wie er in seiner Stellung in Hirschberg, eingeschnürt von einer richtigen Existenzangst, gepeinigt werde, sein Eigentliches über dem Zwang zum Broterwerb zu versäumen. Er habe Nietzsche von diesen seinen Problemen geschrieben, »wie man das so jemand schreibt, den man, weil man ihn liebt, für

einen vertrauten Freund hält. Diese Liebe ist freilich nun gründlich verhöhnt und ich bin belehrt.« Besonders gekränkt erscheint Fuchs aber von einer »Ansicht, wie sie nur ein Dilettant haben kann, daß wir morgen unser Saitenspiel zerschlagen sollen, weil heute das Bayreuther Festspiel ans Licht getreten ist. ›Ein Pianist in dieser Zeit!‹ meinte Hr. Nietzsche. Ja, ein ›Pianist‹, so ein parfümierter Soloheld, zugegeben ... ich bin kein Pianist, sondern ein einfach wirklicher Klavierspieler, der überzeugt sein darf, daß Beethovens Sonaten und vieles Schöne auch nach Bayreuth nicht überflüssig sind.«

Hinter allem vermutet Fuchs schließlich nur eine Intrige der Frau von Schleinitz und entschuldigt Nietzsche wegen seines bedauerlichen Gesundheitszustandes.

Overbeck meldet den »wenig angenehmen« Brief Nietzsche am 8. September aus Dresden: »Der kurze Sinn der in diesem Falle vollends unerwünscht langen Rede war, mich zur Rede darüber zu stellen, wie ich zu meiner, ihm durch Dich bekannt gewordenen Meinung käme. Ich habe noch nicht geantwortet, tue es aber allernächstens in aller Aufrichtigkeit, so unliebsam der Brief mir ist.«

Fuchs widerlegte diese Vorwürfe in der Zukunft glänzend; er vermochte sowohl dem Werke Wagners wie dem Menschen Nietzsche die Treue zu bewahren, wie denn auch Nietzsche bald, schon 1877, wie der Brief an Hugo v. Senger beweist (vgl. S. 659 f.), sich für ihn einsetzte. Wir begegnen auch immer wieder einem angeregten Briefwechsel und sehen dabei auch Nietzsche als Bittenden: um Protektion für Peter Gasts Oper ›Der Löwe von Venedig‹ resp. ›Die heimliche Ehe‹.

Malwida von Meysenbug

Die wertvollste neue Freundschaft dieser Jahre war die mit Malwida v. Meysenbug, weil Nietzsche hier in den Genuß einer menschlichen Güte, ja Größe kam, die letztlich über alle seine Launen und Verstimmungen, aber auch über die immer weiter auseinanderklaffenden philosophischen Überzeugungen triumphierte. Und selbst als er noch kurz vor seinem geistigen Zusammenbruch, im Herbst 1888, versuchte, die Freundschaft Malwidas wie mit Keulenschlägen zu zertrümmern, da blieb sie dem Menschen Nietzsche verbunden, bedauerte sie ihn wegen dieser momentanen Entgleisung und verharrte in der Überzeugung, daß nur der dazwischengetretene Zusammenbruch die Rückkehr zu besserer Einsicht verhindert habe. Sie war und blieb stets die menschlich Überlegene, ohne indes je diese Überlegenheit Nietzsche spüren zu lassen.

Als die beiden sich bei der Grundsteinlegung in Bayreuth am 22. Mai 1872 durch Vermittlung Cosimas kennenlernten, waren sie sich längst keine Unbekannten mehr. Ansprechend schildert Malwida diese erste Begegnung in ihrem Buch ›Individualitäten‹B562: »In einer Pause der Generalprobe kam Frau Wagner mit einem jungen Manne auf mich zu und sagte, sie wolle mir Herrn Nietzsche vorstellen. ›Wie. *Der Nietzsche?*‹ rief ich voll Freude. Beide lachten, und Frau Wagner sagte: ›Ja. *Der Nietzsche‹.* Und nun gesellte sich zu jenem bedeutenden Geistesbild« (das sie von seinen bisherigen Schriften erhalten hatte) »der Eindruck einer jugendlich schönen, liebenswürdigen Persönlichkeit, mit der sich schnell ein herzliches Verstehen einstellte.«

Malwida gehörte seit Jahren zum intimsten Kreise des Hauses Wagner, sie war mit Hans Richter am 25. August 1870 in Luzern Trauzeuge bei der Hochzeit gewesen, und so kannte sie Nietzsches Schriften und Wirken durch die Vermittlung des Hauses Wagner. Aber auch Nietzsche wußte von ihr, aus derselben Quelle.

Malwida Freyin von Meysenbug, am 28. Oktober 1816 in Kassel als Tochter eines hohen Hofbeamten geboren, war 28 Jahre älter als Nietzsche und stand bei ihrer ersten Begegnung im 56. Lebensjahr; eine durch viele äußere und noch mehr durch innere Kämpfe gereifte Frau, die seit wenigen Jahren erst zu den Lebensprinzipien durchgefunden hatte, nach denen sie nun ihr künftiges Leben auch gestaltete. Zu ihren Grundsätzen gehörte, nicht den Anspruch zu erheben, als seien ihre Ansichten kanonisch und von jedermann zu übernehmen. Es war gerade der Inhalt ihres Lebenskampfes gewesen, sich für die Freiheit der Persönlichkeit, für die Möglichkeit der individuellen Entwicklung einzusetzen, und weil sie diese Freiheit auch für das weibliche Geschlecht forderte und als Mittel dazu die vollen Bildungsmöglichkeiten auch für die Mädchenschulung und die ökonomische Unabhängigkeit der Frau geltend machte, steht sie in vorderster Linie der Frauenemanzipationsbewegung ihrer Zeit, was sie zeitweilig in eine gewisse Nähe zu den damaligen Sozialisten brachte. Das hatte den Bruch mit ihrer Familie zur Folge. Auch der Weg in die Emigration nach London blieb ihr nicht erspart, wo sie ebenfalls Umgang auch mit dem Kreis der revolutionären Sozialisten hatte. Allerdings waren es auch hier mehr die bedeutenden Charaktere als die Theorien, die sie anzogen. Begeisterte Seiten widmet sie in ihren Memoiren u. a. dem italienischen Patrioten Mazzini. Mit Stundengeben und Übersetzungen fristete sie ein karges Dasein und tat dabei tiefe Blicke in die Struktur der frühen Industriegesellschaft und in die geistige Flachheit der führenden Stände. Eine menschlich tief fundierte Freundschaft verband sie, bei allen ideologischen und Temperamentsdifferenzen, mit dem führenden russischen Sozialisten Alexander Herzen, in dessen Haus sie endlich und nach Überwindung großer Schwierigkeiten und Mißverständnisse die ihr gemäße Aufgabe finden sollte. Eine frühe Enttäuschung hatte sie bestimmt, ledig zu bleiben; sie hielt dem abtrünnigen und dann frühverstorbenen VerlobtenA90 die Treue. Herzen war früh verwitwet und hatte zwei kleine Mädchen, deren Erziehung er in die Hände Malwidas legte.

Dabei bildete sich mit der jüngeren, Olga, eine derart enge Zuneigung heraus, daß Malwida wirklich zu ihrer Mutter wurde, sie mit der Zeit ganz zu sich nehmen und sie wie ein eigenes Kind heranreifen lassen konnte. Das in ihr überdurchschnittlich hoch angelegte Mütterliche konnte sie so trotz des Eheverzichts entfalten. Früh schon hatten sich in Malwida Zweifel an der Dogmatik der Kirche geregt. Sie focht auch darin mit sich, mit ihrer Familie, mit Pfarrer und mit Freunden einen heißen Kampf aus, bis sie sich gänzlich abwandte und einige Zeit sogar den »Freien Gemeinden« angehörte. Erst als sie, von Wagner angeregt, sich intensiv mit Schopenhauer befaßte, fand sie in dessen Philosophie, die sie allerdings in einer sehr persönlichen Weise interpretierte, von etwa 1860/61 an einen festen Grund für eine Weltanschauung, die über den Materialismus und Positivismus, den sie durchgemacht und unbefriedigt verlassen hatte, den Raum des Metaphysischen mit einbegriff.

Sie war auch ein stark musisch angelegtes Wesen. Einzig hier hatte ihr das Elternhaus bleibende gute Eindrücke geboten; die Mutter hatte gerne Künstler, auch die des kleinen Hoftheaters, eingeladen. Malwida spielte etwas Klavier, aber noch lieber sang sie, wozu sie eine angenehme Stimme befähigte. Sie hatte auch Unterricht im Zeichnen und Malen, aber ihre schwachen Augen verboten eine Ausbildung auf einer Kunstschule. So war und blieb die Musik die Kunst, die ihrem Gemüt am nächsten lag, und hier fand sie ihr Sehnen schließlich erfüllt im Werk Wagners, vorab in dessen ›Tannhäuser‹, der für sie völlig dem entsprach, was sie späterB563 aussprach: »Die meisten Menschen verlangen von einem Kunstwerk nur,

daß es angenehm auf die Sinne wirke. Mir scheint es aber, daß das wahre große Kunstwerk vor allem ethisch wirken, uns über uns selbst hinaus erheben und idealisieren muß, wie wir es einst von der Religion verlangten. Das Wesen des Genius ist es, in die ästhetische Form den ethischen Inhalt zu gießen ...«

Als Malwida 1860/61 mit Olga Herzen in Paris wohnte, war sie ständiger Gast im Hause Wagners, der damals wegen der Tannhäuser-Einstudierung dort weilte. An Empfangsabenden führte Wagner, unterstützt am Klavier von Karl Klindworth (1830 bis 1916), in seiner betörenden Weise singend und agierend in seine neuesten Werke ›Rheingold‹ und ›Walküre‹ ein. Hier lernte Malwida auch den ›Tristan‹ kennen. Sie schreibt in ihren Memoiren darüberB564: »Nun ging mir auch ganz das Verständnis für den Mann auf, dessen gewaltiger Dämon ihn zwang, so unglaublich Großes zu schaffen. Von der Zeit an wußte ich, daß mich nichts mehr an ihm irre machen würde, daß er mir verständlich bleiben würde auch in dunkeln Stunden, in heftigen Äußerungen seiner reizbaren Natur, in Sonderbarkeiten, welche die große Menge veranlassen würde, Steine auf ihn zu werfen. Ich wußte es, daß er von nun an auf mich rechnen könne in Not und Tod, und daß sein Genius eine der wenigen Leuchten sein würde, deren Glanz mir überhaupt noch es wert machen würde, zu leben.« Sie bewies die Treue zunächst damit, daß sie zu allen drei Tannhäuser-Aufführungen in Paris im März 1861 ging und gegen die randalierenden Skandaleure der jungen Pariser »Gesellschaft« für Wagner Zeugnis ablegte, obwohl diese Vorfälle für ihr sensibles Wesen eine schwere Prüfung waren, was sie aber nur um so mehr in ihrem Glauben an Wagner befestigte.

Dieselbe standhafte Treue bewahrte sie – nicht dem Werk – aber dem Menschen Nietzsche gegenüber. Sie hat ihre Freundschaft zu ihm nie verleugnet, obwohl ihre Ansichten mit den Jahren einander direkt zuwiderliefen.

Das letzte Kapitel ihrer Memoiren überschreibt sie: »Das Kind, der Künstler, der Philosoph«, und sie zieht darin das Fazit eines langen und beschwerlichen WegesB565: »Ich hatte das Ziel und die Pflicht gefunden, denen mein persönliches Leben fortan geweiht sein würde: ein Wesen zu der höchstmöglichen Vollendung seiner selbst zu erziehn ... Dann hatte ich den Künstler gefunden, dessen Streben mir allein ein neues Ideal verwirklichte und mir die Ahnung bestätigte, daß das Reich des Ideals überhaupt nur in der Kunst sei ... Endlich hatte ich auch den Philosophen kennen gelernt (Schopenhauer!), dessen Anschauungen meinem Ahnen zu Hülfe kamen und mich aufklärten über die Phänomene des Lebens, so weit dies für unsere Einsicht ... möglich ist; den Philosophen, dessen erhabene Weisheit mir die unerschütterliche Stütze bot, an der ich den Weg des Lebens weiter wandern sollte.«

Sie hatte durch Wirrnis und Hindernisse hindurch das als Ziel gefunden, was ihrem neuen, eine Generation jüngeren Freunde als Ausgangslage fast beiläufig zugefallen war: ihm bot die frühe Professur den Pflichtenkreis, welcher der Mühe wert war: als Gymnasial- und Universitätslehrer junge Menschen in dem Fach heranzubilden, das die schönsten und tiefsten Bildungsmöglichkeiten bietet. Die persönliche Bekanntschaft mit Wagner und dessen Werk war ihm durch glückliche Umstände, fast wie im Spiel, geschenkt worden, und für die Philosophie, zunächst Schopenhauers, war er durch Schulung und Geistesgaben vorgebildet.

So kam es in den ersten Jahren der Freundschaft mit Malwida v. Meysenbug zu einer echten und fruchtbaren Begegnung der Generationen. Dafür, daß auch Nietzsche nicht alles kampflos in den Schoß gefallen war, für seine Zweifel und innern Nöte, für das Gärende und Drängende in ihm, dafür brachte Malwida alles Verständnis aus ihren eigenen Erfahrungen mit. Auf der Fähigkeit zu diesem Verständnis, auf ihrer Reife und Mütterlichkeit, beruht die einzigartige Stellung, die

diese Frau im Leben und Denken Nietzsches einnimmt, eine Vertrauensstellung, wie sie keine Frau sonst einzunehmen vermochte. Nicht einmal die allzusehr angebetete Cosima, der gegenüber Nietzsche immer gehemmt blieb, aber auch nicht die eigene Schwester und schon gar nicht die Mutter in ihrer hausbackenen Frömmelei, aus der sie erst in der Not, in der Sorge um den heillos erkrankten Sohn herauszutreten vermochte. Die Vertrauensstellungen Overbecks und später Peter Gasts sind ganz anders gelagert, ihnen mangelt die Herzlichkeit, und zwar auf beiden Seiten, bei Peter Gast zudem die Souveränität einer Malwida v. Meysenbug. Schon bald nach der ersten Begegnung in Bayreuth treffen Malwida und Nietzsche in München wieder zusammen zu den Tristan-Aufführungen am 28. und 30. Juni 1872. Beglückt, berauscht von dem künstlerischen Erlebnis unter der Zaubermacht des Wagnerschen Werkes, treten sie sich freundschaftlich näher und begründen ihre gegenseitige Offenheit. Sie planten jetzt schon ein gemütliches ausgedehnteres Zusammensein in der Schweiz, und Nietzsche schlug dafür am 2. August wieder einmal die geliebte Frohburg bei Olten vor. Malwidas und ihrer Pflegetochter Olga Kuraufenthalt in Bad Schwalbach und die Nachkur in Heidelberg zogen sich aber noch hin, so daß es nurmehr zu einer kurzen Begegnung von wenigen Stunden auf der Durchreise in Basel am 31. August 1872 kam, wobei auch Elisabeth Nietzsche mit Malwida persönlich bekannt wurde. Malwida ließ ein kleines Andenken zurück: ihre 1869 in Basel (bei H. Georg) erschienenen Memoiren, vorerst nur die Jahre 1830 bis 1848 umfassend und französisch geschrieben. Im Brief vom 4. September 72 gesteht sie dem Beschenkten dazu: »Wenn ich es Ihnen nun gab, so möchte ich nicht, daß Sie es mir als Eitelkeit oder Anmaßung auslegten, sondern lediglich als den Wunsch, dem jungen, so schnell und eigentlich so wunderbar gewonnenen Freunde auch etwas geben zu können, was ein Teil meines Selbst ist, so wie ich in seinem schönen Buche ein so Unschätzbares und meine tiefste Sympathie Erregendes empfangen habe.« Eine Nietzsche wohltuende Anerkennung seiner ›Geburt der Tragödie‹!

Den jungen Nietzsche so rasch und etwas heftig in ihre Mütterlichkeit aufzunehmen, hatte Malwida noch einen besonderen Grund: Olga Herzen war bereits mit dem französischen Historiker Gabriel Monod verlobt und die Vermählung – und damit die Trennung Malwidas von dem geliebten Kinde – stand bevor. Malwida fürchtete die Einsamkeit und trug sich mit dem Gedanken, ganz nach Bayreuth zu übersiedeln, wo sie herzlich eingeladen war, und dies obwohl ihr dort bei aller Verehrung und Freundschaft auch für Cosima *ein* Ton im Hause kein restloses Glück versprach. Es ist das später auch von Nietzsche in seinem Angriff auf den ›Parsifal‹ so grell herausgestellte katholische Element in Cosima (trotz ihrer offiziell vollzogenen Konversion), welches Malwida befremdet. Sie kann nicht begreifen, »daß sie noch so sehr an dem Formellen und den Symbolen des Christentums hängt. Wenn die hohe Gestalt des edlen Märtyrers, wenn die ethische und historische Bedeutung des Christentums uns ewig wert und wichtig bleiben, so hat seine historische Form, so haben seine Symbole doch ihren Wert verloren, indem sie sich zum beschränkenden Gefäß des lebendigen Inhalts machten, der hinüber sprudeln will in eine neue, reichere Fassung«, wie sie am 11. August 1872 an Nietzsche schrieb. Olga war nicht getauft, und Malwida hatte sie als 18jähriges Mädchen in die Lehren der Veden eingeführt und »taufte sie auf das Mysterium der Atma«.

Die Vermählung Olga Herzens mit Gabriel Monod fand am 6. März 1873 in Florenz daher auch ohne kirchliche Einsegnung statt. Nietzsche sandte als sein persönliches Geschenk die ›Monodie à deux‹ (vergl. S. 512). Er hatte die Vorlage dazu in den

Weihnachtstagen, die er in Naumburg verbracht hatte, unter seinen alten Manuskripten hervorgeholt und sie mit einem pompösen Schluß versehen. Bei den Beschenkten weckte er damit allerdings keine Begeisterung (vergl. S. 513). Obwohl vorderhand Olgas ältere Schwester Nathalie Herzen noch bei Malwida blieb, schrieb sie am 2. März am Schluß eines langen Briefes voller Klagen und grauer Gedanken an Nietzsche: »Könnten Sie die Ostern nicht hier zubringen? Sie könnten zu dieser Zeit sehr gut bei uns wohnen, da wir nun Platz haben und vor Ende April nicht ausziehn. Vielleicht käme hier die gute Stimmung.«

Schon oft hatte sie ihm auch angeboten, ihn in die von ihr so hochgeschätzten Herrlichkeiten der Florentiner Kunstschätze einzuführen. Nietzsche hatte aber keine innere Beziehung zu den visuellen Künsten, und so wirkte gerade dies nicht als Lockmittel. Jetzt mußte er nein sagen: »... das hängt davon ab, daß ich außer meiner Universitätsstellung noch das Amt eines griechischen Lehrers in der obersten Klasse des Pädagogiums inne habe und somit den langweiligen Quälereien schriftlicher und mündlicher Schulexamina usw. ausgesetzt bin. Die freie Zeit ist also zu kurz, um nach Florenz reisen zu können: wie oft habe ich das beseufzt! Denn ich habe wirklich das herzlichste Bedürfnis, Sie jetzt zu sehen und zu sprechen und würde *nur* Ihretwegen (und nicht irgendwelcher Malereien halber) nach Florenz gekommen sein.«

Gegen den Sommer reist Malwida wirklich nach Bayreuth mit der Absicht dauernden Aufenthaltes dort, was sich aber nicht ergeben sollte, weil sie das Klima, besonders im Herbst und Winter, nicht ertrug. Doch diesen Spätherbst 1873 traf Nietzsche die Freundin noch in Bayreuth, als er sich dort vom 30. Oktober bis 2. November zur Delegiertenversammlung der Wagnervereine aufhielt.

Am 4. Februar 1874 muß sie ihm dann allerdings aus San Remo berichten: »Sie wissen wahrscheinlich bereits, daß ich unser aller Heimat doch habe verlassen müssen und nun wieder ein einsamer Wanderer bin. Nur die äußerste Not zwang mich, endlich zu scheiden, da mein Münchner Arzt die Ursache der unerträglichen Kopfleiden in einem jahrelang unbeachtet gebliebenen Ohrleiden entdeckte, das so weit gediehen war, daß noch ein wenig mehr Verzug völlige Taubheit des Ohres zur Folge gehabt hätte ... Die Rückkehr in die Wärme wurde zur unerläßlichen Forderung ... Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was dieses Scheiden für mich war ... Jetzt geziemt nur stolzes, ernstes Schweigen ... Ich darf fast nichts lesen und schreiben und habe niemand, der mir liest oder für mich schreibt; aber ich habe mir fest vorgenommen ich *will* nicht zusammenbrechen, sondern im vollen Sinn des Wortes Buddha werden und die letzte Stufe der Weisheit zu erreichen suchen. Ich lebe auch ein ganz indisches Leben mit dem Meer, dem Himmel, der Sonne und den Blumen.«

In einer ungemein herzlichen und zartfühlenden Antwort beklagt Nietzsche ihre gemeinsamen Leiden, den Kummer wegen der Augenschwäche und die Sorge um Bayreuth (vergl. S. 568) und schließt diesen Brief vom 11. Februar: »Ach könnte ich Ihnen helfen! Oder irgendwie nützen! Ich denke mit Mitleiden an Sie Arme und bewundere, wie sie das Leben zu ertragen wissen. Dagegen gerechnet bin ich ein Glückssprinz und muß mich schämen. Meine Wünsche sind um Sie!« Er schickt ihr sogleich seine II. ›Unzeitgemäße‹ und sie dankt bereits am 3. März: »...daß ich aber in diesen Tagen wahrhaft in einem Meer von Freude schwimme über Ihr zweites Stück. Ich kann es nur sparsam genießen, weil ich jeden Tag nur wenige Seiten lesen darf: aber diese wenigen Seiten füllen mich mit solchem Gedankenreichtum, daß er wie eine verborgene Sonne durchleuchtet und alle merken, daß ich ein heimliches Glück mit mir herumtrage ... Der unbekannte Gott, an den *wir* glauben, segne und stärke Sie und schärfe Ihre Waffe zur Fortsetzung Ihres heiligen

Kampfes!« Und sie schickt ihm von der Riviera Blumen, die ersten Blumen, die ihm je jemand geschenkt hat (vergl. S. 572).

Im April 1874 entscheidet ein ärztliches Gutachten über Malwidas künftiges Geschick: sie muß in Italien bleiben. Nietzsche hatte sie noch nach Basel eingeladen, dessen Klima er ihr als so viel milder als das Bayreuther darstellt. Hier ist also noch keine Spur von den später so beharrlich wiederholten Klagen über das Basler Klima! Aber Malwida muß dennoch am 8. April antworten: »... wie gerne wäre ich nach Basel gekommen, um mir einen Sohn zu gewinnen, nun ich die Tochter verloren.«

Aus feinfühliger gegenseitiger Rücksichtnahme auf beider Augenschwäche enthalten sie sich sogar der Korrespondenz, bis Nietzsche ihr am 25. Oktober 1874 seine III. ›Unzeitgemäße‹ (Schopenhauer) überreicht. In ihrem herzlichen Dankschreiben vom 15. November aus Rom, wo sie sich für den Winter eingerichtet hatte, findet sich ein Satz, der ähnlich dann im ›Zarathustra‹ wiederkehren sollte, wie denn dieses Werk überhaupt fein durchzogen ist mit Sentenzen Malwida v. Meysenbugs. »Ja, die Erzeugung des Genius, des Künstlers und des Heiligen – darauf allein kommt es an, und wahrlich nicht darauf, die Herde zu vermehren. Sonderbarerweise war diese selbe Betrachtung das Thema aller meiner Briefe an Olga seit einiger Zeit: denn ich finde, daß die, welche die Menschheit durch Erschaffung der Familie fortsetzen, sich tief und heilig von dieser Ansicht durchdringen und durch dieselbe den Willen leiten lassen sollten.« »Das Eine zu schaffen, das mehr ist als die es schufen«, heißt es dann im Kapitel »Von Kind und Ehe« im ›Zarathustra‹. Und nochmals wiederholt sie auch in diesem Brief die Einladung. Nietzsche findet erst zum Schluß seiner in Naumburg verbrachten Weihnachtsferien Zeit zur Beantwortung. Er war völlig in Anspruch genommen gewesen von der Revision seiner Jugendkompositionen und der Fertigstellung des ›Hymnus auf die Freundschaft‹. Es ist der Brief vom 2. Jan. 1875, in dem er Zeugnis ablegt über die Bedeutung der Musik als Ausdruck seines Wesens.

Ohne eine Antwort Malwidas abzuwarten, schreibt er am 7. Februar bereits wieder. Diesmal hat er einen Wunsch: Malwida möge bei Monods in Paris anfragen, ob sie einen Verleger für die von Frau Baumgartner gefertigte Übersetzung der III. ›Unzeitgemäßen‹ ausfindig machen könnten.

Malwida antwortet bereits am 13. Februar, daß sie die Anfrage noch am selben Tage weitergeleitet habe. Leider sollte sie mit ihren Bemühungen keinen Erfolg haben. Nach einer ausführlichen und begeisterten Schilderung der Lage ihrer Wohnung in Rom und dem vielen Natur- und Kunstschönen, das ihr dadurch eröffnet ist, mündet sie wieder in den alten Wunsch ein: »Sie einmal einen ganzen Winter hier haben zu können und mit Ihnen in dem Zauberkreis zu leben, den Rom notwendig um jedes denkende und fühlende Wesen zieht. Auch das geliebte Griechentum würde Ihnen hier noch manche Offenbarung geben.«

Aber beiden wurden zunächst andere Wege aufgezwungen. Malwida mußte zur Kur nach Münster am Stein bei Bad Kreuznach an der Nahe, von wo sie am 2. Juli 1875 schrieb – und Nietzsche zur Kur nach Steinabad. Beiden entschwand damit auch der Traum, sich in Bayreuth bei den Proben dieses Sommers zu treffen. Nach ihrer Kur geht Malwida nach Paris, wo sie Olga zum ersten Male seit der Verheiratung und als glückliche Mutter von nunmehr zwei Kindern wiedersieht. Ein früher Herbst mit schlechtem Wetter treibt sie auf dem schnellsten Weg über Turin und einem Zwischenhalt in Florenz nach Rom zurück, und der geplante Abstecher über Basel in Nietzsches neue Häuslichkeit mit der Schwester mußte unterbleiben. Einen besondern Liebesdienst konnte ihm Malwida im folgenden Winter erweisen.

Nietzsche hatte, zunächst im Pädagogium, dann noch im Sommersemester 1875 an der Universität, einen hochbegabten Schüler, Albert Brenner (geb. 21. Dez. 1856), der sich allerdings dem Jura-Studium zuwandte. Er war aber lungenleidend und eigentlich jetzt schon auf den Tod krank. Man erhoffte sich damals noch von der Wärme des italienischen Klimas Heilung, und so zog Brenner im Spätherbst 1875 südwärts. Nietzsche wies ihn zu Malwida. Eigentlich wollte Brenner nicht in Rom bleiben, sondern nach Sizilien weiterreisen. Am 12. Januar 1876 berichtet Malwida an Nietzsche: »Doch befremdete mich sein Wesen und Reden, so daß ich augenblicklich einsah, daß hier Hilfe not tue; ich sah mich demnach veranlaßt, sein Vertrauen beinah zu erzwingen. Ich fand ihn moralisch und physisch so krank, daß es mir gewissenlos schien, ihn einsam, ohne Rat, nach Catania ziehn zu lassen, da es klar war, daß er Absichten hatte, das Ende des Empedokles zu suchen. So beredete ich ihn, in Rom vorerst zu bleiben ... Schopenhauer, Leopardi und Hölderlin waren für ihn zu einer gefährlichen Drei geworden ... Der Arzt ... und ich, wir haben ihm beide sein Leben so gut als möglich eingerichtet ... und schon beginnen die unfehlbaren Eindrücke Roms seine für alles Schöne und Erhabene empfängliche Seele zu füllen und er sagte mir mit wahrem Glück, er fange wieder an, unmittelbar zu empfinden.«

Malwida ließ sich von ihm vorlesen, denn sie litt immer noch stark an den Augen, doch als sie bemerkte, daß dies Brenner ungebührlich anstrenge, verzichtete sie auf diese Annehmlichkeit. Wenn sie nun dem jungen Brenner das Leben auch nicht mehr retten konnte (er erlag seinem Leiden nach zwei Jahren am 17. Mai 1878), so hat sie ihm die kurze Zeit, die ihm noch geschenkt war, durch ihre Güte und Pflege inhaltsreich und lebenswert gemacht.

Trotz ihrer nie großen und jetzt sogar reduzierten Körperkräfte ließ ein zäher Wille sie unglaublich viel arbeiten, und so hatte sie denn in letzter Zeit auch ihre 1869 französisch begonnenen Memoiren in deutscher Sprache wiederholt und dabei auch inhaltlich über den ursprünglichen zeitlichen Rahmen ausgeweitet und auf drei Bände gebracht, von denen zwei noch im Herbst 1875, der dritte im Februar 1876 erschienen. Nietzsche nahm sich diese ›Memoiren einer Idealistin‹ in seinen Ferienaufenthalt am Genfersee mit, las sie am 2. April »zu Ende« und gesteht ihr am 14. April, drei Tage nach dem überstürzten Heiratsantrag an Mathilde Trampedach, »daß ich nie einen weihevolleren Sonntag erlebt habe; die Stimmung der Reinheit und Liebe verließ mich nicht, und die Natur war an diesem Tage nichts als das Spiegelbild dieser Stimmung. Sie gingen vor mir her als ein höheres Selbst, als ein *viel* höheres –, aber doch mehr ermutigend als beschämend ... Ich bin jetzt gesünder und freier, und die zu erfüllenden Aufgaben stehen wieder vor meinen Blicken, ohne mich zu quälen. Wie oft habe ich Sie in meine Nähe gewünscht, um Sie etwas zu fragen, worauf nur eine höhere Moralität und Wesenheit als ich bin Antwort geben kann ... Eins der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische Band von Mutter und Kind ... Schenken Sie mir etwas von dieser Liebe, meine hochverehrte Freundin und sehen Sie in mir einen, der als Sohn einer solchen Mutter bedarf, ach so sehr bedarf!«

Nietzsche fand aber noch weit mehr in diesem Buche, das er nach allen Seiten seinen Freunden rühmt, ja leiht und schenkt. Derart betroffen von einem nicht eigentlich philosophischen Werk wurde er nur noch von Stifters ›Nachsommer‹. Mit Staunen wird er gesehen haben, wieviele von den ihn jetzt noch bewegenden inneren Kämpfen Malwida durchlebt, vorgelebt hatte, und wie glänzend sie manches zu formulieren wußte, wofür ihm jetzt noch die Klarheit zum Wort fehlte.

In der Vorrede führt sie denselben Gedanken aus, den Wagner schon in den ›Meistersingern‹ Hans Sachs anvertrauteB566 und der letztlich auch Nietzsches Appell an die Deutschen ist: »Verachtet mir die Meister nicht ... Und gebt ihr ihrem Wirken Gunst, zerging in Dunst das heil'ge röm'sche Reich, uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst«, diese Ermahnung an das politisierende Deutschland nimmt sie aufB567: »Ja, deutsches Volk, vergiß das Beste nicht: deinen ureigensten Geist, wie er sich dir in deinen Genien, in deinen großen Geistern spiegelt ... Deine Genien zeigen dir den Weg. Um sie schare dich, ihnen horche und gehorche, denn in ihnen ehrst du die ideale Vollendung deiner selbst.« Daß diese Leistung aber von ethischer Relevanz sein müsse, verdeutlicht sie dann später, in der 3. Auflage: »Wer, sei es Mensch oder Buch, mit seiner Existenz nicht einem höheren ethischen Zweck dient, wer nichts anderes sucht als seinen eignen Vorteil oder Ruhm, der falle der Vernichtung anheim.« Diese 1881 nachgetragene Vorrede verrät einerseits einen Einfluß von Nietzsches Bildungsideen, anderseits ist sie auch eine Ermahnung an ihn, den sie auf neuen Wegen sieht, eine Ermahnung, die er aber wohl kaum noch zur Kenntnis genommen hat: »Bildung im höheren Sinne ist weder bloßes Wissen, noch eine einzelne, besonders entwickelte Fähigkeit ... Sie ist vielmehr die ethische Durchdringung des ganzen Wesens, die Zentralsonne, von welcher nach allen Richtungen die Strahlen ausgehen ...«

Ins Zentrum seiner eigenen Problematik trafen Malwidas Geständnisse ihres inneren Kampfes mit der christlichen Dogmatik: »Das Dogma der Erlösung gab mir viel zu denken. So wie ich es mir erklären ... wollte, sah ich nichts als Widersprüche. Gott, der die höchste Weisheit und Güte sein sollte – konnte er den Menschen mit der Fähigkeit zur Freiheit schaffen, indem er ihn zugleich zum blinden Gehorsam ... verdammte? Er hatte ihm das Paradies gewährt mit der Bedingung, Sklave zu bleiben. Sobald der Mensch seine Individualität bejahte und sich wahrhaft Mensch machte, indem er für sich selbst urteilte, wurde nicht nur er aus dem Paradies vertrieben, sondern auch seine Nachkommenschaft bis in das fernste Glied ... Alles das endlich war nach einer unwiderruflichen Vorherbestimmung so geordnet, damit ein einziger, welcher Gott war und zugleich auch nicht Gott, sich opfere, um die Menschheit von einer Sünde zu retten, die sie nicht begangen hatte ... Ich hatte noch niemals das Bedürfnis eines Mittlers und Erlösers gefühlt. Es hatte mir immer geschienen, als müsse das Herz Gott ohne Vermittlung finden ...« Und die Unsterblichkeitsfrage, zu der Nietzsche nie in dieser Bestimmtheit Stellung bezogen hatte, wie er es nun hier fand, beantwortet sie mit einem Zitat aus einem Brief ihres Verlobten Theodor Althaus: »Wenn ich von Unsterblichkeit sprechen wollte, dann müßte jede Rose, jeder Frühlingskranz, der Gesang der Nachtigall, und alles, was je mein Herz entzückt hat, mit mir kommen ... Unsterblichkeit ist nur in der Poesie.« Nietzsche zog später die umgekehrte Konsequenz: Er behauptete die Ewige Wiederkunft alles gleichen. Malwida aber gesteht, vor diese Frage gestellt: »Schwer wurde es mir nur, dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit zu entsagen. Ich hatte diese herrliche Phase des persönlichen Egoismus, diese poetische Anmaßung des Ichs, das sich ewig bejahen möchte, diesen Traum der Liebe, die kein Ende kennen will, sehr geliebt.« Trieb auch Nietzsche diese Liebe in den Egoismus dieser poetischen Anmaßung? Malwida unterwirft sich dem Gedanken an die persönliche Vergänglichkeit und mündet schließlich in eine ganz materialistische Darlegung der Wanderung der Atome ein. Sie läßt nur die Materie unbewußterweise unsterblich sein, sieht die Blume aus den Atomen eines Dichterhauptes entspringen. Und wie sie endlich Feuerbachs ›Wesen des Christentums‹ liest, da gesteht sie: »Aber das sind

ja Gedanken, die ich längst kenne: meine eignen Folgerungen, die ich nur nicht zu gestehen wagte.«

Eine andere Seite seines Innern mußte dies berühren: »In der Freundschaft und der Liebe ist es wohl wie in der Kunst. Es muß Geheimnis da sein. Das Kunstwerk, das uns nicht jedesmal, wenn wir uns darein versenken, neue Offenbarungen gibt, wird bald aufhören, uns anzuziehen. Das Wesen, dessen Seele uns nicht fortwährend neue Schätze erschließt, wird uns gleichgültiger werden. Die wahre Liebe, die wahre Freundschaft sind unzertrennlich von der unablässigen Enthüllung neuen inneren Reichtums.«

Auch ihre Naturschilderungen, ihr Erlebnis des Südens formte sein eigenes Sehen, sie nimmt bereits das voraus, was den impressionistischen Zauber seiner späteren Schriften, namentlich des ›Zarathustra‹ ausmacht. »Das Meer erschien mir nun in einem anderen Lichte wie zuerst. Ich sah seine tiefblauen Wellen sich in malerischen Felsenriffen, die mit üppigem Pflanzenwuchs, mit blühenden Myrten, mit strauchhoher Erika bedeckt sind, brechen ... Ich ruhte aus an klaren Bergströmen, die dem Meere zueilen und kleine Inseln umschließen, auf denen rote und weiße Oleanderbüsche wild blühen.« Aber auch für das Erlebnis der Bergwelt (anläßlich der Rückkehr aus Südfrankreich durch die Dauphiné) formt Malwida hier das Modell: »Ich sah hinauf zu den weißen Spitzen, die in den Strahlen einer kalten Sonne erglänzten, und es schien mir, als sähe ich mit diamantner Schrift mein Schicksal auf dem Eis verzeichnet ... ›Willst du die Aufgabe annehmen und nicht zurückschrecken vor den Opfern, die sie dir auferlegt?‹ ... ›Ja, ich nehme die Aufgabe an; ohne zu wanken will ich den einsamen Pfad gehen, den die verfolgen, welche die Wahrheit suchen‹.«

Mit dem Zarathustra-Titel »Von den Verwandlungen des Geistes« könnte man überschreiben: »Ich sah ein, daß ich nicht mehr das sanfte, nachgiebige Geschöpf war, das, um niemand zu verletzen, sich allem unterwarf ... ich sah ein, daß ich hinfort nur mein Gewissen zur Richtschnur nehmen und nur tun würde, was dasselbe mir vorschrieb.« Nietzsche brauchte noch Jahre, bis er zu dieser Bekenntnishärte durchfand, und gegenüber seinen Angehörigen in Naumburg verwischte er sein Anderssein stets wieder. Da mag ihm Malwida denn als ein »höheres Selbst« vorangeleuchtet haben, das er nie erreichte. In diesem Sinne blieb er an sie gebunden, blieb sie einer der wesentlichen Gesprächspartner, deren Ansichten er teilweise in das eigene Denken integrierte – oder sich polemisch dagegen wandte. Es ist gerade der ›Zarathustra‹, in dem sich die deutlichsten Spuren dieses Dialogs aufzeigen lassen. So finden wir den Grundgedanken der Rede »Vom bleichen Verbrecher« in Malwidas ergreifender Schilderung ihrer Erlebnisse mit dem französischen Revolutionär Barthélemy, den sie als edlen Charakter verehrte und der als Opfer seiner ungebändigten Leidenschaft dennoch zum Mörder wurde und den Tod durch den Strang erleiden mußte: »O gewiß, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, wie sie sein sollte, welche die Taten der Menschen nicht nach einem gemeinsamen Maßstabe, sondern nach der Natur des Täters, den innersten Motiven der Handlung und ihrer Wirkung auf ihn beurteilte, so hätte Barthélemy freigesprochen werden müssen um der Schmerzen willen, die ihn bestürmten, um der Buße willen, deren er fähig gewesen wäre!« Ein anderer Grundgedanke findet sich in der von Malwida zitierten Widmung, mit der Alexander Herzen seinem Sohne sein Buch ›Vom andern Ufer‹ überreichte: »Wir bauen nicht, wir zerstören; wir verkündigen keine neue Offenbarung, wir beseitigen nur die alte Lüge. Der gegenwärtige Mensch, ein trauriger pontifex maximus, kann nur die Brücke legen. Ein anderer, Unbekannter, Zukünftiger wird sie beschreiten. Bleibe Du nicht am alten Ufer; besser ist es, mit ihm

untergehen.« Von diesem Unbekannten, Zukünftigen sprach auch Malwida immer wieder, als von einem beispielhaft Werke-Schaffenden, bis sie in der Diskussion mit einer Freundin sogar bis zum Züchtungsgedanken vorstößt: »Mrs. Bell und ich kamen ... zu dem Schluß, daß es ein unermeßlicher Vorteil sein würde, wenn durch gesteigerte Bildung und Befähigung zu geistiger Produktion dem brutalen Zeugungstriebe eine edle, natürliche Schranke angelegt würde, und wenn weniger, aber edlere, vollkommenere Exemplare der menschlichen Gattung produziert würden. Wir erinnerten uns der Sage, daß eine Königin des Orients, ein geistig und körperlich vollendetes Wesen, zu Alexander dem Großen kam, um mit ihm einen Sohn zu zeugen, ein Bild vollendeter Menschheit, und wir kamen überein, daß nur so eine edlere Menschheit entstehen könne, wenn die höchsten Typen sich zusammenfänden und dem menschlichen Wesen mit vollem Kunstbewußtsein, als einem wahren Kunstwerk, das Leben gäben.« – »Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans mit einander paaren«, ließe sich aus ›Zarathustra‹ hier erweiternd anfügen! Ganz auf seine Bahn verwiesen, »das Eine zu tun«, mußte er sich bei den Worten fühlen: »Wir sprachen über die Kunst des Lebens überhaupt und wie wenige, selbst unter den Guten, es verstehen, das Leben vor Zersplitterung, vor Aufgehen in dem ›Verfänglichen des irdischen Geschwätzes‹ zu hüten und die flüchtige Zeit zu retten für das, was ›allein Not tut‹ im höchsten ethischen Sinn ... daß die höchste Aufgabe der Erziehung sein sollte, diese Kunst des Lebens auszubilden, damit das ganze Dasein nur ein fortwährendes Enthüllen und Ausarbeiten einer erhabenen Idee in uns würde, mit der wir uns selbst zum höchsten Kunstwerk umgestalten und das Leben von den Fesseln des ›Nichts in ewiger Bewegung‹ erlösen könnten.« Aus dieser Einstellung heraus sollte denn auch Malwida die treibende Kraft werden zur Preisgabe der Professur und Nietzsches »Opfer«, der Hinwendung zu seiner eigentlichen Aufgabe.

Völligen Gleichklang der Ansichten vernahm Nietzsche: »Dem Menschen ist nur das Individuum hochbedeutend; nach ihm mißt er die Bedeutung der Jahrhunderte, ihm reicht er den Kranz der Unsterblichkeit, in ihm liebt er die Menschheit.«

Auch in der Begeisterung für Dichter trafen sie sich, so wenn er lesen durfte: »Der einzige Ort, der mir gefiel, war der alte Schloßgarten (in Bad Homburg) ... Ich ging oft allein dahin, um zu lesen und mit besonderer Vorliebe damals die Werke eines Dichters, der in Deutschland wenig, im Ausland gar nicht bekannt ist. Es waren die Werke Friedrich Hölderlins«, und wie sie in fein einfühlender Weise an des Dichters Schicksal denkt, an sein Ende im Wahnsinn, wie es auch Lenau traf. Die große Gefahr des mit Phantasie überreich begabten Ausnahmemenschen, im Wahnsinn zu enden, war die Drohung, unter der auch Nietzsche 1876 bereits litt, »ein drohendes Gespenst, als Augenpunkt in der Horizontlinie so manches reich begabten schöpferischen Jünglingsgemüts«, wie sie es trefflich formuliert. Und in noch einer Neigung zu einem Dichter fühlte er sich bestätigt, wenn auch Malwida sich begeistert für »die am Born des Leidens selbst geschöpften Dichtungen des nach Dante größten und edelsten italienischen Dichters, Giacomo Leopardi«. Die Relation »Genie und Irrsinn« war durch Cesare Lombrosos 1864 erschienenes Werk in aller Schärfe gezeigt wordenB568, die Brüchigkeit der Genieexistenz war Nietzsche, nicht zuletzt durch das jüngst erlebte Schicksal des geliebten Robert Schumann, auch für ihn selber bewußt. Völlig betroffen mußte er darum von einem von Malwida zitierten Brief Alexander Herzens an sie sein, wo dieser bündig und auch für Nietzsche wegweisend eine Frage beantwortete, vor die er sich durch die ihn immer ärger bedrängende Krankheit nur allzubald gestellt fühlte: »Ich mache keine Ansprüche an das Leben mehr; aber das Leben macht noch Ansprüche an mich, und denen

entziehe ich mich nicht. Das Bewußtsein hiervon hielt mich zweimal vom Selbstmord zurück, dem ich mit der ruhigen Gewißheit ins Angesicht sah, daß ich das Recht habe, ihn zu begehen.«

In die gegenwärtige Situation hinein, in den jahrelang geübten Versuch, eine Synthese von Beruf und Berufung zu finden, einen Kompromiß zwischen innerem Müssen und äußerer Pflicht, mußte Malwidas Lebenserfahrung wie eine Mahnung klingen: »Ich empfand es tief, wie notwendig dem ausgeprägten Charakter die Unabhängigkeit ist, d. h. die Möglichkeit, sein äußeres Leben nach seinem innern Bedürfnis zu gestalten, sich selbst zu affirmieren in den Verhältnissen. Die Ruhe, die der Geist genießt, wenn er sich selbst gemäß leben darf, ist das einzig wahre unzerstörbare Glück.« Und was unabdingbar zu diesem Glück gehört, fügt sie unter dem Eindruck der Kunst und Persönlichkeit Wagners noch bei: »Nun war es mir aufs neue klar, daß ein Leben ohne Musik ein dürftiges sei, eine Wanderung durch die Wüste ohne die Erquickung des himmlischen Manna.« Derselbe Gedanke kehrt zwölf Jahre später noch in einem Brief Nietzsches wieder, daß das Leben ohne Musik »eine Strapaze« sei!

So erweisen sich die Memoiren der Malwida von Meysenbug als eine der für Nietzsche befruchtendsten Buchbekanntschaften, und es ist zu begreifen, daß er nun das Bedürfnis hatte, mit der Autorin recht bald in einem langen und tiefen direkten Gespräch zu verweilen. Dazu bestand zunächst eine beschränkte Aussicht durch das endliche Wiedersehen nach bald drei Jahren bei den Festspielen in Bayreuth im Juli-August 1876. Aber auch Malwida bedurfte eines geistigen Umgangs und entwickelte den Plan eines Urlaubsjahres in Italien, dem Nietzsche überraschend schnell und entschlossen zustimmen sollte.

Malwida ging es nur um die geistige Befreiung des jungen Freundes aus dem Zwang und der Not des Schuldienstes. Wie dringend der Urlaub auch aus der Lage von Nietzsches allgemeinem körperlichen Zustande war, überblickte sie aus der Ferne noch nicht – und in den Briefen hat Nietzsche gerade ihr gegenüber davon wenig gesagt, sehr im Gegensatz zu den Klagen, die er etwa nach Hause schrieb. Sie wußte eigentlich nur von der Augenschwäche, die er ihr gestehen mußte, um damit zu erklären, warum einige seiner Briefe nicht von seiner Hand geschrieben waren. Hätte sie schon damals die Situation im ganzen überblickt, sie hätte sicher dann schon nicht nur auf ein Urlaubsjahr, sondern auf die gänzliche Preisgabe der Professur gedrängt, wie sie es von 1877 an tun und 1879 endlich auch durchsetzen sollte, dann allerdings unterstützt von einem unheimlichen Bundesgenossen: der übermächtigen Krankheit und Hinfälligkeit von Nietzsches Körper.

Heinrich Köselitz

Die letzte und folgenreichste neue Bekanntschaft dieser Jahre war die mit *Heinrich Köselitz,* dem Nietzsche den Künstlernamen *Peter Gast* geben sollte, unter dem er auch in die Nietzsche-Forschung einging.

Köselitz ist der Mensch, der neben der Schwester am längsten und mit den geringsten Unterbrechungen sowohl mit Nietzsche selbst als auch über seinen Zusammenbruch und Tod hinaus mit dem Werk verbunden war und in entscheidender Weise das Nachleben im Werk beeinflußt hat. Er starb am 15. August 1918 und durfte also noch die grandiose Ausbreitung von Nietzsches Werken und die Übersteigerung seines Ansehens, an dem er maßgebend mitgearbeitet hatte, voll erleben. Köselitz ist eine der wenigen jüngeren – über neun Jahre jüngeren – Bekanntschaften Nietzsches. Zu einer echten Freundschaft, zur Intimität

eines »Du« kam es vielleicht schon darum nie, trotz aller Nähe und Intensität des Umgangs. Es blieb immer ein Rest, eine nicht beseitigte Hürde. So verharrte Köselitz stets in der Distanz eines verehrenden Schülers, als den er sich in den Briefen immer bezeichnet, und später in der Unterwürfigkeit eines Mitarbeiters, fast eher Gehilfen in Elisabeth Förster- Nietzsches Nietzsche-Archiv.

Genau das, was Nietzsche bei dem immerhin dreißig Jahre älteren Wagner voraussetzte, echte Freundschaft, konnte er einem Jüngeren gegenüber nicht geben, obwohl er zeitweise auf Köselitz' Dienste, Treue und Aufopferung völlig angewiesen war und manches Werk nur durch dessen fleißige Hilfe in die Druckerei bringen konnte.

Über Köselitz' Herkunft und geistige Grundlagen gibt Carl Fuchs in seinem »Thematikon zu Peter Gasts Oper ›Die heimliche Ehe‹« 1890 in einem biographischen Vorwort, das sich wohl auf direkte mündliche Auskünfte des Dargestellten stützen dürfte, temperamentvoll AuskunftB569: »Peter Gast ist (10. Januar) 1854 zu Annaberg in Sachsen geboren, jener alten Veste des Silberbergbaues auf dem Erzgebirge, nahe der böhmischen Grenze. Wie dort auf dem Gebirgskamm nord- und süddeutsches Wesen zusammenstoßen, so kommen auch in ihm selbst durch Abkunft beide Elemente zusammen: sein Vater (Industrieller und Vizebürgermeister) entstammt einer einheimischen Patrizierfamilie, seine Mutter ist eine Wienerin. Von Hause aus zum Forstwesen bestimmt, folgte er doch bald seinem innern Drange, der auf die Musik gerichtet war. 1872 ging er nach Leipzig. Neben philosophischen Studien widmete er sich hier der Ausbildung zum produzierenden Musiker. Einer der hervorragendsten Amtsnachfolger Sebastian Bachs, der Thomaskantor Professor E. F. Richter ... war sein Hauptlehrer. In jener Zeit, da noch ein hohes Gefühl der 70er Siege durch die Jugend ging, da die Hoffnung auf Verwirklichung der Bayreuther Bühnenfestspiele wuchs, da Schopenhauer und Wagner ernster und immer ernster genommen wurden und große Macht über schwärmerische Gemüter gewannen – in jener Zeit lernte Gast auch die ersten Kundgebungen Friedrich Nietzsches kennen ..., welche dadurch, daß sie an jene beiden, Schopenhauer und Wagner, anknüpften, zugleich aber weit über sie hinauswiesen, bestimmend für seinen Lebenslauf wurden. Er hatte die Empfindung, aus Nietzsche rede ein ganz Großer, ein Seher seines Volkes, eine dämonische Gewalt, deren Stimme er unmittelbar vernehmen müsse. Von diesem Verlangen getrieben, bezog er 1875 die Universität Basel, ... und erfreute sich der Lehre und Freundschaft dieses außerordentlichen Mannes. Tiefes Interesse wendete er außerdem den Personen und Denkweisen der Professoren Franz Overbeck und Jacob Burckhardt zu, dem ersteren als dem gründlichsten und vorurteilsfreiesten Kenner der Kirchengeschichte, dem letzteren als unübertroffenen Kunstkenner und als Geschichtsschreiber des sinkenden (konstantinischen) Altertums, wie auch der wiedererwachenden Renaissance. So, und später auf eigenen Wegen, erwarb Gast ein Verständnis der ganzen Entwicklung menschlichen Denkens, Fühlens und Anschauens, d. h. der Geschichte der Philosophie, der Religion und der Kunst, namentlich auch der bildenden Künste, sowie der antiken und modernen Literaturen, die ihn weit über das gewöhnliche Niveau der Kenntnisse und der allgemeinen Urteilskraft des Musikers ›von Fach‹ erhoben.«

In dieser kurzen Laudatio sind schon alle Ansatzpunkte für das Verständnis des Besonderen und Verbindenden in diesem Freundschaftsverhältnis, wie auch der Problematik von Köselitz' Nietzscheverehrung gegeben.

Seine erste Begegnung und den Umgang der ersten Zeit mit Nietzsche schildert Köselitz anschaulich selber im Vorwort zum IV. Band der »Gesammelten

Briefe«B570, welcher ausschließlich die Briefe Nietzsches an ihn enthält, leider nicht ohne »redaktionelle Überarbeitung«.

»Als ich 1872-74 unter dem Leipziger Thomaskantor Professor E. F. Richter Kontrapunkt und Komposition studierte, ward ich eines Tages von meinem Freund Widemann auf ein Buch hingewiesen, das ihn in höchstes Entzücken versetzt hatte. Es war Nietzsches ›Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik‹. Auch auf mich machte das Buch einen Eindruck ohne Gleichen ... und da wir noch erfüllt waren vom Studium Schopenhauers und der Schriften Wagners ... so glaubten wir nun auch in uns selbst manche der modernen Voraussetzungen zu besitzen, aus denen das Buch zu verstehen sei. Wie weit unser Verständnis reichte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls empfanden wir ...: die ›Geburt der Tragödie‹ ist ein Riesenprotest des künstlerischen und heroischen Menschen gegen die willenschwächenden, instinktauflösenden Konsequenzen unsrer alexandrinischen Kultur ... Als Nietzsche an David Strauß ein entsprechendes Exempel statuierte und dann in der II. Unzeitgemäßen dem ausdörrenden Geschichtsbetrieb sein Ideal der großen Geschichtsauffassung entgegenstellte, wuchs mit dem Verständnis seines Geistes unsre Bewunderung nur immer mehr und übertrug sich auch auf andere. Unter diesen war Widemanns Freund Ernst Schmeitzner. Er hatte den buchhändlerischen Beruf ergriffen.« Schmeitzner begründete 1874 seinen Verlag in Chemnitz, wohin Widemann mit ihm ging und ihn bestimmte, sowohl Nietzsches neue wie bisherigen Publikationen zu übernehmen, die Fritzsch preisgab, dazu auch noch Overbecks ›Christlichkeit unserer heutigen Theologie‹. »Im Sommer 1875 kam Freund Widemann zur Fortsetzung der Universitätsstudien wieder nach Leipzig; dort reifte in uns der Entschluß, Nietzsches wegen nach Basel zu gehen. Mit Empfehlungen Schmeitzners versehen, trafen wir über Bayreuth kommend Mitte Oktober 1875 in Basel ein ... Gelegentlich eines Büchereinkaufs fragten wir den uns Bedienenden nach einer Photographie Nietzsches, da solche von Basler Professoren im Schaufenster zu sehen waren ... Wie erstaunten wir aber, als man uns fragte ›Professor Nietzsche? – Gibt es einen solchen hier?‹ ... Als wir ihm bald darnach unsre Aufwartung machten, waren wir frappiert von seinem Aussehen. Ein Militärsmann! kein ›Gelehrter‹! ... Hatten wir uns den Verfasser des Anti-Strauß nicht ohne einige Schroffheit gedacht, so überraschte uns gerade seine Güte, sein inniger Ernst, die Abwesenheit jedes Sarkasmus ... Der Eindruck war der einer eminenten Selbstbeherrschung. Streng gegen sich, streng in prinzipiellen Dingen, war er im Urteil über Menschen dagegen von äußerstem Wohlwollen. Uns selbst sollte dieser Zug in ausgezeichneter Weise zu Gute kommen. Gleich der Empfang zeigte dies. ›Oh ich kenne die Herren bereits‹ sagte er mit heiterer Würde. Verwundert, wie wir zu dieser Ehre kämen, erfuhren wir, daß er zu gleicher Zeit wie wir in jenem Buchladen gewesen sei und uns sofort für die ihm schon durch Overbeck avisierten Freunde gehalten habe. Mit dieser Wendung war alle Befangenheit vorbei; die fernere Unterhaltung bewegte sich um unsre Studienpläne ... Als Hauptkollegien hatten wir belegt: bei Nietzsche ›Altertümer des religiösen Kultus der Griechen‹ und ›Geschichte der griechischen Literatur‹; bei Overbeck ›Geschichte der christlichen Literatur bis Eusebius‹; bei Burckhardt ›Griechische Kulturgeschichte‹ und ›Kunst des Altertums‹ ... Er verabredete mit uns Spaziergänge, deren erster mir in lebhafter Erinnerung geblieben ist: Overbeck nahm daran Teil. Ich selbst hielt meinen Freund Widemann für verwandter mit Nietzsche als mich, und gleichwohl, als wir so gingen, wurden aus dem Viergespräch zwei Zwiegespräche: Overbeck hatte sich zu Widemann, Nietzsche zu mir gefunden .... Das erste Thema, das ich als Musiker mit Nietzsche besprach, war der Streit Gluck-Piccini ... Nietzsche hielt einen Streit

zwischen zwei so entschiedenen Geschmäckern für rein unausfechtbar: ›der Kuckuck ... werde schwerlich zugeben, daß auch J-a ein angemessener Seelenausdruck sei‹ ... Einladungen zu Nietzsche, meist für den Abend, erhielten wir mehrmals in jenem Semester ... An solchen Abenden hatten wir auch das Glück, Nietzsche als Klavierspieler zu hören ... Nietzsches Anschlag war von großer Intensität, ohne doch hart zu sein, sein Spiel sprechend, polyphon, von mannigfaltigster Abstufung, so daß aus seinem Orchesterklang sich hier das Horn oder die Flöten und Geigen, dort Posaunen deutlich heraushoben ...

Nähere Beziehungen zu Nietzsche begannen für mich aber doch erst mit dem Moment, wo er mir mitteilte, es gebe von ihm eine angefangene, aber liegen gebliebene Unzeitgemäße Betrachtung über Richard Wagner. Dies war ungefähr Ende April 1876, als mich Freund Widemann seiner militärischen Verpflichtungen wegen verlassen hatte. Da Nietzsche sah, wie groß meine Begierde nach dem Wagner-Fragment war, gab er es mir mit nach Hause. Ich las und las mit wachsender Begeisterung, und als ich es ihm wieder einhändigte, konnte ich nicht verschweigen, wie ewig schade es wäre, wenn diese Betrachtung Torso bliebe. Er jedoch hielt die Schrift für zu persönlich, daher für unpublizierbar. Einige Tage später sagte er mir: ›Beim Hineinblick in das Heft kam mir der Einfall, ob ich nicht wenigstens Wagnern ein Vergnügen damit machen könnte, und zwar zum nächsten 22. Mai (Wagners 63. Geburtstag). Ich werde eine Abschrift davon nehmen lassen.‹ Ich erbot mich, sie zu fertigen, und brachte sie ihm. Sie schien ihm zu gefallen, ja sie belebte sein Interesse am eignen Werk soweit, daß er, anstatt die Abschrift nach Bayreuth zu senden, sie als Druckmanuskript für Schmeitzner bestimmte, die drei noch fehlenden Schlußkapitel im Juni hinzuschrieb und das Buch zu den ersten Bayreuther Festspielen als Festschrift erscheinen ließ. – Von dieser Zeit an war ich Nietzschen als Diktatschreiber (zuweilen auch als Vorleser) behülflich, anfangs immer noch selten, fast täglich aber erst im September 1876 bis er nach Sorrent ging, sodann im Wintersemester 77/78 bis zu meiner Abreise nach Venedig (April 78). Seit der IV. Unzeitgemäßen bis zu Ende 1888 habe ich bei der Drucklegung seiner nun folgenden Werke ausnahmslos auch jeden Korrekturbogen mitgelesen.«

Köselitz hat aber nicht nur die Korrekturbogen *mit*gelesen, er hat darüber hinaus kritisch, teilweise stilistisch, ja sogar am Ausdruck verbessernd, dazu Stellung genommen. Damit steht er der Malwida von Meysenbug gegenüber. Sie hat zwar nicht die Werke, aber manchen Gedanken in Nietzsche erzeugt, provoziert als Aneignung oder polemische Gegenposition, Köselitz hat *nach* der Gestaltwerdung im Werk mancherorts die letzte glättende Hand angelegt; ob immer zum Nutzen, ist eine Streitfrage der Nietzsche-Philologie und -Interpretation. Als historisch-biographisches Faktum ist es aber nicht anzuzweifeln.

Wenn die Schilderung von Köselitz zutrifft, daß er eigentlich die Publikation der IV. Unzeitgemäßen (›Richard Wagner in Bayreuth‹) erwirkt habe, und zwar gegen die in Nietzsche offenbar bereits mächtigen Zweifel, ob er jetzt noch berechtigt sei, eine solche Schrift der Öffentlichkeit zu übergeben, so wäre dieses erste Auftreten des »Jüngers« nach nur halbjähriger Bekanntschaft wirklich bedeutungsvoll genug, bedeutungsvoll für beide, weil es zum Ausgangspunkt einer zwar wechselvollen, aber unlösbaren Schicksalsverwobenheit werden sollte, die sich für Köselitz um den fragwürdigen Preis einer sekundären Berühmtheit, in dem völligen Verlust eines eigenen Lebensweges niederschlagen sollte, während Nietzsche eine wertvolle Stütze in mancherlei Beschwerlichkeiten seines äußeren Daseins gewonnen hatte; von der Bedeutung Köselitz' für das Nietzschebild von Jahrzehnten ist hier nicht zu reden.

So hatte Nietzsche in den Jahren seit 1872 einige getreue Weggefährten, teilweise sogar echte Freunde gefunden, so daß sein Abschied von Wagner, wie er sich in den nächsten Monaten vollziehen sollte, kein Weg in die Vereinsamung werden mußte und die langsame Loslösung aus dem bisherigen Halt damit möglich und ohne Gefahr vollziehbar wurde.

XVIII. Abschied von Bayreuth

Der jahrelang durchgehaltene Versuch, eine Synthese von Beruf und Berufung, Einordnung in ein bürgerliches Dasein mit der Freiheit der Existenz zu verbinden, erwies sich immer deutlicher als aussichtslos. Der rasch sich verschlechternde Gesundheitszustand ließ die von der immer klaffenderen inneren Spaltung verursachte Belastung ganz einfach nicht mehr zu. Stück um Stück, wenn auch sehr langsam, im Laufe von vollen drei Jahren, vollzieht sich nun der Abbau.

Vorsichtige Ökonomie der Kräfte

Zunächst erleichtert sich Nietzsche seine Lehrtätigkeit noch weiter, wie er am 16. Mai 1876 an Rohde schreiben konnte: »... ich strenge mich aber auch nicht an und habe ein paar alte fromme Pferdchen meinen Studenten vorgeführt, die ich halb im Schlafe reiten kann.« Es sind die Vorlesungen über die vorplatonischen Philosophen und Platons Leben und Lehre, im Seminar Hesiods ERGA; im Pädagogium liest er mit den Schülern außer der Alkestis des Euripides hauptsächlich Quellen zu Plato/Sokrates. Von einer weiter ausgreifenden eigenen Lektüre hören wir jetzt nichts. Hatte er im vorigen Wintersemester außer einer Menge Fachliteratur noch Rankes Englische Geschichte aus der Universitätsbibliothek bezogen, so holt er sich im Sommersemester nur noch, was er zur Vorbereitung seines Lehrprogrammes unbedingt brauchtB571.

Auch seine menschlichen Beziehungen reduziert er. In »Gesellschaften« geht er nicht mehr. Er verkehrt näher mit Köselitz, weil dieser ihm hilfreich ist, und mit Jacob Burckhardt kommt er fast täglich in der Schule zusammen, »im vertrautesten Verkehr«, wie er am 23. Mai an Rohde schreibt, dessen neuestes Buch ›Der griechische Roman und seine Vorläufer‹ er jetzt liest und mit Jacob Burckhardt bespricht. Es scheint, daß die beiden, ergänzend zu Burckhardts Kolleg über »Griechische Kulturgeschichte«B572 und im gemeinsamen Schüler Köselitz, noch einmal verbindende Gesprächsthemata gefunden haben. Dagegen dürften beide über Musik und insonderheit über Wagner geschwiegen haben, über den Burckhardt am 27. Februar als dem »Mörder der jetzigen Oper« geurteilt hatte (an Frh. v. Preen)B573.

Beinahe alle Bekanntschaften dieser Jahre hatten ein musikalisches Band, ja Nietzsche suchte immer wieder ausgesprochene Musikerbekanntschaften (unter anderem mit allen führenden Dirigenten seiner Zeit), nur zu Jacob Burckhardt, einem an sich grundmusikalischen Menschen, fehlte dieses Bindeglied. Die Möglichkeiten guten Einvernehmens waren im Gegenteil gerade vom musikalischen »Credo« her äußerst gefährdet. Wie sehr dies Nietzsche bewegte, zeigt eine Notiz in den Vorarbeiten zur IV. ›Unzeitgemäßen‹B574: »Die sich Zurückhaltenden, aus Desperation wie Jac. Burckhardt.« Diesen Dispositionspunkt hat Nietzsche dann nicht ausgeführt. Um eine offene Auseinandersetzung zu vermeiden?

Unmittelbar nach seiner Rückkehr von Genf schreibt Nietzsche am Karfreitag 14. April und am darauffolgenden Tag an Malwida v. Meysenbug, Erwin Rohde, Carl v.

Gersdorff, Heinrich Romundt – und Mathilde Trampedach –, dann schweigt er auch als Briefschreiber für einen Monat. An die Mutter in Naumburg wird wohl Elisabeth die Last der Korrespondenz übernommen haben. Erst am 11. Mai beginnt nochmals eine kurze Reihe von Briefen an Malwida v. Meysenbug, Dr. Carl Fuchs, Richard Wagner (zum Geburtstag am 22. Mai), und sogar zwei an Gersdorff und vier an Rohde! Das alles dominierende Thema ist Bayreuth, die ersten Festspiele im August 1876.

Daneben versank für ihn das ganze Weltgeschehen. Auch Jacob Burckhardt hatte auf den Semesterschluß Reisepläne, aber er hatte ernste Bedenken wegen ihrer Durchführbarkeit – von beidem mußte Nietzsche aus dem »vertrautesten Gespräche« wissen. Am 3. Juli schrieb Burckhardt an Friedrich v. Preen: »Ende Juli reise ich, wenn Österreich nicht Aufgebote erläßt, nach Tirol und dann nach Oberitalien ..., aber ich fürchte beinah, daß am 28. Juli die Welt schon ziemlich friedlos sein möchte, um nicht zu sagen: kriegerisch ... Sobald einmal das Schicksal der österreichischen Monarchie auf's hohe Meer hinaus geraten sollte, werden noch ganz andere Leute als unser einer ihre Ferienreisen suspendieren müssen.« Serbien und Montenegro hatten bereits im Juni mobilisiert und der Türkei den Krieg erklärt. Auch Rußland war begierig nach den türkischen Herrschaftsbereichen auf dem Balkan, wurde aber von der Drohung der Donaumonarchie vorläufig noch zurückgehalten. Es stand also kein geringer Konflikt bevor.

Auch in der baslerischen Politik waren die Gemüter erregt. Burckhardt schreibt weiter: »Heute ist hier großer Rat wegen des Brückenbaues, und noch weiß ich ... nicht, ob etwa die scheußlich steigende Brücke schon Majorität hat! Es ist ein rechtes Elend mit unserer Politik.« Es handelte sich um die vom niedrigeren Kleinbasler Ufer zum Münsterhügel ansteigende Wettsteinbrücke, wozu Burckhardt als Experte erklärteB575: »... ich habe nach bestem Dafürhalten mich gegen jede ansteigende und gegen jede hochgelegene Brücke erklärt, weil der wichtigste Anblick, den unsere Stadt gewährt, damit auf alle Zeiten verunstaltet würde.«A91 Von all dem verspüren wir bei Nietzsche gar nichts. Sein Blick ist auf Bayreuth gebannt, nicht aus Festfreude und -erwartung, sondern weil ein in ihm sich zuspitzender Konflikt hier zum Austrag kommen mußte.

Am 16. Mai fragt er bei Rohde an, ihm die Plätze für einen Zyklus für Köselitz zu überlassen, »der als ein Würdiger und wahrhaft Lernender unter dem Chaos der Bayreuther Festgäste sitzen würde«. Rohde antwortet darauf am 18. Mai: »... ein Wort über Deinen Musicum. Meine *doppelte* Patronschaft hat sich leider als ein Mißverständnis enthüllt ... Aber vielleicht könnten wir dem Braven *so* zu einem einmaligen Anhören der vier Stücke verhelfen, daß wir die erforderlichen 100 Taler zusammenschießen.« Wie überflüssig diese Sorge war, weil es ohnehin noch genügend freie Plätze gab, konnte Nietzsche jetzt noch nicht ahnen. Köselitz kam denn auch ohne Rohdes Hilfe zu den Aufführungen.

Ebenso bleibt vorderhand die literarische Tätigkeit an das Thema Bayreuth gebunden, und sie bleibt dabei verhältnismäßig gering. Mit Köselitz' Hilfe ist der schon im vorigen Jahre entstandene Großteil der IV. Unzeitgemäßen am 30. Mai in die Druckerei abgegangen. Den noch fehlenden Schluß entwirft Nietzsche über ein Wochenende im ruhigen nahe gelegenen Badeort Badenweiler bei Müllheim am 17./18. Juni.

Er braucht die äußere Ruhe dazu, denn er muß sich diese Schrift gegen einen immer heftiger werdenden inneren Widerspruch abringen. Dennoch verhält sich dank vielfacher vorsichtiger Zurückhaltung die Gesundheit bis gegen Mitte Juni wenn auch schwankend so doch vorwiegend erträglich; jedenfalls bedingt sie keine Absenzen

von der Lehrtätigkeit. Die rasch näher rückende entscheidende Begegnung und die damit verbundene seelische Spannung fordern aber endlich doch ihren Tribut. Am 7. Juli muß er Rohde berichten: »... es geht mir wieder, seit 3-4 Wochen miserabel, und ich muß sehen, mich *bis* und vor allem *durch* Bayreuth durchzuschlagen.«

Das Wagnis der ›IV. Unzeitgemäßen Betrachtung‹

Um den 10. Juli kommt die IV. Unzeitgemäße Betrachtung ›Richard Wagner in Bayreuth‹ im Verlage von Schmeitzner heraus. Nietzsche gibt wie gewöhnlich dem Verleger Anweisung, an welche Personen seines Freundes- und Bekanntenkreises Exemplare direkt zu senden sind; es sind insgesamt einundzwanzig. Einigen der Adressaten schreibt er außerdem einen Brief, selbstverständlich auch dem, dem die Schrift schon durch den Titel gewidmet ist: Richard Wagner. Aber gerade hier fiel es ihm so furchtbar schwer, bangte er darum, ob Wagner die Zwiespältigkeit, mehr noch das Krampfhafte dieses »Bekenntnisses« herausfühlen würde und es ihm übelnähme. Nietzsche nahm in mehreren Entwürfen den Anlauf zu diesem Brief, in denen er den Gedanken des Zweifels formte und vorweg Abbitte tat. Auch an wen er sich wenden soll, schwankt er: an Cosima als Fürbitterin, an Wagner direkt, oder an beide zugleich? Es sind teilweise sehr ähnliche Formulierungen desselben Grundgedankens, welche diese Entwürfe zusammenhaltenB576: »Möchte es mir gelungen sein, in dieser Schrift hier und da etwas zu sagen, was Ihnen und mir gemeinsam ist ... Diesmal bleibt mir nichts übrig als Sie zu bitten: lesen Sie diese Schrift als ob sie nicht von Ihnen handelte und als ob sie nicht von mir wäre ... Wie Sie selber diese Bekenntnisse aufnehmen werden, kann ich diesmal gar nicht erraten. Meine Schriftstellerei bringt für mich die unangenehme Folge mit sich, daß jedesmal, wenn ich eine Schrift veröffentlicht habe, irgend etwas in meinen persönlichen Verhältnissen in Frage gestellt wird und erst wieder, mit einem Aufwand von Humanität, eingerenkt werden muß ... Überlege ich, was ich diesmal gewagt habe, so wird mir hinterdrein schwindlig und befangen zu Mute, und es will mir wie dem Reiter auf dem Bodensee ergehen.«

Was dann wirklich in dem Brief an Wagner stand, bleibt uns leider verborgen; man hat in Wahnfried gründlich »aufgeräumt«. Was Nietzsche gewagt, und zwar gegen sich gewagt, sich abgerungen hatte, erhellt erst, wenn man die bereits um Jahre zurückliegenden Notizen zum Thema »Wagner« heranzieht, die im Nachlaß blieben. Schon im Januar 1874, als das ganze Bayreuther Unternehmen ernstlich zu scheitern drohte, war Nietzsche von der Fragestellung ausgegangenB577: »Das erste Problem Wagners: ›warum bleibt die Wirkung aus, da *ich* sie empfange?‹«, und Nietzsche versucht verschiedene Antworten. So: »... die Musik ist nicht viel wert, die Poesie auch nicht, das Drama auch nicht, die Schauspielkunst ist oft nur Rhetorik – aber alles ist im Ganzen eins und auf einer Höhe«, und er sieht jetzt schon als Kern des Wagnerschen Wesens die Anlage zum Mimen, was jetzt allerdings noch nicht den Beigeschmack unbedingter Geringschätzung hat, wie in der Spätschrift ›Der Fall Wagner‹ 1888, aber auch kein Lob des Komponisten bedeutet, sondern mehr als eine »wertfreie« Feststellung psychologisch-wissenschaftlicher Analyse angenommen werden muß: »Die eine Eigenschaft Wagners: Unbändigkeit, Maßlosigkeit, er geht bis auf die letzte Sprosse seiner Kraft, seiner Empfindung. – Die andre Eigenschaft ist eine große schauspielerische Begabung, die versetzt ist, die sich in andern Wegen Bahn bricht als auf dem ersten nächsten: dazu nämlich fehlt ihm Gestalt, Stimme und die nötige Bescheidung ... Wenn Goethe ein versetzter

Maler, Schiller ein versetzter Redner ist, so ist Wagner ein versetzter Schauspieler. Er nimmt besonders die Musik hinzu.«

In dieser Einschätzung wußte sich Nietzsche in Übereinstimmung, wenn nicht gar unter dem Einfluß Malwida v. Meysenbugs, die denselben Eindruck hatte und es noch spät, 1898, allerdings in höchst positiver Meinung im ›Lebensabend einer Idealistin‹ sagtB578: »Unvergleichlich schön war es, wenn Wagner Shakespeare vorlas; es schien, als verstände man den großen Dramatiker nun erst ganz, und ich sagte einmal im Scherz zu Wagner, er habe seinen Beruf verfehlt, er hätte Schauspieler werden müssen, um Shakespeare zu spielen ...« Nietzsche sah dagegen deutlich die Gefahren, welche hinter dieser Begabung lauertenB579: »Die Gefahr der Affektmalerei ist für den Künstler außerordentlich. Das Berauschende, das Sinnliche, Ekstatische, das Plötzliche, das Bewegtsein um jeden Preis – schreckliche Tendenzen!« ... »Unmäßigkeit und Schrankenlosigkeit galt ihm wohl als Natur.« ... »Man muß nicht unbillig sein und nicht von einem Künstler die Reinheit und Uneigennützigkeit verlangen, wie sie ein Luther u.s.w. besitzt. Doch leuchtet aus Bach und Beethoven eine reinere Natur. Das Ekstatische ist bei Wagner oft gewaltsam und nicht naiv genug, zudem durch starke Kontraste zu stark in Szene gesetzt.« ... »Exzesse der bedenklichsten Art im Tristan, zum Beispiel die Ausbrüche am Schluß des zweiten Aktes.« Und er bezeichnet es als »ein Glück, daß Wagner nicht auf einer höhern Stelle, als Edelmann, geboren ist und nicht auf die politische Sphäre verfiel«. Über Wagners Werdegang notiert er: »Die Jugend Wagners ist die eines vielseitigen Dilettanten, aus dem nichts Rechtes werden will.« ... »Keiner unserer großen Musiker war in seinem 28. Jahre noch ein so schlechter Musiker wie Wagner«, und er sieht Wagners Schwächen: »Der Tyrann läßt keine andre Individualität gelten als die seinige und die seiner Vertrauten. Die Gefahr für Wagner ist groß, wenn er Brahms u.s.w. nicht gelten läßt: oder die Juden.«

»Seine Begabung als Schauspieler zeigt sich darin, daß er es *nie* im persönlichen Leben ist. Als Schriftsteller ist er Rhetor, ohne die Kraft, zu überzeugen.« ... »In seinen Wertschätzungen der großen Musiker gebraucht er zu starke Ausdrücke, zum Beispiel nennt er Beethoven einen Heiligen .... Er erregt Mißtrauen durch sein Lob wie durch seinen Tadel. Das Zierliche und Anmutige sowie die reine Schönheit, der Wiederglanz einer völlig gleichschwebenden Seele geht ihm ab: aber er sucht sie zu diskreditieren.« Hier zeigt Nietzsche bereits den Grund auf zu den fundamentalen Differenzen seiner späteren Ästhetik gegenüber der wagnerisch-romantischen Kunstauffassung: »Eine besondere Form des Ehrgeizes Wagners war es, sich mit den Größen der Vergangenheit in Verhältnis zu setzen ... Nur zur Renaissance fand er kein Verhältnis.« ... »Wie erwarb sich Wagner Anhänger? ... Alle Arten von Unzufriednen, die bei jedem Umsturz etwas für sich zu gewinnen hoffen. Menschen, die für jeden sogenannten ›Fortschritt‹ schwärmen. Solche die sich bei der bisherigen Musik langweilten, und nun ihre Nerven kräftiger bewegt fanden.« Das wirkt sich im Werk aus, worüber Nietzsche kritisch bemerkt: »Wagners Kunst ist überfliegend und transzendental, was soll unsre arme deutsche Niedrigkeit damit anfangen! Sie hat etwas wie Flucht aus dieser Welt, sie negiert dieselbe, sie verklärt diese Welt nicht. Deshalb wirkt sie nicht direkt moralisch, indirekt quietistisch ... Das scheint aber das Los der Kunst zu sein, in einer solchen Gegenwart, sie nimmt der absterbenden Religion ein Teil ihrer Kraft ab. Daher das Bündnis Wagners und Schopenhauers ... Der Schopenhauerische ›Wille zum Leben‹ bekommt hier seinen Kunstausdruck: dieses dumpfe Treiben ohne Zwecke, diese Ekstase, diese Verzweiflung, dieser Ton des Leidens und Begehrens, dieser Akzent der Liebe und der Inbrunst. Selten ein heitrer Sonnenstrahl, aber viel magische Zaubereien der

Beleuchtung ... Ob wohl ein Mensch besser zu werden vermag durch diese Kunst und durch Schopenhauers Philosophie?«

Das alles schon 1874! Aber selbst noch in den unmittelbaren Vorarbeiten zur IV. Unzeitgemäßen findet sich ein Passus, in dem sich Nietzsche warnend sowohl an Wagner wie gegen sich selber richtetB580: »Ich will ... darauf aufmerksam machen, daß es überaus nahe liegt und deshalb gefährlich ist, Wagner nicht als Künstler zu verstehen, oder anders ausgedrückt: aus seinen Kunstwerken bestimmte Winke über die Gestaltung des Lebens entnehmen zu wollen. Es liegt so nahe, weil Wagner selber in verschiedenen Perioden den Versuch gemacht hat, bestimmte Antworten auf die Frage nach dem Zusammenhang seiner Kunst mit dem Leben zu finden.« Und gerade das tut nun Nietzsche mit seiner Unzeitgemäßen Betrachtung IV! Er inthronisiert Wagner als *den* Kulturerneuerer, das Ereignis Bayreuth als *den* Ausgangspunkt, von dem eine ganz neue Lebensauffassung, eine ganz neue Art Menschen, eine in sich stimmige »Kultur« notwendigerweise ausgehen müsseB581. »Damit ein Ereignis Größe habe, muß zweierlei zusammenkommen: der große Sinn derer, die es vollbringen, und der große Sinn derer, die es erleben ... In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswert ... So werden alle die, welche das Bayreuther Fest begehen, als unzeitgemäße Menschen empfunden werden: sie haben anderswo ihre Heimat als in der Zeit, und finden anderwärts sowohl ihre Erklärung als ihre Rechtfertigung.« ... »Nur als denen, welche auf diese Stimme hören, wird uns auch der große Blick zu Teil, mit dem wir auf das Ereignis von Bayreuth hinzusehn haben: und nur in diesem Blicke liegt die große Zukunft jenes Ereignisses.«

Über die ganze Schrift verstreut finden sich Beiträge, Einzelzüge zu einem Wesensbild Wagners, das Nietzsche zu entwerfen versucht. Er tut es tastend, einigermaßen unsystematisch, es ist nicht das Hauptthema der Arbeit, aber gerade diese Partien drängten zur Darstellung: sie sind besonders bekenntnishaft, und sie scheinen in verräterischer Weise aus dem Blick in das eigene Innere gewonnen zu sein. Nietzsche »entwirft« sich selbst, wie er es schon in der III. Unzeitgemäßen über ›Schopenhauer‹ getan hatte.

›Richard Wagner in Bayreuth‹ ist eine tiefernste Schrift, und es ist nicht übertrieben, wenn Nietzsche dabei das Bewußtsein des Wagnisses hatte, dies um so mehr, als er damit fordernd an Richard Wagner herantritt, dem hier aufgestellten Bilde zu entsprechen, die Eigenschaften, die Größe zu haben, der Präger einer neuen Kultur zu sein, wenigstens sein zu wollen, als den ihn – allen längst gehegten Zweifeln zum Trotz – Nietzsche wie in einem Leitbild entwirft.

Zu voller Klarheit bringt Nietzsche die wahre Lage der III. und IV. Unzeitgemäßen Betrachtung 12 Jahre später im ›Ecce homo‹B582: »Daß die mit den Namen Schopenhauer und Wagner abgezeichneten Unzeitgemäßen sonderlich zum Verständnis oder auch nur zur psychologischen Fragestellung beider Fälle dienen könnten, möchte ich nicht behaupten ... Jetzt, wo ich aus einiger Ferne auf jene Zustände zurückblicke, deren Zeugnis diese Schriften sind, möchte ich nicht verleugnen, daß sie im Grunde bloß von mir reden. Die Schrift ›Wagner in Bayreuth‹ ist eine Vision meiner Zukunft; dagegen ist in ›Schopenhauer als Erzieher‹ meine innerste Geschichte, mein *Werden* eingeschrieben. Vor allem mein *Gelöbnis! ... Was* ich heute bin, *wo* ich heute bin – ... Hier ist jedes Wort erlebt, tief, innerlich; es fehlt nicht am Schmerzlichsten, es sind Worte darin, die geradezu blutrünstig sind.« Und so sieht er in ›Richard Wagner in Bayreuth‹ diesen Nietzsche-Wagner: »Sobald seine geistige und sittliche Mannbarkeit eintritt, beginnt auch das Drama seines Lebens ... Seine Natur erscheint in furchtbarer Weise vereinfacht, in zwei Triebe oder Sphären auseinandergerissen. Zuunterst wühlt ein heftiger Wille in jäher Strömung, der

gleichsam auf allen Wegen, Höhlen und Schluchten ans Licht will und Macht verlangt ... Ein mächtiges Streben, dem immer wieder ein Einblick in seine Erfolglosigkeit gegeben wird, macht böse ... Der, welcher vom Streben nicht lassen kann, ... wird gleichsam unterschwürig und daher reizbar und ungerecht ... ja, er kann in leidenschaftlichem Hasse alle Welt als schuldig behandeln ... Selbst unter denen, welche nur der eignen sittlichen Reinigung nachjagten, unter Einsiedlern und Mönchen, finden sich solche verwilderte und über und über erkrankte, durch Mißlingen ausgehöhlte und zerfressene Menschen.« ... »Man braucht es kaum auszusprechen: es liegt der Hauch des Tragischen auf diesem Leben. Und jeder, der aus seiner eignen Seele etwas davon ahnen kann, jeder, für den der Zwang einer tragischen Täuschung über das Lebensziel, das Umbiegen und Brechen der Absichten, das Verzichten und Gereinigt-werden durch die Liebe keine ganz fremden Dinge sind, muß in dem, was Wagner uns jetzt im Kunstwerke zeigt, ein traumhaftes Zurückerinnern an das eigne heldenhafte Dasein des großen Menschen fühlen.« ... »Nie ist Wagner mehr Wagner, als wenn die Schwierigkeiten sich verzehnfachen und er in ganz großen Verhältnissen mit der Lust des Gesetzgebers walten kann.« Auch auf sein Grundverhältnis zu »Freunden« wirft Nietzsche ein Licht, wenn er an Wagner hervorhebt: »Ihm allein wiederum werden die Unterworfenen, seine Freunde und Anhänger, nicht zur Gefahr, zur Schranke ... Er ging immer mitten durch sie hindurch und ließ sich nicht binden; sein Weg ist überdies zu lang gewesen, als daß ein einzelner so leicht ihn von Anfang an hätte mitgehen können: so ungewöhnlich und steil, daß auch dem Treuesten wohl einmal der Atem ausging. Fast zu allen Lebenszeiten Wagners hätten ihn seine Freunde gern dogmatisieren mögen; und ebenfalls, obwohl aus andern Gründen, seine Feinde.« Und wie eine Vision des eigenen Weges mutet die Stelle an: »Im allgemeinen ist aber der hülfreiche Drang des schaffenden Künstlers zu groß, der Horizont seiner Menschenliebe zu umfänglich, als daß sein Blick an den Umzäunungen des nationalen Wesens hängen bleiben sollte. Seine Gedanken sind, wie die jedes guten und großen Deutschen, überdeutsch, und die Sprache seiner Kunst redet nicht zu Völkern, sondern zu Menschen. – Aber zu *Menschen der Zukunft.*«

Den Hauptteil der Schrift bildet eine Erhöhung der Bedeutung von Bayreuth, teilweise gesteigert durch das Gegenbild hart kritisierter Kultur- und namentlich der Theaterzustände der Zeit, einschließlich das »normale« Publikum: »Es ist gar nicht möglich, die höchste und reinste Wirkung der theatralischen Kunst herzustellen, ohne nicht überall, in Sitte und Staat, in Erziehung und Verkehr, zu neuern ... Seltsame Trübung des Urteils, schlecht verhehlte Sucht nach Ergötzlichkeit, nach Unterhaltung um jeden Preis, gelehrtenhafte Rücksichten, Wichtigtun und Schauspielerei mit dem Ernst der Kunst von Seiten der Ausführenden, brutale Gier nach Geldgewinn von Seiten der Unternehmenden, Hohlheit und Gedankenlosigkeit einer Gesellschaft, welche an das Volk nur so weit denkt, als es ihr nützt oder gefährlich ist, und Theater und Konzerte besucht, ohne je dabei an Pflichten erinnert zu werden – dies alles zusammen bildet die dumpfe und verderbliche Luft unserer heutigen Kunstzustände ... Ein Mittel, sich in Kürze davon zu überzeugen, wie gemein, und zwar wie absonderlich und verzwickt gemein, unsre Theater-Einrichtungen sind: man halte nur die einstmalige Wirklichkeit des griechischen Theaters dagegen! ... und selbst jetzt gibt es Menschen, denen die bisherigen Einrichtungen nicht genügen – eben dies beweist die Tatsache von Bayreuth. Hier findet ihr vorbereitete und geweihte Zuschauer, die Ergriffenheit von Menschen, welche sich auf dem Höhepunkte ihres Glückes befinden und gerade in ihm ihr ganzes Wesen zusammengerafft fühlen, um sich zu weiterem und höherem Wollen bestärken zu lassen; hier findet ihr die

hingebendste Aufopferung der Künstler und das Schauspiel aller Schauspiele, den siegreichen Schöpfer eines Werkes, welches selber der Inbegriff einer Fülle siegreicher Kunst-Taten ist ...« ... »Für uns bedeutet Bayreuth die Morgen- Weihe am Tage des Kampfes ... Man kann nicht glücklich sein, so lange um uns herum alles leidet und sich Leiden schafft; man kann nicht sittlich sein, so lange der Gang der menschlichen Dinge durch Gewalt, Trug und Ungerechtigkeit bestimmt ist; man kann nicht einmal weise sein, so lange nicht die ganze Menschheit im Wetteifer um Weisheit gerungen hat und den einzelnen auf die weiseste Art ins Leben und Wissen hineinführt ... Die Kunst ist freilich keine Lehrerin und Erzieherin für das unmittelbare Handeln; der Künstler ist nie in diesem Verstande ein Erzieher und Ratgeber ... Aber gerade darin liegt die Größe und Unentbehrlichkeit der Kunst, daß sie den Schein einer einfacheren Welt, einer kürzeren Lösung der Lebens-Rätsel erregt ... Der einzelne soll zu etwas Überpersönlichem geweiht werden – das will die Tragödie.«

Welche Bedeutung in dieser modernen Tragödie der Musik zukommt, dem schenkt Nietzsche breiten Raum: sie wurde notwendig, weil die Sprache dauernd überfordert und damit endlich erschöpft wurde, »so daß sie nun gerade *das* nicht mehr zu leisten vermag, wessentwegen sie allein da ist: um über die einfachsten Lebensnöte die Leidenden miteinander zu verständigen: Wenn nun, in einer solchermaßen verwundeten Menschheit, die Musik unsrer deutschen Meister erklingt, was kommt da eigentlich zum Erklingen? Eben nur die richtige Empfindung, die Feindin aller Konvention, aller künstlichen Entfremdung und Unverständlichkeit zwischen Mensch und Mensch.« ... »Es ist die Stimme der Kunst Wagners, welche so zu den Menschen spricht. Daß wir Kinder eines erbärmlichen Zeitalters ihren Ton zuerst hören dürfen, zeigt ... daß wahre Musik ein Stück Fatum und Urgesetz ist ... über dem Werden des wirklichen Wagner liegt eine verklärende und rechtfertigende Notwendigkeit.«

Mitten in diesen Päan, in dem er Wagner mit Aeschylus an Größe und Bedeutung gleichsetzt (an anderer Stelle mit Demosthenes' Wirkung auf das Volk), leuchtet unvermittelt als Begründung für diese »Notwendigkeit« der zweischneidige Gedanke auf: »Wenn man versucht hat, die großartigsten Entwicklungen aus inneren Hemmungen oder Lücken herzuleiten« (Beispiele Goethe, Schiller, Reformatoren) »wenn man in ähnlicher Weise Wagners Entwicklung mit einer solchen inneren Hemmung in Verbindung setzen wollte, so dürfte man wohl in ihm eine schauspielerische Urbegabung annehmen, welche es sich versagen mußte, sich auf dem nächsten trivialsten Wege zu befriedigen, und welche in der Heranziehung aller Künste zu einer großen schauspielerischen Offenbarung ihre Auskunft und ihre Rettung fand.« Diese Anlage wies Wagner unausweichlich auf den Weg, den Nietzsche jetzt noch als einen möglichen, einen zu rechtfertigenden hinnimmt: das Theater. Das ist der Punkt, den er im Ecce homoB583 dann als »Gesamtabirrung meines Instinkts« bezeichnen sollte: »Das eigentliche Leben Wagners ... war zugleich ein unausgesetzter Kampf mit sich selbst ... Als der herrschende Gedanke ... in ihm aufstieg, daß vom Theater aus eine unvergleichliche Wirkung, die größte Wirkung aller Kunst ausgeübt werden könne, riß er sein Wesen in die heftigste Gärung.« Was Wagner hier vorfindet, ist die Große Oper Meyerbeers. Zunächst eignet er sich die dort entwickelten Kunstmittel an, bedient er sich ihrer »Effekte« (Rienzi). Zwei Grundkräfte bewegen Wagner: der Wille zur »Wirkung« um jeden Preis, und der Wille zur Läuterung der Mittel in einem idealen Kunstwerk. Aus dieser Dualität entwickelt Nietzsche nun Wagners Weg. Eine solche Betrachtungsweise war ihm aufgegeben wie keinem anderen, litt er doch selber unter derselben Spannung!

Wagner verläßt diese Große Oper (mit dem ›Fliegenden Holländer‹): »Ihm schauderte bei der Erinnerung, auf wen er bisher hatte wirken wollen. Von seinem Erlebnis aus verstand er die ganze schmachvolle Stellung, in welcher die Kunst und die Künstler sich befinden: wie eine seelenlose oder seelenharte Gesellschaft, welche sich die gute nennt und die eigentlich böse ist, Kunst und Künstler zu ihrem sklavischen Gefolge zählt, zur Befriedigung von Scheinbedürfnissen.« Nietzsche beleuchtet hier erstmals scharf die Problematik der Existenz des »Künstlers« als einer sublimen Art von Hofnarren einer gerade herrschenden Gesellschaft. Differenzierter gesehen und dargestellt hat diese tragische Verstrickung erst in neuerer Zeit wieder Walter Muschg in seiner ›Tragischen Literaturgeschichte‹B584; er stellt einerseits als die großen Gestalten, Propheten, Magier und Seher in Opposition zur allzu, menschlichen Umgebung und weist anderseits die Abhängigkeit der von ihm als »Poeten« Bezeichneten auf. In der IV. Unzeitgemäßen, *vor* der Erfahrung mit dem wirklichen Bayreuth, räumt Nietzsche Wagner auch noch die souveräne oppositionelle Stellung ein und gesteht damit der Kunst ganz allgemein eine Möglichkeit zu, die er, *nach* der enttäuschenden Erfahrung von Bayreuth, ihr radikal abspricht und nur noch beim einsamen Philosophen geborgen wissen will. Jetzt sieht er in der Kunst noch einen Bundesgenossen und in Wagner einen ihrer mächtigsten Vertreter zur Verwirklichung seines eigenen Heilsprogrammes als »Arzt der Kultur«. In seiner IV. Unzeitgemäßen glaubt er noch – oder vielmehr postuliert er –, daß Wagner sich ein neues Publikum schaffe, eine eigentliche »Gemeinde«: das »Volk«, indem er ihm die einst vom Volk geschaffenen Mythen in neuer, künstlerisch gesteigerter Form zurückgibt. Über den vorläufigen Erfolg dieses Rufes glaubt Nietzsche: »Wie er so in der Stille sein größtes Werk förderte ... geschah einiges, was ihn aufhorchen ließ: die *Freunde* kamen, eine unterirdische Bewegung vieler Gemüter ihm anzukündigen – es war noch lange nicht das ›Volk‹ ... aber vielleicht der Keim ... einer in ferner Zukunft vollendeten, wahrhaft menschlichen Gesellschaft.« Vorderhand gerieten seine Werke aber in die Hände der Theater-Routiniers: »...man nahm überall, auch von Seiten der Aufführenden und Vortragenden, seine Kunst wie jede andre Bühnenmusik hin, nach dem widerlichen Rezeptier-Buch des Opernstiles, ja man schnitt und hackte seine Werke, dank den gebildeten Kapellmeistern, geradewegs zur Oper zurecht.« ... »Als sich nun während des deutschen Krieges eine großartigere, freiere Strömung der Gemüter zu bemächtigen schien, erinnerte sich Wagner seiner Pflicht der Treue, um wenigstens sein größtes Werk vor diesen mißverständlichen Erfolgen und Beschimpfungen zu retten und es in seinem eigensten Rhythmus zum Beispiel für alle Zeiten hinzustellen: so erfand er den Gedanken von Bayreuth.« Bayreuth ist also ein »Anti-Theater«, ein lebendiger Protest gegen die Theaterroutine – und gegen das gewöhnliche Publikum. Zart und scheu führt Nietzsche dann den Grund seiner besondern Befähigung des Verständnisses ein: »Jeder, der aus eigener Seele etwas davon ahnen kann ...« Und ebenso fein meldet Nietzsche den Anspruch auf seinen eigenen Weg, auf seine eigene, in anderer Richtung zielende Bedeutung an: »Vielleicht könnte ein Philosoph etwas ganz Entsprechendes ihm zur Seite stellen, das ganz ohne Bild und Handlung wäre und bloß in Begriffen zu uns spräche: dann hätte man das Gleiche in zwei disparaten Sphären dargestellt: einmal für das Volk und einmal für den Gegensatz des Volkes, den theoretischen Menschen.« Nietzsche will also ergänzend neben Wagner treten, als Gleichbedeutender: »Wenn der Philosoph sagt, es ist *ein* Wille, der in der belebten und unbelebten Natur nach Dasein dürstet, so fügt der Musiker hinzu: und dieser Wille will, auf allen Stufen, ein tönendes Dasein.« Hier geht die Philosophie bereits der Musik voraus! Warum aber

gerade sie beide – Wagner und Nietzsche – sich ergänzen können, eröffnet er anschließend: »Die Musik hatte vor Wagner ... enge Grenzen; sie bezog sich auf bleibende Zustände des Menschen, auf das, was die Griechen Ethos nennen, und hatte mit Beethoven erst begonnen, die Sprache des Pathos, des leidenschaftlichen Wollens, der dramatischen Vorgänge im Innern des Menschen zu finden.« *Pathos* im griechischen Sinne, als Leidenschaft, als Fähigkeit des Erlebens, ist das Anliegen der Nietzscheschen Philosophie, ihr Ursprung; »Pathos« wird als ein Haupt-Agens spätestens von der ›Morgenröte‹ an und bis zum ›Hymnus an das Leben‹ in den Vordergrund seines Denkens gerückt werden, als Gegensatz zu »nur« kontemplativer Philosophie.

So hat Nietzsche bereits in ›Richard Wagner in Bayreuth‹ auch hierin sich selbst entworfen, seinen Weg vorgezeichnet. In der Grundlegung von Wagners Musik – und seiner eigenen Philosophie – auf Pathos erkennt Nietzsche, richtig, die Kluft, über die Jacob Burckhardt nicht hinwegkommt: »Denn, wenn irgend etwas seine Kunst gegen alle Kunst der neueren Zeiten abhebt, so ist es dies: sie redet nicht mehr die Sprache der Bildung einer Kaste ... von Gebildeten ... Damit stellt sie sich in Gegensatz zu aller Kultur der Renaissance, welche bisher uns neuere Menschen in ihr Licht und ihren Schatten eingehüllt hat.«

Es ist der Bruch mit der Klassik, der Aufbruch in ein Menschsein jenseits von gut und böse, das Nietzsche hier schon ankündigt: »Daß die Leidenschaft besser ist als der Stoizismus und die Heuchelei, daß Ehrlich-sein, selbst im Bösen, besser ist, als sich selber an die Sittlichkeit des Herkommens verlieren, daß der freie Mensch sowohl gut als böse sein kann, daß aber der unfreie Mensch eine Schande der Natur ist ... daß jeder, der frei werden will, es durch sich selber werden muß ... Wie schrill und unheimlich dies auch klingen möge: es sind Töne aus jener zukünftigen Welt.« Solche »Freien« hat Wagner gestaltet im Wotan, der Brünnhilde, als Siegfried, und Nietzsche fragt zum Schluß, wo unter den Zeitgenossen die Menschen sind, welche die Kraft haben, diesen Bildern zu entsprechen und schließt mit der überraschenden Wendung: »Wer so fragt, und vergebens fragt, der wird sich nach der Zukunft umsehen müssen; und sollte sein Blick in irgend welcher Ferne gerade noch jenes ›Volk‹ entdecken, welches seine eigne Geschichte aus den Zeichen der Wagnerschen Kunst herauslesen darf, so versteht er zuletzt auch, was Wagner diesem Volke sein wird: – Etwas, das er uns allen nicht sein kann, nämlich nicht der Seher der Zukunft ... sondern der Deuter und Verklärer einer Vergangenheit.«

Hat sich Nietzsche die Berufung, »Seher einer Zukunft« zu sein, jetzt schon für sich ausgespart? In ihm lag der Wille, ein solcher »Freier« zu sein, aber auch er vermochte es nur im künstlerischen Bilde seines ›Zarathustra‹ zu werden.

Eine unvollendete ›V. Unzeitgemäße Betrachtung‹

Kaum hatte sich Nietzsche diese Bekenntnisse abgerungen, fühlte er sich frei zu einem neuen Werkplan. Äußerlich blieb er noch an die Form der »Unzeitgemäßen Betrachtungen« gebunden und sah den neuen Entwurf unter dem Titel ›Die Pflugschar‹ als deren fünftes Stück. Seiner angegriffenen Augen wegen mußte er diktieren, wozu ihm Heinrich Köselitz Ende Juni/Anfang Juli 1876 zur Verfügung stand. Diktieren heißt, daß die Gedanken bis in die Formulierung hinein von Nietzsche im Geiste schon bis zu einer einigermaßen fertigen Gestalt durchgearbeitet waren, ähnlich wie er sich seine Kompositionen am Klavier improvisierend erworben hatte. Diese Kompositionstechnik wird von nun an auch für seine literarische Produktionsweise bestimmend. ›Die Pflugschar‹ kam indessen nie

als v. Unzeitgemäße heraus. Sie bildete den Ausgangspunkt von Aufzeichnungen, »Improvisationen«, aus deren Fülle mit der Zeit etwas äußerlich neues werden sollte: die erste Aphorismensammlung ›Menschliches – Allzumenschliches‹, welche innerlich somit die bruchlose Fortsetzung der »Unzeitgemäßen« darstellt, allerdings bei stark sich wandelnder Thematik und verändertem philosophischen Standpunkt.

Zu den Proben in Bayreuth

Mitten in diese Arbeiten hinein brachte Schmeitzner um den 10. Juli die IV. Unzeitgemäße heraus. Die Reaktionen aus Bayreuth kamen postwendend, also nach einer kaum mehr als flüchtigkursorischen Lektüre. Wagner schrieb am 13. Juli: »Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! – Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? – Kommen Sie nun bald und gewöhnen Sie sich durch die Proben an die Eindrücke.« Und Cosima telegraphierte am 11. Juli: »Ich verdanke Ihnen jetzt, teurer Freund, die einzige Erquickung und Erhebung, nächst den gewaltigen Kunsteindrücken. Möge dies als Dank Ihnen genügen.« Es bleiben dies die einzigen und letzten Zeugnisse des Dankes und der Anerkennung aus dem Hause Wahnfried nicht nur für diese Schrift, sondern überhaupt. Immerhin, die Befriedigung über diese Schrift war so groß, daß Wagner sie König Ludwig schickteB585.

Nietzsches Ungeduld wurde bis zur Unerträglichkeit gesteigert, um so mehr, als er Malwida v. Meysenbug und seinen Schüler Albert Brenner seit dem 3. Juli in Bayreuth bei den Proben anwesend wußte, von denen ihm Malwida am 13. Juli schrieb: »Ich möchte, Sie kämen auch früher, um noch Proben mitzumachen; ich fürchte, wenn Sie nur zu den Aufführungen kommen, so wird es zu viel, zu überwältigend für Sie sein. Durch die Proben ... wird man langsamer ergriffen und beglückt und für den großen Eindruck des Ganzen vorbereitet. Denn wenn es auch durchaus so ist ..., daß man glücklich und ruhig danach wird, wie wenn man in seiner eigentlichen Heimat gewesen wäre, so ist es doch, ganz materiell betrachtet, eine Aufgabe für erschütterte Nerven, die man so viel als möglich erleichtern muss.«

Ohne den Semesterschluß der Universität am 28. Juli abzuwarten, und entgegen seinem noch am 7. Juli Rohde mitgeteilten Plane, am 10. August, drei Tage vor dem offiziellen Festspielbeginn, nach Bayreuth zu gehen, unternimmt Nietzsche die Reise bereits am Samstag 22. Juli, obwohl die »Gesundheit von Tag zu Tag jammervoll« ist, wie er am 21. Juli Gersdorff klagt. Er kommt denn auch vorerst nur bis Heidelberg, von dort am 23. unter Qualen bis Bayreuth. Am 25. schreibt er der Schwester: »...fast habe ichs bereut! Denn bis jetzt wars jämmerlich. Von Sonntag Mittag bis Montag Nacht Kopfschmerzen, heute Abspannung, ich kann die Feder gar nicht führen. Montag war ich in der Probe, es gefiel mir gar nicht und ich mußte hinaus.« Es war eine Probe zum I. Akt der Götterdämmerung. Die erste Spannung flaut ab und damit bessert sich auch sein Gesundheitszustand; so kann er die weiteren Götterdämmerung-Proben besuchen. Davon berichtet er am 28. Juli an die Schwester: »Inzwischen habe ich die ganze Götterdämmerung gesehn und gehört, es ist gut sich daran zu gewöhnen, jetzt bin ich in meinem Elemente.« Am 31. Juli hört er noch die Probe der vollständigen ›Walküre‹; und obwohl er im dunklen Raum sitzen kann, ist ihm die Anstrengung für die Augen, wie er glaubte, zu groß. Am folgenden Tag schreibt er der Schwester: »... es geht nicht mit mir ... Fortwährender Kopfschmerz ... alles Sehen unmöglich! Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig wenn ich bleibe. Mir graut vor jedem dieser langen Kunst-Abende; und doch bleibe ich nicht weg. In dieser Not schlage ich Dir vor: besprich Dich mit Baumgartners! Biete Mutter und Sohn 8 Billete zum zweiten Aufführungs-Zyklus ... In der Giesselschen

Wohnung könnt Ihr zusammen wohnen ... die billigste Wohnung in Bayreuth! Du solltest die sonstigen Preise hören ... Ich habe es ganz satt. Auch zur ersten Vorstellung will ich nicht da sein. Sondern irgendwo, nur nicht hier, wo es mir nichts als Qual ist. Vielleicht schreibst Du ... an Schmeitzner und bietest ihm für die erste Vorstellung meinen Platz an. Oder ... Frau Bachofen.«

Baumgartners mußten ablehnen, weil der Vater nicht wollte. Auch Frau Bachofen mochte nicht so weit reisen. Schließlich benützte Nietzsche seine Karten selber. Zunächst aber reiste er, noch ohne die Ankunft seiner Schwester am 5. August abzuwarten, um den 3. oder 4. August unvermittelt nach Klingenbrunn im Bayrischen Wald. Es war eine Flucht aus einer Zwangslage in die Ruhe und Abgeschiedenheit. Es wird schwierig sein, alles zusammenzurechnen, was hier zusammenwirkte. Vordergründig war es der bedenkliche Gesundheitszustand, der gebieterisch Ruhe verlangte. Aber das physische Versagen war ja nur die äußerliche Manifestation des zur Entscheidung drängenden inneren Konflikts.

Nietzsche besaß längst genügend Selbstachtung und Selbstschätzung, um zu wissen, daß er mit der IV. Unzeitgemäßen das wertvollste geistige Geschenk nach Bayreuth mitgebracht hatte. Er durfte mit Fug erwarten, daß es vom Hause Wahnfried aus in aller Munde und vor allem in aller Festteilnehmer Hände gebracht werde, und daß er als Autor in gehörige Beleuchtung käme. Nichts von alledem geschah. Wagner war nicht mehr frei dazu – und auch zu klug. Er hatte sich mit seinem Theaterunternehmen eine Riesenlast an Organisationsarbeit zusätzlich zur künstlerischen Einstudierungsarbeit aufgeladen; um das Unternehmen auch nur einigermaßen durchzubringen, war er in die Verpflichtung verstrickt, sich mit geistig völlig belanglosen aber dafür um so finanzschwereren oder sonstwie einflußreichen »Persönlichkeiten« umzutun. Und hier war er nun einsichtig genug, daß er solche, noch nie auch nur von einem Hauch von Philosophie berührten Menschen, unmöglich mit Nietzsches hintergründiger Schrift behelligen dürfte. Auch paßte Nietzsches scheues, selbst von Cosima schon als zu professoral-würdig apostrophiertes Auftreten nicht in die Gesellschaft, die nun Wagner neugierig umdrängte. Man kann so weit gehen, es als ein Zartgefühl Wagners zu sehen, daß er es Nietzsche und seinem Werk nicht antat, sie bestenfalls mitleidiger Verständnislosigkeit preiszugeben. Damit war aber Wagner nicht mehr der herzliche väterliche Freund der Tribschener Tage, weil er es nicht mehr sein konnte, und auch Cosima war befangen. Ihr Vater, Abbé Franz Liszt, war zu Gast und gab den Festspieltagen den Segen und die höfisch-gesellschaftliche Legitimation. Abbé Franz Liszt und der Freigeist Friedrich Nietzsche waren aber geistige Antipoden; Cosima mußte den Zusammenprall verhüten. Nietzsche verschwindet sogar aus ihren Tagebüchern. Nach seiner Antrittsvisite am 24. Juli ist er nie mehr genannt!.

Nietzsche hatte in seiner manchmal provinziell anmutenden Geradheit kein Sensorium, kein Verständnis für solche Gegebenheiten der »großen Welt«. So sah er sich nur persönlich enttäuscht von den beiden Menschen, denen er sich bis jetzt gänzlich als Freunden anvertraut hatte, er, der vor wenigen Jahren Frau Cosima als Kavalier ins Wagnerkonzert in Mannheim führen durfte, er, der bei der Grundsteinlegung in Bayreuth zur nächsten Umgebung des Meisters zählte. Was ihn einzig noch in Bayreuth halten mochte, war die ungeschmälerte Zuneigung Malwida v. Meysenbugs – und eine weitere »zarte« Bekanntschaft.

Anfang August standen nun die Generalproben bevor. Auch Nietzsche war, wie jedermann, der Zutritt verwehrt, weil König Ludwig es sich ausbedungen haben soll, diesen Voraufführungen ganz allein beizuwohnen. Ein König wohl, auch der bedeutendste Geldgeber, der die Aufführungen überhaupt ermöglicht hatte; aber

Wagner nur hingegeben aus unklarer Schwärmerei, nicht aus der geistigen Reife, die ihn befähigt hätte, die Bedeutung und Tiefe des mythischen Werkes auszuloten, wie es Nietzsche in seiner Schrift getan hatte. Wagner hatte nicht umsonst seine bösen Erfahrungen mit den vom König ertrotzten verfrühten Aufführungen in München gemacht, über denen es beinahe zum Bruch gekommen wäre, hätte Wagner nicht aus Sorge um sein Werk sich schließlich geduckt.

Was sollte Nietzsche nun in den Tagen bis zur ersten Aufführung am 13. August in Bayreuth tun? Groß muß auch seine Enttäuschung über die bühnenmäßige Realisierung gewesen sein, deren schreiende Mängel dann in den Aufführungen vor aller Welt zutage treten sollten und in der Presse teilweise zu hämischem Spott führten. Auch Wagner hat sich nicht in guter Laune dabei befunden, um so mehr als er einsehen mußte, daß er die Bühne seiner Zeit weit überfordert hatte. Auch der beste Theatermaschinist konnte mit den damaligen Mitteln gewisse Dinge nicht verwirklichen, ohne das Lächerliche zumindest zu streifen. Zur Beleuchtung stand das schlecht modifizierbare Gaslicht zu Verfügung; das »aktive Licht« der beweglichen elektrischen Scheinwerfer mußte noch 50 Jahre auf den Genfer Bühnenbildner Adolphe Appia (1862-1928) warten. Auch sich mit Projektionen auf Schleier zu behelfen war noch nicht gegeben. Wie sollen die vielen Verwandlungen bei offener Szene in Dunst und Nebel, wie der Regenbogen (im Rheingold), über den die Götter sogar schreiten können, ausgeführt werden? Wie sollen Schauspieler zu »Riesen« werden, wenn nicht zufällig abnorme Körpergröße und die geforderte Stimmbegabung zusammen kommen? Und Fafner als Drache im ›Siegfried‹ war und blieb eine Papp-Attrappe, wenn sie auch noch so gut gemacht wurde. Hatte schon der Bonner Student 1864 nach Hause geschrieben: »...hörte den Freischütz, der mir im Ganzen ... mißfiel. Die Höllenschluchtszene machte auf mich einen lächerlichen Eindruck«, wie mußten solche Entgleisungen in seinem idealen Kunstwerk der Zukunft, solch schlechtes Operntheater auf ihn wirken? Zum Ecce homo notiert erB586: »Die Aufführung selbst war wenig wert; ich langweilte mich aschgrau bei dieser vollkommen mystisch gewordenen Musik, die ... einem bloß noch als harmonischer, bisweilen auch unharmonischer Nebel zum Bewußtsein kam.« Wenn Nietzsche gewußt hätte, was wir aus den Tagebüchern Cosimas wissen, wie Wagner selber enttäuscht und gebrochen war, er hätte ihm, von Mitleid überwältigt, die Freundeshand reichen müssen.

Nietzsche sah die Grenzen der theatralischen Kunst, er erlebte es, daß von hier nicht das ausgehen konnte, was ihm als notwendig vorschwebte, er begriff seine Aufgabe, er fühlte sich aufgerufen, von nun an allein seinen Weg zu gehen. Im Ecce homo vernehmen wir dazuB587: »Was sich damals bei mir entschied, war nicht etwa ein Bruch mit Wagner – ich empfand eine Gesamt-Abirrung meines Instinkts, von der der einzelne Fehlgriff, heiße er nun Wagner oder Basler Professur, bloß ein Zeichen war. Eine Ungeduld mit mir überfiel mich: ich sah ein, daß es höchste Zeit war, mich auf *mich* zurückzubesinnen ... Damals erriet ich auch zuerst den Zusammenhang zwischen einer instinktwidrig gewählten Tätigkeit, einem sogenannten ›Beruf‹, zu dem man am *letzten* berufen ist, – und jenem Bedürfnis nach einer Betäubung des Öde- und Hungergefühls durch eine narkotische Kunst, – zum Beispiel durch die Wagnersche Kunst ... Hier kam mir, auf eine Weise, die ich nicht genug bewundern kann, und gerade zur rechten Zeit jene schlimme Erbschaft von Seiten meines Vaters her zu Hülfe, – im Grunde eine Vorbestimmung zu einem frühen Tode. Die Krankheit löste mich langsam heraus: sie ersparte mir jeden Bruch, jeden gewalttätigen und anstößigen Schritt.« Das ist nicht etwa späte Interpretation! Schon 10 Jahre früher, nur zwei Jahre nach der Trennung von Bayreuth, äußerte er sich der

Wagnerianerin Mathilde Maier in Mainz gegenüber zwar im Ausdruck milder, in der Sache aber gleichB588: »... eine ... Barockkunst der Überspannung und der verherrlichten Maßlosigkeit ... dies beides war es, was mich endlich krank und kränker machte ... Im Bayreuther Sommer wurde ich mir dessen völlig bewußt: ich flüchtete nach den ersten Aufführungen ... fort ins Gebirge.« Unter dem Vorwand der Krankheit konnte er sich also mit Anstand lösen. Nur der inzwischen in Bayreuth eingetroffenen Schwester schreibt er aus Klingenbrunn: »Ich muß alle Fassung zusammen nehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen. Auch meine Freunde (Wagners?) werde ich nicht sehen; es ist alles jetzt für mich Gift und Schaden. Der Ort (Klingenbrunn) ist sehr gut, tiefe Waldungen und Höhenluft, wie im Jura. Hier will ich bleiben, 10 Tage vielleicht, aber nicht wieder über Bayreuth zurückkehren; denn dazu wird es an Geld fehlen.« Dennoch kommt er nochmals und auf 2 Wochen nach Bayreuth zurück, am 12. August, nachdem der König am 8. abgereist war.

Die ersten Bayreuther Festspiele

Ebenfalls am 12. August kam Kaiser Wilhelm I. unter dem Jubel des Volkes an, blieb aber nur zu ›Rheingold‹ und ›Walküre‹. Ob das, was Nietzsche für Ecce homo vorsah: »Typisch der alte Kaiser, der mit den Händen applaudierte und dabei seinem Adjutanten ... zurief ›scheußlich! scheußlich!‹ –«, ob das authentisch ist, kann man fragen. Es ist zu der frühen Abreise des Kaisers immerhin zu bedenken, daß er nie besondere Sympathien für Wagner bekundete und daß er als Staatsoberhaupt in der momentanen prekären politischen Situation mit dem anlaufenden Balkankrieg gegen die türkischen Besitzungen anderes zu tun hatte, als sich eine ganze Woche lang in Bayreuth ihm nicht nahegehende Opernaufführungen anzusehen. So ist es schon viel, daß er überhaupt kam, allerdings kaum Wagners wegen, sondern weil hier viel Prominenz des Reiches versammelt war, die auf ihn wartete.

Auch der Großherzog von Weimar kam am 12. August an und wurde recht »öffentlich« von Franz Liszt am Bahnhof abgeholt. Da mochte die Ankunft des unbekannten Professors Nietzsche wieder wenig bedeutet haben, selbst in Wahnfried. Der 13. August brachte einen neuen Zuwachs gekrönter Häupter: den Kaiser von Brasilien mit Gefolge. Am Abend ging dann ›Rheingold‹ erstmals als Festaufführung in Szene. Nun war das »Bayreuther Publikum« versammelt: zu neuer zusätzlicher Enttäuschung für Nietzsche. Mit der Bitternis des Gekränkten geißelt und höhnt er im Ecce homo: »Nicht nur, daß mir damals das vollkommen Gleichgültige und Illusorische des Wagnerschen ›Ideals‹ handgreiflich deutlich war, ich sah vor allem, wie selbst den Nächstbeteiligten das ›Ideal‹ nicht die Hauptsache war, – daß ganz andre Dinge wichtiger, leidenschaftlicher genommen wurden. Dazu die erbarmungswürdige Gesellschaft der Patronatsherrn und Patronatsweiblein – ich rede aus der Sache, denn ich war selber Patronatsherr –, alles sehr verliebt, sehr gelangweilt und unmusikalisch bis zum Katzenjammer ... Man hatte das ganze müßiggängerische Gesindel Europas bei einander, und jeder beliebige Fürst ging in Wagners Hause aus und ein, wie als ob es sich um einen Sport mehr handelte. Und im Grunde war es auch nicht mehr.« Wir begreifen ihn, wenn wir sehen, wer sich da einfand und wie man sich bewegte. Davon gibt Wilhelm Marr, der sich als Wagnerianer bekennt, aber trotzdem für den »Grünen Hügel«, auf dem das Theater steht, den Spitznamen »Kalvarienberg« in Umlauf brachte, ein aufschlußreiches Stimmungsbild in drei in der »Gartenlaube« 1876 erschienenen BerichtenB589: »Der blaue Himmel lachte über der mit Festflaggen und Guirlanden geschmückten Stadt,

welche zum 12. August den deutschen Kaiser erwartete, der ja auch zugleich ›Patronatsherr‹ ... ist, wie hier mit Wohlbehagen betont wird ... Der Hauptprotektor des Unternehmens, König Ludwig von Bayern, war am 8. August schon wieder abgereist, nachdem er ... den ›Meister‹ als Zeichen der Anerkennung umarmt hatte ... Eine Galerie von Kaisern und Fürsten steht zum 13. August bevor ... Ja, ... ließe es die Lage der orientalischen Frage zu, wir würden auch einen türkischen Sultan und einen Khedive von Ägypten (denn auch letzterer ist Patronatsherr) in Bayreuth sehen. Aber Weimar, Coburg, Meiningen etc. etc. werden dynastisch vertreten sein, wie sie und die ganze Welt artistisch vertreten sind. Die Szene, welche sich in Bayreuth abspielt, ist wirklich eine Szene aus dem großen Schauspiele des Daseins aller Dinge, welche Kulturgeschichte heißt. Wenn die Gemüter sich erst wieder gesammelt haben, wird vielleicht mancher über die eigene Rolle lächeln, die er in diesem lebenden Stimmungsbild gespielt hat.« Der Referent hatte sich kein Logis vorbestellt und ging sogleich nach der Ankunft auf die Suche, »und überall waren noch Zimmer frei ... Im ›Bayreuther Tagblatt‹ las ich wenigstens ein Dutzend Offerten von Eintrittskarten zur ersten Vorstellung ... die Statistik der vakanten Quartiere, die ich den Herren Quartiergebern darlegen konnte, stimmte ihre Forderungen herab ... Weniger gut gings mit dem Essen. Die Küche in Bayreuth ist herzlich billig und herzlich schlecht ... Die Bayreuther hatten die Illusion einer Völkerwanderung gehegt, keine Umstände gemacht für Leute, die ja unter allen Bedingungen kommen mußten ... Der ›Meister‹ – diesen Titel führt Wagner hier jetzt offiziell, offiziös und im gewöhnlichen Leben – ist für die profane Welt unsichtbar, denn er hat alle Hände voll zu tun, und die Arbeitskraft des dreiundsechzigjährigen Mannes ist wahrhaft staunenerregend. Auch soll er einige nicht allzu angenehme Erfahrungen mit Personen gemacht haben, die zu der zahlreichen und widerwärtigen Klasse der Aufdringlichen gehören und die für berühmte Leute eine wahre Plage sind ... Jeder Eisenbahnzug bringt neue ›Völker‹, um ... ein herrliches Künstlerleben in dem freundlichen Städtchen zu führen. Das ist ein zwangloses Begrüßen und Händeschütteln ... wie es sonst wohl auf Sänger – oder Schützenfesten herrscht.«

»12. August. Dieser Tag gehört dem Kaiser ... und selbst die ›Beckmesser‹ ... machten ein Sonntagsgesicht und bildeten ... Spalier, als seine Majestät um fünf Uhr seinen Einzug in die Stadt hielt, die ›vor Flaggen und Kränzen kaum zu sehen war‹, wie ein patriotischer Berliner in einer Stimmung von + 30 Grad Réaumur sich ausdrückte ... Mit dem Kaiser trafen auch die ›Zivilisten‹ ein ... und die Herren Taschendiebe ... Eine Stunde vor dem Kaiser war der Großherzog von Weimar eingetroffen. Diesem wurden die artistischen Empfangshonneurs durch Franz Liszt gemacht, der den großherzoglichen Zug in die Stadt, allein in seiner Equipage, – wie ein Kurfürst beschloß ... Der Kaiser wurde von den Spitzen der Behörden und vom Imperator Wagner empfangen, und dann zog die lange Wagenreihe durch die Stadt nach dem Schlosse Eremitage hinaus, woselbst abends noch ein Fackelzug stattfand ... Die Stimmung erwärmte sich heute Abend mächtig. Es war wie ein Rausch. Das Künstlervolk, die Bürger von Bayreuth, alles fraternisierte, und im Carneval von Venedig geht es nicht lustiger zu ...«

»13. August. Heute war also der ›erste Schlachttag‹. Eine Gluthitze wie bei Waterloo und Sedan, und die Gastwirte erhöhten zur Feier des Tages ihre Preise um fünfundzwanzig bis dreißig Prozent ... Die ›schwarzen Fracks‹, welche man als obligatorisch in der Presse angekündigt hatte, waren freilich, und gottlob, ein Märchen. Aber daß die Toiletten elegant waren, versteht sich von selbst; daß sie zwanglos und bequem waren und ungespreizt, gebot schon die Hitze.«

Und über den ersten Abend berichtet Marr: »Ich darf sagen, daß ... eine gesangliche und dramatische Vollendung bei den Darstellern in Erscheinung trat, wie ich sie nie zuvor gesehen und gehört habe ... Wagner wird glücklich gewesen sein ob seines Erfolges? – Nein. Und zwar leider nicht mit Unrecht ... so darf ich doch nicht verschweigen, daß die dekorative Inszenesetzung ... manches, ja – vieles zu wünschen übrig läßt ... Die Maschinerie des Ganzen ging matt und zerstückelt vonstatten ... Mit einem Worte, es ›haperte‹ oft sehr bedenklich ... Die Stimmung in den artistischen Kreisen war denn auch nach der Vorstellung sehr wenig exklusiv mehr ... Als man Wagner am Schlusse herausrief, erschien er nicht ... zwei Kaiser und diverse andere Monarchen und Notabilitäten warteten in der ›Fürstengalerie‹ auf das Erscheinen des Meisters. Aber Richard Wagner kam nicht ... Ich kann mich lebhaft in die Stimmung eines so heißblütigen Mannes, wie Wagner, hineindenken, der als musikalischer und dichterischer Triumphator eine so starke Verlustliste bei der dekorativen Waffengattung zu registrieren hat. Ganz Bayreuth war bis Mitternacht glänzend und geschmackvoll illuminiert ... Raketen stiegen zur Feier des Tages in die Höhe ... Wotan- Wagner aber, der dreißig Jahre seines Lebens an das Werden dieser Götternacht gesetzt hatte, konnte wohl mürrisch und verstimmt sein, wo die alten nordischen Götter von – Theaterarbeitern um ihre Illusionskraft gebracht werden können.«

Das war nach dem ersten Abend, dem ›Rheingold‹. Aber auch der ›Walküre‹ ging's nicht besser. »Der dämonische Gesang der Walküren ... regt ... unsere Phantasie so gewaltig auf, daß wir ganz vergessen würden, im Theater zu sein, wenn nicht ... ganz miserable Pappfiguren als wildes Heer in der ›Wolfsschlucht‹ vorüberzögen, eine Szene, die in München durch ... verkleidete Reiter zehnmal besser dargestellt wurde ... Ebenso war der ›Feuerzauber‹ am Schluß ziemlich bescheiden.« Das alles dürfte wesentlich zu der Desillusionierung Nietzsches beigetragen haben, die er von nun an gegen das Theater hegte. Daß ihm auch der Festrummel nicht zusagte, kann aus seinem Schweigen über diesen ganzen Teil von »Bayreuth« geschlossen werden: keine einzige Briefstelle erwähnt etwas davon, und selbst im Ecce homo enthält er sich einer naheliegenden bissigen Glosse. Auch fand er keinerlei Anschluß an die »Gesellschaft«, über die W. Marr zu berichten weiß: »Flüchtig sah und sprach ich gestern Abend Liszt im Theater. Es ist erstaunlich, wie dieser grand seigneur der Kunst, je älter er wird – schöner wird ... Daß mit Liszt zugleich Scharen von Klavierjünglingen und -Jungfrauen nach Bayreuth geströmt sind, versteht sich von selbst ... Man spricht jeden an und wird von jedem angesprochen. Die Großherzöge von Mecklenburg und Weimar, die Herzöge von Anhalt und Meiningen promenieren und plaudern unter der Menge und mit ihr. Die schönen Frauen schimmern wie Blumen, obgleich man nicht leugnen kann, es sind eine Menge welker Lilien mit künstlichen Rosen gefärbt darunter.« Ein weiterer Zwischenfall trübte die Feststimmung: wegen Erkrankung eines Hauptdarstellers mußte ›Siegfried‹ abgesagt werden, weil keine zweite Besetzung studiert war, konnte dann aber mit nur einem Tag Verspätung doch in Szene gehen. Nach der ›Götterdämmerung‹ ertrotzte sich das Publikum dann doch das Erscheinen des Meisters vor dem Vorhang, obwohl das gegen die selbstaufgestellte Hausregel war. Er brüskierte dabei das Auditorium mit den Worten: »Was *wir* können, haben Sie gesehen. Es liegt in Zukunft an Ihnen, ob Sie eine Kunst haben wollen.« Er mag dabei mehr an das Defizit des Unternehmens als an die Kunst selber gedacht haben, jedenfalls bewirkte er eine arge Verstimmung, besonders bei der Presse, was Wagner veranlaßte, am Festbankett seine Worte etwas freundlicher zu interpretieren.

Einige aufschlußreiche Einblicke in das gesellschaftliche Treiben steuert Marr zum Schluß seiner Artikelreihe bei: »Den Mittelpunkt desselben bildet natürlich Richard Wagner, obgleich er, verhindert durch seine artistische Tätigkeit, welche ihn fast unausgesetzt in Anspruch nimmt, nicht so individuell scharf hervortritt, wie man wohl zu glauben versucht ist ... Das Amt des ›Repräsentierens‹ hat Frau Cosima ... übernommen ... Sie hat ein merkwürdiges Talent, ein echt französisches Talent, jedermann irgend ein paar Worte zu sagen, über die man sich freut, und ein Dutzend Gespräche auf einmal zu leiten. Aber man sieht es ihr an, daß sie ihr eigentliches Element in den Kreisen der haute volée lieber erblickt, als in den Künstlerkreisen, und daß sie des Weihrauchs nicht entbehren kann. Man ist nicht ungalant, wenn man behauptet, sie sei auf ihren Mann mehr eitel als stolz ... Franz Liszt, untrennbar von den beiden Genannten, bildet gleichwohl einen Kontrast zu seiner Tochter ... Auch ihm ist der ›Hofsonnenschein‹ Bedürfnis. Er ist ein musikalischer Tasso, der ohne platonische Leonoren nicht existieren kann ... In ›Villa Wahnfried‹ findet allwöchentlich ein Empfangsabend statt ... Frau Cosima vereinigte hier ihren weiblichen Generalstab.« Und Marr nennt nun die regelmäßigen Gäste von Wahnfried: Baronin von Schleinitz, Baronin von Meyendorf aus Weimar, Comtesse Usedom, Frau Ministerin Minghetti, Madame Catulle Mendes, und die Herren Graf Festetics, Graf Appony, die Maler Meyerheim und Makart, die Musikschriftsteller Richard Pohl und Schuré, der Leibarzt des Khedive von Ägypten Dr. Sachs, der Chirurg und Anatom Esmarch, die Bankiers Plato aus Berlin und Feustel aus Bayreuth, dieser die administrative Seele des ganzen Unternehmens. Diese Gesellschaft liebte es, von Wahnfried in das Angermannsche Bierlokal zu wechseln »und sich sehr gemütlich zu demokratisieren. War ›Villa Wahnfried‹ das ›Capitolium‹ des Senats, so blieb die Angermannsche ›Kneipe‹ das ›Forum‹, wo die ›Senatoren‹ am häufigsten anzutreffen waren.« Wer aber nicht anzutreffen war, auch in den Aufzeichnungen dieses gewandten Journalisten nicht, das war – Malwida von Meysenbug und ihr ganzer Kreis (ausgenommen etwa Schuré), und darin ganz besonders der intimste Freund der Tribschener Tage, Friedrich Nietzsche, der Verfasser von ›Richard Wagner in Bayreuth‹, und dies, obwohl er erstaunlich lange in Bayreuth blieb, volle zwei Wochen, bis in den Beginn des III. Zyklus' hinein. Der Abschied wurde ihm offenbar nicht leicht, er mußte eine Welt hinter sich lassen, in der er sich bis jetzt geborgen gefühlt hatte, er mußte hinaus in eine auch geistige Heimatlosigkeit. Wie sehr ihn das angriff, dafür gibt es auch Zeugnisse aus dem Bayreuther Kreis. Hans v. Wolzogen soll erzählt habenB590: »Nietzsche habe ihm damals einen Besuch gemacht; er sei dabei von seiner Schwester begleitet gewesen, die ängstlich darüber wachte, daß er sich durch Sprechen nicht überanstrengte, und er habe den Eindruck eines Schwerkranken gemacht.« Ähnlich äußert sich Ludwig Schemann: »Einen schmerzlichen Gegensatz zu der Hochstimmung dieser Stunden (wie zu seiner Schrift) bildete die Verfassung, in der ich Nietzsche bei seinem Besuch vom Morgen des 18. August antraf, und die Auslassungen, die ich von ihm zu hören bekam. Er war ersichtlich schon sehr leidendB591.«

schreibt sie wiederB593: »Teurer Freund, wie werde ich Worte finden, um meine Freude, die ich beim Empfang Ihres schönen Buches empfunden, aussprechen zu können? ... Mein Herz wurde warm, so warm, ich mußte laut aufweinen und doch war es nur Glück! ... Ich möchte *mit* Ihnen Ihr Werk lesen und bei allen Stellen, die mir nicht sehr klar sind, anhalten und Sie recht ausfragen ... Wissen Sie, daß ich eine Christin bin? Ich finde meine Bibel schön, rein und groß ... –

finden Sie, daß die Influenz des Christentums eine Schlechte war – und ist? Von meiner Kindheit auf, habe ich nur Gutes und Schönes über meine Religion gehört – ... Warum glauben Sie nicht, was Christ versprochen und gesagt? Lieber Herr Nietzsche, Sie sind zu edel gesinnt um über mich zu lachen – wenn Sie mich auch kindisch finden – darum will ich immer frei und offen mit Ihnen sein. Ihre Schrift über Wagner hat mir schon den Blick erweitert und ich denke viel über alles, was ich darin finde, doch glaube ich, daß es nur großen Gelehrten und einzelnen besonders begabten Geistern gegeben ist, ohne Religion und bloß durch Philosophie sich glücklich und befriedigt zu fühlen. Glauben Sie an ein ewiges Leben der Seele? ... nehmen Sie meine *ganze treue* Freundschaft dahin. – Louise.«

Beinahe wäre man an Goethes Gretchen erinnert, die ihren Faust fragt, wie er's mit der Religion halte!

Mahnend und seine eigene Befangenheit gestehend antwortet Nietzsche am 22. September: »... ich las Ihre zwei Briefe immer wieder, ich glaube fast, ich habe sie zu viel gelesen, aber diese neue Freundschaft ist wie neuer Wein, sehr angenehm, aber ein wenig gefährlich vielleicht. Für mich jedenfalls. – Aber auch für Sie, wenn ich denke an was für einen *Freigeist* Sie da geraten sind! An einen Menschen, der nichts mehr wünscht als täglich irgend einen beruhigenden Glauben zu verlieren, der in dieser täglich größeren Befreiung des Geistes sein Glück sucht und findet! Vielleicht daß ich sogar noch mehr Freigeist sein *will* als ich es sein *kann.*« Dann weist er sie auf Malwidas Memoiren hin und erkundigt sich nach ihrem kleinen Marcel, der offenbar Schwierigkeiten beim Zahnen hat und fragt schließlich: »Gibt es nicht von einem gewissen schönen blonden Weibchen ein gutes Bild? – Ich reise Sonntag über 8 Tagen fort nach Italien, auf lange Zeit. Von dort bekommen Sie Nachricht. Ein Brief an meine Adresse in Basel ... erreicht mich jedenfalls. Von ganzem Herzen – brüderlich der Ihre Dr. Friedr. Nietzsche.«

Nun drängte es sie, die in diesem formelhaften Briefschluß sich dokumentierende Gehemmtheit zu überwinden, das Eis zu brechen, direkter in ihrer Rede zu werden, und dazu wählt sie von nun an die geschmeidigere und ihr offenbar auch vertrautere französische Sprache. Im Oktober oder November ruft sie ihm zu, daß sie wünschte, eine Schicksalsfee zu sein, daß sie mit ihrem Zauberstabe ihm Gesundheit schenken könnte, daß sie ihn in seiner Einsamkeit aufsuchen und trösten möchte. Sie möchte ihm den Sonnenstrahl schicken, der in ihr Zimmer gleitet, weil sie denkt, er könnte ihm wohltun, ihn froh und glücklich machen. Sie dankt für sein neues Werk, und – statt daß sie sofort geschrieben hätte, um *ihm* etwas zu geben, habe sie sich in das Buch vertieft und damit *sich* etwas gegeben. Sie ist nicht immer »d'accord« mit seinen Ideen, aber über alle Differenzen hinweg würden sie sich einig sein in der Freude über ein Wiedersehen. Wenn er schon nicht nach Paris komme, wolle sie ihn in Basel besuchen, »dans la saison des fleurs«. Sie richtet seine Gedanken auf den Frühling, auf seine »petite amie«, die so viel Zuneigung zu ihrem großen Weisen und finsteren Denker hat. Sie wünscht »Auf Wiedersehen«, weil sie sich niemals mehr verlieren dürften, und sie unterzeichnet als »Votre petite sœur Louise Ott«A92.

Nietzsche antwortete erst am 16. Dezember von Sorrent aus: »Sie sind mir hoffentlich, meine verehrte Freundin, gut geblieben, ob ich Ihnen schon so lange Zeit jede Auskunft über meinen Aufenthalt und mein Ergehen schuldig blieb. Aber allen meinen Freunden ging es so wie Ihnen, ich konnte und durfte nicht anders – meine unerträglichen Kopfschmerzen, gegen welche ich kein Mittel bewährt gefunden habe, zwingen mich zu einer stillschweigenden Entspannung im freundschaftlichen Verkehre ... Aber ich möchte gar zu gerne etwas von Ihnen hören ... Es wird die französische Übersetzung meiner Schrift über R. Wagner unterwegs sein und

hoffentlich zu Weihnachten bei Ihnen eintreffen – eine neue kleine Zudringlichkeit wie dieser Brief, um ein paar Zeilen – nein, mehrere paar Zeilen von Ihnen zu erobern ... Neulich fiel mir ein, Sie, meine Freundin, möchten einen kleinen Roman schreiben und ihn mir zu lesen geben: man übersieht so schön, was man hat und was man vom Leben wünscht, und wird gewiß dabei nicht unglücklicher – das ist die Wirkung der Kunst.«

Die erwähnte französische Übersetzung der IV. Unzeitgemäßen war der Liebesdienst der Frau Marie Baumgartner. Es zeugt nicht eben von viel Verstehen und Fingerspitzengefühl, daß er dieses Werk der Liebe und Verehrung umgehend der neuen Freundin Louise zuschicken läßt. Das Büchlein war aber bei Louise Ott nicht angekommen, wie sie in ihrem Brief vom 21. Januar 1877 nachträgt, weil es erst Ende Januar oder gar erst zu Beginn Februar herauskam.

Auch sie hatte inzwischen Krankheit erfahren und antwortet darum erst am 21. Januar, wiederum französisch: sie könne doch keinen Roman schreiben! – er kenne eben die wirkliche Louise nicht – die, die *er* liebe, sei eine Schöpfung seiner schönen und warmen Phantasie. Aber – er solle ihr seine Zuneigung bewahren, und sie habe Herz genug, ihm seine (imaginäre) Louise großzügig zu bewahren.

Nietzsche war es aber darum gegangen, nicht in einem »Roman«, sondern in einer autobiographischen Skizze die »wirkliche« Louise kennenzulernen, vielleicht eine, die es ihm ermöglicht hätte, seine Hemmungen zu überwinden, seine Zurückhaltung fallenzulassen. Statt dessen wurden die Korrespondenzpausen immer größer, bis es nach einer fünfjährigen Unterbrechung 1882 nochmals zu einem kurzen Kontakt kam, wiederum recht förmlich-steif von seiten Nietzsches, in ungebrochener Herzlichkeit von Louise Ott erwidert. Dann ließ Nietzsche auch diese aus echter Zuneigung genährte Beziehung erlöschen, ohne Louise Ott nach Bayreuth je wiedergesehen zu haben.

XIX. Das Urlaubsjahr

(Oktober 1876 bis September 1877)

Ein Gang ins Leere war die Loslösung von Wagner nicht. Nietzsche konnte diesen Schritt wagen, weil er um eine neu entstandene Geborgenheit wußte. Man könnte versucht sein, den Vorgang in den Kategorien der C. G. Jungschen Archetypenlehre nachzuzeichnen; man gewänne damit mindestens eine zusätzliche Dimension des VerstehensB594.

In Wagner erlebte Nietzsche den Archetypus »Vater«. Wagner war in demselben Jahre 1813 geboren wie Nietzsches frühverstorbener Vater, den er als Knabe und bis tief in die Studentenzeit hinein schmerzlich vermißte. Erst von dem Augenblick an, da er Wagner persönlich nahetrat, verstummen die Klagen über den Vaterverlust! Wagner wurde ihm nun zum geistigen Führer. Von der Antrittsrede über Homer bis zur IV. Unzeitgemäßen sind alle Arbeiten Nietzsches von dieser Beziehung beeinflußt oder auf Wagner hin gerichtet. Nun wird es Zeit zur Generationentrennung. Nietzsche ist aber inzwischen krank geworden. Unsägliche körperliche Leiden haben ihn verwundet. Da vollzieht er die Regression in den Archetypus »Mutter«: nicht geistiger Führung bedarf er, sondern mütterlicher Pflege. Der erste Schritt in dieser Richtung ist die Aktualisierung der Freundschaft Malwida v. Meysenbugs. Nietzsche begibt sich zunächst unter ihren persönlichen Schutz. Diese Entwicklung wird im Laufe der Jahre im Sinne der Regression weiterschreiten: nach dem ersten physischen Zusammenbruch im Frühjahr 1879, der ihn zur Aufgabe der

Professur zwingt, wendet er sich an seine leibliche Mutter zurück und bleibt in steigendem Maße in dieser Bindung und Abhängigkeit, bis er mit dem geistigen Zusammenbruch im Januar 1889 vollends in ihren pflegenden Schoß zurückfällt. Und dieser Weg beginnt mit Bayreuth 1876.

Die neue Geborgenheit bei Malwida v. Meysenbug war seit dem Frühjahr vorbereitet und im Sommer, als Nietzsche nach Bayreuth ging, bereits gewiß. Am 30. April 1876 hatte Malwida geschriebenB595, daß sie für die Pflege des ihr anvertrauten Schützlings Albert Brenner einen günstigen Aufenthaltsort suche, jedenfalls nicht teurer wie Rom: »Ich bin bereit, um eine edle Individualität zu retten, das Opfer zu bringen, Rom zu verlassen und einen kleineren Ort zu beziehen, wahrscheinlich Fano am adriatischen Meer ... mit gesundem Klima, herrlichen Seebädern, primitiv billig ... Und nun kommt der zweite Punkt. Nicht ihm allein, auch *Ihnen* möchte ich diese Heimat, wenigstens für ein Jahr lang bieten. Sie *müssen* im nächsten Winter von Basel fort! Sie müssen sich ausruhen unter einem milderen Himmel, unter sympathischen Menschen, wo Sie frei denken, reden und schaffen können, was Ihre Seele füllt, und wo wahre verstehende Liebe Sie umgibt. Dies wäre hier der Fall ... Was mich aber bedenklich macht, ist dieses: daß es eben nicht Rom wäre, was ich Ihnen zu bieten hätte ... Freilich Ruhe wäre da mehr, als hier, und das Klima würde Ihnen vielleicht auch zusagender sein, da es, des Meeres wegen, frischer und anregender ist – aber es wären eben nicht die Eindrücke von Rom, es wäre nicht der große Zug, der hier durch alles geht, und den man gleichsam mit der Luft eintrinkt.« Nietzsche sagte sofort zu, ein bei seinem im allgemeinen zögernden und unentschlossenen Wesen überraschendes Faktum. Am 11. Mai antwortete er: »Später will ich Ihnen sagen, *wie* zur rechten Zeit dies Wort von Ihnen gesprochen wurde und wie gefährlich mein Zustand ohne dieses Wort geworden sein würde: heute melde ich Ihnen nur: daß ich kommen werde, um in Fano mit Ihnen zusammen ein Jahr zu leben. Ich sprach mit dem Präsidenten der hiesigen Universitäts-Kuratel über die Möglichkeit eines Urlaubs vom Oktober 1876-7; die definitive Beantwortung meiner Anfrage kann erst in 14 Tagen gegeben werden, aber daß man mir die volle Freiheit dazu geben wird, steht völlig sicher: darauf dürfen Sie sich verlassen! ... Ich dachte diese Tage fast immer an ›Fanum Fortunae‹: für mich soll es ein ›Glückstempel‹ sein!« Nietzsches Schwester sieht später als Herausgeberin dieser Briefe einigermaßen richtig, wenn sie kommentiertB596: »Die geheimnisvollen Andeutungen, warum gerade damals das Anerbieten ... so besonders zur rechten Zeit kam, bezogen sich nur zum geringsten Teil auf meines Bruders Gesundheit ... sondern vor allem und hauptsächlich auf die Zweifel, die ihm in Hinsicht auf Wagner und seine Kunst gekommen waren«, aber sie zieht einen falschen Schluß: »Wenn er sich jetzt nun so sehnsüchtig nach diesem Zusammensein ... aussprach, so war der geheimnisvolle Hintergrund, daß er hoffte, sich in Malwidas Nähe wieder in seinen alten Empfindungen für Richard Wagner zu befestigen, da bei diesem Zusammensein jedenfalls das Liebevollste und Beste über Wagner gesagt werden würde.« Darum konnte es nicht gehen. Nietzsche wollte und mußte sich von Wagner lösen können, und dazu gewährte ihm die mütterliche Liebe Malwidas erst die Möglichkeit, die er darum so fraglos annahm.

Die behördliche Beurlaubung

Am 19. Mai reicht nun Nietzsche das formelle Gesuch an den Kuratel-Präsidenten Dr. Carl Burckhardt ein: »Als ich Ostern 1869 in mein hiesiges Universitäts- und Schulamt eintrat, tat ich es in der Erwartung, daß ich irgendwann einmal das

nachholen werde, was ich, bei dem plötzlichen Übergang von Lern- in Lehrjahre, mir hatte versagen müssen – nämlich eine größere Reise nach dem Süden zu Zwecken einer freieren wissenschaftlichen Ausbildung zu machen. Verschiedene persönliche Gründe bestimmen mich, den Wunsch auszusprechen, daß mir gerade in diesem Jahre ... die Erlaubnis zu dieser Reise erteilt werde; ich hebe von diesen Gründen nur den *einen* hervor, daß ich in den letzten 7 Jahren zunehmend kränklicher geworden bin ... und mich namentlich letzten Winter in einem ... gefährlichen Gesundheitszustände befunden habe ... Für die Zeit meiner Abwesenheit verzichte ich, wie sich dies von selbst versteht, völlig auf den mir bisher zukommenden Gehalt.« Die Kuratel behandelte das Gesuch am 26. Mai und beschloßA93 B597: »Ist beim Erz.-Kollegium auf Erteilung eines jährigen Urlaubs für Herrn Prof. Nietzsche anzutragen. Von seinem Verzicht auf Gehalt ist nur soweit Gebrauch zu machen, daß auf seine Kosten das nötige Vikariat am Pädagogium bestritten werden soll.« Im Begleitschreiben, mit dem dieser Beschluß dem Erziehungskollegium mitgeteilt wurde (dem die letzte Entscheidungsbefugnis zukam), wurde der Hauptakzent auf das Gesundheitsbedürfnis Nietzsches gelegtB598: »Die Gründe, die ihn hiezu bewegen, sind teils von der Rücksicht auf seine leidende Gesundheit hergenommen, teils von dem Wunsche, einmal eine längere Reise nach dem Süden zu machen. So leid es uns sowohl im Interesse der Universität als des Pädagogiums tut, die vortrefflichen Dienste des Herrn Prof. Nietzsche missen zu sollen, so glauben wir doch, seinem Wunsche uns anschließen zu müssen ... Herr Prof. Nietzsche verzichtet für die Zeit seiner Abwesenheit auf jeden Gehalt. Diesen Verzicht schlagen wir vor nicht in vollem Umfang anzunehmen, sondern nur insofern als Herr Prof. Nietzsche seinen Vikar am Paedagogium zu entschädigen hätte: Herr Prof. Nietzsche hat nunmehr dem Gemeinwesen sieben Jahre gegen mäßigen Gehalt, in letzter Zeit 4500 fr., gedient und die Früchte seiner Reise werden auch wieder unsrer studierenden Jugend zu gute kommen.« Am 2. Juni beschloß das Erziehungskollegium, an dieser Sitzung bestehend aus den Herren Pfarrer Respinger und Ad. Burckhardt, im Sinne des Antrages und befindet, »ihm keine weitere Einbuße zuzumuten, als daß er seinen Vikar am Paedagogium zu entschädigen habe, was etwa 1200 fr. ausmachen werde«. Es kostete dann 1140 fr. (190.- pro Jahr und wöchentliche Stunde), wie am 5. November 1877 für die weitere Vertretung im Wintersemester 1877/78 beschlossen wurde. Aus all den Verlautbarungen und Beschlüssen ist deutlich das Bestreben zu fühlen, dem wissenschaftlich und vor allem menschlich hochgeschätzten Manne im Rahmen des irgend Möglichen und vor den politischen Behörden Vertretbaren in der mißlichen Lage seines tapfer getragenen Gesundheitszustandes Erleichterung zu schaffen. Die Begründung wurde vom Erziehungskollegium allerdings wieder mehr auf die »Studienreise« verschoben: »Derselbe verbinde aber damit zugleich den Zweck, die klassischen Stätten kennen zu lernen.« Und so kam es denn auch ins Vorlesungs-Verzeichnis für das Wintersemester 1876/77 und Sommersemester 1877B599: »Herr Friedr. Nietzsche Dr. der Philos. und ordentl. Professor (wird auf Urlaub auf einer wissenschaftlichen Reise abwesend sein).« Das war vor der politischen Oberbehörde einleuchtender zu rechtfertigen!

Um die Vertretung hatte sich der inzwischen zum Professor avancierte Jacob Mähly beworben, wie das Protokoll der Kuratel vom 6. Juli sagt, »unter der Voraussetzung, daß ihm die lateinischen Stunden an der II. Klasse abgenommen würden«. Das hätte die Komplikation einer zweiten Vertretung für den Lateinunterricht nach sich gezogen. Dem stand der Antrag des Rektors Burckhardt gegenüber, das Vikariat dem jungen Griechischlehrer der I. und II. Klasse des

Pädagogiums, Dr. Achilles Burckhardt zu übergeben, und die Kuratel beschloß: »Wird auf das Anerbieten des Herrn Prof. Mähly nicht eingegangen, sondern Dr. Ach. Burckhardt ersucht, während der Abwesenheit des Herrn Prof. Nietzsche dessen Pensum in der III. Kl. zu übernehmen. Für diese Stunden ist ihm der gleiche Gehalt wie für seine andern Stunden am Paedagogium auszuweisen.«

Ein bedeutsames Zusammentreffen ist es, daß in derselben Sitzung dem jungen, nachmals berühmten Sprachwissenschaftler Dr. Jacob Wackernagel die Venia docendi erteilt wurde, und zwar für griechische Philologie und Sanskrit. Der 1853 geborene Wackernagel war Nietzsches Schüler im Pädagogium gewesen und hatte 1871/72 noch zwei Semester bei ihm studiert. Nietzsche hatte ihm anläßlich der Promotion 1875 die griechische Prüfung abgenommen, und schließlich wurde Wackernagel 1879 Nietzsches Nachfolger auf dem Lehrstuhl für klassische Philologie, womit er von Anfang an Sanskrit und speziell indogermanische Sprachwissenschaft verband.

Die Vertretungen

An der Universität schloß sich die Lücke von Nietzsches Urlaubsjahr leichter und ohne Kostenfolge für ihn, indem andere Dozenten ihr Programm dementsprechend ausweiteten. Der allzeit bereite Jacob Mähly las im Winter-Semester 76/77 über Platons Phaidon 3 stg., vergleichende Mythologie 1 stg., machte metrische Übungen 1 stg. und führte zwei je 1 stge. Seminarübungen durch: Quintillians X. Buch und eine Auswahl aus der griechischen Mythologie, also vorwiegend aus Nietzsches Themenkreis! Daneben gaben Prof. J. J. Merian Thukydides 2 stg. neben Cicero »Pro Roscio Amerino« 2 stg. und Prof. Misteli »Interpretationen von Homers Ilias X« 2 stg. (Misteli war eigentlich Sprachwissenschaftler), und schließlich las Dr. Friedrich Hagenbach »Euripides, ausgewählte Dramen« 2 stg. Für die Studenten des Griechischen war also wohl gesorgt, das vor der lateinischen Philologie ausgesprochen bevorzugt war. Das Sommer-Semester 1877 war dann nicht mehr so reichlich, aber immerhin noch genügend bedacht. Prof. Mähly las »Einleitung in die lat. und griech. Sprachwissenschaft« 2 stg., Aristophanes' »Frösche« 3 stg. und führte wieder ein lateinisches und ein griechisches Seminar: Velleius Paterculus und Aristoteles' »Poetik«. Prof. Misteli gab »Interpretationen zu Sophokles' Philoktet« 2 stg. und der neue Dozent Dr. Jacob Wackernagel »Geschichte des griechischen Epos« 2 stg. und »Herodot, mit besonderer Berücksichtigung der Dialekte« 3 stg., womit er bereits seinen künftigen Weg als genialer Sprachforscher beschritt.

Da ihm also aus der Absenz an der Universität keine zusätzlichen finanziellen Einbußen erwuchsen, und wenn wir am 24. Dezember im Brief an die Mutter erfahren, daß er in Italien im Monat 200.- Fr. zahle, so mochte ihm sein Restgehalt von 3300.- Fr. im Jahr mit Reisen gerade ausgereicht haben. Die Geldangelegenheiten in Basel und von Basel aus besorgte jetzt schon Freund Overbeck, »der Unwandelbare«, wie ihn Marie Baumgartner bezeichnete.

Reisevorbereitungen

So war trefflich vorgesorgt, und Nietzsche konnte sich ruhigen Gewissens der Vorbereitung seines Urlaubs hingeben, aber auch das wieder nicht ohne starke innere Erregung mit der üblichen Folge: unerträglicher, migräneartiger Kopfschmerz mit Erbrechen. Auch die Augen bleiben schlecht, und er muß wieder eine Atropinkur durchführen, wie er am 4. September der Schwester berichtet. So schleppt er sich

durch den ganzen Monat September, an dessen Ende (am 26.) er Malwida klagt: »Mir geht es seit meiner Heimkehr schlecht; ich diktiere diesen Brief unter abscheulichen Kopfschmerzen vom Bette aus. Ungefähr alle acht Tage habe ich meinem Leiden ein dreißigstündiges Opfer zu bringen; deshalb vertröste ich mich ganz und gar auf das Zusammensein mit Ihnen im Golf von Neapel.« Malwida hatte sich nämlich inzwischen den Ort Fano angesehen und als ungeeignet empfunden, und sich schließlich für die Gegend um Neapel entschieden, wo auch Wagner für kürzere Zeit hinkommen wollte. Es scheint, daß es so schon in Bayreuth besprochen war, denn der Ortswechsel steht in der Korrespondenz ohne alle Diskussion plötzlich wie selbstverständlich fest. Schon am 24. Sept. hatte Nietzsche Freiherrn v. Seydlitz in diesem Sinne geschrieben: »Sie gehen am 1. Oktober nach Davos, und ich, am gleichen Tage, nach Italien, um in Sorrent meine Gesundheit wieder zu finden ... ebenfalls begleiten mich ein Freund (Paul Rée!) und ein Schüler (Albert Brenner) dahin ... es wird eine Art Kloster für freiere Geister. Von dem erwähnten Freunde will ich nicht verschweigen, daß er der Verfasser eines anonymen sehr merkwürdigen Buches ist ›Psychologische Beobachtungen‹ ... wir bleiben ungefähr ein Jahr in Sorrent. Dann kehre ich nach Basel zurück, es sei denn, daß ich irgendwo mein Kloster, ich meine ›die Schule der Erzieher‹ (wo diese sich selbst erziehen) in höherem Stile aufbaue.«

Allerdings war nur der Ort, noch nicht die Pension vorgesehen.

Der Gedanke an ein »Kloster für freiere Geister« flammt bei Nietzsche immer wieder wie ein Strohfeuer auf. Diesmal zehrte er wohl von der Nahrung, die er bereits am 21. April erhalten hatte durch den Brief von Joseph R. Ehrlich aus Wien, der Nietzsche »im Namen Ihrer begeisterten Verehrer an der hiesigen Universität« geschrieben hatteB600. Aus dieser ersten »Nietzschegemeinde« sollten ihm denn auch noch Beziehungen erwachsen.

Überraschend in dem Brief an Seydlitz ist aber, daß er mit Paul Rée nach Sorrent gehen werde. Er schreibt das mit aller Bestimmtheit hin, noch bevor Malwida davon wußte, der er erst zwei Tage später, am 26. September schreibt: »Wissen Sie, daß Dr. Rée mich begleiten will, im Vertrauen darauf, daß es Ihnen so recht ist? Ich habe an seinem überaus klaren Kopfe ebenso wie an seiner rücksichtsvollen, wahrhaft freundschaftlichen Seele die größte Freude ... Ihre Pläne sollen natürlich, wenn dies nicht angeht, in keiner Weise gestört werden ... Wagner telegraphierte mir von Venedig aus.« Und Nietzsche antwortete ihm am 27. September. Wagner hatte angefragt, ihm von einer Basler Firma Wäsche zu besorgen, und Nietzsche dankt für den altvertrauten Auftrag, »es erinnerte mich an die Tribschener Zeiten«; und dann folgen einige schwerblütige Sätze: »Der Herbst, nach *diesem* Sommer ist für mich, und wohl nicht für mich allein, mehr Herbst als ein früherer. Hinter dem großen Ereignisse liegt ein Streifen schwärzester Melancholie, aus dem man sich gewiß nicht schnell genug nach Italien oder ins Schaffen oder in beides retten kann.« Er öffnet sich noch einmal dem väterlichen Freunde und gesteht das Ausmaß seiner Leiden: »Diese sind wieder auf einem Höhepunkte; es ist wirklich die höchste Zeit: meine Behörden wissen, was sie tun, wenn sie mir ein ganzes Jahr Urlaub geben, obgleich dieses Opfer für ein so kleines Gemeinwesen unverhältnismäßig groß ist; ... ich habe in den letzten Jahren, dank der Langmütigkeit meines Temperamentes, Schmerzen über Schmerzen eingeschluckt, wie als ob ich dazu und zu nichts weiterem geboren wäre. Der Philosophie, welche dies etwa lehrt, habe ich praktisch meinen Tribut in reichem Maße gezahlt. Diese Neuralgie geht so gründlich, so wissenschaftlich zu Werke, sie sondiert förmlich, bis zu welcher Grenze ich den Schmerz aushalten kann, und nimmt sich zu dieser Untersuchung jedesmal dreißig

Stunden Zeit. Alle vier bis acht Tage muß ich auf eine Wiederholung dieses Studiums rechnen ... aber nun habe ich es satt, und ich will gesund leben oder nicht mehr leben ... Glauben Sie nicht, daß ich morose bin; nicht die Krankheiten, nur die Menschen vermögen mich zu verstimmen, und ich habe immer die hilfsbereitesten rücksichtsvollsten Freunde um mich.«

Am 29. September meldet er sich nun beim »Niederlassungskollegium« in Basel »nach Italien« ab und erhält am selben Tage von der Staatskanzlei des Kantons Basel-Stadt einen Reisepaß – obwohl er nicht Bürger ist!A94 Eduard His führt dazu aus: »Dieses interessante Dokument befindet sich heute noch auf dem Basler Staatsarchiv; es spielte in Nietzsches Leben mehrmals eine Rolle ... Vorerst muß die Tatsache überraschen, daß die Basler Kantonsbehörde sich zur Ausstellung dieses Passes an einen Heimatlosen als zuständig erachtete. Doch war dies in der Tat damals rechtlich zulässig (Interkantonales Konkordat betr. die Erteilung und die Formulare der Reisepässe vom 22. Juni und 2. Juli 1813, bestätigt 9. Juli 1818). Auch das Bundesgesetz ›die Heimatlosigkeit betreffend‹ vom 3. Dezember 1850 ließ die Ausstellung eines Passes an einen Nichtschweizer durch den Kanton, allerdings auf dessen eigene ›Gefahr‹, noch zu (Art. 21). – Der Inhalt des Passes ergibt, daß Nietzsche darin nicht etwa als Basler Bürger bezeichnet wird, sondern lediglich als Professor an der Basler Universität. Der Paß hatte somit lediglich die Bedeutung eines amtlichen Schutz- und Geleitbriefes für einen Basler Staatsbeamten; die Anerkennung eines Bürgerrechts kam dabei nicht in Frage. Die Basler Behörden hatten aber um so mehr Anlaß, Nietzsche einen solchen Schutz- und Geleitbrief auszustellen, als er sonst als Schriftenloser im Ausland hätte Anstände haben können, die ein übles Licht auf Basel und seine Universität hätten werfen können. Daß für Nietzsche ein französisch vorgedrucktes Paßformular verwendet wurde, erklärt sich daraus, daß er sich nach einem romanischen Lande (Italien) abmeldete. Nietzsches Paß trägt den Vermerk ›valable pour un an‹; formell wäre seine Geltung somit schon am 29. September 1877 abgelaufen gewesen. Nietzsche benützte den gleichen Paß aber noch bis zu seinem Zusammenbruch ...; daher wurde er ihm von den Schweizerkonsulaten zu Genua und zu Nizza noch 1883 und 1885 auf kürzere Fristen verlängert. Erst als Nietzsche am 10. Januar 1889 in die Basler Irrenanstalt Friedmatt eingeliefert wurde, scheint der Paß von den Basler Behörden wieder zu Handen genommen worden zu sein.«

Mit der formellen Abmeldung bei der Niederlassungskontrolle in Basel unterbrach Nietzsche nun bereits zum zweiten Male (erstmals 1870 zum Kriegsdienst) seinen Aufenthalt, womit er sich endgültig um die Möglichkeit der Einbürgerung brachte, wozu damals mindestens 8 Jahre ununterbrochener Niederlassung eine Voraussetzung war. Und da er anderseits auch nie in sein 1869 aufgegebenes deutsches Bürgerrecht zurückkehrte, blieb er ein Staatenloser, oder, nach dem schweizerischen Terminus – bei Nietzsche besonders zutreffend –: *heimatlos.*

Eiser antwortete am 17. OktoberB646: »Nach wenig Tagen, welche wir auf Rosenlauibad gemeinsam verlebten, durfte ich unsere Beziehungen für wahrhaft freundschaftliche und dauernde halten. – Je mehr mich dieses stolze Bewußtsein beglückte, desto bekümmerter sah ich das Bild einer tiefen Erkrankung in den Leiden N.'s immer unheimlicher zu Tage treten. Die Schilderung seiner Beschwerden, ihrer Entstehung, ihres bisherigen Verlaufs, erfüllte mich mit ernster Besorgnis, zugleich aber auch mit höchster Verwunderung darüber, daß eine irgend einheitliche Behandlung, ja eine irgend eingehende ärztliche Erörterung des langwierigen und qualvollen Krankheitsprozesses bis dahin nicht stattgefunden hatte.

Das Unmethodische, Zersplitterte, Stoßweise aller seitherigen Heilversuche wurde durch die geringe Zuneigung des Patienten zu Prof. Immermann erklärlich, welcher als Patholog und interner Kliniker der Basler Hochschule ganz ex officio zum Arzt Nietzsches geworden war ... Nur durch diese intimsten Personalien wird es verständlich, daß Nietzsche während seiner fast gegen den Willen des Basler Ordinarius bewerkstelligten jährigen Abwesenheit ohne jede Verbindung mit dem Hausarzt blieb, – daß die in Italien ganz gelegentlich konsultierten Ärzte keinerlei Aufschlüsse vom Basler Kollegen erhielten, – nicht anders als der Arzt im Bad Ragaz ... Auch daß ein Beraten oder gemeinsames Handeln Immermanns und des Basler Ophthalmologen Prof. Schieß niemals stattgefunden hat, daß Prof. Schieß die Augen des Patienten vor zwei Jahren zum ersten und letztenmal ophthalmoskopisch untersucht hatte, muß in der extremen Entfremdung der Persönlichkeiten seine notdürftige Erklärung finden. Dieser Sachverhalt wird es rechtfertigen, daß ich Prof. Nietzsche zum Besuch bei mir in Frankfurt aufforderte ... Beim Weggehen erklärte er ernst und bestimmt, daß die während seines Hierseins vorgenommenen Untersuchungen und Besprechungen die erste eingehende, logisch zusammenhängende ärztliche Erörterung gewesen sei, welche seine nahezu vierjährige Erkrankung bis dahin erfahren habe! –« Nietzsche sieht also den zeitlichen Beginn seiner akuten Erkrankung im Winter 1873 auf 74. Ausführlicher legt dann Eiser in seinem Brief an Wagner Befund, Vermutungen, Befürchtungen und Hoffnungen dar, wie sie sein Gutachten schon enthielten. Hat Eiser damit gegen das Gebot des Arztgeheimnisses verstoßen? Er durfte sich auf das Vertrauen, auf Treu und Glauben unter echten Freunden berufen, und Wagner hielt sich daran. Auch in der kommenden Entzweiung bewahrte er das anvertraute Geheimnis, jetzt aber bekannte er dem um den Freund so besorgten Arzte in einem Brief vom 27.A105 Oktober seine eigene, bestimmte Vermutung und gibt ihm zu Bedenken, daß die ganze Erkrankung ihre Wurzel in einer Perversion des Sexualtriebes haben könne, und Wagner verweist auf ihm bekannte Parallelfälle, die ihm als Menschenkenner und -beobachter aufgefallen sind. »Sehr wichtig war mir nun auch neuerdings die Nachricht, daß der in Neapel vor einiger Zeit von Nietzsche konsultierte Arzt, diesem vor allen Dingen anempfahl, zu heiraten –«B647, was Wagner möglicherweise von Malwida v. Meysenbug erfahren haben dürfte, die ja über das Gespräch mit Professor Schrön Bescheid wußte, und der gegenüber Nietzsche darum im Zusammenhang mit den Heiratsplänen am 1. Juli 1877 auch offen gestandB648: »Ich hatte wieder ein ganzes Jahr zum Überlegen und habe es unbenutzt verstreichen lassen; und doch weiß ich längst, daß ohne dieses nicht einmal auf eine Milderung meiner Leiden zu rechnen ist.«

Ärzte und Freunde ahnten also, wo das Leiden seine Wurzel habe, aber die Art der Störung sicher zu diagnostizieren, dafür standen damals die Methoden noch nicht zur Verfügung, weshalb auch heute noch nur Rückschlüsse aus den mehr oder weniger zuverlässig beschriebenen Symptomen möglich sind, die nie eine gesicherte Aussage gestatten, sondern bestenfalls Hinweise liefern. Wagner war der diskrete Kontakt mit dem Arzt von seiner tiefen Sorge um die Zukunft Nietzsches eingegeben worden, das spricht aus jedem Satze seiner Briefe. Als Nietzsche später – 1883 – davon erfuhr und dann noch durch falsche Angaben entstellt davon erfuhr, da faßte er es als eine Bosheit Wagners, als Versuch der Verleumdung auf, was dann nach der Entfremdung zu dem, was Wagner in der Kunst vertrat, auch noch die persönliche Entfremdung herbeiführte. Noch weitere fünf Jahre trug Nietzsche an diesem verhängnisvollen Irrtum, bis sich 1888 die Enttäuschung in dem furchtbaren Angriff auf Wagner entladen konnteB649.

Der einzige, der dann aufklärend und mildernd hätte eingreifen können, war Otto Eiser. Aber von 1882 an war die schon längst lockere Verbindung völlig abgerissen, Eiser erfuhr nichts mehr von Nietzsche, nichts von seinem persönlichen Vorwurf gegen Wagner, und den Hintergrund der Kampfschrift ›Der Fall Wagner‹ konnte er nicht vermuten. Durch Nietzsches philosophischen Weg vor die Alternative gestellt: Wagner oder Nietzsche, bekannte sich Eiser zu Bayreuth, wo er eigentlich durch die Vermittlung Nietzsches eingeführt worden war. Längst konnte er eigene Betrachtungen zum Werk Wagners in den »Bayreuther Blättern« erscheinen lassen und rückte dabei Wagners ›Parsifal‹ in die Nähe, in die Tradition Calderons. Damit war er für den Dichter des ›Zarathustra‹ verloren, der schon in ›Menschliches – Allzumenschliches‹ (Aph. 141) von dem »unausstehlichen Superlativ-Christentum des Calderon« sprach.

Eiser starb acht Jahre nach Nietzsches geistigem Zusammenbruch; er hat also noch die ganze menschliche Tragödie des einst Verehrten erlebt, aber auch Nietzsches aufsteigende Geltung und Bedeutung gesehen. Zu all dem blieb aber der Mensch, der ehemalige Freund und der Arzt Eiser stumm.

XX. Der letzte Versuch mit der Professur

(Mitte Oktober 1877 bis Anfang Mai 1879)

In dem während des Urlaubsjahres entstandenen 1. Teil von ›Menschliches – Allzumenschliches‹ findet sich im »Fünften Hauptstück; Anzeichen höherer und niederer Kultur« der Aphorismus 276, in dem die autobiographische Bedeutung, die allem zukommt, was Nietzsche gedacht und geschrieben hat, besonders deutlich wird: »Die besten Entdeckungen über die Kultur macht der Mensch in sich selbst, wenn er darin zwei heterogene Mächte waltend findet. Gesetzt, es lebe einer ebensosehr in der Liebe zur Bildenden Kunst oder zur Musik, als er vom Geiste der Wissenschaft fortgerissen wird, und er sehe es als unmöglich an, diesen Widerspruch durch Vernichtung der einen und volle Entfesselung der anderen Macht aufzuheben: so bleibt ihm nur übrig, ein so großes Gebäude der Kultur aus sich zu gestalten, daß jene beiden Mächte, wenn auch an verschiedenen Enden desselben, in ihm wohnen können, während zwischen ihnen versöhnende Mittelmächte, mit überwiegender Kraft, um nötigenfalls den ausbrechenden Streit zu schlichten, ihre Herberge haben.«

Die heterogenen Mächte in Nietzsches Wesen waren noch immer Musik und Philosophie, diese gegenwärtig eine »wissenschaftliche Philosophie«: die psychologische Durchleuchtung menschlicher Verhaltensweisen, und als »versöhnende Mittelmacht« versucht er noch einmal seine Lehrtätigkeit hochzuhalten.

Die künstlerische Gestaltung oder Produktion ist eine unter allen Lebewesen ausschließlich dem Menschen gegebene Möglichkeit. Nur der Mensch hat Erlebnisweisen und Erlebensgehalte, die er durch das Mittel der künstlerischen Gestaltung – und adäquat nur durch sie – mitzuteilen das Bedürfnis und die Möglichkeit hat. Und nur dem Menschen ist es gegeben, die Kundgebungen in einer ihrer Art zukommenden Weise aufzunehmen, zu »verstehen«, und die durch das Kommunikationsmittel der künstlerischen Kundgebung tradierten Erlebnishintergründe zu erkennen oder sie sogar nachzuvollziehen. Ein Kunstwerk richtet sich also grundsätzlich immer an einen Rezipienten, an ein »Du«. Nun vernehmen wir zwar aus einigen Briefen Nietzsches aus der Zeit in Rosenlaui, also

Sommer 1877, daß er sich noch immer musikalisch komponierend betätigte. Er hat in diesen Jahren einen ›Hymnus auf die Einsamkeit‹ gestaltet, in dem er die Einsamkeit in ihrer »ganzen schauerlichen Schönheit fassen« will, wie er Rohde schon am 5. Februar 1875 schrieb, und er spielt sich diese Musik auch jetzt noch öfter auf dem Klavier vor oder er singt sie auf den einsamen Wanderungen, wohl mehr innerlich als mit hallender Stimme. Erhalten ist von dieser Komposition jedoch keine Note. Sie fand wohl den Weg von der Improvisation in die geschriebene Form nicht, konnte ihn nicht finden, denn die Einsamkeit ist kein »Du«, die Möglichkeit der Kommunikation entfällt, und damit der Sinn einer Darstellung in einem Werk. Nietzsche war an dem Punkt angelangt, wo seine Aussage im Medium der Musik aufhören, verstummen mußte. Aber als »Macht«, als seelischer Faktor bestand sie jetzt noch, sie erfüllte ihn, besaß ihn immer noch, bevor er sich von ihr trennen, sie zu einem »Problem« verdünnen konnte. Auch an seinen letzten ausgeführten Kompositionen hielt er noch fest, an dem ›Hymnus auf die Freundschaft‹ und an dem unglücklichen Kinde seiner Muse, der ›Manfred-Meditation‹. Louis Kelterborn berichtetB650, daß er dieses Stück mit dem vor kurzem in Basel eingekehrten jungen Schweizer Komponisten Hans HuberA106 im Winter 1878/79 gespielt habe und daß Huber, von der Komposition überzeugt, eine Aufführung vorgesehen hatte, die dann allerdings nicht zustande kam. Und Nietzsche ließ das alles gerne gewähren, *er* zog die Komposition nicht zurück! Nietzsche seinerseits verehrte Huber und ging auch mit Kelterborn am Sonntag 3. November 1878 in das Symphoniekonzert, in dem Hubers Violinkonzert in g-moll op. 40 uraufgeführt wurde; es ist das Konzert, von dem er am 9. November der Mutter schreibtB651: »Sonntag hatte ich zum ersten Male versucht ins Konzert zu gehen, mußte aber nach wenigen Stücken hinaus, der Kopfschmerz *war da.*«A107 Ein neuer Ausdruck seines inneren Kampfes mit Wagner und der Musik überhaupt ist das »Vierte Hauptstück; Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller« in ›Menschliches – Allzumenschliches‹. Hier unternimmt er es zum ersten Male, dieser »Macht« in ihm nicht zu huldigen, sondern sie zu bändigen, in dem er sie psychologisch zu relativieren versucht. Und damit ist der Kampf, die Spannung mit der andern »Macht«, der Philosophie bezeichnet, die im vergangenen Jahre neue Antriebe in neuen Richtungen erhalten hatte. Immer mächtiger wird der Ruf, sich dieser »Macht« ganz zu ergeben, die ganze Existenz allein von ihr prägen zu lassen. Diesem einseitigen Totalanspruch versucht sich Nietzsche noch einmal zu entziehen, indem er die »versöhnende Mittelmacht« der Berufsbindung ernsthaft ergreift; und zu dieser Ernsthaftigkeit gehört es, daß er es mit aller Vorsicht und unter äußerster Schonung der Kräfte tut, denn nur so ist es überhaupt noch möglich. Aber auch in dieser Ökonomie trägt alles das Gepräge des »Versuchs«, der auf jeden Fall scheitern muß und vom totalen Verzicht oder Abbruch gefolgt wird.

Im Sinne des Versuchs ist es zu werten, wenn Nietzsche nur die Lehrtätigkeit an der Universität wieder aufnimmt und sich vorderhand nochmals für ein halbes Jahr vom Pädagogium dispensieren läßt, immer mit der still gehegten, wenn auch geringen Hoffnung, mit Beginn des neuen Schuljahres im Frühjahr 1878 wieder das volle Pensum übernehmen zu können. Der sich trotz aller Schonung rasch verschlechternde Gesundheitszustand schaffte dann allerdings nur allzu bald Klarheit.

Auch für den Herbst 1877 muß er noch geringe Hoffnungen gehegt haben, seine vertraglichen Verpflichtungen vollumfänglich erfüllen zu können und auch die Stunden am Pädagogium wieder aufzunehmen. So schreibt er noch Anfang August von Rosenlaui aus an Paul Rée in diesem SinneB652: »Anfang September bin ich wieder in Basel ... Alles, Universität und Pädagogium wird wieder in Angriff

genommen: ein Versuch.« Erst die Gutachten der Ärzte von Anfang Oktober, die ihm Lesen und Schreiben auf Jahre hinaus verbieten, veranlaßten ihn, zunächst durch private, gesprächsweise Vereinbarung, die Vertretung auf seine Kosten für den Rest des Schuljahres beizubehalten, und erst dann reichte er am 17. Oktober, *nach* Semesterbeginn der Kuratel offiziell das Gesuch um vorderhand halbjährige Verlängerung des Vikariats einB653: »Nachdem ich ein Jahr lang – dank der Gunst, welche mir durch den verliehenen Urlaub erwiesen wurde – danach gestrebt habe, meine Gesundheit durch alle erdenkliche Schonung und Heilversuche wiederzugewinnen, muß ich am Schluß dieser Frist mir leider eingestehen, daß ich dieses Ziel durchaus nicht erreicht habe; ja eine neuerlich angestellte sorgfältige Untersuchung durch drei Ärzte gab mir die traurige Gewißheit, daß viel schwerere Gefahren vor allem hinsichtlich meines Augenlichts im Anzug seien, und daß ich mich noch zu viel eingreifenderen Maßnahmen entschließen müsse. Die Forderung der Ärzte ging einmütig darauf hin, daß ich mich auf mehrere Jahre hinaus des Lesens und Schreibens absolut zu enthalten hätte ... Nehme ich noch hinzu, daß mir die Anfälle meines Kopfes ein bis zwei Tage wöchentlich rauben, so sehe ich mich genötigt, um nur einigermaßen meinen akademischen Pflichten für diesen Winter nachkommen zu können, das Gesuch um fortdauernde Entbindung von meinem Lehramt am Pädagogium an die hohe Erziehungsbehörde zu stellen; vorbehaltlich dessen, daß ich mich höchstwahrscheinlich zu weiteren Entscheidungen über meine gesamte hiesige Lehrtätigkeit gezwungen sehen werde.«

Der Kuratel-Präsident, Ratsherr Carl Burckhardt- BurckhardtA108 ließ das Gesuch rasch mit dem Antrag auf Bewilligung bei den Kuratel-Mitgliedern zirkulieren, die alle zustimmten, nur daß Ratsherr Dr. med. und h. c. phil. Friedrich Müller (1834-1895) beifügteB654: »Da Herr Prof. Nietzsche selbst eine baldige definitive Entscheidung in Aussicht stellt, so kann ich d. Vorschlag d. Praesidii beistimmen; andernfalls hätte ich eine gelinde Pression gewünscht.« Es hatten also nicht alle Kuratelsmitglieder dieselbe Geduld! Bereits am 22. Oktober konnte der Präsident das Gesuch an den Erziehungsrat weiterleiten und schloß sein Begleitschreiben mit den WortenB655: »So wie die Verhältnisse jetzt sind, glaubt die Kuratel, es sei nicht möglich etwas anderes zu tun, als Herrn Prof. Nietzsche für diesen Winter von der Erteilung des griechischen Unterrichtes an der 3. Kl. des Pädagogiums zu befreien, einstweilen seine weiteren Entschließungen abzuwarten, und Herrn Dr. Achilles Burckhardt mit der Fortführung des Unterrichts zu beauftragen.«

Dem Erziehungsrat blieb kaum etwas anderes übrig, als das bereits laufende Vikariat nachträglich zu sanktionieren, und er übernahm es sogar in Rechnung eines Nachtragskredites.

mehrere Male mit einem Gesuch an Sie wenden mußte, läßt mich heute den letzten Schritt tun und die Bitte aussprechen, aus meiner bisherigen Stellung als Lehrer an der Universität ausscheiden zu dürfen. Die inzwischen immer noch gewachsene äußerste Schmerzhaftigkeit meines Kopfes, die immer größer gewordene Einbuße an Zeit, welche ich durch die zwei- bis sechstägigen Anfälle erleide, die von neuem (durch Herrn Prof. Schieß) festgestellte erhebliche Abnahme meines Sehvermögens, welche mir kaum noch zwanzig Minuten erlaubt ohne Schmerzen zu lesen und zu schreiben – dies alles zusammen drängt mich einzugestehen, daß ich meinen akademischen Pflichten nicht mehr genügen, ja ihnen überhaupt von nun an nicht mehr nachkommen kann ... So bleibt mir nur übrig, unter Hinweis auf § 20 des Universitäts- Gesetzes mit tiefem Bedauern den Wunsch meiner Entlassung auszusprechen, zugleich mit dem Danke für die

vielen Beweise wohlwollender Nachsicht, welche die hohe Behörde mir vom Tage meiner Berufung an bis heute gegeben hat ...«

Innerlich muß der Entschluß bereits gereift sein, denn am *3. April* schreibt er an Fr. Overbeck: »Ja, lieber Freund, Du hast Recht, und ich würde sofort kommen, hätte ich nur nicht die Basileophobie, eine wahre Angst und Scheu vor dem schlechten Wasser, der schlechten Luft, dem ganzen gedrückten Wesen dieser unseligen Brütestätte meiner Leiden .... Eben von einem höchst schmerzhaften zweitägigen Krankenlager erstanden.« Am 7. Mai beginnt er die Liquidation seines kleinen Haushalts, lädt auch Frau Baumgartner zu einem Abschiedsbesuch ein. Inzwischen hat Overbeck die Schwester alarmiert, die am 10. Mai nach Basel kommt. Anschließend fahren die Geschwister zu einem Kuraufenthalt nach Schloß Bremgarten bei Bern, wo sie kaum eine Woche bleiben. Kurz nach dem 21. Mai ist er bei Rothpletz in Zürich, am 29. Mai trägt er sich in das Gästebuch des Hotels in Wiesen bei Davos ein, von wo er der Schwester, die von Bremgarten nach Basel gereist war, am 30. Mai schreibt und von vier Tagen berichtet, die er nicht schlafen konnte.

Elisabeth hat in der Zwischenzeit die Liquidation des Haushalts in Basel zu Ende geführt. Auch die Behörden vollzogen die abschließenden Maßnahmen. Am 14. Juni tritt die Basler Regierung auf Nietzsches Entlassungsgesuch ein und entspricht ihm mit der Festsetzung des Entlassungsdatums 30. Juni 1879. Bis zu diesem Zeitpunkt bezieht Nietzsche sein Gehalt: »Der Regierungsrat des Kantons Baselstadt erteilt nach Antrag des Erziehungsdepartements dem seit Ostern 1869 an der Universität und am Pädagogium als Professor der griechischen Sprache und Literatur angestellten Herrn Dr. phil. Friedrich Nietzsche die von demselben aus Gesundheitsrücksichten nachgesuchte Entlassung auf Ende des laufenden Monats, bezeugt demselben für die ausgezeichnete Art, womit er seines Amtes gewaltet, den aufrichtigen Dank der Behörde, und bewilligt ihm für die nächsten sechs Jahre einen Ruhegehalt von eintausend Franken im Jahr.« Er folgte damit dem längeren motivierten Gutachten des damaligen Vorstehers des Erziehungsdepartementes, Dr. Paul Speiser, der beantragt hatte: »Unter diesen Verhältnissen können wir, so sehr auch der Verlust eines so ausgezeichneten Lehrers zu bedauern ist, nicht umhin, dem Entlassungsgesuch Folge zu geben.« Für die Festsetzung des Ruhegehaltes war maßgebend, daß die Universität aus dem Heuslerschen Fonds gleichfalls auf sechs Jahre Fr. 1000.-, die Akademische Gesellschaft ihrerseits im Namen einiger Mitglieder Fr. 1000.– zu demselben Zweck bewilligt hatB719, wodurch Nietzsche zu einem Ruhegehalt von Fr. 3000.– im Jahr kommt; die gesetzte Frist von sechs Jahren wurde dann noch weit überschritten. Es ist zu bedenken, daß es sich hier nicht um »Versicherungsleistungen« handelt, denn Pensionsversicherungen mit Prämienbeteiligung der Versicherten gab es damals noch nicht. Um so mehr darf man aus der Zuerkennung dieser teilweise sogar privat gespendeten Beiträge die Hochachtung für den Menschen und die Anerkennung für seine Lehrtätigkeit ermessen, welche Behörden und akademische Kreise Basels damit zum Ausdruck brachten, daß sie dem erst 34jährigen Manne nach nur 10jähriger Tätigkeit eine in den damaligen Verhältnissen immer noch existenzsichernde Rente in der Höhe von zwei Dritteln seines Gehaltes zusprachen.

Als dann am 18. Juni Nietzsche auch noch in der Basler Niederlassungskontrolle »abgeschrieben« (dies der amtliche Terminus für die Abmeldung eines Fremden) wurde, war der Abschied von Professur und Basel in allen Teilen auch formell vollzogen. Nietzsche hatte seinen letzten festen Wohnsitz verlassen und es beginnt für ihn das heimatlose Dasein seiner zweiten Lebenshälfte.

III. Teil

Die zehn Jahre des freien Philosophen

(Frühjahr 1879 bis Dezember 1888)

I. Wandlung

(Mai bis Dezember 1879)

Der Abschied von Basel, die Loslösung von Beruf, Amt und Ortsgebundenheit, bedeutet für Nietzsche keineswegs den Schritt in die Freiheit, denn diese Loslösung war nicht aus freiem Entschluß erfolgt, sondern von der Krankheit erzwungen. Für Nietzsche stellt sich die neue Aufgabe, mit der »Krankheit« fertig zu werden, *ihr* die Macht zu brechen, *sie* aus einem äußeren Feind in einen Bundesgenossen zur Bewältigung der Lebensaufgabe zu verwandeln, sie in das Ganze der Existenz einzubeziehen. Es ist eine Aufgabe, vor die sich viele Menschen gestellt sehen, aber nicht alle verstehen sie zu lösen, mindestens nicht mit demselben Erfolg.

Krankheit als geistiger Antrieb

Die Geschichte der maßgebenden Geister des 19. Jahrhunderts ist in einem viel größeren Umfang von dieser Aufgabe geprägt, als man sich im allgemeinen bewußt ist, weil die Nachwelt kaum bei irgend einem dieser Großen ein solches Aufheben davon gemacht hat, ja es als Vorwand zu herabmindernder Kritik bis zur Ablehnung, Verurteilung und sogar Lächerlichmachung mißbraucht hat, wie im Falle Nietzsches. Und dabei gibt gerade er ein Beispiel mutiger Bewährung in dieser Aufgabe. Was heißt im Falle Nietzsches, und darüber hinaus ganz allgemein, »Krankheit«? Sind ererbte Gebrechen »Krankheiten«? Nietzsche war von Geburt extrem kurzsichtig. Die rasche und heillose Übermüdung der Augen, selbst damit verbundener Kopfschmerz können daher rühren. Auch das Migränekopfweh mit Erbrechen – wenn es überhaupt Migräne war – scheint ebenfalls ein ererbtes Gebrechen zu sein, an dem schon der Vater und die Schwester litten. Eine große Rolle spielte seine – tatsächliche oder nur eingebildete – Klimaabhängigkeit. Sind das »Krankheiten«? Nimmt man einmal eine luetische Infektion als feststehend an, so wird man das im landläufigen Sinne als eine Krankheit bezeichnen, die über eine progressive Paralyse, also einen organischen Hirnschaden, zum frühen Tode im Alter von knapp 56 Jahren führte. Es bleibt aber zu fragen, ob der körperliche Zusammenbruch 1879, von dem sich Nietzsche in den nächsten Jahren erstaunlich gut erholen sollte, bereits in den Krankheitsverlauf dieser, zudem nur vermuteten, Lues gehört, und ob diese Krankheit nur nachteilige Folgen gehabt habe. Gerade von Lues, wie auch von anderen Infektionen (Tuberkulose z. B.) lehrt die Forschung, daß sie mindestens zeitweise gewisse Lebensfunktionen anregen, steigern, daß eine Wirkung vorliege, wie sie einzelne Narkotika ausüben, etwa Alkohol, und daß dabei Kräfte und Möglichkeiten der Phantasie freigelegt würden, die im »normalen« Organismus sonst verschüttet, unterdrückt bliebenB720. Könnte man diese Unterdrückungen des freien

Spiels des Geistes nicht auch »Krankheit«, psychopathologische Störungen nennen? Schützt denn nur der Umstand, daß sie allgemein verbreitet, »normalerweise vorherrschend« sind, vor dieser Kritik? Hier versteckt sich etwas, was Lange-Eichbaum so formuliertB721: »Es gibt also nur einen höchst verwickelten Relationsbegriff und nicht ›die‹ Krankheit. Weiter ist aber Krankheit auch noch ein Relationsbegriff als Wertbegriff oder besser: als Unwertbegriff ... Entkleidet von allem Werthaften, verliert der Krankheitsbegriff völlig seinen Sinn.«

Will man Hochtalenten, zu denen Nietzsche wahrlich zu zählen ist, gerecht werden, so wird man mit dem Begriff der Krankheit und des Krankhaften weder ihr Wirken noch ihre Wirkung verständlich machen oder gar würdigen können. Lange-Eichbaum versucht den Weg zu einer Würdigung, die nicht schon von vornherein mit dem Unwertbegriff »Krankheit« belastet ist, durch eine ganz andere Betrachtungsweise freizulegen: »Nachdem wir gesehen haben, wie fließend und wie schwer zu umreißen der Begriff Krankheit ist, muß nach einem Oberbegriff gesucht werden, der ganz allgemein alles ungünstig Biologische umfaßt und von dem ›die‹ Krankheit (im ärztlichen Sinne) nur einen Teil darstellt. Einen solchen Oberbegriff sehen wir im Begriff des ›Bionegativen‹. Dieser soll abstrakt-logisch alle biologisch ungünstige Dynamik bezeichnen, er soll alle Vorgänge irgendwie lebensschädlicher Art umfassen.«

Schaffen wir ein Begriffspaar, indem wir der Definition des Bionegativen die eines Biopositiven entgegenstellen, so würden wir damit den Begriff dessen gewinnen, was von nun an in Nietzsches Leben und Denken thematisch wird und als Thema immer deutlicher an den ersten Platz rückt.

War Nietzsche die letzten Jahre in seiner vorgefaßten oder auferlegten Lebensweise durch den Zustand der Augen und die Kopfschmerzen *behindert* worden, so versucht er nun, aus diesen Hemmnissen die konstituierenden Regeln für eine neue Lebensgestaltung zu gewinnen, in der diese Störungen von ihm, seinem Willen, seiner Konsequenz in der Durchführung der als biopositiv erkannten Gewohnheiten abhängig werden sollten. Er beschreitet dazu den Weg einer ans Asketische grenzenden Selbstzucht und gewinnt damit eine Glaubhaftigkeit als Ethiker, ohne die er seine kühnen Erkenntnisse in diesem Gebiet der Philosophie kaum hätte aussprechen dürfen. Aber auch in Fragen der Ästhetik, wie in den Belangen der Metaphysik, erhebt er zum obersten Kriterium, ob die von ihm vorgetragenen Thesen für das Leben förderlich seien oder nicht. »Wahrheit« wird dabei immer mehr relativiert, sie wird, im Paradoxon formuliert, zu der »Art von Irrtum, ohne welche eine bestimmte Art von lebenden Wesen nicht leben könnte. Der Wert für das Leben entscheidet zuletztB722 B723«, und es ist ihm »nicht mehr als ein moralisches Vorurteil, daß Wahrheit mehr wert ist als Schein ... es bestünde gar kein Leben, wenn nicht auf dem Grunde perspektivischer Schätzungen und Scheinbarkeiten ... Ja, was zwingt uns überhaupt zur Annahme, daß es einen wesenhaften Gegensatz von ›wahr‹ und ›falsch‹ gibt? Genügt es nicht, Stufen der Scheinbarkeit anzunehmen ...?«A116 Gerade der Schein in der Form des Kunstwerkes, als ein Produkt der künstlerischen Phantasie, kann mehr zur Stimulierung des Lebens beitragen als »Wahrheiten«, das heißt Erkenntnisse, wenn diese nämlich die Fragwürdigkeit und Bodenlosigkeit der menschlichen Existenz aufzeigen sollten. Mit dieser Forderung an die Kunst gibt ihr Nietzsche eine neue Bedeutung, bricht aber mit der traditionellen Auffassung der Kunst als einer Künderin von »Wahrheiten«, oder – schopenhauerisch ausgedrückt – als unmittelbarster Darstellung des »Willens« als des Urgrundes der Welt, und beraubt sie damit der metaphysischen Dimension.

Mögliche Gründe der tieferen Wandlung

Daß in Nietzsche um diese Zeit (1879/80) ein weitausgreifender Umbruch vor sich geht, hält auch Karl Jaspers nachdrücklich festB724: »Wer die Briefe und Schriften in chronologischer Folge liest ... kann sich dem außerordentlichen Eindruck nicht entziehen, daß mit Nietzsche seit 1880 eine so tiefgreifende Veränderung vor sich geht wie niemals vorher in seinem Leben. Sie zeigt sich nicht nur in den Inhalten des Gedankens, in neuen Schöpfungen, sondern in der Form des Erlebens; ... was er sagt, gewinnt einen anderen Ton ... Wir fragen, ob ... in Nietzsches Leben nicht etwas sichtbar wird, was, geistig und existentiell unnotwendig, dem Neuen gleichsam eine nicht zwingend zugehörige Farbe gibt; oder ob in den Dienst dieser geistigen Antriebe und Ziele Quellen treten, deren Herkunft auf etwas hinweist, das wir unbestimmt einen ›biologischen Faktor‹ nennen .... Die Frage, was dieser biologische Faktor sei, ist nicht zu beantworten. Was mit Nietzsche seit 1880 geschehen ist, muß vorläufig unbestimmt bleiben. Daß aber etwas Eingreifendes geschehen ist, vermag der vorurteilslose Beobachter, der sich in die Gesamtheit der Briefe und Niederschriften chronologisch vertieft hat, ... schwerlich zu bezweifeln. Diesen Vorgang als erste Phase der Paralyse aufzufassen, ist unberechtigt, solange nicht die Erfahrung von der Paralyse kasuistisch vergleichend zeigt, daß diese Vorstadien – die dann noch nicht selbst die Paralyse als Zerstörungsprozeß wären – dazugehören.« Und Jaspers folgert daraus: »Eine für das gesamte Nietzsche-Verständnis folgenreiche, wenn auch in der Substanz nicht entscheidende Frage ist die nach der geistigen *Verwandlung seit 1880* und der Möglichkeit ihrer Koinzidenz mit einem neu einsetzenden biologischen Geschehen. Eine gründliche, das gesamte Material beherrschende und geordnet wiedergebende Untersuchung hierüber liegt nicht vor; sie ist das dringendste Erfordernis der Nietzsche-Biographie: Möbius hat den Schnitt zuerst gesehen, aber seine Einsicht sogleich mit so viel Verkehrtheit belastet, daß sie sich in dieser Gestalt mit Recht nicht durchgesetzt hat. Der Schnitt als solcher aber, so unklar seine Art ... bleibt, ist mir ... desto offenbarer.« Aber auch Jaspers sieht in der möglichen, ja ihm wahrscheinlichen, Einwirkung eines sekundären »biologischen Faktors« nicht nur Störungsquellen. »Die ›kranken‹ Faktoren ... haben nicht nur gestört, sondern vielleicht sogar ermöglicht, was sonst nicht so entstanden wäre. Erst jetzt kommt Nietzsche an die Ursprünge mit einer Unmittelbarkeit des am ersten Anfang Stehens; in all dem Reichtum der Reflexionsmöglichkeiten vermag sein Wesen in dem Grundzuge der völligen Ursprünglichkeit – aber erst nach 1880 – an die Vorsokratiker zu erinnern.«

Als einen ausgesprochenen Gewinn in Nietzsches Entwicklung sah die Verwandlung schon 1903 der schwedische Psychiater Poul BjerreB725, indem er, davon ausgehend, daß die luetische Infektion gesichert sei, die Auffassung vertrat, das Luesgift habe eine dem Alkohol ähnliche, die Phantasie befreiende und das Geistige enthemmende leichte chronische Rauschwirkung ausgeübt; es hätte demnach bis an den geistigen Zusammenbruch, wo dann das organische Zerstörungswerk an der Hirnsubstanz überwog, biopositiv gewirkt. So sieht Nietzsche selber seine Lage bereits zu Beginn 1880, als er seinem Arzt Dr. Otto Eiser schriebB726: »Meine Existenz ist eine fürchterliche Last: ich hätte sie längst von mir abgeworfen, wenn ich nicht die lehrreichsten Proben und Experimente auf geistig-sittlichem Gebiete gerade in diesem Zustande des Leidens und der fast absoluten Entsagung machte – diese erkenntnisdurstige Freudigkeit bringt mich auf Höhen, wo ich über alle Marter und Hoffnungslosigkeit siege. Im ganzen bin ich glücklicher als je in meinem Leben .... Mein Trost sind meine Gedanken und Perspektiven. Ich kritzele

auf meinen Wegen hie und da etwas auf ein Blatt, ich schreibe nichts am Schreibtisch, Freunde entziffern meine Kritzeleien.« Und 1886 schreibt er in der späten Vorrede zur ›Fröhlichen Wissenschaft‹ rückblickend: »Man errät, daß ich nicht mit Undankbarkeit von jener Zeit schweren Siechtums Abschied nehmen möchte, deren Gewinn auch heute noch nicht für mich ausgeschöpft ist.«

Natürlich hat diese Rauschwirkung nicht direkt einen ›Zarathustra‹ oder das übrige Werk des Philosophen Nietzsche erzeugt, sonst müßte noch mancher Luesinfizierte ähnliches schaffen, aber es bleibt zu fragen, ob Nietzsche ohne die Aufhebung einer Hemmungsschwelle – durch was sie nun auch geschehen sei – dieses in ihm angelegte Werk aus sich herausgestellt hätte.

Alle die vielen noch so sorgfältigen und scharfsinnigen medizinischen Interpretationen müssen tastende Versuche bleiben, weil sie nun nachträglich die für ein wissenschaftlich vertretbares Urteil erforderlichen diagnostischen Befunde nicht mehr herbeischaffen können, die man 1880-1900 wegen des damaligen Wissensstandes noch nicht gewinnen konnte. Wenn auch alle Untersuchungen von Möbius bis Lange- Eichbaum in vielen Einzelfragen auseinandergehen, in einem Punkt erscheinen sie merkwürdig übereinstimmend, nämlich in der ungefähren Datierung des großen Umbruchs: er vollzieht sich in den Jahren 1879-1881. Aber diese Festlegung einer wesentlichen Zäsur in Nietzsches Leben kann von keinem Autor aus der Krankengeschichte gewonnen werden, sie kann nirgends als von einer bestimmten Krankheit als notwendig in diesem Jahre festzulegende Station im normalen Verlauf der angenommenen oder behaupteten Krankheit erwiesen werden, sondern sie ist nur und einzig aus der Beobachtung von Nietzsches verändertem Verhalten in seiner Lebensweise, seinen Denkinhalten und einer neuen Darstellungsweise und Darstellungsintensität dieser Inhalte gewonnen. Und um diese zu begreifen, bedarf es nicht unbedingt der Herleitung aus Spielarten einer Krankheit. Die Wandlung um 1880 wird verständlicher aus Erfahrungen im Bereich des Seelischen.

Die Krankheit und der frühe Tod des Vaters hatten sich als Kindheitserlebnis tief in Nietzsches Bewußtsein eingeprägt. Bei seinem unbedingten Glauben an Erbmasse und Vererbung lebte Nietzsche schon immer, zu Zeiten mehr oder weniger stark empfunden, im Gefühl der Bedrohung durch ein gleiches oder ähnliches Schicksal. Mit dem im Frühjahr 1879 vom körperlichen Leiden erzwungenen Zusammenbruch der bürgerlichen Existenz jedoch und dem sich anschließenden, in vielen Monaten womöglich verschlimmerten Zustand wurden nun aber die alten Fragen nach Sinn und Halt des Daseins wieder zu höchster Aktualität gebracht, Fragen, neben denen das bisherige kulturpolitische Programm, das Problem, ob von der Musik her, gar von der Musik Richard Wagners, eine deutsche Kulturerneuerung im Sinne des einzigartigen Vorbildes der Antike (und darin eigentlich wesentlich nur des perikleischen Athen) erstrebenswert und möglich sei, völlig in den Hintergrund treten mußte.

Der gesundheitliche Tiefpunkt stellte sich – wieder einmal im Gefolge der Erregung durch das christliche Weihnachtsfest – Ende Dezember 1879 in Naumburg ein, trotz der liebevollen Pflege durch die Mutter: ein dreitägiger schwerer migräneartiger Anfall mit Erbrechen und sogar einer langen Ohnmacht. Hier hat Nietzsche mit dem Tode Zwiesprache gehalten, er stand im Geiste bereits vor der letzten Schranke und fühlte sich danach wie ein in die Mysterien des Todes Eingeweihter. Er war gezeichnet, und nun kann und wird er in neuen Tönen reden. Schon Ende Juli 1879 hatte er Paul Rée gestandenB727: »Mein geliebter Freund, Sie wissen wohl im ganzen, wie es mit mir gestanden hat? Ein paar Mal den Pforten des Todes entwischt, aber fürchterlich

gequält – so lebe ich von Tag zu Tage«; und am 22. Oktober 1879, trotz einiger soeben erlebter »besserer« Wochen, an OverbeckB728: »Mitten im Leben war ich vom guten Overbeck umgeben – vielleicht hätte sich sonst der andre Gefährte eingestellt – Mors.« Solche Äußerungen der Verzweiflung mögen mit dazu beigetragen haben, daß sich sogar ein Gerücht von Nietzsches Tode verbreiten konnte, bis nach Paris, von wo Malwida v. Meysenbug, die dort bei ihrer Tochter Olga Monod ist, am 28. Oktober besorgt an Meta von SalisA117 schreiben konnteB729: »Heute führt mich nun ein trauriges Bedürfnis zu Ihnen. Ich hörte nämlich gestern ganz zufällig, Nietzsche sei gestorben. Da ich der Schwester nun nicht schreiben will ohne der Tatsache versichert zu sein, schicke ich Ihnen den Brief, da Sie, wenn in Naumburg, jedenfalls darum wissen. Ist es wahr, so befördern Sie bitte gleich den Brief, ist es nicht wahr, so verbrennen Sie ihn.« Meta von Salis konnte den Brief verbrennen. Sie hätte ihn auch nicht in Naumburg der Schwester überreichen können, da diese ja in Tamins (Graubünden) war, was Malwida offenbar nicht weiß. Der briefliche Kontakt war eben schon geraume Zeit unterbrochen. Nietzsche nahm ihn im Dezember 1879 mit der Zusendung seines neuesten Büchleins ›Der Wanderer und sein Schatten‹ wieder auf, und auf Malwidas Brief vom 27. Dezember antwortete er am 14. Januar 1880B730: »Obwohl Schreiben für mich zu den verbotensten Früchten gehört, so müssen Sie, die ich wie eine ältere Schwester liebe und verehre, doch noch einen Brief von mir haben – es wird doch wohl der letzte sein. Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens läßt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen ... Ich glaube mein Lebenswerk getan zu haben, freilich wie einer, dem keine Zeit gelassen war. Aber ich weiß, daß ich einen Tropfen guten Öles für viele ausgegossen habe ... Kein Schmerz hat vermocht und soll vermögen, mich zu einem falschen Zeugnis über das Leben, wie ich es erkenne, zu verführen.« Und: »Was Qual und Entsagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgend einer Zeit messen; trotzdem habe ich diesen Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen – und brauche weder Religion noch Kunst mehr dazu.« Nietzsche distanziert sich hier klar von all denen, welche diese Todesnähe auch erlebt haben und darüber zu überzeugten Propheten des Glaubens an die Überwindung des Todes durch ein ewiges Leben geworden waren. Diese Tröstungen, sei es in der Form der christlichkirchlichen Dogmatik, sei es in philosophischen Lehren, etwa eines pythagoreisch- platonischen Seelenwanderungsglaubens, gab es für Nietzsche nicht mehr. Gerade alle *diese* Lehren sollte er als »höheren Schwindel«, als Irrtum und Irrlehre bezeichnen und leidenschaftlich bekämpfen. Er sah in diesen Glaubenssätzen, denen jede beweiskräftige Evidenz mangelt, nur dialektische Tricks, mit deren Hilfe versucht würde, den Wert des Lebens und des Diesseitigen derart herabzumindern, daß der Verlust als gering geachtet werden könnte. Ihn trieb die erschütternde Bedrohung in die gegenläufige Bahn: ihm wurde das Leben im Diesseits der höchste Wert. Und diesen Wert zu erhalten, ja womöglich noch zu steigern, mußte alles untergeordnet werden. Daß er dabei unter »Leben« die höchstmögliche Verwirklichung des Menschseins verstand, blieb für Nietzsche außer Frage.

Mag ein »biologischer Faktor« im medizinischen, materiellen Sinne zwar ebenfalls am Werke gewesen sein, so scheint uns dennoch die seelische Erschütterung im Erlebnis der Bedrohung durch Krankheit, Gebrechen und zermürbende Spaltung zwischen Beruf und Berufung die entscheidende Kraft gewesen zu sein, welche die nun beginnende Wandlung in Bewegung brachte.

Im Dialog mit sich

Daß er sich auf der neuen Bahn, die allem Herkömmlichen zuwiderlief, allein bewege, mußte Nietzsche nur zu bald einsehen. Er mußte gefaßt, entschlossen das Wagnis *dieses* Lebens auf sich nehmen. Auf diesem Gegen-Weg sieht er nun plötzlich alle Dinge von einer anderen Seite und in gegenteiliger Beleuchtung: Licht und Schatten sind ganz anders verteilt und es ist ein Gegenlicht, ein kaltes Licht, das sie erhellt. »Ein Irrtum nach dem andern wird gelassen auf's Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt – es erfriert ... Hier zum Beispiel erfriert ›das Genie‹; eine Ecke weiter erfriert ›der Heilige‹; unter einem dicken Eiszapfen erfriert ›der Held‹; am Schluß erfriert ›der Glaube‹, die sogenannte ›Überzeugung‹, auch das ›Mitleiden‹ kühlt sich bedeutend ab – fast überall erfriert ›das Ding an sich‹ ...«, so resümiert er 1888 im ›Ecce homo‹ über ›Menschliches-Allzumenschliches‹, und so beginnt er nun alle Dinge neu durchzumustern und berichtet darüber. Doch wem? Wem soll er in seiner Einsamkeit seine Ansichten, seine Einblicke mitteilen?

Schon im Sommer 1879 findet er die Form. Es ist die Einkleidung in eine Szene von Gesprächspartnern wie im platonischen Dialog. Aber als Gesprächspartner muß Nietzsche den eigenen Schatten einsetzen. Die aphoristischen Betrachtungen des Sommers 1879 tragen darum den Titel: ›Der Wanderer und sein Schatten‹. Diese Sammlung von 350 Aphorismen, zunächst separat erschienen, wird dann zwar als »Zweite Abteilung« zusammen mit den ›Vermischten Meinungen und Sprüchen‹ noch zum zweiten Band von ›Menschliches – Allzumenschliches‹, schlägt aber doch deutlich bereits die Brücke zur nachfolgenden ›Morgenröte‹. Hier ist mit der kurzen szenischen Einkleidung der Dialogcharakter noch unverhüllt gegeben. Alle Schriften Nietzsches sind solche Dialoge mit Schatten verschiedenster Herkunft, Schatten von Ereignissen oder von Gedanken, die zu ihm kommen. Und um sich mit ihnen intensiv und ungestört zu unterhalten, zieht er sich äußerlich in eine verhältnismäßige Einsamkeit zurück, jedoch nie so weit, daß nichts mehr zu ihm käme, denn er braucht Gegenstände, Probleme, an denen sich sein leidenschaftliches Wesen entzünden kann: er braucht das polemische Gespräch. Zum kontemplativen Denker, der ruhig, Gedanken an Gedanken reihend, auf ein einziges Erkenntnisziel hin sein System baut, hat Nietzsche die Anlage nicht. Seine tiefe Erschütterung läßt ihn nie mehr zur Ruhe kommen – so sehr er sie auch anzustreben vorgibt –, und er mißtraut darum auch allem, was Ruhe und Gewähr zu besitzen oder zu bieten scheint und sucht es in seine eigene Bewegtheit zu reißen.

Versuch mit dem Klima Mittelbündens

Zunächst mußte Nietzsche sein äußeres Leben neu ordnen und neu planen. Dazu gehörte, daß er Orte aufsuchte, die klimatisch und im Ausdruck des Landschaftsbildes äußerlich soweit kalmierend auf ihn wirkten, daß sich eine gewisse Beruhigung seines aufgewühlten Organismus und Geistes erwarten ließ. »Dem Rate von Freund Widemann folgend bin ich jetzt in Wiesen, beinahe in seinen Fußstapfen d.h. in der Nähe von Spinabad« (8. Juni an Schmeitzner). Es bliebe sonst unerfindlich, wie Nietzsche auf diesen Ort kam, der kein renommierter Fremdenort ist. Wiesen, um die 1400 m ü.M., liegt an der Ost-West-Verbindung von Davos nach Tiefenkastel, dem Ausgangspunkt für die Julier- und die Albulapaßstraße, also die Übergänge ins obere Engadin, auf einer mäßigen, nach Süden offenen Alpterrasse,

gute 200 m über dem tiefen Graben des LandwassersB731. Hier stieg Nietzsche am 29. Mai im Hotel »Bellevue« ab, wo sich noch ein einziger Gast befand, ein Herr Hirzel, gebürtiger Zürcher, wohnhaft in Palermo und schon 12 Wochen in Wiesen. Nietzsche rühmt (am 8. 6. 1879 an Overbeck): »Ort, Haus, Zimmer, Bett, Kost, Pflege, alles ist übrigens sehr gut und mir zusagend.« Aber: »Schmerz, Einsamkeit, Spazierengehen, schlechtes Wetter – das ist mein Kreislauf«, heißt es in demselben Brief. Er beobachtet den außerordentlich niedrigen Barometerstand (nur 751 mm in Zürich) und leidet unter dem sich daraus in den Alpentälern bildenden Föhn. So wie er schon zu Beginn des Aufenthaltes die Reiseanstrengungen mit einem dreitägigen schweren Anfall zu büßen hatte, gestaltete sich die ganze Zeit in Wiesen gesundheitlich schlecht. Besonders vermißt Nietzsche nahegelegene schattige Waldpartien. Die intensive Höhensonneneinstrahlung setzt seinen empfindlichen Augen arg zu.

Einladung nach Venedig

Die Rücksicht auf die Augen ist auch einer der Gründe, warum Nietzsche nicht dem freundschaftlichen Vorschlage von Heinrich Köselitz folgt, der am 7. Mai von Venedig aus geschrieben hatteB732: »Aber wär es nicht möglich, daß Sie hieher kämen? ... Ich meinte schon, wenn Sie sich am Lido ansiedelten und während des Sommers die merkwürdige Kühle genössen, die dort vom Meere her weht! Mir ist immer, als sei gerade diese Luft das einzig Gemäße für Sie; die Griechen haben gewiß nicht umsonst Meerluft geatmet. Diese Temperatur und Luft ... ist nicht in Venedig selbst, auch nicht an der Lagunenseite des Lido, sondern nur an dessen Strandseite ... es käme auf den Versuch an, für dessen etwaiges Mißlingen ich schon die Verantwortung auf mich nehmen will«, und dann nochmals und ausführlicher am 13. Mai: »Das Baden im adriatischen Meer hier wird mit Recht viel gerühmt: weicher Sandboden, nicht wie in Livorno Felsplatten, an denen man sich die Fußsohlen verwundet; große Bewegung des Meers meist erst im Herbst. Ich kenne im Physischen kaum etwas, das mir ein solches Lebensgefühl mitteilte, wie diese Bäder ... Das Spazierengehen am Meer ist so, daß man den Fuß auf den Sand, von dem sich eben die Welle zurückzog, setzen kann, ohne daß man naß wird. Es ist die Eigenschaft der Sandwege in Baden-Baden, noch potenziert ... Am Ost-Ende des Lido liegt sehr malerisch das Dorf und Fort S. Niccolò mit vielen Bäumen. Der Blick auf die Lagune mit den Inseln, Venedig, die Alpen, die Stille über den Wassern – ich wüßte nicht gleich, wo man schöpferischer gelaunt wäre als hier ... Ich brauche es nicht aufgeputzter zu sagen. Außerdem wäre Burckhardt zu fragen, der Ihnen erzählen würde, daß es, so sehr es der Fremde gern annimmt, in den Lagunen nichts weniger als Monotones oder Farbenarmes gibt. Byron wollte auf dem Lido sein Grab haben: Shelley ist gern hier gewesen, er hat ein größeres Gedicht, das auf dieser Insel beim Sonnenuntergang spielt ... Reitpferde sind zu haben. Die Fahrt mit dem Schiff in die Stadt kostet 30 Cs .... In Venedig habe ich eine Lesegesellschaft mit Bibliothek ... im Stil der Basler entdeckt; dort sind deutsche, engl., franz. und ital. Journale und periodische Schriften.« Zu guter letzt fertigt Köselitz noch fünf Aquarelle nach dieser Landschaft an, von denen er zwei Nietzsche schickt, um seinen Ausführungen mehr Überzeugungkraft zu gebenB733.

Entschluß für Engadin

Die Urteile der Basler Freunde und Ärzte müssen aber anders gelautet haben, auch Jacob Burckhardt soll sich ungünstig über die Wirkung Venedigs im Sommer

geäußert haben, so daß Nietzsche nach gut drei Wochen reichlichen und standhaft ertragenen Unbehagens in Wiesen schließlich am 21. Juni in das noch höhere, etwas über 1800 m ü.M. gelegene obere Engadin hinaufwechselte, über das er noch am 7. Juni an die Schwester geschrieben hatteB734: »Das Engadin ist mir durch den Überfluß von Deutschen und Baslern fast unbetretbar, das sehe ich jetzt ein (auch sehr teuer).« Als Reiseziel gibt er der Schwester am 15. Juni von Wiesen aus die kleine Siedlung Campfèr an, eine knappe Wegstunde von St. Moritz das Tal aufwärts gelegen. Nachher heißt es dann aber stets wie in der Postkarte vom 25. Juni an Köselitz: »Wollen Sie mir etwas erzählen, so adressieren Sie: St. Moritz, Graubünden poste restante – aber geben Sie niemandem einen Wink über diese Adresse, ich bitte!« Dieselbe Vorsicht mit einer bloßen »poste restante-Adresse« hält er auch in der Korrespondenz mit Franz (und Ida) Overbeck in Basel ein, der ihm nun alle Geldangelegenheiten besorgen, die Rentenbeträge verwalten muß und die Liquidation der Haushaltung zu Ende führt, nachdem die Schwester kurz nach dem 7. Juni zu einem Sommeraufenthalt in die Französische Schweiz gereist ist und bei Mr. Pasteur Martin in St. Aubin bei Neuenburg logiert. Auch ihr wie der Mutter in Naumburg, die er gelegentlich, in diesem seinem ersten Engadiner Sommer aber noch sehr wenig, um Lebensmittelsendungen bittet, gibt er nur diese Adresse.

Nietzsche meidet von nun an Hotels und Restaurants und wohnt einsam, als einziger Hausbewohner, irgendwo bei St. Moritz, vielleicht näher bei Campfèr, in einem Privatzimmer, wo er sich auch sein bescheidenes Essen selber zubereiten kann, denn er muß sich nun angewöhnen, sehr sparsam zu leben, damit er für die mit seiner neuen Lebensweise zusammenhängenden teuren Reisen noch einiges übrig hat.

Über wieviel Geld er zu verfügen haben wird, war für Nietzsche anfangs noch durchaus ungewiß. Vorerst waren ihm nur die 1000.- Fr. aus dem Heuslerschen Fonds zugesichert. Am 6. Juli berichtet er der SchwesterB735: »Die Regenz hat auch 1000 frs jährlich für 6 Jahre bewilligt, also werde ich zusammen 2000 haben, nach welcher Decke ich mich strecken muß.« Als ihm dann Overbeck am 19. Juli mitteilen kannB736: »... ich meine den Beschluß der akad. Gesellschaft, ... sich auf 6 Jahre mit 1000 Fr. jährlich an Deiner Pension zu beteiligen, so daß diese sich nun auf 3000 Fr. stellt«, da antwortet Nietzsche am 31. Juli: »Die akad. Gesellschaft hat mich auf das Artigste überrascht. Ich werde so gut behandelt, als ob ich's verdiente.«

Zusammen mit den Erträgnissen seines kleinen ererbten Vermögens, das Bankier Kürbitz in Naumburg sorgfältig verwaltete und sogar noch etwas zu mehren verstand, ergaben diese Beträge für einen Junggesellen in den damaligen Preisverhältnissen eine hinreichende Existenzsicherung, ganz besonders bei Nietzsches mäßigen Ansprüchen. Er hielt an seinem, im letzten Jahr in Basel begonnenen, eintönigen und sparsamen Verpflegungsplan mit einer möglichst reizlosen Kost fest.

Strenge Lebensweise

Der Schwester berichtet er am 24. Juni erstmals aus St. Moritz: »Ich wohne ganz für mich und esse im Zimmer (wie in Basel, auch fast dieselben Dinge, nur keine Feigen), fast kein Fleisch: aber viel Milch.« Und am 6. Juli: »Ich wohne ganz allein in einem Hause, und ruhig. Gutes Bett.« Und: »Hier sind alle Bäckersachen unbändig teuer: da habe ich mir in Wiesen 150 Zwiebäcke backen lassen.« Überhaupt läßt er die Nahrungsmittel von auswärts kommen, wenn sie dort billiger sind. Er fügt darum in demselben Brief noch anB737: »Dank Frau Rothpletz beziehe ich Lebensmittel aus Zürich, namentlich amerik. Zunge«, und am 12. Juli fragt er bei der Schwester

anB738: »Was kostet eine Kiste mit 3 Kilo Brown College? (ein Gerstengebäck) ... Es war sehr gut. Die Wurst mit Appetit verspeist.«

Damit beginnen die Sendungen aus Naumburg, mit denen er die nächsten 10 Jahre dauernd versehen wird. Der Mutter schreibt er Mitte JuliB739: »Ich wohne still, habe gute Milch und Eier«, und als Nachtrag: »Einen Monat später werde ich vielleicht um eine Wurst-Proviant Sendung bitten, ja nicht eher.« Am 21. Juli kann er der Mutter berichten: »Mit dem Magen bin ich jetzt, wo ich mich selber im Zimmer beköstige (Milch, Eier, Zunge, Pflaumen (getrocknete), Brot und Zwieback) völlig in Ordnung. Ich war noch in keinem Hôtel oder Restaurant.«

Mit dem Magen konnte er wohl zufrieden sein, doch hatte er dauernd Schwierigkeiten mit einer anscheinend sehr trägen Verdauung, trotz der vielen Bewegung, die er sich durch seine täglichen sieben- bis achtstündigen Märsche verschaffte. In demselben Brief heißt es denn: »Karlsbad zu trinken ist irgendwann dringend nötig, des Unterleibs wegen.« Bei anderen Gelegenheiten lesen wir von Rhabarberpulver und andern Mitteln, die er sich bestellte. Mitte August begann er eine Kur mit St. Moritzer Wasser. Er schreibt der Schwester am 19. August: »Eben in diesen Tagen habe ich die Trinkkur und Badekur begonnen; ich vertrage das Wasser sehr schwer und darf nur die Hälfte des gewöhnlichen Quantums trinken. Dafür muß ich länger trinken, mindestens 4 Wochen.« Die Schwester muß sich bei einem Apotheker nach wirksameren Mitteln erkundigt haben. Auf ihren Brief mit Sendung antwortete Nietzsche am 26. AugustB740: »Liebe, liebe Schwester, ich habe gestern so *gelacht,* eine große Seltenheit! Nicht wahr, der Apotheker will, ich soll diese schreckl. Pflaumen mit dem Faultee zusammen kochen? Dann entsteht gewiß das, was *Faust* ›die höllische Latwerge‹ nennt!A118 Und wenn die Wirkung zu stark sein sollte, soll ich dann die puritanischen Zwiebäcke essen? Du hast mir den Preis der N(aumburger) Würste nicht geschrieben. Gerade jetzt kann ich sie nicht essen, meine Kur hat allmählich meine Eß-Lebensweise ganz umgestellt.« Das waren Schwierigkeiten, die ihn immer begleiten und in der Korrespondenz mit der Mutter in den folgenden Jahren ein Hauptthema bleiben sollten.

Ganz anders glaubte er es mit der Wahl von Landschaft und Ort getroffen zu haben. Bald nach der Ankunft in St. Moritz schrieb er Overbecks: »Seit meiner letzten KarteA119 die meiste Zeit zu Bett gelegen: dies ein Kommentar, zu dem ich mir den Text ersparen darf. Aber nun habe ich vom Engadin Besitz ergriffen und bin wie in *meinem* Element, ganz wundersam! Ich bin mit dieser Natur verwandt.« Und am 11. Juli: »... ich bin hier so viel krank wie überall und habe schon 8 Tage zusammen im Bett gelegen. Dies ist die Litanei, mir zum Ekel und Euch auch! Trotzdem – St. Moritz ist das Rechte, es ist meinen Empfindungen und Sinnesorganen (Augen!) sehr angepaßt und für Patienten zugerichtet. Die Luft fast noch besser als die von Sorrent ...« Einen Tag später, am 12. Juli, berichtet er Köselitz in ähnlicher Weise: »Inzwischen habe ich meine Art Natur gefunden, sodaß ich erst merke, was ich seit Jahren entbehrt habe, wie arm ich auch darin war.« Und Mitte Juli an die Mutter: »St. Moritz ist höher als Rigi-Kulm, wo Du warst ... Wälder, Seen, die besten Spazierwege, wie sie für mich Fast-Blinden hergerichtet sein müssen und die erquicklichste Luft – die beste in Europa – das macht mir den Ort lieb.« Das schönste Denkmal setzte er der Landschaft aber gegen Schluß von ›Der Wanderer und sein Schatten‹ (Aphorismus 338): »Doppelgängerei der Natur. – In mancher Natur-Gegend entdecken wir uns selber wieder, mit angenehmem Grausen; es ist die schönste Doppelgängerei. – Wie glücklich muß der sein können, welcher jene Empfindung gerade hier hat, in dieser beständigen sonnigen Oktoberluft, in diesem schalkhaft glücklichen Spielen des Windzuges von früh bis abend, in dieser

reinsten Helle und mäßigsten Kühle, in dem gesamten anmutig ernsten Hügel-, Seen- und Wald-Charakter dieser Hochebene, welche sich ohne Furcht neben die Schrecknisse des ewigen Schnees hingelagert hat, hier, wo Italien und Finnland zum Bunde zusammengekommen sind und die Heimat aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint: – wie glücklich der, welcher sagen kann: ›es gibt gewiß viel Größeres und Schöneres in der Natur, *dies* aber ist mir innig und vertraut, blutsverwandt, ja noch mehr‹.«

Aber auch darin überkommt ihn plötzlich Überdruß. »Ich habe das viele Spazierengehen ... so satt, meine Augen wollen Halbdunkel; und dann recht viel Vorlesen, damit ich nicht immer nachdenke – meine einzige Beschäftigung außer meinen ewigen Schmerzen. Lesen *kann* ich nicht, mit Menschen verkehren *kann* ich nicht, die Natur hier kenne ich auswendig, sie zieht mich nicht ab. Die Luft ist aber gar zu gut, mir graut davor, sie zu verlassen ... ›nirgendswo spüre ich diese Erleichterung durch die Luft, selbst bei den heftigsten Schmerzen‹.« (29. August an die Mutter.) Die Kopfschmerzen ließen auch in diesen Monaten nicht nach, und trotz der laufenden Bekenntnisse zu St. Moritz müssen ihn dennoch Zweifel an der Richtigkeit der Wahl beschlichen haben, denn er macht Anfang August einen Versuch mit einem Ortswechsel ins Unterengadin, der aber unter entsetzlichen Anfällen kläglich scheitert und den er schon nach 3 Tagen wieder aufgibt. Nietzsche hielt am Oberengadin als *seiner* Landschaft fest, nicht weil er hier etwa weniger Anfälle seines Leidens gehabt hätte, sondern weil er das Gefühl hatte, daß er sie hier leichter trage und besser überwinde.

Überdruß an der Einsamkeit

Mit dem Engadin war aber erst ein Sommerrefugium gewonnen, denn an einen Jahresaufenthalt dachte damals noch kaum jemand, nicht einmal an einen Winteraufenthalt. Noch gab es längst keine Albulabahn und keine wintersicheren Übergänge über die verschneiten und lawinengefährdeten Pässe. Mit der harten und genügsamen ansässigen Bevölkerung in dem damit oft über längere Zeit von aller Umwelt abgeschnittenen Hochtal auszuharren, bedeutete selbst für Nietzsche zuviel der Einsamkeit. Schon während des Sommeraufenthalts, wo er doch auf den von ihm aufgesuchten bequemeren Wanderwegen sicher manchen Gästen und darunter Bekannten aus Basel begegnete, fiel ihm die Trennung von Freunden oder ihm sonst nahestehenden Menschen schwer. Er bettelte darum bei Overbeck förmlich um einen Besuch, und der Freund kam am 19. August für drei Tage, obwohl ihm die Reise beschwerlich war und er sie aus finanziellen Rücksichten kaum unternehmen durfte. Am 11. Juli hatte Nietzsche geschrieben: »Ich wünschte, Du dächtest Dir für den Herbst einen Ausflug nach St. Moritz aus, zusammen mit Deiner lieben Frau ... Ich will nicht zu viel versprechen, weil, wie gesagt, ich zu persönlich den Ort gern habe«, aber Overbeck muß mit Bedauern dennoch am 19. Juli eine Absage erteilen: »Wenn wir Dich nicht beide in diesen Ferien besuchen, so hat das mit ›Abneigung‹ (das war Nietzsches Verdacht) gegen St. Moritz nichts zu tun .... Selbst ohne Dich läge uns für die Ferien, ginge es sonst an, kaum etwas näher als ein Besuch in St. Moritz. Aber es geht eben nicht und nur wegen der leidigen Finanzen, ... welche uns für dieses Jahr so ziemlich an die Scholle binden mit kurzen, leider eben nicht goldenen Ketten. Ist es mir aber irgend möglich, so komme ich wenigstens auf einen oder zwei Tage zu Dir. Ich habe das herzlichste Verlangen Dich wieder zu sehen.« So resignierte denn Nietzsche und schrieb am 12. August zurück: »Ich habe mir längst gesagt, daß ich an Deinen Besuch nicht denken dürfe; ich überlegte mir einmal die unsinnigen

Kosten und Postreisebeschwerden, um in dies verflucht teure und ganz überflutete Hochtal zu gelangen. Mitunter liegt freilich der Alp der Entsagung – der wirklich allseitigen Entsagung, die ich mir aufzwingen muß – ganz furchtbar auf mir, und dann denke ich Dich gern herbei.« Dennoch und überraschend kam der Freund. Die Freude war groß für Nietzsche, *zu* groß die davon ausgelöste Erregung, so daß er noch während des Besuches mit einem seiner Anfälle darauf reagierte. Overbeck schreibt denn auch am 27. August rückblickend: »Neulich verließ ich Dich unter Umständen, die mich nun nach Nachrichten von Dir wieder ängstlich verlangen lassen. Daß der Tag des Abschieds schlecht war, mit dieser Gewißheit reiste ich leider ab ... Vor allem quälte mich der Gedanke an den nächsten Winter und daß ich außerstande gewesen die Schatten, die Deine Entschlüsse darüber hemmen, zu zerstreuen. Ich kann immer wieder nur dringend den Rat wiederholen, keinem Plan Dich anzuvertrauen, der Dich wieder zu anhaltender Einsamkeit verurteilte. An Köselitz habe ich geschrieben, eben so an Romundt, auch an RohdeA120, ... er dachte an die Möglichkeit einer Zusammenkunft mit Dir in nicht allzugroßer Entfernung von Genf, in dessen Gegend er sich zurückzieht. Über die gänzliche Unmöglichkeit jeder nicht ganz unvermeidlichen Reise Deinerseits habe ich ihn nun belehrt ... Deine Schwester schrieb heute von der Möglichkeit eines Herbstaufenthaltes mit Dir in Riva ... Doch würde ich ... des Schattens wegen, Meran für das zweckmäßigere halten.«

»Teile« oder »Kapitel« sagen würden.

Köselitz arbeitet wieder unvorstellbar rasch. Am 6. Februar sendet er bereits die Reinschrift zurück und versieht sie, beeindruckt von dem vielen Neuen, das sich ihm da eröffnet, mit dem Motto: »Es gibt so viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben«, wofür er sich auf die Rigveda beruftA128. Von diesem Motto aus bot sich nun der neue Titel an, wobei zunächst strittig blieb, ob er ›Eine Morgenröte‹ oder nur ›Morgenröte‹ heißen sollte, wofür sich Nietzsche schließlich mit seinem feinen Sensorium für Wirkung entschloß. Köselitz wollte zunächst überhaupt an dem Titel ›Die Pflugschar‹ festhalten und ›Morgenröte‹ für ein nächstes, sicher zu erwartendes Fortsetzungsbuch aufsparen, schwenkte dann aber am 19. Februar 1881 ein. Nietzsche hatte ihm inzwischen, am 12. Februar, einen umfangreichen »Nachtrag« zugestellt, den Köselitz wieder umgehend ins Reine schrieb und am 19. Februar zurücksenden konnte. Nietzsche nimmt erst jetzt die Anordnung des Ganzen vor und faßt die Masse vorläufig in vier Abschnitten zusammen. Nach einer neuen Durcharbeitung teilt er aber dann in fünf »Bücher« ein, und so geht das Zettelmanuskript am 14. März nochmals an Köselitz. Nietzsche schreibt dazu: »Es sind V Bücher. Nach dem Titelblatt folgt ein Blatt mit der Aufschrift *Erstes Buch* (u.s.w.) Für das Titelblatt liebe ich die symbolischen Bezüge nicht. Einfache starke und mutige Linien und höchste Lesbarkeit der Worte! –«

Köselitz hatte nämlich ein Renaissanceornament vorgeschlagen, von dem er aber selber wieder abkam. Am folgenden Tag schon schickte Köselitz einen ersten Teil an Schmeitzner, das übrige kurz danach. Zum Titel selbst trägt Nietzsche im Brief vom 20. März noch nachB775: »Jeder Titel muß vor allem zitierbar sein: also müssen wir ändern! Nicht ›Eine Morgenröte‹, sondern nur ›Morgenröte‹. Das klingt auch nicht so prätentiös.« Und zur Gestaltung am 21. MärzB776: »Herr Obschatz soll einige Versuchs- Titel mehr fabrizieren, und Sie werden den erträglichsten auswählen – mehr wünsche *ich* nicht. Sie waren das letzte Mal (beim ›Wanderer‹) so ärgerlich über den Ungeschmack: ich hatte bei der Anregung dieses Themas nur den Wunsch, Ihnen den Ärger diesmal zu ersparen.«

Schmeitzner nimmt auch dieses Buch wieder an, läßt aber dann wochenlang nichts von sich hören. Offenbar hatte er Schwierigkeiten mit seinem Drucker Obschatz, und er brauchte die Zeit, bis er als neuen Drucker Teubner in Leipzig gewinnen konnte. Die ersten Druckbogen kommen dann im Mai, und am 17. Juni kann Nietzsche seinen treuen Köselitz »zur Beendigung unserer unausstehlichen Korrektur« beglückwünschen. Am 8. Juli 1881 zeigt Nietzsche das Buch von Sils aus Freund Overbeck als soeben erschienen an.

Ein Freund kehrt zurück: Carl v. Gersdorff

Nietzsche hatte während der Arbeit an der ›Morgenröte‹ in Briefen öfters Ausdrücke gebraucht wie »daß er in seinem moralischen Bergwerke grabe« oder von »unterirdischer« Tätigkeit gesprochen. Diese Bilder geben seine Verfassung wieder. Er hatte sich nach außen völlig abgeschlossen und durchsuchte nun alle Windungen und die bislang verborgenen Gänge und Zusammenhänge seines eigenen Seelenlebens. Nun, da er bald ein Jahr in dieser Selbsteinkehr gelebt und manches zutage gebracht hatte, was er als Edelsteine aus seinem Innern ansah, wollte er wieder Erholung von dieser strengen Arbeit, er wollte hinaus ans Licht, an die wärmende Sonne der Freundschaft. Auch dieses Bedürfnis wurzelt tief in ihm. Die stille Zweisamkeit mit einem Freunde erschien Nietzsche als die ideale Verwirklichung, allenfalls zu dritt, aber nicht mit mehr Menschen. Und. diese Freundesnähe und -wärme wurde ihm auch immer wieder zuteil, wenn er danach verlangte. Wenn er menschlich einsam war, dann war es eine selbstgewählte Einsamkeit. Die Einsamkeit als Denker hingegen war ihm gegeben, wie sie jedem bedeutenden Denker gegeben war und gegeben sein wird. Das wußte auch Nietzsche. Er wußte um das Schicksal des Denkers, an dem er naturgemäß Anteil hatte, und er unterstellte sich diesem Schicksal. Ja, er zog den Schluß auch umgekehrt: Aus dem Maße seiner geistigen Einsamkeit schloß er auf die eigene Größe und Bedeutung.

Eine besondere Gunst führte ihm in diesen Tagen seinen alten Freund Carl von Gersdorff wieder zu, der den Winter in der Nähe von Köselitz zugebracht hatte. Als Nietzsche sein Manuskript am 14. März an Köselitz schickte, konnte er schreiben: »Ein Anfall meines Kopfleidens wird mich einige Tage ›dienstunfähig‹ machen – und so hilft vielleicht Gersdorff, die Zettel zusammenzukleben. Bitten Sie ihn darum in meinem Namen!« Es bedeutete für Nietzsche eine spürbare Befreiung von einer alten Seelenlast, wieder einmal von seinem alten Freund Gersdorff hören zu dürfen. Schon am 25. November 1880 hatte Köselitz geschriebenB777: »Herr Baron v. Gersdorff ist auf der Durchreise nach Florenz hier; ich habe ihm, schon aus Dankbarkeit, einige Zeit zuwenden müssen, habe ihm an ein paar Nachmittagen vorgespielt und ihn auch in seiner Wohnung aufgesucht; er malt hier mehrere Köpfe, mit denen ich aber nur leidlich zufrieden bin.« Und am 10. Februar 1881: »Der Baron streifte neulich einmal jene Brief-Affäre und bat mich mit großer Wärme, Ihnen einmal seinen herzlichen Gruß auszurichten. Die Liebesgeschichte existiert noch; die Hindernisse scheinen an den Eltern der Finochietti zu liegen, – ich höre oft eine Andeutung darüber, ich will sie aber nie verstehen.« Wenn es auch noch ein volles Jahr dauern mußte, bis mit einer Verlobungsanzeige Gersdorffs der erste direkte briefliche Kontakt wiederhergestellt war, so bahnte sich doch von nun an über Köselitz' Vermittlung die Annäherung an. Zunächst aber ließ die indirekte Wiederannäherung in Nietzsche einen Plan reifen und Köselitz sollte auch diese Sache vermitteln. Am 13. März schreibt ihm Nietzsche: »Fragen Sie meinen alten

Kameraden Gersdorff, ob er Lust habe, mit mir auf ein bis zwei Jahre nach Tunis zu gehen. Klima ausgezeichnet, nicht zu heiß, – Überfahrt von Livorno über Cagliari sehr kurz, das Leben dort billig. Ich will unter Muselmännern eine gute Zeit leben, und zwar dort, wo ihr Glaube jetzt am strengsten ist: so wird sich wohl mein Urteil und mein Auge für alles Europäische schärfen ... Von meinem Reiseplan bitte ich Sie und Freund Gersdorff gegen andre Personen vorläufig zu schweigen. – Ein Maler des Genre's findet in Tunis sein gelobtes Land: nur daraufhin mache ich dem Freunde diesen Vorschlag.«

Gersdorff hatte sich der Malerei mit einigem Aufwand zugewandt und betrieb in Venedig sogar ein Atelier, in dem er auch den mittellosen dalmatinischen Maler Robert Rascovich arbeiten ließ und ihm Aufträge aus seinen Bekanntschaften im niederen Adel zuhielt, so bei der aus Naumburg zugereisten Baronin v. Wöhrmann, einer nahen Bekannten der Familie Nietzsche, die wegen ihres schweren Lungenleidens den Süden aufgesucht hatte und am 1. November 1881 in Venedig starb, ohne daß Nietzsche mit ihr persönliche Verbindung aufgenommen hatte, wozu er von zu Hause immer wieder angehalten worden war.

Auf den Tunesienplan konnte Köselitz, am 16. März antworten: »v. Gersdorff sagte, er würde mit großem Vergnügen mit nach Tunis gehen, aber leider nötigten ihn die Verhältnisse, im Juni wieder daheim zu sein. Seine Mutter ist ängstlich um ihn, und dann ist er ja Landwirt. Auf ein paar Monate, sagte er, würde er mitgehen, aber im Herbst.« Nietzsche paßt sich sofort an und schlägt am 20. März vor: »Danken Sie Gersdorff für die Aussicht, die er mir gibt. Ich liebe feste Termine: ist es möglich, den 15. September als solchen ins Auge zu fassen?« Wie ernst es Nietzsche war und mit welcher Ungeduld er eine verläßliche Zusage erwartete, erhellt daraus, daß er schon am folgenden Tag, 21. März, auf einer Postkarte fragt: »Denkt er wirklich daran, mich zu begleiten?« Köselitz kann noch am 31. März nur antworten: »Letzthin frug ich v. G. nochmals, ob er im Herbst mit Ihnen reisen werde, worauf er meinte ›wer weiß!‹ ... Ich glaube, es ist besser, wenn Sie sich seiner Begleitung nicht zu sehr versichert halten: er hängt von manchen Rücksichten ab.«

Tatsächlich wurde nichts daraus. Äußerlich führte ein politisches Ereignis die Lösung herbei: der Ausbruch des französisch-tunesischen Kolonialkrieges am 10. April, der mit der Annexion Tunesiens durch Frankreich endete. Damit sollten die beiden Freunde weiterhin getrennt bleiben, weil »es unratsam ist, für diesen Herbst und Winter als Fremder dort anzulanden – man hat die mißtrauische Gesinnung und Schlimmeres gegen sich«, wie Nietzsche am 10. April an Köselitz schreibt. So blieb das Zusammensein mit Gersdorff im Festspielsommer 1876 in Bayreuth die letzte Begegnung fürs Leben. Lediglich eine spärliche, kaum alljährliche, aber nichtsdestoweniger herzliche Korrespondenz nährte das Flämmchen der Freundschaft.

Absage an Venedig und Naumburg

Köselitz hatte die Begegnung mit ehrlichem Bemühen in die Wege zu leiten versucht, obwohl es für ihn ein Opfer bedeutete, denn er hing weiterhin an dem Gedanken, Nietzsche endgültig nach Venedig, also in seine Nähe zu ziehen. Gegen diesen Plan sträubte sich aber Nietzsche, einmal aus klimatischen Gründen, dann aber auch, weil er zu genau wußte, daß dies weder für Köselitz noch für ihn selber auf die Dauer gut wäre. Es gab Dinge in Köselitz' Manieren, die ihn empfindlich störten, über die er aber vorderhand schwieg.

Auch nach Hause muß er eine Absage erteilen. Nietzsche muß – in einem nicht mehr erhaltenen Brief – den Vorschlag einer Übersiedelung der Mutter nach Baden-Baden gemacht haben, was mißverstanden und mit der eigentümlichen Naumburger Empfindlichkeit böse aufgenommen wurde, denn am 14. März entschuldigt er sichB778: »Verzeihung, daß ich von B.Baden gesprochen habe – an mich habe ich dabei gar nicht gedacht! Sondern nur, daß unser Mütterchen einmal einen angenehm milden unterhaltenden und idyllischen Ort für ihr Alter habe, damit sie nicht in der dummen Beamtenstadt Naumburg allein übrig bleibe. (Dies Naumburg ist im Winter und im Sommer abscheulich – ich habe nie ein heimatliches Gefühl dafür gehabt, ob ich schon mich redlich bemüht habe, es mir dort gefallen zu lassen.)« Auf welche Ebene die innere Bindung selbst an die Familie um diese Zeit überhaupt abgesunken war, zeigt erschreckend die Mitteilung vom 11. Juni 1881: »...in ein paar Wochen kommt mein Buch zu Euch. Seht es freundlich von außen an: ... Aber ich bitte Euch von ganzem Herzen, es nicht zu lesen und es niemandem zu leihen.« Elisabeth muß diese abweisende Bewegung nicht verstanden und sich ungeschickt nach dem neuen Buch erkundigt haben. Wie auf eine ärgerliche Zudringlichkeit reagiert Nietzsche nun heftig am 19. Juni: »Du meinst, es handle sich um ein *Buch?* Hältst auch Du mich immer noch für einen Schriftsteller! Meine Stunde ist da. – Ich möchte Dir so viel ersparen, Du kannst ja meine Bürde nicht tragen ... Ich möchte, daß Du jedem mit reinem Gewissen sagen könntest ›ich kenne die neueren Ansichten meines Bruders nicht‹.«

Neuer Versuch mit Köselitz: Recoaro

Endlich konnte Köselitz einen Vorschlag unterbreiten, für den sich Nietzsche zu begeistern vermochte. Köselitz schrieb am 8. April 1881: »Diesen Mittag klagte ich wieder einmal einem Pharmazeuten, ...wie satt ich Venedig hätte und frug ihn, welchen Rat er mir geben könne in Bezug auf eine Sommerfrische. Er empfahl mir hierauf *Recoaro* am Südabhang der Tiroler Alpen ... Es ist ein kleiner See da, Waldungen, romantische Partien, wohlfeiles Leben ... Er sagte, der Ort sei wie geschaffen für Poeten und sonstige Künstler; dort müsse einem etwas Gutes einfallen ... Mai, Juni, Juli, August sollen die angenehmsten Monate dort sein; der September soll schon kühl werden ... Was würden Sie, verehrter Herr Professor, davon halten, wenn wir uns im Mai dort träfen?« Nietzsche schlägt sogleich in die dargebotene Hand ein: »Also Recoaro! Ich habe nur noch bis Ende dieses Monats mein Zimmer in Miete und gedachte jedenfalls den ersten Mai abzureisen: nun, wenn es Ihnen gelegen kommt, so reise ich an diesem Tage nach Vicenza (von da sind es 4 Stunden Fahrt – das ist für den nächsten Tag). Sehen Sie doch zu, noch Einzelheiten über Preise der Zimmer u.s.w. zu bekommen; ich habe gelernt, daß das Wissen um die Preise die Hälfte der Sparsamkeit selber ist« (am 10. April 1881). Die Reise kam ausnahmsweise planmäßig zustande. Die beiden trafen sich am 1. Mai in Vicenza und nächtigten im Hotel »Tre Garofani« (»Zu den drei Nelken«). Über die Weiterreise berichtet Köselitz am 2. Mai seiner Freundin Cäcilie Gusselbauer in VenedigB779: »Nun bin ich hier in Recoaro; aber ohne Nietzsche: Der Arme ist von der Fahrt von Genua bis Vicenza und, wie er sagt, aus Freude über meine Ankunft, krank geworden, so daß ich ihn erst morgen hier erwarten kann. Einstweilen bin ich mit meinen und seinen Sachen hierher gegangen, um ihm die niedrigen Scherereien mit Wohnung, Gepäck und allem Möglichen zu ersparen. Ich handle allein in solchen Bagatellen immer entschiedener als wenn Nietzsche dabei ist: Aber da ich ihm dies sagte, ließ er mich auch reisen. Morgen wird er also, nur mit einem kleinen

Umhängetäschchen, vielleicht gar zu Fuß, von Vicenza hier eintreffen.« Köselitz bleibt vier Wochen bis zum 31. Mai, Nietzsche bis Anfang Juli, obwohl ihm der Aufenthalt gesundheitlich nicht gut bekommt. Die Landschaft sagt ihm zwar zu, nicht aber das Klima, das um diese Zeit vorherrschend gewitterhaft bestimmt gewesen zu sein scheint, ja er stellt die Zustimmung zu diesem Ort und das Zusammensein mit Köselitz nachträglich als ein Opfer dar, wenn er am 18. August 1881 rückblickend von Sils aus nach Hause schreibtB780: »Ich habe eine Verpflichtung gegen Dr. Rée, die mir verbietet, Nein zu sagen, wie ich eine gegen Herrn Köselitz hatte; ich mußte nach Recoaro, als er mich bat, dorthin zu kommen (es handelte sich nicht um mich, sondern um ihn und seine ganze Lebens-Entscheidung).« Und wirklich war der wesentliche Inhalt dieser Wochen, daß Köselitz Nietzsche mit seiner Musik zu ›Scherz, List und Rache‹ bekannt machen konnte und sich aus seiner Zustimmung Mut und Zuversicht holte. Jedenfalls schreibt er seiner Freundin am 8. Mai stolzB781: »...fröhlich, schwärmerisch, gutherzig – diese drei Eigenschaften hob er namentlich hervor«, und als Köselitz am 31. Mai nach Venedig zurückreiste und allein im Bahncoupé war, da konzipierte er in einem wahren Taumel das Finale »und johlte in einem fort alles, was in jenem Schluß vorkommen könnte«. Nietzsches anerkennende Worte waren echt, er empfand diese Musik so, er nahm sie als bedeutend. Am 18. Mai bekannte er dies auch Overbeck: »Nun aber noch eine frohe, sehr frohe Botschaft: unser Freund Köselitz ist ein Musiker ersten Ranges, sein Werk von einem neuen und eigenen Zauber der Schönheit, in dem keiner der Lebenden ihm gleichkommt. Heiterkeit, Anmut, Innigkeit, ein großer Bogen der Empfindung, von der harmlosen Lustigkeit hinauf bis zur unschuldigen Erhabenheit: dabei eine technische Vollkommenheit und Feinheit der Ansprüche an sich selbst, die mir, in diesem groben Jahrhundert, unsäglich erquickend vorkommt. Zu alledem: es gibt eine Verwandtschaft zwischen dieser Musik und meiner Philosophie: letztere hat die wohltönendste Fürsprecherin gefunden!« Und doch muß er bei Köselitz' Abreise am 31. Mai Overbeck gestehen: »... soeben rüstet sich Hr. Köselitz zu seiner Ab- und Rückreise. Es ist so nötig – für uns beide. Meine Gesundheit verträgt, trotz aller Vorsicht, ein solches Zusammensein nicht mehr, es gab Anfälle von der übelsten Basler Manier.« Nietzsche blieb dennoch einstweilen am Ort, weil er über den nächsten Schritt noch völlig ratlos war. In die Hitze der Riviera, in die Schwüle Venedigs konnte er nicht zurück, und alle empfohlenen Orte in Tirol waren ihm gewitterverdächtig.

Der Komponist »Peter Gast«

Das Komponistenschicksal von Köselitz beschäftigte ihn unablässig, und ein Einwand schien ihn besonders zu bedrücken: Mit dem Namen Köselitz würde der Freund nie reüssieren, so durfte ein Komponist nicht heißen, und in Italien schon gar nicht, der Name ist für italienische Zungen schlechthin unaussprechbar. Diese Rücksicht wurde noch dringender, weil sich Köselitz anschickte, ein italienisches Libretto, das ›Matrimonio segreto‹ (›Die heimliche Ehe‹), bisher berühmt durch die Vertonung Cimarosas, neu zu komponieren. Nietzsche verfiel irgendwie auf das Pseudonym »Peter Gast«. Köselitz nahm es an, er ließ sich von seinem Meister den Namen geben und trug ihn den ganzen Rest seines Lebens, so konsequent, daß er fast nur unter diesem Namen genannt wird, so in die Literatur- und Philosophiegeschichte eingegangen ist, obwohl dabei etwas verloren ging, was Nietzsche in seinen Briefen stets bewahrt hat: Den Menschen hat Nietzsche immer mit »Köselitz« angesprochen, und nur da, wo er sich ausschließlich und nur an den Komponisten wendet, schreibt er einige wenige Male »Peter Gast«, zum letzten Male

auf dem Wahnzettel für seinen »Maestro Pietro« Anfang Januar 1889. Aber schon bald nach der »Taufe«, als Köselitz zurück in Venedig war und Nietzsche in der Einsamkeit in Recoaro Zeit hatte, darüber nachzudenken, überkamen ihn Zweifel. Auf der Postkarte vom 17. Juni fügt er als PS anB782: »Pseudonymität und Verborgenheit unmöglich für Sie: Veränderung des Namens genügt. z. B. Coselli«, aber Köselitz antwortet noch an demselben Tage: »Bei der Pseudonymität möchte ichs doch lassen, und zwar beim Peter Gast, – ganz durchzuführen ist sie freilich, wie ich einsehe, nicht: – auf dieser Heerstraße nach Italien haben mir schon zu viele ins Konzept geguckt. Aber ich werde nicht mehr an Heerstraßen gehen.«

Philosophische Abgrenzungen

Wie vor Jahresfrist in Riva Stifters ›Nachsommer‹ den beiden zum literarischen Erlebnis geworden war, so diesmal Gottfried Kellers ›Grüner Heinrich‹, wenn auch Nietzsche am 8. Juli Overbeck schreibt, das Werk sei für seinen »im Grunde pathetischen Zustand ein wenig zu miniaturhaft und bunt: aber es ist ein Ausbund von Poesie und Schelmerei, vielleicht sogar von Ernst«. Von größerer Bedeutung wurde für Nietzsche die Lektüre von Julius Robert Mayers ›Mechanik der Wärme‹, ein Buch, an dem sich Köselitz begeistert und es Nietzsche förmlich aufgedrängt hatte. Er ließ es für ihn sogar frisch binden und schickte es ihm am 8. April noch nach Genua. Vermutlich handelte es sich um die zweite Auflage des 1867 erstmals erschienenen Werkes. Der 1814 in Heilbronn geborene und daselbst 1878 gestorbene Arzt Julius Robert Mayer gehört zu den markantesten Exponenten der Materialismus-Bewegung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Nachdem der Grundsatz vor der Erhaltung der Substanz festgestellt war, fügte er dem – etwa gleichzeitig mit dem Physiker Helmholtz, aber unabhängig von diesem – den Grundsatz von der Erhaltung der Energie hinzu und legte dar, »daß die Kraft nur der Qualität nach veränderlich, der Quantität nach aber unzerstörbar sei, und daß auch die Wärme nur eine Art Bewegung sei, oder daß sich Wärme und Bewegung ineinander verwandeln, und daß sich ein Gesetz der unveränderlichen Größenbeziehung zwischen der Bewegung und der Wärme auch numerisch ausdrücken lasse; die betreffende Zahl nennt er das mechanische Äquivalent der WärmeB783«. Nietzsche muß das Werk von Mayer nicht sogleich ganz und gründlichst studiert haben, denn er geht erst viele Monate später, am 20. März des folgenden Jahres, in einem Brief an Köselitz darauf ein und hier nicht ohne gewichtige Vorbehalte. Er setzt ihm Kopernikus und vor allem Boscovich entgegen, »auch alle materialistischen Physiker und Chemiker! und die besten Anhänger Mayers selber«. Nietzsche empfindet ihn als »ein großer Spezialist – und nicht mehr«. Und dann hält er ihm Inkonsequenz vor, ist er ihm nicht radikal genug: »Zuletzt hat auch Mayer noch eine zweite Kraft im Hintergrunde, das primum mobile, den lieben Gott, – neben der Bewegung selber. Er hat ihn auch ganz nötig!« Beim gemeinsamen Aufenthalt in Recoaro wird bei der Begeisterung von Köselitz für Mayer gerade dieses Buch Gesprächsstoff und in Nietzsches darauf folgender einsamer Zeit ebensosehr Gedankenstoff geliefert haben, wobei in Nietzsche sicher Erinnerungen an Darwins mechanische Evolutionstheorie, die er als Student eingesogen hatte, wie auch an Friedrich Albert Langes ›Geschichte des Materialismus‹ wach werden mußten. Jedenfalls bestimmt die Bekanntschaft mit diesem Werk Mayers die Richtung der gesamten Lektüre der kommenden Monate, die sich von der vorjährigen entscheidend abhebt: dort »Moralia«, jetzt ausschließlich Publikationen der mechanistisch-materialistischen Philosophie. Man wird nicht fehl

gehen, wenn man dies alles als mindestens von großem Einfluß auf Nietzsches plötzlichen Gedanken von der »Ewigen Wiederkunft des Gleichen« im folgenden August ansieht, mit dem er den Thesen von der Endlichkeit und quantitativen Abgeschlossenheit von Materie und Energie noch das Prinzip der Endlichkeit und mathematischen Beschränktheit der Kombinationsmöglichkeiten anfügt, jenem befremdlichen und so leicht widerlegbaren Dogma, das völlig fremd mitten in die Arbeit an der Fortsetzung der ›Morgenröte‹, der ›Fröhlichen Wissenschaft‹, den beiden antidogmatischen Büchern par excellence, geboren wird, den Büchern, die jedes übergreifende Prinzip leugnen und das im Falle der Moral und der Metaphysik methodisch durchführen. In Nietzsche entbrannte denn auch ein Kampf dieser Antagonismen, der beinahe seine Kräfte überstieg.

Zurück ins Engadiner Refugium

Nietzsches schlechtes Befinden befahl ihm kategorisch, Recoaro zu verlassen. Am 19. Juni scheint der Entschluß für den Sommeraufenthalt festzustehen: »Meine Adresse: St. Moritz in Graubünden (Schweiz) poste restante. Es ist dies wieder einmal ein letzter Versuch«, meldet er nach Hause. Am 2. Juli 1881 reist er über den Comersee-Chiavenna-Maloja nach St. Moritz, wechselt aber sogleich nach Sils-Maria, von wo er Köselitz am 8. Juli schreibt: »Auf der Reise verfehlte ein Zug seinen Anschluß: Verdoppelung der Reisezeit und Reisekosten ... St. Moritz stieß mich heftig zurück, es erschien mir unter der Kristallisation meiner dortigen Leiden vor zwei Jahren. Nach 3 Stunden verließ ich es; am Abend wollte ich sogar das Engadin verlassen! Zuletzt bin ich, dank einem ernsten und liebenswürdigen Schweizer, mit dem ich die Nacht durch reiste ... in dem lieblichsten Winkel der Erde untergebracht worden: so still habe ichs nie gehabt ... Ich nehme diesen Fund hin als ein ebenso unerwartetes wie unverdientes Geschenk, gleich Ihrer herrlichen Musik, die hier, in dieser ewigen heroischen Idylle, noch schöner ins Herz geht als da unten. Ich erhebe mich eben von einem dreitägigen Anfall (Gewitter).«

Nietzsche bleibt drei Monate, bis 1. Oktober 1881, in Sils und wird die ganze Zeit furchtbar von vielen schweren Anfällen seines Kopfleidens geplagt. Bereits am 21. Juli klagt er Köselitz: »... bisher 4 schwere 2-3tägige Anfälle. Der Sommer ist für die Engadiner zu heiß.« Am 30. Juli meldet er der Mutter sogar schon sechs AnfälleA129. Daran kann aber nicht nur die Hitze, Gewitterschwüle und atmosphärische Elektrizität schuld gewesen sein. Wie fast immer liegt die auslösende Ursache in Nietzsche selber, in seiner innern Unruhe. Davon zeugt der bewegte Ausdruck seiner Briefe, aber auch die massenweisen Bücherbestellungen und die Andeutungen über seine neuen Gedanken, wie z. B. am 14. August an Köselitz: »An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehen habe, – davon will ich nichts verlauten lassen, und mich selber in einer unerschütterlichen Ruhe halten. Ich werde wohl einige Jahre noch leben müssen! ... Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schaudern und lachen – schon ein paar Mal konnte ich das Zimmer nicht verlassen, aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren – wodurch? Ich hatte jedesmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Tränen, sondern Tränen des Jauchzens; wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich vor allen Menschen voraus habe.« Eine große Spannung lag auch über ihm mit dem Erscheinen der ›Morgenröte‹. Wie würden seine Freunde darauf reagieren, würde er wieder einige verlieren? »Frau Baumgartner hat mir sehr gut und herzlich geschrieben«, meldet er am 23. Juli Overbeck, dem er dankt, »daß auch in

dieser Angelegenheit unsre Freundschaft Stand hält, ja sich neu besiegelt hat.« Aber sonst muß er Köselitz resigniert schreiben (am 14. August): »Es gab wahrhaftig Augenblicke ... (z. B. das Jahr 1878), wo ich einen kräftigenden Zuspruch ... wie das Labsal aller Labsale empfunden hätte – und gerade da ließen mich alle im Stich ... Jetzt erwarte ichs nicht mehr und empfinde nur ein gewisses trübes Erstaunen, wenn ich z. B. an die Briefe denke, die ich jetzt bekomme. – Alles ist so unbedeutend, keiner hat etwas durch mich erlebt, keiner sich einen Gedanken über mich gemacht, – es ist achtbar und wohlwollend, was man mir sagt, aber ferne, ferne, ferne. Auch unser lieber Jacob Burckhardt schrieb so ein kleinlautes verzagtes Brieflein.« Burckhardt brauchte wieder die Metapher vom Gratwanderer und schließtB784: »Vermutlich wird sich im Tal ganz allgemach eine Gemeinde sammeln und anwachsen, welche allermindestens sich an diesen Anblick des kühnen Gratwandlers attachiert«, womit er Recht behalten sollte. Aber er beginnt den Brief: »Gar Manches darin ist mir allerdings, wie Sie errieten, wider den Strich, aber mein Strich braucht ja nicht der einzig wahre zu sein.« Er wird also nicht zu dieser Gemeinde gehören! Das mußte für Nietzsche enttäuschend sein, denn er hatte manchen politischen Aphorismus eingefügt, der durchaus auf der Linie der Burckhardtschen Betrachtungsweise liegt. Aber im Augenblick klang auch diese Absage wie aus einer fernen Welt, denn Nietzsche hatte sich vom Ansturm seiner neuen Ideen bereits wieder in die äußerste Einsamkeit und Abschirmung drängen lassen. Paul Rée hatte aus Freude über die ›Morgenröte‹ und aus der Einsicht in die Hilfsbedürftigkeit Nietzsches vorgeschlagen, daß er zu ihm ins Engadin komme, um ihm als Diktatschreiber und Vorleser zu dienen. Aber Nietzsche wehrte Ende August endlich abB785: »Wenn Sie jetzt reisen wollen, so tun Sie es ja nicht im Hinblick auf eine Zusammenkunft mit mir ... sondern um Ihrer Gesundheit und der Gesundheit Ihrer verehrten Frau Mutter willen! Sollte aber das Engadin nicht in letzterer Hinsicht ungeeignet sein? Es ist kalt und windig hierselbst, wir hatten letzthin sogar einen vollen Schnee-Wintertag«, nachdem er am 18. August noch seiner Schwester geschrieben hatte: »Ich bringe es nicht übers Herz, Herrn Dr. Rée abzutelegraphieren: obwohl ich jedermann, der meinen Engadiner Arbeitssommer ... unterbricht, als meinen Feind betrachte. Ein Mensch mitten hinein in das von allen Seiten aufschießende Gewebe meiner Gedanken – das ist eine furchtbare Sache; und kann ich meine Einsamkeit nicht fürderhin sicher stellen, so verlasse ich Europa auf viele Jahre, ich schwöre es!« Hinter dieser Drohung standen tatsächliche Pläne: in das Hochland von Mexiko zu gehen.

Inzwischen gab es eine Familienaffäre, die auch nicht gerade zur Beruhigung des Gemüts beizutragen vermochte. Ein Onkel mütterlicherseits, Theobald Oehler, Pfarrer in Altendammbach, war aus dem Leben geschieden. Nietzsche schrieb der Mutter Anfang Juli – wie er glaubte – einen TrostbriefB786: »Es war ein so sanftmütiger und braver Mensch, unser Theobald, streng gegen sich und doch kein Fanatiker; ich hielt ihn für den besten unter den Oehlers. Wer weiß, ob nicht an seinem Nervenleiden, noch mehr als seine Theologie, die Quacksalbereien seines Schwiegervaters den Hauptanteil hat. Er hat den Tod dem Irrenhause vorgezogen und wahrscheinlich klug daran getan.« Darauf muß er eine gehörige Zurechtweisung bekommen haben, denn am 13. Juli beeilt er sich, auf die familienoffizielle These einzuschwenkenB787: »Ja, so klingt es wahrscheinlicher: der arme Theobald hat im Zustande der Gemütserregung ein Bad nehmen wollen (um sich zu beruhigen) und dabei traf ihn der Schlag. Das kommt oft, oft vor.« Es wird also hier schon die Hirnschlagdiagnose praktiziert, die dann später im Zusammenhang mit Nietzsches Zusammenbruch von der Schwester wieder aufgegriffen wird. Nietzsche sah sein

Schicksal aber jetzt schon deutlicher, denn in demselben »Kondolenzbrief« steht ein erschreckender Satz: »Mein Gehirnleiden ist sehr schwer zu beurteilen, in Betreff des wissenschaftlichen Materials, welches hierzu nötig ist, bin ich jedem Arzt überlegen.«

Leibliche und geistige Bedürfnisse: von der Schinkenwurst bis Spinoza

Was aber den wichtigsten Teil seiner Korrespondenz mit Naumburg ausmacht, sind Bestellungen auf Nahrungsmittel und Gegenstände des täglichen Gebrauchs: Wurst, Schinken – »aber keine Birnen!« – abführende Pillen, gestrickte Handschuhe, wollene Strümpfe, Leinwand, Zwirn und Nadeln, dann Schreibhefte und – Bücher aus den eigenen Beständen, so von seinem Zeitgenossen, dem Positivisten Eugen Dühring (1833-1921), dessen 1875 erschienener ›Kursus der Philosophie als streng wissenschaftliche Weltanschauung und Lebensgestaltung‹ (»das ist zum Lachen für mich«), weiter von H. C. Carey ›Lehrbuch der Volkswirtschaft und Sozialwissenschaft‹ in der Übersetzung von Karl Adler von 1870.

Overbeck bittet er, ihm aus der Basler Bibliothek zwei Bände von Hellwald: 1. ›Kulturgeschichte‹ und 2. ›Die Erde und ihre Bewohner‹ zu besorgen, und überdies »den Band Kuno Fischers über Spinoza«. Nietzsche hatte schon früher die ›Geschichte der neuen Philosophie‹ des Heidelberger Philosophieprofessors Kuno Fischer (1824-1907) und wohl auch dessen Vorträge von 1860, ›Kants Leben und Werke‹ und I. Kant, Entwicklung, ›Geschichte und System der kritischen Philosophie‹ zu Rate gezogen und namentlich seine Kenntnis Kants durch Fischer bezogen. Von daher wird er auch noch eine Erinnerung an Fischers Darstellung der Philosophie des einsamen, seiner ketzerisch-aufklärerischen Gedanken wegen von seiner jüdischen Gemeinschaft ausgestoßenen Baruch Spinoza gehabt haben. Nun griff er wieder nach diesem Buch, dem II. Teil des 1. Bandes, enthaltend ›Descartes Schule‹ und eben ›Spinoza‹. Overbeck besorgte alles umgehend, Nietzsche begann sogleich mit der Lektüre und schreibt am 30. Juli auf einer Postkarte an Overbeck das bedeutungsvolle Bekenntnis: »Ich bin ganz erstaunt, ganz entzückt! Ich habe einen Vorgänger und was für einen! Ich kannte Spinoza fast nicht: daß mich jetzt nach ihm verlangte, war eine ›Instinkthandlung‹. Nicht nur, daß seine Gesamttendenz gleich der meinen ist – die Erkenntnis zum mächtigsten Affekt zu machen – in fünf Hauptpunkten seiner Lehre finde ich mich wieder, dieser abnormste und einsamste Denker ist mir gerade in diesen Dingen am nächsten: er leugnet die Willensfreiheit –; die Zwecke –; die sittliche Weltordnung –; das Unegoistische –; das Böse –; wenn freilich auch die Verschiedenheiten ungeheuer sind, so liegen diese mehr in dem Unterschiede der Zeit, der Kultur, der Wissenschaft. In summa: meine Einsamkeit, die mir, wie auf ganz hohen Bergen, oft, oft Atemnot machte und das Blut hervorströmen ließ, ist wenigstens jetzt eine Zweisamkeit.«

Zarathustra kündet sich an

Im Hochgefühl, mit der ›Morgenröte‹ seinen Weg gefunden, den Durchbruch vollführt zu haben, gerät Nietzsche in einen förmlichen Arbeitstaumel. Noch bevor er das neue Buch in Händen hat, beginnt er schon mit der Fortsetzung. Sein Dialog bricht nicht mehr ab. Es entstehen die ersten Aufzeichnungen, die – mit zurückgelassenem Material aus der Entstehungszeit der ›Morgenröte‹ – schließlich zur ›Fröhlichen Wissenschaft‹ werden, und dazwischen drängen sich bereits die tragenden Gedanken des ›Zarathustra‹, aber noch nicht die Gestalt Zarathustras selber, auch noch nicht Form und sprachliches Gewand dieses philosophischen Lehrgedichts. Der

Gedanke der »Ewigen Wiederkunft des Gleichen« jedoch legt sich wie ein Alp auf Nietzsches Seele. Zwei Jahre später, am 3. September 1883, teilt er Köselitz mit: »Dies Engadin ist die Geburtsstätte meines ›Zarathustra‹. Ich fand eben noch die erste Skizze der in ihm verbundenen Gedanken; darunter steht ›Anfang August 1881 in Sils-Maria, 6000 Fuß über dem Meere und viel höher über allen menschlichen Dingen‹.« Auch im späten ›Ecce homo‹ bestätigt Nietzsche diese EntstehungsgeschichteB788: »Die Grundkonzeption des Werks, der Ewige-Wiederkunfts-Gedanke, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann –, gehört in den August des Jahres 1881 ... Ich ging an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen pyramidal aufgetürmten Block unweit Surlej machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke ... Den darauf folgenden Winter lebte ich in jener anmutig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, ... den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend; des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umging ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinter nach Porto fino ... Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze Zarathustra ein, vor allem Zarathustra selber, als Typus: richtiger, *er überfiel mich.*«

Wenn also heute im Engadin ein »Zarathustrastein« oder gar deren zwei gezeigt werden, so beruht dies auf einem Mißverständnis. Der »Ewige-Wiederkunfts-Gedanke« gehört dem Engadin, die Gestalt Zarathustras als des Verkünders dieses Gedankens der Riviera, genauer: der Bucht von Rapallo.

Nietzsche empfand sogleich die Last, die ihm mit diesem Gedanken aufgebürdet war. Er stand ihm auch noch durchaus fremd gegenüber, er rang mit ihm, noch Monate. Das mußte er aber mit sich selber abtun, und darum finden sich in den Briefen außer ganz allgemein gehaltenen Bemerkungen noch gar keine direkten Hinweise auf das, was in seinem Innersten wächst. Erst im Sommer 1882 hat er Lou Salomé und nur ihr davon gesprochen. Auch in seinen Arbeiten zwingt er sich noch auf das bisherige Programm: die Ausarbeitung der vorderhand immer noch als Fortsetzung der ›Morgenröte‹ verstandenen drei ersten Bücher der ›Fröhlichen Wissenschaft‹ – eine wahre Goldschmiedearbeit an Gedanken und an der sprachlichen Formung. Nur an wenigen Stellen drängen sich die Zarathustragedanken durch und wird die gewaltige, krampfhaft zurückgehaltene innere Gärung sichtbar. Seinem eigenen Geistesprodukt zunächst so befremdet gegenüber zu stehen, in dieser Situation fanden wir den 18jährigen Nietzsche bei der Komposition des ›Ermanarich‹. »Der Weltschmerz wird durch seltsame Harmonien eingeführt, die sehr herbe und schmerzlich sind und mir *anfangs durchaus mißfielen.* Jetzt erscheinen sie mir durch den Gang des Ganzen etwas wenigstens gemildert und entschuldigt. Das Drängen und Jagen der Leidenschaft zuletzt mit ihren plötzlichen Übergängen und stürmischen Ausbrüchen strotzt von harmonischen Ungeheuerlichkeiten, über die ich nicht zu entscheiden wage«, hieß es im Lebensrückblick von 1862B789. Nietzsche sieht sich schon damals nicht als der Autor, »es« komponierte sich durch ihn. Genau so empfindet er jetzt den »Ewige-Wiederkunft-Gedanken« und die Gestalt Zarathustras: sie überfallen ihn und zwingen ihn, von ihnen zu künden, sie zu »komponieren«. Dazu tritt aber neu das Bewußtsein von einer geradezu ungeheuerlichen Verantwortung, unter der er zusammenzubrechen droht. Will, kann, muß er das alles tragen? Mit dieser Schicksalsfrage ins reine zu kommen braucht er Zeit und Kraft, und aus der Entscheidung dafür erwächst ihm das stolze Prophetenbewußtsein, ein Gezeichneter zu sein, ein Sprecher, der für Jahrtausende spricht.

Als Arbeitserleichterung sucht er nun zuerst zu einer Schreibmaschine zu kommen. »Ich bin in Verbindung mit ihrem Erfinder, einem Dänen in Kopenhagen«, schreibt er am 14. August an Köselitz. »Erfunden«, d. h. entwickelt, wurde die Schreibmaschine allerdings schon 10 Jahre früher in Amerika und seit 1873 von Remington, einer Gewehr- und Nähmaschinenfabrik in Ilion, serienmäßig hergestellt. Nietzsche zog die dänische Konstruktion vor, weil sie leichter, also bequemer für seine Reisen war als die amerikanische, allerdings mit nicht so guten Erfahrungen, wie sich zeigen sollte.

Bedürfnis nach naturwissenschaftlicher Fundierung

Auch eine erweiterte Lektüre schien ihm vonnöten. Noch im September ließ er sich durch Overbeck einige Bücher nach Sils kommen, welche ein wieder stärker drängendes Bedürfnis nach naturwissenschaftlich fundierter Erkenntnis und einen Anschluß an die zur Zeit mächtigsten geistigen Strömungen erkennen lassen. Die Neukantianer Zeller und Fischer waren ihm längst vertraut. Nun wendet er sich dem aus Schlesien stammenden Otto Liebmann (1840-1912; seit 1872 Prof. in Straßburg, 1882 in Jena) zu und bestellt dessen ›Kant und die Epigonen‹ (1865), in dem jedes Kapitel mit dem Refrain schließt: »... also muß auf Kant zurückgegangen werden«, und ›Analysis und Wirklichkeit‹ (1876). Was Nietzsche hier besonders sympathisch angesprochen haben muß, ist Liebmanns Bemühen, Kants »Ding an sich« aus dem kritischen Weltbild zu eliminieren. »Der Kerngedanke der kritischen Weltauffassung besteht in der Einsicht, daß der Mensch alles nur in dem Medium des menschlichen Bewußtseins erkennt ... Nicht etwa die Welt, sondern unser Bewußtsein ist die UrtatsacheB790.« Das sind Gedanken, die Nietzsche bereits in der ›Morgenröte‹ ausgesprochen hat, nun aber in der ›Fröhlichen Wissenschaft‹ mit gesteigerter Sicherheit weiter ausführen kann. Auch eine Schrift des Darwinisten Otto Caspari wünscht Nietzsche zu haben, ›Die Thomsonsche Hypothese‹ (1876), weiter von Adolf Fick, der mit Helmholtz und Fr. Alb. Lange und anderen der sogenannten physiologischen Richtung des Neokritizismus zuzurechnen ist, ›Versuch über Ursache und Wirkung‹, ein zu seiner Zeit beachtetes Werk, das 1882 in 2. Auflage erscheinen konnte.

Mit J. G. Vogts ›Die Kraft. Eine realmonistische Weltanschauung‹ (1878) liest sich Nietzsche in den Kreis und die Gedanken des von E. A. Häckel ausgehenden Monismus ein. »Sodann hätte ich eins von meinen Büchern aus den Zürcher Kisten sehr nötig: Spir, Denken und Wirklichkeit – ... besteht aus 2 Bänden« heißt es weiter in dem Brief an Overbeck.

African Spir (1837-1890) hatte Nietzsche schon 1873 erstmals studiertB791 (vgl. Bd 1 S. 555 f.). Von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf Nietzsche wurden eine Grundidee und eine persönliche Grundhaltung Spirs: »Das moralische Gesetz stammt aus uns, nicht aus Gott, es ist unsere eigene bessere Natur! Spir sah, obwohl fast unbeachtet geblieben, seine Lehren für absolut erwiesen und als das Hauptereignis des 19. Jahrhunderts an, mit dem die zweite Epoche der Menschheit, die der geistigen Reife, beginneB792.«

Weiter fragt er Overbeck: »Gibt es auf der Zürcher Lesegesellschaft (oder Bibliothek) die ›philosophischen Monatshefte‹? Ich brauche davon Band 9 Jahrgang 1873 und ebenso Jahrgang 1875. Dann Zeitschrift Kosmos, Band 1.« Hier unterläuft Nietzsche einer seiner häufigen Irrtümer im Zitieren aus dem Gedächtnis: Band 9 ist Jahrgang 1874. Die »Philosophischen Monatshefte« wurden neben anderen Mitarbeitern von Julius Bergmann, Philosophieprofessor in Königsberg, später in

Marburg, herausgegeben und durch ihn geprägt. In ihnen kommt die ganze zeitgenössische Spannung zwischen Neukantianern, Hegelianern und Materialisten zum Austrag. Da der Redakteur, Julius Bergmann (1840-1904), sich an Lotze und dessen Streben, eine Synthese von Materialismus und Idealismus zu finden, anlehnt und auf Metaphysik nicht verzichtet, kommt hier die Gegenbewegung gegen Nietzsches sonst einseitige Lektüre vermehrt zum Zuge, was Nietzsche durchaus gesucht haben mag, denn es entsprach genau seiner eigenen »dialektischen« Situation. Jedenfalls spiegeln seine publizierten und die nachgelassenen Aphorismen dieser Zeit die ganze Breite der Denkmöglichkeiten und ihrer Diskussion. Daß auch sein alter Freund aus der »Baumannshöhle«, Heinrich Romundt, mit Beiträgen zur Erkenntniskritik aus seiner Basler Zeit zu Worte kam, dürfte ein zusätzlicher Anreiz für Nietzsche gewesen sein, die vielseitige Zeitschrift sich kommen zu lassen.

Den Gegenpol gegen diese »Philosophischen Monatshefte« stellt die andere, von Nietzsche angeforderte Zeitschrift dar, wie schon ihr umständlicher Titel sagt: »›Kosmos‹ Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre / in Verbindung / mit / Charles Darwin und Ernst Häckel / sowie einer Reihe hervorragender Forscher auf den Gebieten des Darwinismus / herausgegeben / von / Dr. Otto Caspari (Heidelberg) Prof. Dr. Gustav Jäger (Stuttgart) / Dr. Ernst Krause (Carus Sterne, Berlin).« Es liegen noch so viele unausgeschöpfte Möglichkeiten der Nietzsche-Exegese darin, einmal alle diese von Nietzsche doch ausdrücklich angeforderten Publikationen mit seiner Reaktion darauf in Werk und Nachlaß zu vergleichen! Denn die Werke und Zeitschriftenbeiträge all dieser Autoren waren wohl mehrheitlich gründliche und tiefsinnige Arbeiten von Fachleuten, aber sie sind, wie die unüberblickbare Produktion der Zeit in Musik und Dichtung ebenfalls, kaum noch dem Spezialisten bekannt, ja die bloßen Namen existieren nur noch in den umfangreicheren Speziallexika weiter. Sie wurden überwölbt nicht zuletzt vom Werk Nietzsches, dessen Genie aus ihnen einen scharfen Extrakt kondensiert hat, in dem die dauerhaften – und leider auch die problematischen – Elemente, die »Spurenelemente« seiner zeitgenössischen abendländischen geistigen Entwicklung aufgehoben sind. Nietzsche hat alle diese Gedanken eben nicht nur gedacht, abstrahiert, er hat sie erlebt, er hat mit ihnen, unter ihnen, durch sie gelitten, mit ihnen gerungen. Das gibt seinem Werk, seinen Formulierungen die dämonische Macht. Seine Leidenschaft der Erkenntnis hat ihnen den Atem eingehaucht.

Nicht nur für diese geistigen Bedürfnisse muß Overbeck sorgen, sondern auch für sehr leibliche. Schon am 5. September hatte sich Nietzsche bei Frau Ida Overbeck einen Dampfkochtopf bestellt, woraus wir, wie aus den Lebensmittelsendungen aus Naumburg, schließen, daß er wieder wie in St. Moritz in einem Privatzimmer haust, ob dieses Jahr schon bei DurischA130 ist nirgends belegt, aber wahrscheinlich. Die Adresse ist wie so oft »poste restante«. Nun bestellt Nietzsche durch Overbeck: »... zur Vervollständigung meiner Privatapotheke ... 1. ferrum phosphoricum / 2. phosphorsaures Kali / 3. natrum sulfuricum / 4. natrum muriaticum / von jedem 10 Gramm in Pulverform. Sehr gut verpackt.«

Der Gesundheitszustand muß wieder erschreckend gewesen sein, dies gesteht er Overbeck am 18. September, und faßt es in einem lateinisch geschriebenen Briefteil zusammen: »Sum in puncto desperationis.« Fünfmal habe er den Tod als Arzt gerufen und gestern habe er gehofft, es wäre der letzte Tag – aber vergebens. Am 22. September schildert er Köselitz: »Gefährliche Zeiten waren es, der Tod schaute mir über die Achsel, ich habe den ganzen Sommer über fürchterlich gelitten: wohin soll ich mich wenden! ... Denken Sie, ich habe in summa hier oben 10 erträgliche

Tage gehabt, und die schlimmen Tage brachten Zustände so gräßlich als ich sie in Basel erlebt habe.«

Paul Rée zunächst völlig falsch, indem er, zu meinem zornigen Leidwesen, meiner Mutter einen ganz andern Plan – einen Heiratsplan – unterbreitet hatte, der ihre Einwilligung in den meinen endlos erschwerte. Ich mußte nun erst ihm selber plausibel machen, wozu mein ›für Lebenszeit abgeschlossenes‹ Liebesleben und mein total entriegelter Freiheitsdrang mich veranlaßten.«

Auch Malwida v. Meysenbug hatte von all dem nichts bemerkt, bis Rée sich erklären mußte. Nach der Ernüchterung durch die schroffe Rückweisung seines Heiratsantrages sah der kühle Zergliederer der moralischen Empfindungen nur den einen Ausweg aus der durch seine Liebesleidenschaft entfachten Bedrängnis: die Flucht. Er wollte abreisen und mußte dies Malwida begründen. Lou jedoch zwang ihn zu bleiben und seine Leidenschaft in die Gewalt des Intellekts zu bekommen. Auch Malwida riet zum Ausharren, verhehlte aber ihre Enttäuschung nicht über die lang gehegte Heimlichkeit der nächtlichen Spaziergänge. Sie rügte nicht aus Prüderie, sondern aus wohlbegründeter Kenntnis und Erfahrung. So schreibt sie am 30. März an Paul RéeB834: »Mit Louise Salomé habe ich mich ganz ausgesprochen und da ich es mit Ihnen auch getan habe, bin ich von nun an außerhalb aller Verantwortung, rate aber, als Freundin und Menschen- und Lebenskennerin gewisse Dinge nicht zu tun. Es ist immer gefährlich das Schicksal herauszufordern; man gibt sich dadurch in die Hand des Zufalls, und was rein, klar und schön in Gegenwart und Erinnerung bleiben konnte, erhält einen Mißton und wird getrübt.« Und als sich das Verhältnis dann doch fortsetzte, mahnt sie nochmals am 25. Mai in einem langen Brief an Lou nach ZürichB835: »Das Nachhause bringen war mir nur peinlich in dem Gedanken, es könne Ihrer Mama mißfallen, und ich wollte nicht, daß sie denken solle, bei mir fördere man eine andere als die edelste geistige Emanzipation ... Nun kam aber das sehr befangene Geständnis der Spaziergänge, das wirklich aussah, wie etwas was man ... nur aus Gewissensbissen ... mir mitteilte. Ich wußte, wie durch ähnliche Dinge hier der Ruf mehrerer junger Mädchen gefährdet geworden war ... Hätte ein Bekannter Sie in der Mitte der Nacht hier begegnet, so hätte man es den Menschen nicht übel nehmen können, es sonderbar zu finden, und was hätte Rée getan, wenn Ihnen ein Offizier oder ein anderer etwas Unangenehmes zugefügt hätte? Sich duelliert?!!«

Lou hegte wirklich einen abenteuerlichen Plan, wie sie sich selber eingestehen mußte, dennoch erzwang sie dessen Verwirklichung wenigstens teilweise, wie sie überhaupt gewöhnt war, ihren Willen durchzusetzen. Sie berichtet darüberB836: »Was mich am unmittelbarsten davon überzeugte, daß mein den geltenden gesellschaftlichen Sitten von damals hohnsprechender Plan sich verwirklichen ließe, war zuerst ein simpler nächtlicher Traum. Da erblickte ich nämlich eine angenehme Arbeitsstube voller Bücher und Blumen, flankiert von zwei Schlafstuben und – bei uns hin und her gehend – Arbeitskameraden, zu heiterem und ernstem Kreis geschlossen«, und weiter: »Das noch Unerwartetere geschah, daß Nietzsche, kaum hatte er von Paul Rées und meinem Plan erfahren, sich zum Dritten im Bunde machte. Sogar der Ort unserer künftigen Dreieinigkeit wurde bald bestimmt: das sollte ... Paris sein, wo Nietzsche gewisse Kollegs hören wollte ... Malwida beruhigte es sogar ein wenig, daß sie uns dort beschirmt sah durch ihre Pflegetöchter Olga Monod und Natalie Herzen ... Aber am liebsten hätte Malwida gesehen, wenn Frau Rée ihren Sohn begleitet hätte und Fräulein Nietzsche den Bruder.«

Also hatte auch Nietzsche sich zunächst auf die Kameradschaftsbeziehung zurückbinden lassen, nachdem sein Antrag mit der doch recht fadenscheinigen Begründung zurückgewiesen worden war, Lou würde im Falle einer Verheiratung ihre Pension aus Rußland verlieren, und dann stünden sie zu mittellos da, um noch irgend standesgemäß leben zu können. Wie seinerzeit die Absage von Mathilde Trampedach nahm Nietzsche auch jetzt diese Antwort scheinbar gelassen, fast wie eine Erlösung auf. Seine innere Einstellung zu Lou sollte aber noch mancher Veränderung unterliegen, und es waren Seelenkräfte des leidenschaftlichen Mannes wachgerufen, mit denen er noch hart zu ringen haben sollte. Vorerst aber wurde rasch ein Plan für das von Lou erträumte Zusammensein entworfen, wobei die Mutter Salomé kurzerhand als »Anstandsdame« einkalkuliert wurde, wozu sie sich auch willig gebrauchen ließ, schon nur um »dabei« zu sein.

Abreise von Rom

Bereits anderentags, am 27. April, sollten die beiden Herren an die oberitalienischen Seen reisen, um dort einen idyllischen Ort zu erkunden. Am 1. Mai wollten dann die beiden Damen bis Mailand nachziehen, wo sie die Botschaft über den »Standort« erhalten sollten. Wieder einmal brachte aber Nietzsches Zustand alles durcheinander. Nachdem er am 27. April Malwida v. Meysenbug noch einen Abschiedsbesuch gemacht hatte, zwang ihn ein mehrtägiger Anfall, in Rom zu bleiben, und Rée blieb bei ihm, um ihn zu pflegen. So reisten die beiden Damen zuerst und die Herren zogen nach. Die ganze kleine Gesellschaft vereinigte sich dann am Orta-See, den Nietzsche von Ausflügen von Stresa aus sehr wohl gekannt haben mag. Eine Notiz Rées nennt als sichere Daten nur »Orta 5. Mai« und »Isola Madre 10. Mai«. Das letztere war aber bereits ohne Nietzsche, der spätestens am 7. Mai abgereist sein muß, denn er konnte am 8. Mai aus Luzern an Rée nach Locarno schreiben und noch bis Basel weiterreisen, und jetzt, d. h. bis zur Eröffnung des Gotthard-Tunnels zwei Wochen später (22. Mai 1882), führte die Reise noch über den Paß, dauerte also mindestens eineinhalb bis zwei Tage.

Nietzsche überraschte am 8. Mai seine Freunde Franz und Ida Overbeck in Basel, die ihren sonst so leidenden Freund kaum wiedererkannten, so zukunftsfroh, spannungsgeladen, »gesund« erschien er, und dabei gesprächig, vor allem über eine neue Bekanntschaft: Fräulein Lou v. Salomé. Etwa sieben Wochen später, am 25. und 26. Juni, berichtet Franz Overbeck über diesen Besuch an Heinrich KöselitzB837: »Nietzsche fand ich da angelangt, wo ich ihn bald anlangen zu sehen erwartete für den Fall, daß seine Gesundheit überhaupt noch etwas erwarten ließ, nämlich von dringendem Verlangen erfüllt nach einer neuen, ihn Menschen und Dingen weniger entrückenden Lebensweise ... Nietzsches Aussehen aber in Hinsicht auf Gesichtsfarbe und Körperfülle war der Art, daß diese mir ganz unbegreiflich wären, wenn sie nicht als Anzeichen wiederkehrender, mindestens nicht ernstlich erschütterter Gesundheit gelten sollten. Fünf Tage, wie die von ihm hier neulich zugebrachten, – er mit Ausnahme weniger Stunden gewöhnlich bis gegen Mitternacht beständig auf das lebhafteste sprechend oder hörend – auch viel Musik, das alles ohne eigentliche Krisis und auch nur eine Stunde vollständiger Prostration, – habe ich mit Nietzsche schon seit vielen Jahren nicht mehr erlebt ... Böse Tage waren allerdings unmittelbar vorausgegangen und folgten auch unmittelbar nach – immerhin blieb die Erfahrung aufs höchste überraschend und erfreulich.«

Das Mysterium vom Monte sacro

Was war geschehen, was hatte diese Verwandlung herbeigezaubert? Seit diesen Maitagen bei Overbecks mühten sich Freund und Feind um Aufklärungen und Erklärungen – eigentlich ohne wesentlichen Erfolg, denn die zuverlässigen biographischen Nachrichten sind spärlich, und auf die Frage, was sich in den wenigen jüngst vergangenen Tagen *in* Nietzsche abgespielt, was er erlebt hat, bleibt geziemenderweise nur die Antwort, die Tristan König Marke gibtA133: »... das kann ich dir nicht sagen; und was du frägst, das kannst du nie erfahren.« Auch die einzige Zeugin – Lou – scheint uns dieselbe Antwort geben zu wollen. Wir wissen nur, daß es Nietzsche in den kurzen Tagen am Ortasee gelang, einmal mit Lou allein einen Ausflug zu machen, wo, wie Lou berichtetB838, »der nebengelegene Monte sacro uns gefesselt zu haben scheint; wenigstens ergab sich eine unbeabsichtigte Kränkung meiner Mutter dadurch, daß Nietzsche und ich uns auf dem Monte sacro zu lange aufgehalten hatten, um sie rechtzeitig abzuholen, was auch Paul Rée, der sie inzwischen unterhielt, sehr übel vermerkte«. Auf dieser Wanderung wurde Nietzsche vom Mysterium der Liebe überwältigt. Es ist das »Mysterium vom Monte sacro«, wie es in seiner Erinnerung blieb. Was sich hier ereignet hat – äußerlich und innerlich –, entzieht sich verstandesmäßiger Neugier. Lou hat später auf eine entsprechende Frage geantwortetB839: »Ob ich Nietzsche auf dem Monte sacro geküßt habe – ich weiß es nicht mehr.« Natürlich wußte sie es, aber auf eine solche Frage war ihr nur die Tristan- Antwort möglich. Auch sie war bezaubert von der Persönlichkeit Nietzsches, trotz aller Vorbehalte und eines nie zu überbrückenden Gefühls der Befremdung. Sie besaß trotz ihrer Jugend die Fähigkeit, zu erfühlen, welch umfänglicher Seele sie hier begegnete und daß ihr hier ein Mensch von einer einzigartigen Erlebnistiefe gegenübertrat. Dennoch blieb, wie immer und in allem bei Nietzsche, ein unaufklärbarer Rest, blieb er ihr »fremd«. Auch wenn es uns Heutigen schwer fallen mag, wir müssen uns vergegenwärtigen, daß beide, Lou und Nietzsche, Kinder ihrer Zeit, der schwerblütigen nachromantischen Epoche mit ihrem Hang zu Symbolismus und Mystizismus waren, und daß gerade Nietzsche an dem Erlebnis vom Monte sacro leiden konnte wie Tristan an seiner Wunde oder wie Parsifal am Kuß der Kundry. Gerade Nietzsche lebte Wagners musikdramatischen Visionen sehr nahe, so nahe, daß er sie fliehen, sie bekämpfen mußte, um nicht an ihnen zugrunde zu gehen. Wie stark diese durch Lou entfachte Liebesleidenschaft für Nietzsche mit Wagners visionärer Welt verbunden war, sollten die kommenden Tage und Wochen noch erweisen.

Weihestunden in Luzern und Tribschen

Am 8. Mai – noch von Luzern aus – hatte Nietzsche an Paul Rée geschriebenB840: »Heute direkt nach Basel ... bis Ihr Telegramm mich nach Luzern ruft ... Ich muß durchaus Frl. L. noch einmal sprechen, im Löwengarten etwa?« Er meint damit das von Thorwaldsen geschaffene, direkt aus dem Felsen gehauene riesige Löwendenkmal nahe beim sog. Gletschergarten. Der Ort – Löwendenkmal und Luzern – war nicht ohne Absicht gewählt. Auf die Nachricht, daß die kleine Reisegesellschaft nun dort sei, eilt Nietzsche am 13. Mai unverzüglich hin, wo er am Bahnhof von Lou und Rée abgeholt wird, wie er am 15. Mai Overbeck berichtet. Sie wanderten zusammen über die Seebrücke, dann mußte Rée die beiden – Lou und Nietzsche – allein lassen, und nun wiederholte unter dem Denkmal Nietzsche seinen Heiratsantrag persönlich, »weil ihm nun hinterher Paul Rées römische Fürsprache für ihn ungenügend erschien«, wie Lou festhältB841. Und wiederum erteilte sie ihm eine

Absage und erklärte ihm nochmals ihren Lebensplan: sowohl mit ihm wie mit Rée in kameradschaftlicher Freundschaft als eine Studien- und Arbeitsgemeinschaft zu leben. Auch diesmal nahm Nietzsche die Antwort äußerlich gefaßt hin und bewahrte seine vornehme Haltung. Er war glücklich, mit seinem Antrag nicht auch noch die Freundschaft verdorben zu haben. So blieb man bis zum 16. Mai in Luzern, dann reisten alle auf getrennten Wegen nordwärts, Nietzsche über Basel nach Naumburg, Rée über Zürich nach Hause, nach Stibbe in Preußen, die Damen Salomé zunächst nach Zürich-Riesbach als Zwischenstation vor Hamburg-Berlin, dort »schon in Begleitschaft meines mir im Alter nächststehenden Bruders Eugène, der vom Ältesten, dem vatervertretenden, zu meiner Mutter Hilfe abgesandt worden war. Nun entbrannten die letzten Kämpfe: aber auf meiner Seite half mir am meisten das Vertrauen, das Paul Rée unweigerlich einflößte und das allmählich auch meine Mutter erfaßt hatte, und so endete die Sache denn doch damit, daß mein Bruder mich zu Rée's geleitete, wobei Paul Rée uns bis Schneidemühl in Westpreußen entgegenkam und Räuber und Hüter den ersten Händedruck tauschen konnten.«

In den Luzerner Tagen hatte Nietzsche Lou zu einem gedankenschweren Ausflug nach Tribschen bewogen, »den Ort, an welchem er mit Wagner unvergeßliche Zeiten verlebt hatte: Lange, lange saß er dort schweigend am Seeufer, in schwere Erinnerungen versunken; dann, mit dem Stock im feuchten Sande zeichnend, sprach er mit leiser Stimme von jenen vergangenen Zeiten. Und als er aufblickte, da weinte erB842.« Hatte Nietzsche etwa gehofft, mit Lou an seiner Seite den immer noch mächtig über ihm waltenden Geist der »bestverehrten Frau«, Cosima Wagners, endlich zu bannen? Mindestens mußte die gemeinsame Wallfahrt an den ihm heiligen Ort den neuen Freundschaftsbund weihen. »Gleichzeitig betrieb Nietzsche auch die Bildaufnahme von uns dreien, trotz heftigem Widerstreben von Paul Rée, der lebenslang einen krankhaften Abscheu vor der Wiedergabe seines Gesichts behielt. Nietzsche, in übermütiger Stimmung, bestand nicht nur darauf, sondern befaßte sich persönlich und eifrig mit dem Zustandekommen von den Einzelheiten, – wie dem kleinen (zu klein geratenen!) Leiterwagen, sogar dem Kitsch des Fliederzweiges an der Peitsche u.s.w.« Für die geschmacklos wirkende Bildidee ist also Nietzsche als Regisseur verantwortlich. Aber die darin zum Ausdruck kommende tragische Ironie ist nicht mit einem schnellen Geschmacksurteil abzutun. Wirklich war ja Lou daran, die beiden Männer vor ihren Karren zu spannen, und die beiden Philosophen fügten sich. Es ist aber auch hier nochmals die Nähe Tribschens, d. h. Wagners, in Betracht zu ziehen. In der ›Walküre‹ richtet im Beginn des II. Aktes Brünnhilde die folgenden Worte an WotanB843:

»Dir rat ich, Vater,
rüste dich selbst;
harten Sturm
sollst du bestehn.
Fricka naht, deine Frau,
im Wagen mit dem Widdergespann.
Hei, wie die gold'ne
Geißel sie schwingt!
Die armen Tiere
ächzen vor Angst;
wild rasseln die Räder;«

März) ist der Vorbehalt überwunden: »Herr Bungert und ich, zwei brave Genuesen – wir haben nun 3 Jahre in der größten Nachbarschaft gelebt ... – und nichts von einander gewußt. Er führt meine Schriften mit sich herum und hat vieles ›hinter sich‹ gelassen, was auch *wir* ›hinter uns‹ gelassen haben, z. B. Schopenhauer. Wenn mich nicht alles täuscht, so gehört diese neue Bekanntschaft zu den ausgesuchtesten, die mir der Zufall schenken konnte ... ›Die Studenten von Salamanca‹ ... sind in einem neuen Stile komponiert: lange geschlossene symphonische Formen. *Was* ich von ihm hörte, machte mir in hohem Maße den Eindruck des Reifgewordenen ... Der germanischen Sage ist er abgeneigt .... Er hat viel italienische Lieder komponiert. Früher gehörte er nach seinem Geschmacke zu den Ultra-Romantikern und Anhängern des ›letzten‹ Beethoven; aber er hat viel erlebt und sich viel verwandelt. Es ist ein Rheinländer der Abkunft nach.« Wenige Tage später schickt Nietzsche ein Heft Lieder Bungerts an Köselitz und gibt weitere Auskunft: »Er lebt von dem, was man ihm für seine Musik bezahlt (man bezahlt *sehr* viel) ... Er besitzt einen herrlichen Flügel, ein Pianino und eine ›komfortable‹ Einrichtung für 2 Zimmer ... auch eine gute Bibliothek – für griechische Tragödie und für Homer viel Philologisches; dann eine Menge Lyriker ... In Bezug auf Gedichte ist mir seine *Kultur* ganz erstaunlich ... ›Wirkung‹ seiner Musik auf mich? Ach, Freund, ich bin langsam in der Liebe, ich empfinde das Fremde zu lange, wie alle Einsamen tun; aber ich gebe mir Mühe ... Sein Affekt geht leicht in die Höhe, und es ist nichts Gewolltes und Geschraubtes daran; auch ist er allen ›hysterischen‹ Leidenschaften herzlich feind ... Vorgestern überraschte er mich durch die Schnelligkeit, mit der er ein Lied komponierte, das ihm die Königin von Rumänien zusandte: es hieß ›Alpenglühen‹ – nachdem ich es vier Mal singen gehört hatte, schien es mir ein sehr gutes *Gedicht.* (Besagte Dame wird in Pegli erwartet.)«

Köselitz, der sich anfänglich ehrlich gefreut hatte, daß Nietzsche eine so anregende Bekanntschaft zugefallen ist, die ihn etwas seiner Einsamkeit und seinen Depressionen zu entreißen vermag, gewinnt nun aber aus den zugesandten Liedern den Eindruck allgemeiner Mittelmäßigkeit: »Es war mein sehnlicher Wunsch, Bungert selbst kennen zu lernen. Seit ein paar Stunden bin ich davon zurückgekommen, seitdem ich diese vier Gesänge kenne. Sie dürfen glauben, verehrter Herr Professor, daß es in Deutschland jetzt mindestens zwei Dutzend solcher Komponisten gibt. Diese Art musikalischer Kultur, wie im vorliegenden Heft, ist gegenwärtig Gemeingut aller aufgeweckten Konservatoristen ... Das harte Eichen- und Zedernholz hat Bungert noch nicht gefunden – er schnitzt in weichem Holz ... Ich finde in Bungerts vier Liedern nicht ein einziges Motiv, das sich mir ins Herz gegraben hätte.« Köselitz zitiert ein Motiv aus Verdis Trovatore und fährt fort: »Ich wette, er spricht mit vornehmem Lächeln von Verdi; es hilft alles nichts, wir müssen erst *das* können, was Verdi kann, und von da aus höher steigen! Unsre deutsche Höhe ist nicht gar schwer zu erreichen.« (Am 21. MärzB891.) Und unvermittelt stellt Köselitz noch die spitze Frage »Trinkt man in Genua Bier«, worauf Nietzsche am 24. März antwortet: »... man trinkt in Genua Bier«, d. h. auch hier kann man der deutschen Biergemütlichkeit erliegen, und: »Zuletzt wollen wir Bungert nicht Unrecht tun: das Heft Lieder gehört in seine vorgenuesische Zeit, – er hat Hunderte von Liedern gemacht, und auch jetzt noch 100 ungedruckte ›auf Lager‹.« In diesem Brief läßt Nietzsche erahnen, *was* ihn an Bungert interessierte: seine Position *gegen* Wagner! »In Bezug auf die *jetzige* und bevorstehende deutsche Kultur ... gibt mir Bungert manches zu denken. Sehen Sie, da ist jetzt, abseits von dem Wagnerianismus ... eine Musik-Empfindung obenauf, die sich eben, in Gestalt Bungerts, der Bühne bemächtigen will; die Vertreter derselben betrachten sich als erwachsen aus Beethoven und Schumann und *haben darin recht*

... Nun ist mir äußerst interessant, daß dieser lyrisch-romantische Geist, der in Deutschland jetzt der Fürsprecher der *Sinnlichkeit* ist, die Griechen hinzunimmt und zum ersten Male Homer zum Tönen bringen will. Dieses *allgemeine* Erlebnis der deutschen Kultur hat in Goethes Erlebnissen seine Vorgeschichte. Geht es gut, so kommt so etwas heraus dabei, wie ›Hermann und Dorothea‹ in Musik: auf *mehr* warte und hoffe ich nicht dabei ... An ›Melodie‹ wird es fehlen, hier wie dort, ich meine bei den Wagnerianern.« Am 2. April nimmt Nietzsche noch einmal in einem Brief an Köselitz kurz Bezug auf Bungert:

»Ich halte ihn für etwas – er ist sehr fleißig und unangenehm« (was wir heute vielleicht als »nonkonformistisch« bezeichnen würden). Sobald Nietzsche aber einsieht, daß Bungert die Aufgabe, Wagner zu entthronen, nicht wird lösen können, wird er für ihn uninteressant und niemals mehr auch nur der Erwähnung wert.

Dieser August Bungert war am 14. März 1845 zu Mülheim an der Ruhr geboren – er war also nur fünf Monate jünger als Nietzsche. Er hatte zwei Jahre in Köln und dann sechs Jahre in Paris Musik studiert (Klavier), war zwei Jahre Musikdirektor im rheinländischen Badeort Kreuznach gewesen, studierte darauf nochmals zwei Jahre in Berlin Kontrapunkt und wandte sich dann der Komposition zu. Von 1882 an wohnte er viele Jahre in Pegli bei Genua. 1878 war sein op. 18, ein Klavierquartett, in Florenz preisgekrönt worden, 1884 führte Leipzig seine komische Oper ›Die Studenten von Salamanca‹ auf. Er komponierte viele Klavierstücke und Lieder, darunter einige auf Gedichte von »Carmen Sylva«, der Königin von Rumänien. Die Oper Nausikaa, die er eben vollendet hatte, war das zweite Stück einer Tetralogie ›Homerische Welt‹, mit der er versuchte, ein hellenisches Gegenstück zu Wagners germanischem ›Ring‹ zu schaffen. Der ganze Zyklus ruhte im Themenkreis des Seefahrergedichts »Odyssee« und umfaßte die Teile ›Kirke‹, ›Nausikaa‹, ›Odysseus Heimkehr‹, ›Odysseus Tod‹, die zwischen 1896 und 1903 in Dresden, Berlin, Köln und Hamburg zur Uraufführung kamen, aber keine weitertragende Aufnahme fanden.

Für Nietzsche war auch hier nur ein Gesichtspunkt maßgebend: da ist einer, der es wagt, dem Bayreuther »Meister«, den er immer verbissener als seinen Rivalen bekämpfte – den toten Wagner fast noch mehr als den lebenden –, die Stirn zu bieten und ein Gegenwerk gegen den Mythopoeten Wagner zu schaffen, und zwar auf derselben Ebene mit Wagner, in Musik, und nicht wie er selber mit einer Art Lehrgedicht.

als herausgefordert, als *notwendige* Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt .... Dies ist *meine* Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, daß man Jahrtausende zurückgehn muß, um jemanden zu finden, der mir sagen darf ›es ist auch die meine‹. –« Nun, man muß nicht so weit zurückgehen. Denselben inneren Zwang der Gestaltung schildert uns, nur mit schlichteren Worten, Konstanze, die Witwe Wolfgang Amadeus Mozarts, als Arbeitsweise ihres genialen Gatten (überliefert durch die Reisetagebücher von V. und M. NovelloB940): »... wenn irgendeine große Konzeption in seinem Geiste entstand, war er völlig wie abwesend, ging in der Wohnung auf und nieder und wußte nicht, was um ihn her vorging. Sobald aber in seinem Kopfe alles fertig war, brauchte er kein Pianoforte, sondern nahm Tinte und Papier und sagte zu ihr, während er schrieb: ›Nun, liebes Weib, sei so gut und sage mir, wovon die Rede war‹ und die Unterhaltung störte ihn durchaus nicht.« »Sie erzählte, daß sie beide nach ihrer Heirat zu Besuch nach Salzburg kamen und das Quartett ›Andro ramingo‹ (aus ›Idomeneo‹) sangen. Da wurde er von

einer Gemütsbewegung so übermannt, daß er in Tränen ausbrach und das Zimmer verlassen mußte, und es dauerte lange, ehe sie ihn beruhigen konnte.«

In ihrer Gegenüberstellung lassen die beiden Zeugnisse die gewaltige Distanz der beiden schöpferischen Positionen sichtbar werden. Hier Mozart, der fest in der Tradition der Mittel und des Stils der Klassik steht und die Grenzen seines Reiches, in dem er unbestritten König ist, das Reich der Musik, nicht verläßt – dort Nietzsche, der sich in künstlerischer Intuition und dichterischer Gestalt die Mittel und den Stil zu eigen zu zwingen sucht, »neue, unausgeprobte Kunstmittel« (wie er es von Wagners Meistersingervorspiel sagt), um Inhalte auszusagen, die sich unwillig in dieses Gewand fügen, von ihm mehr verhüllt als verständlich gemacht werden. Als Autor mit sich selber im Kampfe um diese Inhalte wie um die Form, sieht er sich letztlich nicht als Beherrscher und Schöpfer seines Werkes, sondern steht ihm als Medium gegenüber (»ich habe nie eine Wahl gehabt«), wie seinerzeit, als er 18jährig die »Ermanarich«-Sinfonie komponierte, und wie Wagner, der glaubte, der Tristan hätte sich seiner als eines Mediums bedient, um in die Realität zu treten. Die übersteigerte Schilderung seiner Zarathustra-Intuition zeigt aber auch, welche Last der Verantwortung Nietzsche auf sich geladen sieht, vor der er erschrickt und erzittert. Er hat mit diesem Werk die traditionellen Grenzen der Philosophie überschritten und ihr mit seinem oft schwermütigen Gesang eine Dimension eröffnet oder zumindest wiedergewonnen. Das durfte – mußte – bei seiner leicht entzündlichen Leidenschaftlichkeit den hybriden Stolz auslösen, mit dem er die bohrende Bangigkeit bei dem Wagnis überdeckte.

Ob er diese neue Dimension mit diesem oder gar mit den nachfolgenden Werken zwar nicht ausgeschritten, aber doch wenigstens ausgeleuchtet habe, auch darüber streiten sich die Apologeten und die Gegner Nietzsches wohl noch lange. In diesen Streit einzugreifen dürfte nicht Aufgabe der Biographie sein, sowenig als einen durchlaufenden philologischen Kommentar zu geben. Die – trotz ihrer Vielzahl dennoch sehr unvollständigen – Hinweise müssen genügen, die hauptsächlichsten persönlich-biographischen wie allgemein-geistesgeschichtlichen Linien sichtbar werden zu lassen, sowohl diejenigen, welche das Werk mit der Vergangenheit verbinden, wie die, welche aus ihm ihren Anfang nehmen und damit diesen Zarathustra sowohl im Lebenswerk Nietzsches wie in der Geschichte der neueren Philosophie in seiner Funktion zu einem zentralen Werke machen, wenn auch nicht zu einem Hauptwerk, wie dies etwa von Kants drei Kritiken oder Schopenhauers ›Welt als Wille und Vorstellung‹ gesagt werden kann; wie es denn bei Nietzsche überhaupt kein »Hauptwerk« gibt, aus der Art seines Philosophierens nicht geben kann, in dem sich das gesamte Denken des Philosophen im wesentlichen und systematisch zu einem Gebäude zusammenschließen würde. Dazu ist der Zarathustra trotz seiner zwingenden Komposition im Gehalt und sogar in der Form viel zu uneinheitlich, viel zu sehr Versuch.

Das Vater-Sohn-Gleichnis

Eine letzte Frage bleibt noch offen, und es scheint, daß sie auch für Nietzsche offen geblieben war. Er spricht in Briefen immer wieder von seinem »Sohn Zarathustra«. Bei der Vorliebe Nietzsches, sich in großen Bezügen zu sehen, ist die Parallele möglich und erlaubt zu der seit den Urchristengemeinden umstrittenen berühmten Frage: Ist Christus der Sohn Gottes – also eine von ihm getrennte selbständige Wesenheit – oder identisch mit Gott, somit Gott selber in Menschengestalt, oder wie es in der kürzeren Formulierung heißt: ist Christus gottähnlich oder gottgleich. Und

hier nun die Frage: ist Zarathustra der Sohn, d. h. das geistige Geschöpf Nietzsches, zu dem er als Vater, als Autor eine gewisse Distanz hat – oder ist Zarathustra Nietzsche selber. Die letztere Auffassung bezeugt Köselitz am 17. April 1883 mit der Briefäußerung, »da ich Sie als Zarathustra höre« (vgl. oben S. 193) und Nietzsche widerspricht dem nicht.

Philosophie eines Künstlers? – Philosophie für Künstler?

Nietzsche projiziert seine persönliche Künstlerproblematik auch mit der Anrufung im Beginn des Proömiums in kosmische Proportionen: »Du großes Gestirn! Was wäre dein Glück, wenn du nicht die hättest, welchen du leuchtest! ... Siehe! Ich bin meiner Weisheit überdrüssig, wie die Biene, die des Honigs zu viel gesammelt hat, ich bedarf der Hände, die sich ausstrecken. Ich möchte verschenken und austeilen ... So segne mich denn, du ruhiges Auge, das ohne Neid auch ein allzugroßes Glück sehen kann! Segne den Becher, welcher überfließen will, daß das Wasser golden aus ihm fließe und überallhin den Abglanz deiner Wonne trage. Siehe! Dieser Becher will wieder leer werden, und Zarathustra will wieder Mensch werden.«

Hinter der metaphorischen Frage, was die Sonne wäre ohne die, denen sie leuchtet, die ihre Kraft und ihr Leuchten erkennen, steht das theologische Problem, was ein Gott wäre, der sich nicht eine Welt geschaffen hätte, in der er sich bespiegelt, sich als Schöpfer erkennt, wenn er nicht Geschöpfe geschaffen hätte, die ihn erkennen und loben.

In den menschlichen Verhältnissen ist es das Problem des Künstlers, was er und seine Kunst wert sind, wenn es keine Rezipienten gibt, wenn er kein »Publikum« hat. Auf diese Frage wirft eine späte Briefstelle ein eigenartiges Licht. Am 30. Januar 1887 schreibt Nietzsche der MutterB941: »... so verdrießt mich jetzt die aussichtslose Lage des Herrn Köselitz auf's Äußerste. Er ist schon zu alt, als daß man ihm zu warten anraten dürfte; in seinem Alter muß man als Künstler berühmt sein oder berüchtigt (wie es Wagner z. B. war); das ist anders für Unsereinen, ich meine für uns Philosophen, denen jede Art Ruhm, Aufsehen, Neugierde eher lästig sein muß: denn wir dürsten nicht danach, mit jemandem ›übereinzustimmen‹. Ein Musiker aber, dessen Musik niemand mag, und der in seiner Ecke hocken bleibt, ist eine lächerliche Figur, gleich einer Tänzerin, mit der kein Mensch tanzen will, so schön sie sich auch geputzt hat.« Die Philosophen können warten – woher dann die Ungeduld Zarathustras in seinem 40. Jahr (Nietzsche ist jetzt 39), zu den Menschen zu gehen, Freunde zu suchen, denen er seine Philosophie bringen kann? Ist es nicht wieder der Dichter, der Symphoniker der Sprache, der Künstler Nietzsche, der sein Problem unter kosmischer, ontologischer Überhöhung in die Philosophie trägt? Einen persönlichen Notstand hymnisch verklärt an den Himmel hängt?

Nicht nur in der Form und im Inhalt, auch im Wirkungsanspruch ist der ›Zarathustra‹ vielschichtig und schillernd. Wie aber konnte ein in sich so widersprüchliches Werk, wie konnte Nietzsches ›Zarathustra‹ zu der ungeheuren Breitenwirkung kommen, die ihm zuteil ward? Wohl gerade wegen seiner Vielschichtigkeit, denn sie spricht sowohl den philosophierenden wie den künstlerisch begabten Leser – jeden auf seine Weise – an.

Über das künstlerische Gewand des Zarathustra ließe sich ähnliches sagen, wie Nietzsche Wagners »Meistersinger-Vorspiel« in ›Jenseits von Gut und Böse‹ Aph. 240 charakterisiert: »Das ist eine prachtvolle, überladne, schwere und späte Kunst, welche den Stolz hat, zu ihrem Verständnis zwei Jahrhunderte Musik als noch lebendig vorauszusetzen ... Was für Säfte und Kräfte, was für Jahreszeiten und

Himmelsstriche sind hier nicht gemischt! Das mutet uns bald altertümlich, bald fremd, herb und überjung an, das ist ebenso willkürlich als pomphaft-herkömmlich, das ist nicht selten schelmisch, noch öfter derb und grob, – das hat Feuer und Mut und zugleich die schlaffe Haut von Früchten, welche zu spät reif werden. Das strömt breit und voll: und plötzlich ein Augenblick unerklärlichen Zögerns ... aber schon breitet und weitet sich wieder der alte Strom von Behagen aus ... von altem und neuem Glück, *sehr* eingerechnet das Glück des Künstlers an sich selber, dessen er nicht Hehl haben will, sein erstauntes glückliches Mitwissen um die Meisterschaft seiner hier verwendeten Mittel, neuer neuerworbener unausgeprobter Kunstmittel, wie er uns zu verraten scheint.«

VI. Neue Umwelt

(Nizza, Venedig, Zürich. Dezember 1883 bis Juli 1884)

Was für das gesamte Werk Nietzsches gilt und worauf er selber in seinen Briefen immer wieder hinweist, kommt mit dem ›Zarathustra‹ zur vollsten Geltung: die Einheit von Erleben und Denken. Und ein gewichtiges Teil dieses Erlebens bildet das Umwelt-Erleben. Die Wahl der Umwelt – Land und Leute – und die Bereitschaft, mit dieser Umwelt in ein fruchtbares Verhältnis zu treten, gehören neben der »kleinen« Lebensführung – Essensgepflogenheiten, körperliche Bewegung, Tageseinteilung – zur Diätetik im weitesten Sinne. Nietzsches übersensibles Wesen stellt sich in seiner Umweltbeziehung auch immer auf den Genius loci ein, sei es, daß Nietzsche sich von ihm befruchten, ja führen läßt, sei es, daß er im Widerstand dagegen sich selber findet, wie das mit »Naumburg« geschieht.

Der Genius loci Genuas ist für Nietzsche der Geist des Columbus, der kühn aufs Meer hinausgeht, unbekannten, unerkannten neuen Ufern und Ländern zu. Nietzsche empfindet sich als sein geistiger Nachfahre. Allerdings gibt es jetzt keine neuen Ländereien mehr zu entdecken, die Erde ist in ihrer Hauptgestalt bekannt, aber auf der stürmisch-bewegten Woge der Philosophie läßt er sich tragen zu neuen Ufern des Geistes. Nietzsche gebraucht *diese* Metapher bis zum Überdruß, er *ver*braucht sie, und gleichzeitig verändert er auch seine geistige Landschaft und Zielsetzung, seine ganze Fahrtrichtung.

Nietzsche glaubte, mit seinem Zarathustra die Grundlagen seines Herkommens aus der christlich- abendländischen Tradition mitsamt dem zeitgenössischen materialistisch-positivistischen Angriff auf diese Grundlage hinter sich gelassen und neue Ufer erreicht, sein »Amerika« gewonnen zu haben. Nun baute sich vor ihm die nächste Aufgabe auf, die »alte Welt« im neuen Geiste zu erobern. Auch dafür sollte sich ihm bald eine geographisch fixierbare Metapher anbieten: So wie der Genuese Colombo die neue Welt entdeckt hatte, so hat Jahrhunderte später der Sproß des langezeit von Genua beherrschten Korsika, Napoleon, sich die alte Welt unterworfen. Napoleon nimmt von nun an als Leitbild die Stelle des Kolumbus ein, abgelöst oder ergänzt von anderen Eroberern alter Welten wie Alexander oder Cäsar.

Angeregt durch das Korsika-Buch (1854)B942, von Ferdinand Gregorovius (1821-1891), plant Nietzsche tatsächlich, zeitweilig nach Korsika überzusiedeln, ein Vorhaben, das wieder einmal an seiner Entschlußschwäche scheiterte. Es nötigt ihn kein äußerer Zwang. Dagegen war die Loslösung von Genua – »der geliebten Stadt des Kolumbus – etwas andres war sie mir nie« (4. Dezember 83 an Köselitz) – der äußere Nachvollzug des inneren Standortwechsels – ja teilweise die endliche

Berichtigung eines von Anfang an nicht adäquat gewählten Wohnortes. Nietzsche verläßt den italienischen Boden und zieht nach Frankreich. Wir hören nie von ihm, daß er sich von der älteren – und schon gar nicht von der zeitgenössischen – italienischen Literatur angesprochen gefühlt hätte. Die stark visuell dominierte Kultur Italiens in Bau- und bildender Kunst interessierte ihn überhaupt nicht. Selbst seine Verehrung für Jacob Burckhardt und dessen ›Cicerone‹ veranlaßten ihn nie, mit diesem Buch in der Hand den Spuren seines »verehrten Lehrers« zu folgen.

Ganz anders ist das Verhältnis zu Frankreich, an dessen Geistigkeit er lebhaft Anteil nimmt, so weit sie sich literarisch oder musikalisch manifestiert. Berlioz und Bizet gelten ihm mehr als irgend ein italienischer Komponist. Dem Andenken Voltaires hatte er schon ›Menschliches – Allzumenschliches‹ gewidmet. Stendhal, Mérimée, Baudelaire – um nur wenige Namen zu nennen –, die französischen Moralisten und Essayisten sind ihm Quell höchsten Entzückens, das ›Journal des Débats‹ mit Paul Bourget ist »sein« Journal.

Die folgenden Jahre geht er nur noch in *eine* italienische Stadt, und da nur einige Tage oder Wochen zu Besuch: nach Venedig zu Heinrich Köselitz. Es ist nicht nur ein persönlicher Besuch. Venedig hat eine mit seinem neuen Seelenakkord gleichgestimmte Saite: nicht über neue Meere in noch unbekannte Länder zogen seine Seefahrer aus, sondern sie belebten einen alten Handelsweg in das alte Kulturland China wieder. »Ich rechne es *nicht* zu Italien: irgend was vom Orient ist da hinuntergefallen« (an Köselitz 5. März 1884). Und dazu besaß Venedig eine reiche Bibliothek (auch deutscher Texte), mit der Köselitz schon immer versucht hatte, Nietzsche anzulocken. Und der Geist Wagners? Der lastete schwer auf Nietzsche. »Eine Trennung, an der man zu Grunde gehen kann, das Schwerste, was ich durchzumachen hatte«, so äußerte er sich am 3. Januar 1884 gegenüber Dr. Josef Paneth in Nizza B943.

Wagner war am 13. Februar 1883 in Venedig gestorben. Ging nun Nietzsche hin zu einem stillen, den Freunden gegenüber, vielleicht sogar sich selber uneingestandenen Gedenken – war dies der Genius loci, der ihn von Frühjahr 1884 an jedes Frühjahr nach Venedig zog? Bei der Gewalt, welche die Erinnerungen an Wagner über Nietzsche behielten, ist etwas derartiges wohl zu bedenken. Solange Wagner lebte und öfter dort einkehrte, mied Nietzsche den Ort. Nach Wagners Tod sucht er ihn regelmäßig auf, und er wird ihm zur Quelle tiefster Melancholie, die im geistigen Zusammenbruch im »Gondellied« gipfelt, das der kranke Nietzsche auf der traurigen Heimfahrt im Januar 1889 vor sich hinsingt und worüber Overbeck sich so verwundert.

Es wäre auch hier falsch, mit dem Umzug von Genua nach Nizza einen »Bruch« anzusetzen und Nietzsches Leben danach zu periodisieren. Äußerer und innerer Vollzug bedingen sich wechselseitig und entwickeln sich langsam, organisch. Es ist nicht plötzlich die Entdeckerfahrt mit Zarathustra und dem Abschied vom italienischen Boden, von Genua-Kolumbus, abgebrochen und es begänne nun ebenso plötzlich mit französischem Boden, im ehemaligen Stammreich Napoleons, die »Umwertung aller Werte«, das Setzen neuer Tafeln im eroberten und völlig umgestalteten, seiner Traditionen beraubten alten Europa. Auch die alten persönlichen Beziehungen werden nicht alle abgebrochen, aber es treten viele neue hinzu, von denen allerdings nur wenige wirklich zu Bedeutung kommen. Wiederum hat es manche »Monde« darunter, die nur dadurch aus dem Dunkel der literarischen Vergangenheit kurz heraustreten, weil ein Licht von Nietzsche auf sie fällt.

Die erste derartige Begegnung in Nizza ist der Literat

Paul Lanzky

Lanzky war am 8. August 1852 in Weissagk b/Forst in der Niederlausitz geboren (also um zwei Jahre älter als Heinrich Köselitz). Er besuchte die Realschule in Guben und wandte sich seit 1870 an den Universitäten von Zürich, Pisa und Rom dem Studium der romanischen Literatur und Philosophie zu. Seit 1873 lebte er in Italien, seit 1879 dauernd in oder bei Florenz – meist im nahen Vallombrosa, wo er Mitbesitzer eines Hotels in diesem, durch die 1036 begründete Benediktinerabtei berühmten, hochgelegenen Wallfahrts- und Erholungsort wurde. Er hatte bis dahin in deutschen und italienischen Zeitschriften (Rivista Europea; Gazetta della Domenica) seine romanischen literarischen Forschungen dargelegt. Da fiel ihm auf einer Reise ein Werk von Nietzsche in die Hände, ein Zufall, der sein ganzes folgendes langes Leben prägte. Carmen Kahn-Wallerstein erzählt auf Grund von Gesprächen und Aufzeichnungen von LanzkyB944: »Er hatte vielerlei Interessen, unter anderem auch für Sternkunde, und die nahe gelegene Sternwarte von Acetri, die der Adjunkt eines bedeutenden Marsforschers, ein Deutscher, namens Tempel, betreute, war ein großer Anziehungspunkt für den Sonderling. Eines Tages, als Lanzky auf den Astronomen wartete, fand er auf dessen Tisch ein Buch mit dem Titel ›Menschliches – Allzumenschliches‹ in dem er zu blättern begann. Der eintretende Gelehrte erzählte ihm auf Befragen, das Buch entstamme der Ansichtssendung seines Buchhändlers, die er behalten müsse, weil er vergessen habe, sie rechtzeitig zurückzusenden. Lanzky, den das Buch interessierte, kaufte es Tempel ab und kam bei der Lektüre zu der Überzeugung, dies Werk müsse von dem bedeutendsten zeitgenössischen Denker stammen. Er schrieb an Nietzsches Verleger und bat um die Adresse des Philosophen, der ›Menschliches – Allzumenschliches‹ geschrieben habe. Er erfuhr, der Autor lebe in Genua, wünsche jedoch nicht, daß der Verlag seine Adresse gebe, man möge poste restante für Professor Nietzsche nach Genua schreiben. Lanzky tat das und mußte lange warten. Er war inzwischen, während die Hotels von Vallombrosa geschlossen waren, auf Reisen gegangen, hatte es Nietzsche poste restante mitgeteilt und von diesem endlich eine Karte erhalten mit der Anrede ›Mein lieber Unbekannter‹. Um sich durch Briefe nicht aus der Arbeitsstimmung reißen zu lassen, hatte Nietzsche die Gewohnheit angenommen, sich Post abzuholen, wenn er welche zu haben wünschte, und sie im übrigen öfters auf dem Postamt längere Zeit liegenzulassen. – Jetzt hatte er von dem Fremden erfahren, der, von seinem Werk fasziniert, nach ihm fahndete, und trat kurz darauf ohne Formalität bei dem Überraschten in dessen Hotelzimmer. Lanzky war nach Nizza gereist, hatte sich in der ›Pension de Genève‹ einlogiert und erfuhr nun von dem aus der Ferne Verehrten, daß dieser in der gleichen Pension abgestiegen sei.« Das war im Dezember 1883. Nietzsche hatte die Pension wechseln müssen. An Overbeck schreibt er Ende Januar deswegen: »Auch mußte ich die völlige Fremdheit des Nizzaer Bodens reichlich büßen; sogar Geld-Verluste erheblicher Art hatte ich, indem meine Hauswirtin, der ich für Zimmer und Pension vorausbezahlt hatte, verschwinden mußte. Jetzt habe ich mich in die stille zuverlässige Welt einer *Schweizer*-Pension zurückgezogen.«

Lanzky berichtet weiter: »Ob Nietzsche einen großen Eindruck auf mich gemacht hat, als ich ihn zuerst sah? – Nein und ja. – Er wirkte nicht als das, was man sich unter einem großen, bedeutenden Mann vorstellt. Zuerst sah man nur einen bescheidenen, leutseligen, einfachen und liebenswürdigen Gelehrten, der sehr heiter war. Den Philosophen hat man ihm anfangs nicht angemerkt, aber den kultivierten Menschen. Erst wenn man ihn länger kannte und über seine Ideen sprach, empfand man ihn als bedeutend. Aber er war sehr nobel, dieser Nietzsche. Wenn er mit

unsereinem sprach, dann hat er gar nicht gewagt, sich ganz als Nietzsche zu geben, damit man sich nicht dumm vorkommen sollte, sich nicht geringer fühlte .... Er hat mich immer gesucht, er hat mich nämlich gebraucht. Ich bilde mir nicht ein, meiner Wenigkeit halber. Aber er war fast blind, er konnte schlecht Französisch und kaum Italienisch. Damals war es üblich, in den Hotels an großer Tafel zu essen und da fiel ihm die Konversation ohne Hilfe schwer, ebenso das Lesen in der Zeit bevor Peter Gast auftauchte. Deshalb hat er mich sechs Jahre lang viel um sich gehabt. Auch menschlich verband uns manches. Wir bildeten uns beide ein, von Polen abzustammen und konnten es beide nach 1870, nach der Heraufkunft des Überdeutschen, im Vaterland nicht mehr aushalten.« An diesem Bericht ist zu korrigieren, daß »Peter Gast« schon längst »aufgetaucht« war und daß der persönliche Umgang mit Lanzky bei weitem keine sechs Jahre anhielt, schon weil nach fünf Jahren der geistige Zusammenbruch bei Nietzsche eintrat, tatsächlich kam es schon 1887 zum Bruch durch Nietzsche wegen Lanzkys ›Abendröte‹.

Wie Nietzsche die neue Begegnung empfand, erfahren wir aus seiner Mitteilung an Overbeck zu Weihnachten 1883: »Es gibt einen neuen Menschen, der mir vielleicht zur rechten Zeit geschenkt wird: er heißt Paul Lanzky und ist mir so ergeben, daß er gerne sein und mein Schicksal zusammenknüpfen möchte, *sobald* es angeht. Unabhängig und ein Freund der Einsamkeit und Einfachheit, 31 Jahre alt, philosophisch gesinnt, mehr Pessimist noch als Skeptiker: es ist der erste, der mich brieflich anredet ›Verehrtester Meister!‹ (was mich mit den verschiedensten Empfindungen und Erinnerungen getroffen hat). Er ist Mitbesitzer des Hôtels (foresteria) in Vallombrosa – und zuletzt wird meine ›Philosophie‹ noch einmal in diesem alten guten großartigen Winkel sich ›ein Nest‹ gründen. – Einen Teil des nächsten Jahres werde ich wohl dort, im Paradisino, einsiedlerisch abseits von dem Hôtel selbst, zubringen: *eingeladen* dazu bin ich.« Lanzky mußte Nietzsche oft vorlesen – drei Bände Stendhal, berichtet Lanzky –; daraus mag sich manches Gespräch entwickelt haben. Verwandte Erlebnisse und Erfahrungen wurden im vertraulichen Umgang offenbar: auch Lanzky trug ein Leid mit sich, war in der Seele verwundet. Er hatte eine Frau geliebt, die ihn eines Tages verließ. Lange Zeit hörte er nichts mehr von ihr, da traf er unversehens auf einem italienischen Friedhof auf ihr Grab –. Stand so etwas auch Nietzsche bevor? – Er bangte noch immer um die Gesundheit Lous!

Die Begegnung mit Nietzsche gab dem 31jährigen Lanzky eine neue Richtung in seiner literarischen Tätigkeit. Er brachte in den folgenden zwei Dezennien einige Bücher mit Gedankenlyrik in Aphorismenform und (vorwiegend) als Gedichte heraus, von denen einige sogar zweite Auflagen erreichten.A146

Schon die Titel verraten die Abhängigkeit von Nietzsche, es ist Epigonenliteratur und unterlag deren häufigem Schicksal, der Vergessenheit. Lanzky mag das selber empfunden haben, denn nach 1904 verstummte er.

Ein weiterer Schicksalsschlag nötigte ihn schließlich zu einem völlig zurückgezogenen, anspruchslosen Dasein. Ehemals Feriengast im Hotel Bellerive-Ziebert in Lugano-ParadisoB945, »war er als Greis wegen seiner politischen Gesinnung [wohl eher als Jude] von Mussolini um Hab und Gut gebracht, des Landes verwiesen worden und hatte bei der früh verwitweten Besitzerin des Hotels eine Freistatt gefunden. Seine Mahlzeiten nahm er, ein unauffälliger, schmaler, etwas verwachsener Mann, an einem kleinen Tisch im Speisesaal ein .... Er führte ihr die Bücher, war Berater, und die Kinder sahen in ihm einen Großvater.« Er starb am 26. April 1936 in der Klinik St. Anna in Sorengo bei Lugano, von der literarischen Welt längst vergessen. Nicht einmal das Nietzsche- Archiv in Weimar nahm mehr

Kenntnis von ihm. Der bescheidene literarische Nachlaß fand seinen Hort schließlich 1947 in der Universitätsbibliothek Basel.A147

Die Aphorismensammlung ›Abendröte‹ (1887) hatte zu einer Verstimmung und Abwendung von seiten Nietzsches geführt, der diesen Titel als anmaßlich empfand. Lanzky blieb seinem »verehrten Meister« aber anhänglich und unterhielt auch noch nach Nietzsches Zusammenbruch Korrespondenz mit Heinrich Köselitz und widmete Nietzsche »Erinnerungen«B946.

Nietzsche griff zunächst gierig nach der mit so viel Verehrung angetragenen menschlichen Beziehung, denn er litt, nach dem Verlust von Lou und Paul Rée und den neuerlich sich verhärtenden Spannungen mit »Naumburg«, grauenhaft unter Vereinsamung. »Das eigentümliche Unglück des letzten und vorletzten Jahres bestand im strengsten Sinne darin, daß ich einen Menschen gefunden zu haben meinte, der mit mir die ganz gleiche Aufgabe habe. Ohne diesen voreiligen Glauben würde ich nicht in diesem Maße an dem Gefühl der *Vereinsamung* (Verkennung, Verachtung und was alles damit zusammenhängt) gelitten haben und leiden, wie ich es tat und tue: denn ich bin und war darauf vorbereitet, *allein* meine Entdeckungsfahrt zu Ende zu führen. Aber *sobald* ich nur einmal den Traum geträumt hatte, *nicht* allein zu sein, war die Gefahr fürchterlich. Noch jetzt gibt es Stunden, wo ich nicht weiß, mich selber zu ertragen.« (8. Dez. 1885 an Overbeck). Und sein gesundheitlicher Zustand, über den er am Weihnachtstage 1885 nach Hause berichtet: »Alles war an mir krank, ich kam alle 2-3 Tage eben ein Mal dazu, essen zu können; dann alle Art Erkältungen (heftigsten Schnupfen als kleinstes Übel gar nicht zu rechnen). Ewig Erbrechen, Schlaflosigkeit, schwermütige Gedanken über die alten Dinge, allgemeines Unbehagen des Kopfes, spitzige Schmerzen in den Augen«, konnte diese Vereinsamung nur stärker fühlbar machen, auch wenn er weiter sagt: »Ich bin jetzt ganz still untergebracht, die gute Frau Henschel kocht; ein Spanier, mit dem ich mich italienisch verständige und der teilnahmsvoll für mich ist ›come un fratello‹, teilt meine Mahlzeiten. Ich habe nun auch ein kleines Öfchen mir ins Zimmer schaffen lassen – und damit, wenn nicht das Vergnügen der Wärme, so doch des dicken Rauchs.«

Einiges Vergnügen bereitete es Nietzsche, daß ein Dr. Ziller aus Naumburg, offenbar ein Pensionär seiner Mutter, ihm seine Dissertation zum Studium übersandte. »Seid doch ja recht zufrieden, so gute Musik und einen so guten und interessanten Menschen im Hause zu haben«, bemerkt er im Brief von Anfang Dezember nach Hause.

Eine weitere für den Augenblick interessante persönliche Bekanntschaft ergibt sich in Nizza:

dennoch wieder zu Frau Wöhrmann nach Venedig, wo sie bis zum 30. Juni 1881 bleibt. Wieder gibt es Zeiten, wo Nietzsche und Meta von Salis sich örtlich so nahe sind, und doch kommt es noch immer nicht zur persönlichen Begegnung. Trotz der Bitten der Mutter, die kranke Baronin zu besuchen, wenn er schon in Venedig ist, meidet Nietzsche auch hier wieder den persönlichen Kontakt, denn auch sie gehörte zum Wagnerkreis und Cosima besuchte sie noch am 26. Oktober 1880 in VenedigB971.

Metas Abreise am 30. Juni 1881 bedeutet den letzten Abschied, am 1. November 1881 stirbt Frau Wöhrmann in Venedig.

Meta von Salis verbringt nun zwanzig Monate als Erzieherin in England, zunächst mit fürchterlichen Erlebnissen. Die erste Familie bezeichnet sie als »Rattenfalle«, einer korrupten Mädchenschule entzieht sie sich nach 13 Tagen durch Flucht. In

einem weiteren Mädcheninstitut hört die Arbeit nach einem halben Jahr auf, weil die zu liebenswürdige Vorsteherin körperlich erschöpft ist. Und dann kommt das Glück. Im Hause eines Major Stuart in Irland wird ihr die Hausherrin und Mutter ihres Zöglings Charlotte ebenso zur Freundin wie vorher Frau Wöhrmann. Hier bleibt Meta ein volles Jahr, bis zum Sommer 1883. Deutlich steht hinter all dem als Leitbild Malwida v. Meysenbugs Weg, den diese in ihren auch von Nietzsche geschätzten Memoiren schildert. Deutlich wird aber auch, daß für Meta von Salis – wie für Malwida v. Meysenbug – die idealste Form menschlicher Beziehung *die Freundschaft* ist, und nicht die Ehe. Damit ist sie in seltenem Maße prädestiniert auch für die Freundschaft mit Nietzsche, dem ja ebenfalls diese Form die höchste Stufe der Gemeinschaft bedeutete.

Aus den bisherigen Erfahrungen zieht nun aber Meta von Salis den Schluß, daß sie so nicht zum entscheidenden Durchbruch in ihrem eigentlichen erzieherischen Anliegen, der Frauenfrage, kommt. Sie geht über Malwida hinaus und wendet sich, nun bereits 28jährig, einem akademischen Studium zu mit dem Ziel eines formgerechten Abschlusses. Und sie wird dieses Ziel erreichen: im Mai 1887 – 32jährig – besteht sie ihre Doktorprüfung an der philosophischen Fakultät der Universität Zürich »magna cum laude« mit einer historischen Arbeit, einer Dissertation über Agnes von Poitou. Sie ist damit die erste Bündnerin mit einem Doktortitel. Rückblickend erklärt sie später Nietzsche gegenüber, »daß sie dem Titel für sich selber zwar wenig Bedeutung beilege, im Interesse der Frauenfrage jedoch nicht von der Universität abgehen möchte, ohne ihn erworben zu haben«.

Sie studiert ab Herbst 1883 in Zürich – wo sie, wie vor ihr Lou Salomé, ohne eigentliches Abitur, aber auf Grund sonstiger als hinreichend anerkannter Zeugnisse zur Immatrikulation zugelassen wurde – bei den Professoren Andreas Ludwig Kym und Richard Avenarius Philosophie.

Avenarius (1843–1896) war seit 1877 in Zürich Professor für »induktive Philosophie«. Er ist als Begründer des Empiriokritizismus in die PhilosophiegeschichteB972 eingegangenB973. Er strebt eine metaphysik- und hypothesenfreie Erkenntnis, reine Deskription der Wirklichkeit an. Neben der Eiseskälte der sich in mathematischen Zeichen und Formeln kristallisierenden Logistik Avenarius' mußte für die durch Erlebnisse erschütterte, temperamentvolle Studentin Nietzsches »Leidenschaft der Erkenntnis«, seine wie schwere Musik erklingende, dunkel instrumentierte, um letzte Fragen des Menschseins und um die drohende Last der Ewigen Wiederkunft kreisende Philosophie darum wie ein Ruf aus fernsten Welten gewirkt haben. Und diese Philosophie war nicht bloß ein durchdacht konstruiertes System, sie wurde getragen von einem Menschen, der an seinen Problemen litt und die Hand ausstreckte nach Menschen von derselben oder mindestens einer ähnlichen Leidensfähigkeit. Es war darum mehr als eine bloße Geste, was Meta von Salis berichtet: »Zum Abschied nahm Nietzsche meine beiden Hände in die seinen und äußerte den Wunsch, daß wir uns wiedersehen möchten.«

Näher an Nietzsches Forderung nach der Verwirklichung des Übermenschen war Meta von Salis von den Gedankengängen ihres anderen philosophischen Lehrers, Andreas Ludwig Kym (1822-1900, seit 1851 Dozent in Zürich), herangeführt, so groß die Differenzen auch waren. Der Schüler Trendelenburgs (1802 bis 1872) hing grundsätzlich einer organisch-teleologischen Weltanschauung an, was ihn aber nicht hinderte, »sich doch in gewisser Weise an den Gegner der Teleologie, an Spinoza anzuschließen ... Von der pantheistischen Grundstimmung Spinozas will Kym ebensowenig lassen wie von der Annahme eines persönlichen Gottes«.B974 Auf dem Wege zu Nietzsche und verwandt mit Rütimeyers Position gegen den

Materialismus Darwins liegt Kyms Überzeugung, daß die menschliche Seele Selbstbewegung, selbständige Realität hat, daß sie nach Zwecken und von innen heraus zielstrebig den Leib gestaltet. Sie hat begriffliche Priorität vor dem Leib. Nietzsche-Zarathustra geht über diese allgemein gehaltene Formulierung hinaus und nennt, ja postuliert diese Gestalt: »Euer Wille sage: der Übermensch *sei* der Sinn der Erde« (Zarathustra Vorrede § 3).

Der wertvollste Gewinn aus Professor Kyms Vorlesungen war für Meta von Salis allerdings eine Kommilitonin, Kyms Tochter HedwigA161, in der sie die treueste Freundin fürs Leben gewann.

Meta von Salis ergänzte ihre Studien in einer anderen Fakultät: Bei dem Rechtsgelehrten Aloys von Orelli (1827-1892), dem Spezialisten für deutsches und schweizerisches Privatrecht und Bundesstaatsrecht, holte sich die künftige Frauenrechtlerin die unabdingbaren juristischen Kenntnisse. Zur Erweiterung ihres geisteswissenschaftlichen Rüstzeugs arbeitete sie bei dem Sanskritisten und Sprachwissenschaftler Heinrich Schweizer-Siedler (1815-1894; seit 1841 PD, 1849 Prof. in Zürich) – dessen Frau eine der ersten Zürcher Studentinnen gewesen war – und erwarb sich die Kenntnis des Griechischen. Das Hauptgewicht ihrer Studien lag aber auf dem Gebiet der Geschichte, insbesondere Schweizer Geschichte. Hier war ihr Lehrer Gerold Meyer von Knonau (1843-1921), 1872 Privatdozent noch für das gesamte Gebiet der Geschichte an der Universität Zürich. Mit Blick auf Nietzsches akademische Karriere interessiert ein Detail aus Meyer v. Knonaus Biographie: 1865 erhielt der 22jährige seinen »Dr. phil.« »in absentia«, einem damals nicht unüblichen Verfahren. Kunstgeschichte hörte Meta von Salis bei Friedrich Salomon Vögelin (1837-1888), dem ehemaligen Jacob-Burckhardt-Schüler. Vögelin, der sich auch politisch betätigte – er war Mitglied des Nationalrats (die »Volkskammer« des Schweiz. Bundesstaates) –, war ursprünglich Theologe, erregte aber als Pfarrer und Prediger Anstoß mit seiner freisinnigen, sich an den frühen David Friedrich Strauß anlehnenden Richtung. Philosophisch und politisch stand er seinem zeitweiligen Kollegen Friedrich Albert Lange nahe und verfolgte sozialdemokratische Tendenzen. Davon mag Meta von Salis nicht sonderlich angesprochen gewesen sein, aber »Jacob Burckhardt«, das war das Stichwort, mit dem sie bei Nietzsche beredte Bewunderung auslösen konnte, und es wird wohl Nietzsches Lobeshymnus auf den als Vorbild des akademischen Lehrers verehrten Burckhardt gewesen sein, der dazu beitrug, daß Meta im Frühjahr 1885 sich in Basel bei Jacob Burckhardt immatrikulieren wollte. Aber noch immer blieb die Universität Basel für Studentinnen verschlossen. Diesmal befürwortete Jacob Burckhardt die Zulassung und bedauerte den abschlägigen Entscheid der Regenz in einem Brief vom 19. März 1885 an den Kollegen Kym: »Auf Ihr verehrtes Schreiben von vorgestern muß ich mit Bedauern antworten, daß das Petitum der Fräulein v. Salis in heutiger Sitzung unserer Regenz mit großem Mehr abgewiesen worden ist. Es geschah dies, wie Sie leicht erraten werden, aus prinzipiellen Gründen und für alle Fakultäten. Mir tut es insbesondere leid, daß in einem so gut prädizierten Falle, welchem ich volle Gewährung gewünscht hätte, die Abweisung geschehen ist.«

Merkwürdig, ja peinlich wirkt, wie und was Nietzsche in die Sache hineininterpretiert, und es wirft ein trübes Licht auf die Aufrichtigkeit seiner so spontan und emotional überladenen Zuneigung, wenn er am 31. März 1885 Overbeck schreibt: »Über die Maßregel des Frl. v. Salis habe ich gelacht. Das gehört unter die Feinheiten der *agents provocateurs:* sie wollte genau *Das,* was sie erreicht hat, eine Abweisung, um daraus für die ›Agitation‹ Kapital zu schlagen.« Meta von Salis hat eine solche Hinterabsicht mit gutem Recht weit von sich gewiesen.A162

Wieder in Sils

Als Nietzsche nach dem pathetischen Abschied von Meta von Salis, der mit dem doppelten Händedruck gleichzeitig eine innere Inbesitznahme bedeutete, am 18. Juli 1884 wieder in »seinem« Sils eintraf, da betrat er den vertrauten Boden mit einem neuen Gefühl. Die so rasch gewonnene Freundschaft der alteingesessenen aristokratischen Bündnerin verlieh ihm hier, in dem geliebten und gelobten Lande ein beruhigendes Berechtigungs- und Heimatgefühl, er wähnte sich durch Meta von Salis hier »legitimiert«.

Nietzsche schätzte immer den Einfluß der Abstammung hoch, er empfand jedes Individuum – und ganz besonders hervorragende Persönlichkeiten – als Produkt einer Entwicklung durch Generationen, und diese wiederum mitgeformt aus ihren Lebensumständen, wozu auch der »Boden« bedeutungsvoll zählte. Er vergißt nicht zu erwähnen, daß er schließlich der Erbe ganzer Generationen von protestantischen Predigern ist. Immer wieder tauchen in Werk und nachgelassenen Notizen Bekenntnisse zum Wert generationenalter Aufsummierung aristokratischer Vorzüge auf. So in ›Menschliches – Allzumenschliches‹ I § 456: »Auf eine ununterbrochene Reihe *guter* Ahnen bis zum Vater herauf darf man mit Recht stolz sein – nicht aber auf die Reihe; denn diese hat jeder. Die Herkunft von guten Ahnen macht den echten Geburtsadel aus.« Später weitet er den Gedanken ausB975: »Das Grundphänomen: unzählige Individuen geopfert um weniger willen: als deren Ermöglichung. – Man muß sich nicht täuschen lassen: ganz so steht es mit den Völkern und Rassen: sie bilden den ›Leib‹ zur Erzeugung von einzelnen wertvollen Individuen, die den Prozeß fortsetzen.« Und noch später, im Kapitel »Streifzüge eines Unzeitgemäßen« der ›Götzendämmerung‹ heißt es in § 47 wieder: »Auch die Schönheit einer Rasse oder Familie, ihre Anmut und Güte in allen Gebärden wird erarbeitet: sie ist, gleich dem Genie, das Schlußergebnis der akkumulierten Arbeit von Geschlechtern ... Die guten Dinge sind über die Maßen kostspielig: und immer gilt das Gesetz, daß wer sie *hat,* ein andrer ist, als wer sie *erwirbt.* Alles Gute ist Erbschaft: was nicht ererbt ist, ist unvollkommen, ist Anfang.« Abgesehen von der durch die Wortwahl und ihre Umkehrung deutlich gegen Goethe gerichteten Spitze, bestätigt Nietzsche hier nur, was von Jugend auf seine Überzeugung immer gewesen.

Meta von Salis war Erbin, die letzte Erbin sogar ihres alten Familienzweiges – mit ihr hört die Marschlinser Linie der von Salis auf. Solcher Adel hat für Nietzsche naturnotwendig Privilegien zur Folge. Mit diesen Überzeugungen verharrt Nietzsche in seinem preußischen Herkommen, bewahrt er den Geist Pfortas. Zu diesen Privilegien gehört es, davon weiterzugeben. So wie er seinerzeit von seinem König das Geschenk eines Freiplatzes in Pforta angenommen hatte, so nahm er nun von der adligen von Salis einen Freiplatz auf ihrem Heimatboden an. Das hochgelegene Alpental auf der Wasserscheide, auf dem Dachfirst Europas, darin der stille Ort Sils, das wurde ihm zu eigen als Residenz: hier empfing er Gäste, Menschen, die zu ihm pilgerten, von hier aus verkündete er seine philosophische Botschaft. Von hier aus wagt er sich in die kältesten und einsamsten Regionen des Geistes. Aber steht nicht gerade hinter diesen von ihm so leicht gebrauchten Metaphern ein ganz anderes, reales Sils, von dem aus wirklich in die Eisregionen vorgestoßen wurde?

Das andere Sils

Zu Nietzsches Zeit lebte ein gebürtiger Silser, der tatsächlich in die einsamsten Regionen seiner Heimat eindrang, schwindelnde Grate erkletterte, und damit seinem Heimatdorf in diesen Jahren einen weltweiten Ruf neben den längst bekannten Bergsteigerzentren Grindelwald, Zermatt und Pontresina erwarb: *Christian Klucker*B976 B977, eine der markantesten und bedeutendsten Bergführerpersönlichkeiten überhaupt. Der 1853 geborene (gest. 1928) Silser – eigentlich Fextaler – führte seit 1873, zunächst auf die Berge des engsten Umkreises, dann aber zog er seine Kreise immer weiter und sein Name wurde weitherum bekannt. Seinetwegen kamen beste Alpinisten nach Sils, um mit ihm erst vor kurzem erschlossene oder gar neue Routen zu begehen.A163 Auch in seinem Gemeinwesen spielte Klucker mit der Zeit eine bedeutende Rolle, in der Schulpflege und als Gemeindepräsident. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die kleine Bevölkerung von Sils, wo jeder jeden kannte, ja meist verwandt war, und daß Nietzsches Hausherr Durisch nicht davon gesprochen hätte und daß sich nicht Schilderungen, teilweise phantastischer oder mindestens phantasievoller Art, an diese Berichte angeschlossen hätten. Seit 1874 arbeitete Christian Klucker mit dem Hotel »Alpenrose« zusammen, wo Nietzsche in der Regel zum Essen ging. Man wird darum wohl nicht weit fehlen, wenn man hier die Quelle für Nietzsches Hochgebirgsmetaphern (namentlich im Zarathustra) sieht, die darum bei aller Geschliffenheit der Formulierung doch so unwirklich, nicht bildhaft realisierbar werden, weil sie eben nicht von Nietzsche selber *erschaut,* sondern nur aus zweiter Hand bezogen, aus Erzählungen abge*hört* sind.

Die eigenen Wege

Nicht abgehorcht sind jedoch die Gedanken, die Nietzsche mit solchen Formulierungen auszeichnet. Damit schreitet er wirklich weiter auf seinem Weg, der ihn zur Überwindung des Dualismus von Gut und Böse führt. Der Brief vom 23. Juli 1884 an Overbeck weist genau in diese Richtung: »Ich stecke mitten in meinen Problemen drin; meine Lehre, daß die Welt des Guten und Bösen nur eine scheinbare und perspektivische Welt ist, ist eine solche Neuerung, daß mir bisweilen dabei Hören und Sehen vergeht.« Und dabei macht ihm noch zusätzlich die Einsamkeit in der realen und seiner »perspektivischen« Welt zu schaffen. »Die Abende, wo ich ganz allein, im engen niedrigen Stübchen sitze, sind harte Bissen zum Kauen.« Er scheint sich zu fühlen, als ob er den Boden unter sich, den Kontakt zur Zeit und zur Vergangenheit verlöre. Er blickt über 40 Jahre zurück (Nietzsche wird im Oktober 40) und liest seine bisherigen Bücher. Er sucht den Anschluß an sich, sucht die Wurzeln seiner gegenwärtigen philosophischen Position in seiner eigenen Vergangenheit nachweisen zu können. An Overbeck berichtet er am 1. August 1884 über den Eindruck dieser seiner eigenen Lektüre: »Beim Durchlesen meiner ›Literatur‹ ... fand ich mit Vergnügen, daß ich noch alle starken Willens-Impulse, die in ihr zu Worte kommen, in mir habe und daß auch in dieser Hinsicht kein Grund zur Entmutigung da ist. Übrigens habe ich so gelebt, wie ich es mir selber (namentlich in ›Schopenhauer als Erzieher‹) vorgezeichnet habe ... Der eben genannten Schrift ... Fehler ist, daß eigentlich in ihr nicht von Schopenhauer, sondern fast nur von mir die Rede ist – aber das wußte ich selber nicht, als ich sie machte.« Daneben liest er »auch zu viel schlecht gedruckte Bücher (*deutsche* Bücher über Metaphysik)« (an Overbeck 22. Dez. 1884), dann wieder und wieder Stifters ›Nachsommer‹. Und am 19. September bestellt er sich bei der Mutter aus seiner Naumburger Hausbibliothek den (lateinisch schreibenden) Kirchenvater

Arnobius, von dem er eine deutsche Übersetzung hat und benutztB978 und einen Band Montaigne. Köselitz hatte Schopenhauers Übersetzung des barocken spanischen Jesuiten Balthasar Grazian (1601-1658) gelesen und schreibt darüber am 5. Sept. 1884: »Es ist das Beste, das aus Schopenhauers Feder geflossen, und dreimal feiner, als er«, worauf Nietzsche antwortet: »Über B. Grazian empfinde ich wie Sie: Europa hat nichts feineres und komplizierteres (in der Moralisterei!) hervorgebracht. Gegen meinen ›Zarathustra‹ macht er immerhin den Eindruck von Rokoko und sublimer Verschnörkelung – oder was denken Sie darüber?«

Das sind die gegen andere Zeiten spärlichen literarischen Interessen dieses Sommers. Nietzsche war eben zu sehr von der Ausreifung seiner eigenen Gedanken, vom Blick auf seine kühnen neuen Wege in Bann geschlagen. »Es gab doch wieder Stunden, wo diese Aufgabe ganz deutlich vor mir steht, wo ein ungeheures Ganzes von Philosophie (und von mehr als je Philosophie hieß!) sich vor meinen Blicken auseinander legt. Dies Mal, bei dieser gefährlichsten und schwersten ›Schwangerschaft‹, muß ich mir begünstigende Umstände zusammenholen und alle Sonnen mir leuchten machen, die ich noch kennen lernte. Auch werde ich wohl auf der Hut sein, solche klimatische Torheiten zu begehen, wie die Sprünge Nizza-Venedig-Basel. Es muß im Wesentlichen vielmehr bei Nizza und Sils bleiben« (an Overbeck 18. Aug. 1884). Für die Ausarbeitung dieses »ungeheuren Ganzen« glaubt er sechs Jahre zu benötigen: »Ich bin überdies mit der Haupt-Aufgabe dieses Sommers, wie ich sie mir gestellt hatte, im Ganzen fertig geworden, – die nächsten 6 Jahre gehören der Ausarbeitung eines Schema's an, mit welchem ich meine ›Philosophie‹ umrissen habe. Es steht gut und hoffnungsvoll damit. Zarathustra hat einstweilen nur den ganz persönlichen Sinn, daß es mein ›Erbauungs- und Ermutigungs-Buch‹ ist – im übrigen dunkel und verborgen und lächerlich für jedermann« (an Kös. 2. Sept. 1884). Darum wird ihm die Gestalt Zarathustras in einem IV. Teil nur noch zu einer grausamen Gesamtabrechnung mit den »höheren Menschen«, den Besten seiner Zeit dienen! Für die Darlegung seines eigentlichen philosophischen Gebäudes hingegen wird er in den ihm noch verbleibenden guten vier Jahren wachen Bewußtseins immer wieder zu einem systematischen »Hauptwerk« ansetzen, das er aber nie zustandebringen wird. Er bleibt auch da, was er in seinen musikalischen Kompositionen war, ein faszinierender Improvisator, faszinierend gerade durch die Unmittelbarkeit, welche der Improvisation innewohnt.

einem peinlichen Dunkel.« Darauf antwortet ihm Nietzsche postwendend: »Über das plötzliche Verschwinden unsres ›rückfälligen‹ Musikers, der auch mich mit einer Karte konsternierte, war ich böse. Zuletzt hilft es nichts, ich muß wieder, wie voriges Jahr, nach Venedig und zusehn, woran es eigentlich fehlte. Wir wollen übrigens billig sein: er führt seit Jahren eine unwürdige Hunde-Existenz als Notenschreiber, was Wunder, wenn er einmal aus der Haut fährt! Das Abschreiben ungeheurer Partituren, das Machen von Klavierauszügen, in den produktivsten Jahren eines produktiven Menschen, wo etwas ganz anderes not tut, ist für mich ein Jammer. So schlecht hat es R. Wagner nicht gehabt ... Es fehlt an Geld – voilà tout! Und deshalb *muß* der ›Löwe von Venedig‹ erst öffentlich brüllen. Und ich will tun, was ich kann.«

Schon vorher, am 21. März, hatte Nietzsche an Köselitz geschrieben: »Als ich Ihre Mitteilung bekam, hatte ich eine Stunde lang großes Vergnügen, um Ihretwillen und um meinetwillen; denn ich weiß Sie lieber in Venedig als in Zürich und mich gleichfalls. Hinterdrein aber bin ich Ihnen beinahe böse geworden: es schien mir, Sie hätten in Anbetracht alles dessen, worüber wir im vorigen Frühjahr übereinkamen

(nämlich, daß es für das fernere Schaffen vorbei sei mit Venedig ...) sich entschließen sollen, nach Genua zu gehn, oder vielmehr mir ein paar Worte früher schreiben ... Aber nun ist das zu spät, und ich bin Ihnen auch schon lange nicht mehr böse. Ich sage sogar, daß Ihr Venedig auch mir die liebste Verführung ist, und daß es nicht lange mehr dauern wird, so bin ich verführt. Meine Gesundheit ist schlecht ... und viele und seltsame Melancholien sind mir über das Herz gelaufen.«

Am gleichen Tage rechtfertigt Nietzsche auch vor seinen Angehörigen die Flucht Köselitz' nach Venedig: »Dem armen Köselitz ist es mit Zürich ergangen, wie mir seiner Zeit ... mit Basel: das Klima dieser Städte ist ein Widerspruch mit unsern produktiven Fähigkeiten, und diese beständige Qual macht uns krank.« Aber auch *er* erteilt eine Absage und rechtfertigt *seine* Flucht:

»Vielleicht, daß wir uns dies Jahr wiedersehn. Aber nicht in Naumburg: Ihr wißt, es bekommt mir schlecht, und der Ort hat nichts in meinem Herzen, was für ihn spricht. Ich bin dort nicht ›geboren‹ und niemals ›heimisch‹ geworden.« Und dann folgt unvermittelt eine überraschende Mitteilung: »Rückenschmerzen wie sonst.« Und: »Nizza ist diesen Winter ausnahmsweise weniger hell und trocken. Vor Ende März werde ich aber schwerlich weg können.«

Köselitz gibt er in demselben Augenblick auch bereits den Auftrag: »Denken Sie im Spazierengehen daran, mir ein Zimmer, das für mich paßt, zu schaffen – hoch, still, voller Möbel, altertümlich, und bei reinlichen rechtschaffnen Leuten.«

Nietzsche hält noch bis über Ostern (5. April) in Nizza aus, das er am 9. April verläßt. Er verweilt noch in Genua und kommt am 10. April abends in Venedig an, wo er calle del Ridetto, casa Fumagalli ein Logis bezieht, an dem er kaum Gefallen zu haben scheint, denn er berichtet am 16. April nach Hause: »Ich fand nichts von Wohnungen, das nach meinen Wünschen ist.« Köselitz hatte also schlecht vorgesorgt. Auch sonst ist Nietzsche wieder von ihm enttäuscht. Nicht von seiner Musik, nach der er sich sehnt und die für Nietzsche ein »Ding ersten Ranges« ist, »von mozartischer Güte und Verklärung«. Aber über den Menschen wiederholt sich die Klage, »ich wäre besser daran in Venedig, wenn mein werter Freund Köselitz ... nicht *hier* wäre. Er ist ein Tölpel und zum Verkehre ungeschickt, ich habe *zu viel zu überwinden,* was mir wider den Geschmack gehtB1017.« (7. Mai 1885)

Sorgen um Heinrich v. Stein

Eine Nietzsche nicht ganz verständliche Trübung zog sich über sein Bild von Heinrich v. Stein. Auch ihm hatte er den Blick freigegeben auf Leid und Hoffnung, die ihn bewegten. Ende November widmet er ihm das Gedicht ›Einsiedlers Sehnsucht‹ »zur Erinnerung an Sils-Maria«.

Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
Oh Sommer-Garten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit:
Wo bleibt ihr Freunde? Kommt! S'ist Zeit! S'ist Zeit!

Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt:
Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Lichtes Abgrunds-Fernen?
Mein Reich – hier oben hab ich's mir entdeckt –
Und all dies Mein – ward's nicht für euch gedeckt?

Nun liebt und lockt euch selbst des Gletschers Grau
Mit jungen Rosen,
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen, stoßen
Sich Wind und Wolke höher heut in's Blau
Nach euch zu spähn aus fernster Vogelschau – – –

Da seid ihr Freunde! – Weh, doch *ich* bin's nicht,
Zu dem ihr wolltet?
Ihr zögert, staunt – ach, daß ihr lieber grolltet!
Ich bin's nicht mehr? Vertauscht Hand, Schritt, Gesicht?
Und *was* ich bin, – euch Freunden bin ich's – nicht?

Ein andrer ward ich und mir selber fremd?
Mir selbst entsprungen?
Ein Ringer, der zu oft sich selbst bezwungen,
Zu oft sich gegen eigne Kraft gestemmt,
Durch eignen Sieg verwundet und gehemmt?

Ich suchte, wo der Wind am schärfsten weht,
Ich lernte wohnen,
Wo niemand wohnt, in öden Eisbär-Zonen,
Verlernte Mensch und Gott, Fluch und Gebet,
Ward zum Gespenst, das über Gletscher geht.

Ein schlimmer *Jäger* ward ich: seht wie steil
Gespannt mein Bogen!
Der Stärkste war's, der solchen Zug gezogen –
Doch wehe nun! Ein Kind kann jetzt den Pfeil
Drauf legen: fort von hier! Zu eurem Heil! –

Ihr *alten* Freunde! Seht nun blickt ihr bleich,
Voll Lieb' und Grausen!
Nein, geht! Zürnt nicht! Hier – könntet ihr nicht hausen!
Hier zwischen fernstem Eis- und Felsenreich –
Da muß man Jäger sein und gemsengleich.

Ihr wendet euch? – – Oh Herz, du trugst genung!
Stark blieb dein Hoffen!
Halt *neuen* Freunden deine Türen offen,
Die alten laß! Laß die Erinnerung!
Warst einst du jung, jetzt – bist du besser jung!

Nicht Freunde mehr – das sind, wie nenn' ich's doch?
Nur Freund-Gespenster!
Das klopft mir wohl noch nachts an Herz und Fenster,
Das sieht mich an und spricht ›wir warens doch?‹
– Oh welkes Wort, das einst wie Rosen roch!

Und was uns knüpfte, junger Wünsche Band, –
Wer liest die Zeichen,
Die Liebe einst hineinschrieb, noch die bleichen?
Dem Pergament vergleich ichs, das die Hand
Zu fassen *scheut* – ihm gleich verbräunt, verbrannt! –

Oh Jugend-Sehnen, das sich mißverstand!
Die ich ersehnte,
Die ich mir selbst verwandt-verwandelt wähnte –
Daß *alt* sie wurden, hat sie weggebannt:
Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt!

Oh Lebens Mittag! Zweite Jugend-Zeit!
Oh Sommer-Garten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit: –
Der *neuen* Freunde! Kommt! S'ist Zeit! S'ist Zeit!

Heinrich v. Stein antwortet auf diesen »Anruf« in einer unverständlichen Weise. Tieftraurig bringt Nietzsche seine Enttäuschung in einer Randnotiz zum Brief von Anfang Januar 1885 an Mutter und Schwester zum Ausdruck: »Was hat mir der gute Stein für einen dunklen Brief geschrieben ... Es weiß keiner mehr sich zu benehmen.« Hätte nicht der Eindruck von Heinrich v. Steins Erscheinung im Sommer in Nietzsche so stark nachgewirkt, so wäre es wohl zu einer neuen Enttäuschung und einem Bruch bis zur Gegnerschaft gekommen. Denn Stein regte ihm nichts mehr und nichts weniger an, als die Zukunft und die Jünger in einem Konvent zu sehen, der sich über der Interpretation seines Wagner-Lexikons als verbindendem Kodex versammelt, und lädt Nietzsche ein, sich in diese Gemeinschaft einzugliedern! Stein hat sich bereits mit zwei Gleichgesinnten zusammengetan und berichtet darüber an Nietzsche: »Diese Besprechungen nehmen eine immer höhere und freiere Bedeutung an ... Hierbei gedachte ich Ihrer, und meinte, Sie würden an diesem Gespräch Freude gehabt haben ... Würde etwas derartiges Ihnen als Vorstufe, Vorschule des idealen Klosters gelten?« Dann nimmt Stein das Philoktetgleichnis nochmals auf: »Ich teile diesen Glauben, nämlich: daß ohne die Pfeile des Philoktet Troja nicht erobert wird. Glaubt Neoptolemos darum weniger, daß *der tote Held* den größten Anteil an der Eroberung Trojas habe? Wird ihn dieser Glaube hindern, den Philoktet zu verstehen?«

Ohne den toten Helden Wagner gibt also Heinrich v. Stein seine Zukunft verloren. Nietzsche hätte *diese* Eröffnung nicht als einen *dunklen* Brief bezeichnen müssen, sondern als einen furchtbar erhellenden!

Sorgen um das Werk

In all diesen äußeren Begebenheiten und dem oben ungekürzt wiedergegebenen schwermütigen Gedicht spiegelt sich die geistige Situation Nietzsches, jenes Hinundhergeworfensein zwischen Hoffen und Bangen, Hochgefühl der Erfüllung und Zweifel an der Möglichkeit des Werkes, Stolz auf die Berufung, ja Sendungsbewußtsein, und Verdammnis zur nutzlosen Vereinsamung.

Nietzsche unterliegt demselben wie ein Naturgesetz waltenden Rhythmus, der fast bei allen schöpferisch tätigen Menschen, mindestens bei den künstlerisch-

schöpferischen, festzustellen ist. Es ist der Wechsel von Hochspannung verbunden mit schier unfaßbarer Produktivität – und Entspannung bis zur Erschöpfung und völliger Produktionspause, die mit ausgeprägten seelischen Depressionsphasen einhergehen, vielleicht sogar in einer mehr oder weniger deutlichen Anlage zu Depression ihre Ursache haben kann.

Diese sich ablösenden Phasen sind den Ausschlägen eines Pendels vergleichbar, das bei Nietzsche mit dämonischer Kraft getrieben war zu immer weiter ausholender Schwingung – bis es sich überschlug. Doch von dieser *katastrophê* war es 1885 noch weit entfernt, besonders da es in diesem Winter nach der Seite der Stille in Bewegung war, was sich endlich in einer längeren Produktionspause manifestiert.

Nicht daß Nietzsche in dieser Zeit untätig gewesen wäre. Es entstehen ja der IV. Zarathustra, es folgen die Überarbeitungen der früheren Werke, der Teil V zur ›Fröhlichen Wissenschaft‹, die neuen Vorreden, Unmengen von Notizen und bis zu kleinen Essays gediehenen Gebilden zum geplanten »Hauptwerk«. Aber erst mit ›Jenseits von Gut und Böse‹ (1886) bricht wieder der eigentliche produktive Nietzsche hervor, gelingt ihm wieder ein neuer Schritt auf seinem Boden, von da an treibt er mit neuer gestalterischer Kraft das Pendel nach der andern Seite, bis hinan in das schauerliche Finale.

Die drei ersten Teile des Zarathustra waren noch in einer Zeit der schöpferischen Hochspannung eruptionsartig herausgeschleudert. In. ihnen tut Nietzsche wesentliche Schritte der Philosophie: Mit dem Postulat des Übermenschen versucht er das Modell eines vollkommenen Menschen zu schaffen, der sich vom Tier abhebt und gottähnlich wird – wie es von Religionen und Philosophien seit alters gefordert wird. Aber noch nie ist es gewagt worden, einen derartigen Modellentwurf auf diesen Prämissen zu versuchen. Mit dem Dogma der Ewigen Wiederkunft anderseits versucht Nietzsche der Gefahr zu begegnen, sich in einer unbegreifbaren, gestaltlosen Ewigkeit zu verlieren. Daneben tut Nietzsche in seinen Notizheften den nächsten Schritt, in der Überwindung von »Gut« und »Böse«, als sich bekämpfendes und ausschließendes Gegensatzpaar, den Dualismus, der selbst im monotheistischen Christentum mit dem »Teufel« noch wirksam ist, hinter sich zu lassen.

Seit der Niederschrift des Zarathustra III ist ein Jahr verflossen. In dieser Zeit ist der eruptive Drang erloschen. Der im Winter 1884/85 entstandene IV. Teil trägt nur noch das Gewand des Zarathustra, auch alle Zeichen mühsamer Arbeit, wozu – was man bei einem Kunstwerk zu den positiven Eigenschaften zählt – kunstvoller Bau und durchdachte Linienführung gehört. Aber er bringt keine neuen Gedanken, er bedeutet keinen philosophischen Schritt. Ob unbewußt oder nur uneingestandenermaßen, Nietzsche verrät mindestens ein Gefühl für diesen »Abgesang« dadurch, daß er das Werk, das ihm gerade wegen der Qual der Entstehung näher am Herzen stehen sollte, nicht für die Öffentlichkeit freigibt. Es ist ihm, für einen Autor eigentlich paradox, ein erlösender Gedanke, daß er keinen Verleger dafür findet. Nur ein paar wenigen Auserwählten will er hier Einblick gewähren. Heute könnte Nietzsche das Manuskript in einem billigen Vervielfältigungsverfahren in einigen wenigen Exemplaren als Heft diesen Freunden zustellen. Damals mußte er einen Sonderdruck in beschränkter Auflage herstellen lassen. Es überrascht, *wer* die erste Mitteilung bekam: Nach einer Unterbrechung von beinahe zwei Jahren wendet sich Nietzsche am 12. Februar 1885 an seinen alten »reichen« Freund Carl v. Gersdorff: »Heute teile ich Dir, nicht ohne einige Bedenken, etwas mit, das eine Frage an Dich in sich schließt. Es gibt einen vierten (letzten) Teil Zarathustra, eine Art sublimen Finales, welches gar nicht für die

Öffentlichkeit bestimmt ist (das Wort ›Öffentlichkeit‹ und ›Publikum‹ klingt mir, in Bezug auf meinen ganzen Zarathustra, ungefähr so wie ›Hurenhaus‹ und ›öffentliches Mädchen‹ – Pardon!). Aber dieser Teil soll und muß jetzt gedruckt werden: in 20 Exemplaren zur Verteilung an mich und meine Freunde, und mit jedwedem Grade von Diskretion. Die Kosten für einen solchen Druck ... können nicht erheblich sein; ich selber aber bin, durch die große Unredlichkeit meines Verlegers, jetzt weniger bei Gelde als je ... Anders ausgedrückt: ich habe, bis zu meinem vierzigsten Jahre, tatsächlich mit meinen vielen Schriften noch keinen Groschen ›verdient‹ – –: was der Humor (und wenn Du willst, der Stolz) der ganzen Sache ist. *Mehr* aber sage ich nicht. Gib mir, mein lieber alter Freund, so bald wie möglich ... eine unbefangene Antwort.« Die Frage war zwar zart, aber kaum unverständlich vorgetragen. Von einer Antwort darauf fehlt aber jede Spur. Gersdorff antwortete erst im Mai, dann aber auf die Zusendung eines Sonderdruck-Exemplares. Eine günstige Wendung im Schmeitzner-Prozeß hat schließlich Nietzsche die Mittel zur Bezahlung der Druckkosten in die Hand gegeben.

Am 14. Februar zeigt Nietzsche das Werk auch Köselitz an: »Unter uns gesagt: es gibt etwas neues als ›Frucht‹ dieses Winters, aber ich habe keinen Verleger, vor allem aber gar keine Lust mehr daran, meine Dinge gedruckt zu sehen. Die ungeheuere Albernheit, so etwas wie meinen Zarathustra herauszugeben, ohne es nötig zu haben, ist mir mit entsprechenden Albernheiten vergolten worden: wie es billig war.

Mittag und Ewigkeit
Von
Friedrich Nietzsche
Erster Teil: Die Versuchung Zarathustras.

Übrigens vielleicht undruckbar: eine ›Gotteslästerung‹, gedichtet mit der Laune eines Hanswursts. – Wer aber hübsch gegen mich ist und mir mit Köselitzscher Musik schmeichelt, soll das Ding privatissime zu lesen bekommen.« Kaum weiß Nietzsche seinen Köselitz wieder in Venedig, da läßt er die Korrekturbogen zu ihm laufen. Am 22. März 1885 war der erste dieser Bogen bei Köselitz, am 26. März kann dieser bereits von vier Bogen schreiben. Am Ostermontag 6. April meldet Nietzsche nach Venedig den Erhalt der korrigierten Bogen 5 und 6. Die restlichen Korrekturen der Bogen 7, 8 und 9 las Nietzsche dann mit Köselitz zusammen in Venedig und wird am 13. April damit fertig. Die Druckerei arbeitete rasch (C. G. Naumann in Leipzig), denn am 9. Mai kann Nietzsche an Gersdorff schreiben: »...vor einigen Tagen habe ich ein Exemplar meines vierten und letzten Zarathustra an Dich auf die Post gegeben.« Auch Overbeck hatte in den ersten Tagen des Mai ein Exemplar erhalten. Die Druckkosten gibt Nietzsche seiner Schwester mit »284 Mark 40 Pfennige« an. Auch ihr schickt er zwei Exemplare, eines für Herrn Dr. Förster, aber auch hier »mit der ausdrücklichen Bitte, daß dieser vierte Teil überallhin verschwiegen wird, wie als nicht vorhanden«.

Doch warum diese Vorsicht oder Hemmung? Im Grunde spricht aus dem ganzen Handlungsverlauf des Buches eine Absage an die Freunde und alle die Menschen, die Nietzsche bisher hochgeschätzt hatte oder die sich in seiner Schätzung glauben durften. Auch über dem IV. Zarathustra liegt etwas von jener Stimmung, die Nietzsche seinerzeit mit Bezug auf seine ›Manfred-Meditation‹ Hans v. Bülow gegenüber als *cannibalido* charakterisiert hatte, und über die er weiter sagteB1018: »Gerade bei dieser Manfredmusik hatte ich eine so grimmig, ja höhnisch pathetische

Empfindung, es war ein Vergnügen, wie bei einer teuflischen Ironie.« Und das im Oktober 1872!, als Reaktion auf Byron, um sich von ihm und zugleich von dem »süßlichen Sachsen« Robert Schumann lösen zu können. Zwölf Jahre später, im Herbst 1884, bricht diese teuflische Heiterkeit wieder in einem Werk aus. Seine »Überwindungen«, seine Distanz zu den Großen, die ihn allerdings immer noch beherrschten, hatte Nietzsche noch im Sommer so formuliertB1019: »Ich habe mich in eine gute helle Höhe gehoben: und mancher, der mir, als ich jung war, wie ein Stern über mir leuchtete, ist mir nun fern – aber *unter* mir, z. B. Schopenhauer, Wagner.« Aber im Laufe des Herbstes 1884 sinkt die Stimmung ab, verliert seine Distanz an Höhe, wird zur Hölle und »teuflisch«.

Der Umschwung muß sich verhältnismäßig rasch vollzogen haben, denn noch in demselben Notizheft steht späterB1020: »Notschrei der höheren Menschen? Ja, der mißratenden –«. Das steigert sich bis zum Einschluß des deutschen Geburtsadels in eine Gesamtabwertung. Zwischen April-Juni 1885 schreibt er in einer Charakterisierung der Deutschen, wie sie aus den Wirren und Krisen des 17. Jahrhunderts als »Rasse«, als Resultat hervorgegangen seien: »Am schlimmsten stand es wohl mit dem deutschen Adel: der war am tiefsten geschädigt. Was davon zu Hause blieb, litt an Alkoholismus, was hinausging und zurückkehrte, an der Syphilis. Bis heute hat er in geistigen Dingen wenig mitgeredetB1021.« Schon etwas früher heißt es: »Wo ist eine vornehme Familie, in deren Blut nicht venerische Ansteckung und Verderbnis ist?«

Daß Nietzsche das ominöse Stichwort »Syphilis« nicht scheut, dafür können verschiedene Erklärungsversuche unternommen werden. Lag denn – mindestens um diese Zeit – keine luetische Infektion bei Nietzsche vor? Oder war er sich einer solchen Infektion bloß nicht bewußt? – Wollte er einer Mutmaßung vorbeugen oder zeigen: seht, die »Vornehmen« sind auch nicht besser dran? Alle diese Möglichkeiten lassen sich »psychologisch« rechtfertigen, womit aber nichts bewiesen ist. Und die Frage bleibt bei allen kommenden Wiederholungen offen. Bedeutsam scheint nur, daß Nietzsche den Vorwurf bedenkenlos als einen selbstverständlichen Einwand gegen die menschliche Qualität dieses Adels vorbringt.

Der Zusammenbruch der Hochstimmung nach dem Sommer 1884 zeichnet sich in der

Werkgeschichte

ab. Die Notizen und Entwürfe des Sommers und Frühherbstes 1884 schließen in Stil und Inhalt an die Werke vor Zarathustra, ganz besonders an ›Menschliches – Allzumenschliches‹ an und führen direkt zu den Spätwerken, zunächst zu ›Jenseits von Gut und Böse‹ (1886). Sogar dieser Buchtitel kommt jetzt schon mehrfach als Entwurf – oder sagen wir: Plan, Absicht – vor. Zarathustra scheint in Gedankengut und vor allem im Duktus seines Prophetenstils bereits überwunden.A176

Nietzsche sah wirklich seine künftige philosophische Aufgabe vor sich, wie er das in mehreren Briefen beteuert. Er sah das ganze zu bearbeitende Material unter sich ausgebreitet, wie man etwa von einem Hochgipfel aus die umgebende Landschaft unter sich ausgebreitet sieht und dabei die topographischen Zusammenhänge, die Übergänge, aber auch das Trennende sieht, weit Auseinanderliegendes gleichzeitig erschaut. Es ist die Sicht, wie sie sich Jacob Burckhardt für die Geschichte erworben hat.

Nietzsche hat eine sehr hohe Warte gewählt und überblickt damit ein weites Gebiet von dem, was die Existenzbedingungen der Menschen prägt, ihre Probleme,

die aus dem Zu-nahe und Mangel an Übersicht erwachsen, ihre Vor- und Fehlurteile. Er muß sich einige »geistige Örter« fixieren, Orientierungspunkte merken. Er tut das mit zahlreichen Buchtitel-Entwürfen, durch Dispositionen zu Büchern. Der Musiker in ihm weist ihn dabei meist auf die viergliedrige sinfonische Form!B1022

Das ungeheure Gebiet auszumessen und zu durchleuchten, dazu sieht sich Nietzsche nicht allein imstande. Er braucht Mit-Arbeiter, Mit-Denker. Darum taucht gerade jetzt und entschieden der Gedanke an den »Orden« wieder auf. Auf welches Vorbild er sich dabei bezieht, verheimlicht er nicht: »Pythagoras gründete einen Orden für Vornehme, eine Art Tempelherren-Orden«B1023 B1024, und: »Ich will einen neuen Stand schaffen: einen Ordensbund höherer Menschen, bei denen sich bedrängte Geister und Gewissen Rats erholen können; welche gleich mir nicht nur jenseits der politischen und religiösen Glaubenslehren zu leben wissen, sondern auch die Moral überwunden habenB1025 B1026.« Nietzsche sagt auch, in welchen Zusammenhängen er sich sieht:

»Darin, daß die Welt ein göttliches Spiel sei und jenseits von Gut und Böse – habe ich die Vedanta- Philosophie und Heraklit zum VorgängerB1027;B1028.« die eigentlich näherliegenden antiken Paradigmen: die Schule Platons, Aristoteles' Peripatos, die Schulen der Stoiker oder Epikurs Garten, übergeht Nietzsche, sicher bewußt: sie sind ihm zu »öffentlich«, zu allgemein zugänglich, zu wenig »vornehm«. Und was nach-antik ist, überspringt er ohnehin. Fast ununterbrochen bringt er zum Ausdruck und dreht sich dabei beinahe im Kreise, gegen wen und was er sich abgrenzt, wo er Einwände hat: Gegen Platon, Kant, Schopenhauer, Wagner – und das Christentum, weniger oft, aber dafür mit hämischem Spott, gegen Dühring und Eduard v. Hartmann. All das will er vor »höheren Menschen« ausbreiten. Er glaubt, solche in Nizza um sich versammeln zu können und verläßt darum Mentone, verzichtet auf Korsika – und findet Paul Lanzky, den alten General Simon, die Familie Koechlin aus Basel! Heinrich v. Stein schreibt ihm einen »dunklen« Brief, Köselitz kommt nur als Musiker in Betracht, und alle andern, wie zum Beispiel Rohde, schweigen.

Da übermannt ihn die Enttäuschung, der Ekel, und in einer teuflischen Ironie drängt er für eine Weile alle die philosophischen Pläne zurück, schlüpft noch einmal in das Gewand Zarathustras und verhöhnt mit gespielter Heiterkeit die »höheren Menschen«, deren Notschrei er gehört und deren Not er angeblich wenden, ihren Durst nach dem Übermenschen stillen will. Aber er tut nichts, als sie in seiner Höhle zu versammeln, um sie hier sich selber zu überlassen, hoffnungslos verstrickt in ihre Problematik und gebunden durch ihre Erdenschwere, unfähig, ihm auf seinem Höhenflug zu folgen. »Des Abends wirst du mich wiederhaben; in deiner eignen Höhle werde ich dasitzen, geduldig und schwer wie ein Klotz – und auf dich warten«, läßt er den Wahrsager ihm androhen (»Der Notschrei«). In einem Brief bezeichnet Nietzsche Köselitz als »Klotz«!

Alle die, über welche er sich erhebt oder erhoben glaubt, karikiert er. Es wäre zwar zu weit gegangen, zum Beispiel den »Zauberer« (der in den Entwürfen fast durchwegs der *Be*zauberer heißt) geradewegs mit Wagner gleichzusetzen, oder den »Papst außer Dienst« mit Liszt, den »Gewissenhaften des Geistes« mit einem seiner wissenschaftlichen Freunde, etwa Overbeck oder dem Philologen Rohde, aber Züge von ihnen tragen Nietzsches Figuren seiner »höheren Menschen«.

Auffallend ist, daß sich in diesem »erlauchten« Kreise keine einzige Frau befindet. Man darf dabei nicht vergessen, daß der von Nietzsche höchstverehrte Mensch – eine Frau ist: Cosima Wagner. Über sie gießt er keinen Spott (so wenig übrigens wie über Goethe oder Beethoven!). Und was ihm sonst an gebildeten Frauen begegnete,

etwa Marie Baumgartner, Louise Ott, oder die Frauenrechtlerinnen Malwida v. Meysenbug, Meta v. Salis, Resa v. Schirnhofer, so scheinen sie bei aller Hochachtung, die er ihnen entgegenbrachte, für Nietzsche nicht in die Klasse der »höheren Menschen« hinaufzuragen. In Lou Salomé schließlich hat Nietzsche kaum etwas mehr als eine geistreiche Hetäre nach antikem Bilde gesehen. Im IV. Zarathustra kommt »das Weib« sogar nur unter den »Töchtern der Wüste« vor als die leichten Mädchen Dudu und Suleika.

All das paßt aber nicht zu den beiden Clichés, die zum Problem

»Nietzsche und das Weib«

verbreitet sind. Die oberflächlichste Beurteilung ist die, welche Nietzsche, in der Nachfolge Schopenhauers einreihend, kurzweg als »Frauenverächter« einstuft mit dem Hinweis auf den Spruch des alten Weibleins im I. Zarathustra: »Gehst du zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht.« Daran stießen sich schon seine Verehrerinnen, was ihn offenbar amüsierte, denn er schreibt Anfang Mai 1885 seiner Schwester: »Alles was für ›Emanzipation der Weiber‹ schwärmt, ist langsam, langsam dahinter gekommen, daß ich ›das böse Tier‹ für sie bin. In Zürich, unter den Studentinnen, große Wut gegen mich. Endlich!« Und nochmals Ende Mai an die Mutter: »Die jungen Damen, alles wenigstens, was um Malwida von Meysenbug herum wächst, ist nicht nach meinem Geschmack; und ich habe die Lust verloren, bei diesem halbverrückten Volke meine Unterhaltung zu suchen.« Nietzsche ist aber auch nicht der zölibatäre Heilige, zu dem ihn seine Schwester hochstilisiert hat. Er selber widerspricht diesem Anspruch immer wieder und heftig: »Wem die Keuschheit schwer fällt, dem ist sie zu widerraten; daß sie nicht der Weg zur Hölle werde – das ist zu Schlamm und Brunst der Seele«, steht ebenfalls im I. Zarathustra. Und im IV. Zarathustra (Vom höheren Menschen 13): »Seid nicht tugendhaft über eure Kräfte! Und wollt nichts von euch wider die Wahrscheinlichkeit! ... Wessen Väter es mit Weibern hielten und mit starken Weinen und Wildschweinen: was wäre es, wenn der von sich Keuschheit wollte? Eine Narrheit wäre es ... Und stiftete er Klöster und schrieb über die Tür: ›der Weg zum Heiligen‹, – ich spräche doch: wozu! es ist eine neue Narrheit! ... ich glaube nicht daran. In der Einsamkeit wächst, was einer in sie bringt, auch das innere Vieh. Solchergestalt widerrät sich vielen die Einsamkeit. Gab es Schmutzigeres bisher auf Erden als Wüsten-Heilige? Um *die* herum war nicht nur der Teufel los, – sondern auch das Schwein.«

Der Schritt zu Sigmund Freud ist von hier aus nicht mehr groß!

Nietzsches Sexualmoral steht von seiner zeitgenössischen mindestens so viel ab wie von der verkrampften Moral des 19. Jahrhunderts überhaupt, die er ihrer Verlogenheit wegen anzuprangern nie müde wird. Man muß auch hier sehen, was seine Voraussetzungen sind.

Nietzsche kommt als klassischer Philologe von den Texten und dem Moralkodex der antiken Autoren her, bei denen diese Dinge oft mit einer uns immer wieder verblüffenden Offenheit ausgesprochen sind. Nietzsche kennt alle Existenzformen des Weibes in der Antike, von der Hierodule bis zur Penelope. Er kennt die Orientalia im Herodot, die derbe Offenheit der aristophanischen Komödie wie die Anekdoten im Diogenes Laertius.A177

Von dieser Schulung her tut er, wie mit seiner gesamten Philosophie, auch als Moralkritiker den direkten Sprung aus der Antike in seine Zeit, ohne die vielen Zwischenstufen zu beachten. Darum kann er auch mit der völligen Freiheit des antiken Autors Sentenzen hinschreiben, die ohne das Wissen um diese Grundlage

beim Naumburger Pfarrerssohn und Zögling der auf lutherischer Grundlage fußenden Landeserziehungsanstalt Pforta befremden müßten. Aber gerade in Pforta hatte er auch die Kenntnis der Antike bekommen und dabei offenbar mehr vom Geist der Antike eingesogen, als im philologischen Schulprogramm vorgesehen war. Wie weit ihn diese Freiheit gehen ließ, dazu nur einige Beispiele. IV. Zarathustra »Von der Wissenschaft«: »Fast dünkt michs, gleicht ihr solchen, die lange schlimmen tanzenden nackten Mädchen zusahn.« Hat Nietzsche im Winter 1884-85, da er das Bild braucht, in Nizza solchen Mädchen zugesehen? Gleichzeitig glossiert er die »Ultra-Platoniker« Hölderlin und Leopardi, daß sie an ihrer Abstinenz zugrunde gingenB1029 B1030: »Widersprüche mit den einfachsten Tatsachen: z. B. mit der Tatsache, daß ein Mann von Zeit zu Zeit ein Weib nötig hat, wie er von Zeit zu Zeit eine rechtschaffne Mahlzeit nötig hat.« OderB1031: »Wir sind ja keine Keuschheits-Fasler: wenn man ein Weib braucht, wird man schon ein Weib finden, ohne darum Ehen zu brechen und Ehen zu gründen.« Und auch in späteren Jahren taucht immer wieder der Gedanke aufB1032: »... als Gegenmittel gegen die Prostitution (oder als deren Veredelung) Ehen auf Frist, legalisiert (auf Jahre, auf Monate), mit Garantie für die Kinder.«

Seine Schwester hat es wahrscheinlich fälschlicherweise mit so maßloser Entrüstung bestritten, als ihr Lou Salomé im Streitgespräch in Jena im August 1882 entgegenschleuderte, ihr »Fritz« habe ihr eine »wilde Ehe« angetragen. Nietzsche hat wie Tannhäuser im Hörselberg geweilt, er hat aber auch eine Elisabeth (nicht seine Schwester) verehrt, nur daß seine »Elisabeth«, Cosima, nicht um seines Heiles Willen als Heilige gestorben ist und ihn nicht erlöst hat. Er war auch nicht der christliche mittelalterliche Minnesänger, der um hohe und niedere Minne weiß, was sein Bild der Frau bestimmt; es ist der antike Hetärismus, den Nietzsche nie ganz überwindet. Er kennt aber auch die antike Antithese der »himmlischen« und der »gemeinen« Aphrodite.A178

Das alles beeinflußt sein *Denken,* wenn er über »das Weib« *schreibt.* Im Umgang aber zwingt ihn die Persönlichkeit, der er gerade gegenübersteht, zu dem passenden Verhalten, und das ist vorwiegend eines der respektvoll-vornehmen Zurückhaltung. Diese Zurückhaltung gibt Nietzsche im IV. Zarathustra seinen männlichen »höhere Menschen« gegenüber auf.

die er – nicht sehr geschickt – »Wille zur Macht« nennt. Alles was da ist, strebt sich geltend zu machen, an »Macht« zu gewinnen. Es trifft auf Nachbarn, die von demselben Streben angetrieben sind. Das Mächtigere gewinnt die Oberhand, Äquivalentes hält sich in einem schwebenden Gleichgewicht. Aus diesem ununterbrochenen Kräftemessen entsteht die Bewegung, deren Ausdruck das Resultat »Welt« ist, der allein Realität zukommt und hinter der es keine »andere« oder »höhere« Welt, kein »Ewig-Seiendes« gibt und geben kann, auch keine »Ideen« (Platon) oder ein »Ding an sich« (Kant).

Nietzsche hebt auch die Subjekt/Objekt-Spaltung auf. Es gibt für ihn kein erkennendes Subjekt, das einen objektiven »Gegen«-stand begreift. Er geht ausdrücklich auf die klassische Frage ein, ob Gleiches nur von Gleichem oder auch von Ungleichem erkannt werden könne, und erledigt das Problem damit, daß er es als eine unmögliche Frage bezeichnet, weil es weder Gleiches gebe, noch überhaupt »erkannt« werden könne. Auch als sogenannt »Erkennende« sind wir Teil dieses Kosmos und können ihn nur erfahren und bezeichnen, er ist für uns nur eine ästhetische Gewißheit.

Nietzsche ringt *äußerlich* mit dem Formproblem, was sich in den vielen Werkentwürfen niederschlägt, wobei er ernstlich in Betracht zieht, eine neue Reihe ›Unzeitgemäßer Betrachtungen‹ aufzubauen – *innerlich* mit der Unmöglichkeit der Begründung. Seine Philosophie ist Erlebnis, seine Sicht ist in ihm gewachsen, und um ihn zu verstehen, mehr noch, um mit ihm übereinzustimmen, müßte er jemanden finden, der dasselbe Erlebnis hätte, dieselbe ästhetische Grunderfahrung des Kosmos – und den sucht er vergebens, denn es gibt (nach Nietzsche) keine identischen Fälle! Hier, in diesem Betracht, fühlt er sich so entsetzlich einsam, ohne Gefährten, ohne Verständnis. Verzweiflungsvoll anvertraut er seinem Notizheft, was auch ein ernüchterndes Licht auf die von seinen Bekannten so vielgerühmte Konzilianz im Umgang wirftB1052: »Inter pares: ein Wort, das trunken macht, – so viel Glück und Unglück schließt es für den ein, welcher ein ganzes Leben allein war; der niemandem begegnet ist, welcher zu ihm gehörte, ob er schon auf vielerlei Wegen gesucht hat; der im Verkehre immer der Mensch der wohlwollenden und heiteren Verstellung, der gesuchten und oft gefundenen Anähnlichung sein mußte und jene gute Miene zum bösen Spiele aus allzulanger Erfahrung kennt, welche ›Leutseligkeit‹ heißt, – mitunter freilich auch jene gefährlichen herzzerreißenden Ausbrüche aller verhehlten Unseligkeit, aller nicht erstickten Begierde, aller aufgestauten und wild gewordenen Ströme der Liebe, – den plötzlichen Wahnsinn jener Stunde, wo der Einsame einen Beliebigen umarmt und als Freund und Zuwurf des Himmels und kostbarstes Geschenk behandelt, um ihn eine Stunde später mit Ekel von sich zu stoßen, – mit Ekel nun mehr vor sich selber, wie beschmutzt, wie erniedrigt, wie sich selbst entfremdet, wie an seiner eigenen Gesellschaft krank –.« Was ihm als Werkmöglichkeit offen bleibt, das ist die Darstellung der Konsequenzen seiner Weltauffassung. Er versucht es an dem Problem »Moral«. Aber auch hier setzt er resigniert ein FragezeichenB1053: »Jenseits von Gut und Böse: dergleichen macht Mühe. Ich übersetze wie *in* eine fremde Sprache, ich bin nicht immer sicher, den Sinn gefunden zu haben. Alles etwas zu grob, um mir zu gefallen.«

Auch der Begriff der Wahrheit wird relativiert. Es kann etwas nur aus einer bestimmten Sicht, aus einer »Perspektive« heraus für wahr gehalten – nicht erwiesen werden. Mit dem Für-wahr-halten setzen wir mit den Begriffen auch Werte, die je nach neuer Sicht – Perspektive – ihr Gewicht ändern. Ein Wechsel in der Perspektive zieht darum unweigerlich eine »Umwertung aller Werte« nach sich. Und vor diese Aufgabe sieht sich Nietzsche gestellt.

Wenn es keine zu erkennende Wahrheit gibt, wenn es kein zur Wahrheitserkenntnis taugendes erkennendes Subjekt gibt, wenn es keine Kausalität gibt, wenn Begriffe die bezeichnete Sache nie oder nur unvollkommen treffen, wie sollte dann ein systematisches philosophisches »Hauptwerk« möglich sein? Aus der Natur *dieser* Philosophie bestimmt nicht, es wäre als Versuch, die Unmöglichkeit der Wahrheit als wahr zu erweisen, eine *contradictio in adjecto,* wie sie Nietzsche so oft feststellt und geißelt.

Auch die in Aussicht gestellte ›Umwertung aller Werte‹ kann darum nur eine teilweise Durchführung aus seiner Philosophie heraus sein, nicht diese selbst. Damit, daß in der »Groß-Oktav-Ausgabe«B1054 ähnliche Gedankengänge und Formulierungen »thematisch geordnet« und unter Obertitel gesammelt zusammengestellt wurden, haben die Herausgeber wesentliche Charakteristika des Nietzscheschen Nachlasses verwischt und verdorben und Nietzsches Philosophieren unverständlich gemacht. Es ging das versuchende, tastende und immer wieder abgebrochene Wagnis, Unsagbares zu sagen, in Formulierungen einzufangen, mehr durch die Melodie der Sprache als durch die – ohnehin in Frage gestellte – Logik des

Satzes erfahrbar zu machen, vollkommen verloren; und übrig blieben Häufungen sich zu oft wiederholender Behauptungen, die in dieser Weise oft peinlich arrogant wirken. Verloren ging auch das Zittern, die Angst vor den Konsequenzen, was in den abrupten Unterbrechungen und den überraschenden Einschüben spürbar wird, wenn man diese Notizen in ihrer ungestörten Reihe zur Hand hat. Immer wieder versucht Nietzsche, von seinen eisigen Problemen wegzusehen, den Zusammenhang mit der Umwelt wieder anzuknüpfen. Doch auch davon legen die Notizbücher beredtes Zeugnis ab, wie dieser Umweltbezug in diesen Monaten langsam zusammenschmilzt und endlich nur noch ganz wenige schmerzliche Berührungspunkte übrigbleiben. In die Lücke zwischen die erkenntniskritischen Notizen treten nun in immer dichterer Folge die Buchtitel-Entwürfe, bis zu zehn aufs Mal (Frühling 1886)! Nietzsche notiert dazuB1055: »Es ist nicht *uneigennützig,* wenn ich lieber über die Kausalität als über den Prozeß mit meinem Verleger nachdenke; mein Nutzen und mein Genuß liegt auf der Seite der Erkenntnisse, meine Spannung, Unruhe, Leidenschaft ist gerade dort am längsten tätig gewesen«, und er klagtB1056: »Noch nicht eine Stunde unter meines Gleichen, bei jedem Tun und Geschäfte den heimlichen Wurm ›du hast anderes zu tun‹, gemartert von Kindern, Gänsen und Zwergen, Alpdruck ...«

Wenn man Erkenntniskritik betreibt, so muß man unweigerlich auf Kant zurückgreifen. Auch Nietzsche muß das tun, so ferne ihm Kant liegt – und er tut es auffallend spärlich, und dann kaum in ernsthafter Auseinandersetzung, sondern meist in leicht ironischem Tone, eben *weil* ihm Kant so ferne liegt. Die Hinweise sind zu Beginn dieser Periode, also April- Juni 1885, noch verhältnismäßig reichlich, im Herbst verlieren sie sich völlig, verschwindet der Name Kant überhaupt. Ebenso geht es mit Descartes, Leibniz, Hegel und Schopenhauer, zu welchem allerdings immer noch ein direkteres Verhältnis durchschimmert. Auch Bemerkungen zu Platon und dem Sokrates-Problem fließen ein. Intensiv benützt sind offenbar Teichmüller und wieder Spir, auf den Nietzsche mit Angabe der Seitenzahlen hinweist. Er hat also deren Werke in seiner Bücherkiste in Sils zur Hand. Ebenfalls in der Zeit von Sils taucht mehrmals der Name des Abbé Galiani auf, dessen Briefe an Madame d'Epinay Nietzsche im Frühjahr mit großem Genuß gelesen hat, wie denn seine zahlreichen Hinweise und Anknüpfungen an französische Autoren meist mit hohem Lob verbunden sind, so auf Montaigne, Baudelaire, Stendhal, Mérimée und vor allem Pascal, während Victor Hugo schlecht wegkommt: »Pöbelgeschmack.« Ganz übel geht Nietzsche mit Eugen Dühring um, dem »deutschen Tölpel« und »Sumpfmolch«, dem er zwar wissenschaftlichen Fleiß attestiert, ihn aber sonst mit Kübeln voll Verachtung überschüttet, meist in Verbindung mit allem dem, was mit »Antisemitismus«, arisch-semitisch, mit »Vaterländerei« und vor allem »Deutschtümelei« zusammenhängt. Dabei fehlen schon jetzt selten die gleichzeitigen Ausfälle gegen Bismarck, Parlamentarismus und Demokratie als Herrschaft der Zahl statt des Geistes.

Oft läßt sich Nietzsche zu grimmigen Auslassungen über »die Deutschen« seiner Zeit hinreißen, von denen er nicht viel hält. »Das deutsche Reich liegt mir fern, und es gibt keinen Grund für mich, in Bezug auf eine Sache, die so fern liegt, Freund oder Feind zu seinB1057.« Hart distanziert sich Nietzsche: »Es scheint mir immer mehr, daß wir nicht flach und nicht gutmütig genug sind, um an dieser märkischen Junker-Vaterländerei mitzuhelfen und in ihre haßschnaubende Verdummungs-Parole ›Deutschland Deutschland über alles‹ einzustimmenB1058.« Aber er verzweifelte anderseits nicht an ihrer Zukunft, er glaubt an ihre Möglichkeiten, wenn er an ihre großen Gestalten denkt. »Die Deutschen, von denen ich hier nur rede, sind etwas Junges und Werdendes.« Allen voran stehen ihm Goethe, Heinrich Heine, Händel,

»unser schönster Typus eines *Mannes* im Reiche der Kunst«, ferner und oft Beethoven, Mozart, »die Blume des deutschen Barock« – und Richard Wagner.

Kein Name kommt in diesen Notizen so oft vor, und keinem Menschen hat Nietzsche so viel Platz in seinen Heften eingeräumt, wie Richard Wagner und der an diesen Namen geknüpften Freundschaftstragödie, und zwar in den unerwartetsten Zusammenhängen.

Bei aller Polemik *gegen* Wagner versucht Nietzsche immer wieder, sich ein besseres Bild von dem im Grunde Verehrten zu bewahren. »Jenen Richard Wagner, welchen man heute in Deutschland verehrt und mit all dem prahlerischen Plunder der schlimmsten Deutschtümelei verehrt: jenen Richard Wagner kenne ich nicht, ja – daß ich einen Verdacht ausspreche – den hat es nie gegeben: das ist ein Phantom.«B1059 In und nach der Zeit der Gespräche mit Adolf Ruthardt werden die Angriffe schärfer und gehässig: »... man muß schon bis zum letzten Wagner und seinen Bayreuther Blättern hinuntersteigen, um einem ähnlichen Sumpf von Anmaßung, Unklarheit und Deutschtümelei zu begegnen, wie es die Reden an die Deutsche Nation sind.« (Fichte oder Bismarck?)B1060 Schon in dieser Zeit gibt es Formulierungen, die dann im ›Fall Wagner‹ wiederkommen.

Es bohrt sich aber noch eine zweite Enttäuschung über Wagner in Nietzsches Gemüt: »Die alten Romantiker fallen um und liegen eines Tages, man weiß nicht wie, vor dem Kreuze ausgestreckt: das ist auch Richard Wagner begegnet. Die Entartung eines solchen Menschen mit anzusehen, gehört zum Schmerzhaftesten, was ich erlebt habeB1061.« Nietzsche hat es Wagner, von dem er schrieb: »Ich habe ihn geliebt und niemanden sonst. Er war ein Mensch nach meinem Herzen, so unmoralisch, atheistisch, antinomistisch, welcher einsam lief ...«, nicht verziehen, daß er »zu Kreuze kroch«, und nicht einmal vor dem Luthers, sondern dem römischen Kreuze Cosimas. Dies jedenfalls ist Nietzsches Eindruck vom ›Parsifal‹. Und er traf nicht einmal weit daneben. Wagner selber neckte Cosima oft wegen ihres »katholischen Auges«, wie sie in ihren Tagebüchern freimütig festhält. Das Bekenntnis aus dem Frühsommer 1885 wiederholt Nietzsche im HerbstB1062: »Ich habe Richard Wagner mehr geliebt und verehrt als irgend sonst jemand; und hätte er zuletzt nicht den schlechten Geschmack – oder die traurige Nötigung – gehabt, mit einer mir unmöglichen Qualität von ›Geistern‹ gemeinsame Sache zu machen, mit seinen Anhängern, den Wagnerianern, so hätte ich keinen Grund gehabt, ihm schon bei seinen Lebzeiten Lebewohl zu sagen: ihm, dem Tiefsten und Kühnsten, auch Verkanntesten aller Schwer-zu- erkennenden von heute, dem begegnet zu sein meiner Erkenntnis mehr als irgend eine andere Begegnung förderlich gewesen ist. Vorangestellt, was voran steht, daß seine Sache und meine Sache nicht verwechselt werden wollte, und daß es ein gutes Stück Selbst- Überwindung bedurfte, ehe ich dergestalt ›Sein‹ und ›Mein‹ mit gebührendem Schnitte zu trennen lernte. Daß ich über das außerordentliche Problem des Schauspielers zur Besinnung gekommen bin ... dazu bedurfte es der Berührung mit jenem Manne ... Die Verbesserung des Theaters geht mich wenig an, seine ›Verkirchlichung‹ noch weniger; die eigentliche Wagner'sche Musik gehört mir nicht genug zu ... Was mir am fremdesten an ihm war, die Deutschtümelei und Halbkirchlichkeit seiner letzten Jahre – – –.« Und schließlich stellt Nietzsche die Frage, »was die Laien an Richard Wagner haben: vielleicht erregt er ihre romantischen Gefühle und alle Schauer und Kitzel des Unendlichen und der romantischen Mystik – wir Musiker sind entzückt und verführt«. »Wir Musiker!« Nietzsche schließt sich mit ein, und es zeigt seine tiefe Verbundenheit mit der Musik, die ihn ständig bewegt, daß er nicht nur der Musik als solcher in diesen Notizheften einige Betrachtungen widmet, sondern auch Musikern wie Mendelssohn und Brahms,

diesen allerdings schwer unterschätzend. Und dazwischen steht der Stoßseufzer »Richard Wagner und kein Ende, das ist heute die Lösung«B1063. Aber auch die andere Klage: »Inzwischen erriet ich allzuviel von der schmerzlichen und schauerlichen Tragödie, welche hinter dem Leben eines solchen Menschen, wie R. W. es war, verborgen liegtB1064.« Wovon Nietzsche dabei keine Ahnung hatte war, wie sehr Wagner selber unter dem Ungenügen der von Nietzsche so verachteten »Bayreuter Blätter« litt. Er hielt sie nur durch, um H. v. Wolzogen und seiner Familie eine Existenzgrundlage zu bieten.

Über alldem erhebt sich die Tragödie *seines* Lebens. Unvermittelt taucht der Name

Ariadne

auf, einmal sogar als Titel einer Schrift oder eines BuchesB1065. Vorher schon, im Anschluß an eine der ausführlichsten Erörterungen seiner philosophischen Position unter dem Titel »Moral und Physiologie«B1066, wo er es als eine »Voreiligkeit« darlegt, »daß gerade das menschliche Bewußtsein so lange als die höchste Stufe der organischen Entwicklung und als das Erstaunlichste aller irdischen Dinge, ja gleichsam als deren Blüte und Ziel angesehen wurde. Das Erstaunlichste ist vielmehr der *Leib:* man kann es nicht zu Ende bewundern, wie der menschliche Leib möglich geworden ist«. Plötzlich schlägt diese Betrachtung um, in deren Verlauf »Denken, Fühlen, Wollen« in ihrer Bedeutung relativiert werden, in die Schilderung eines persönlichen Erlebnisses: »Dergestalt schwätzend gab ich mich zügellos meinem Lehrtriebe hin, denn ich war glückselig, jemanden zu haben, der es aushielt, mir zuzuhören. Doch gerade an dieser Stelle hielt Ariadne es nicht mehr aus – die Geschichte begab sich nämlich bei meinem ersten Aufenthalte auf Naxos –: ›aber mein Herr, sprach sie, Sie reden Schweinedeutsch!‹ – ›Deutsch, antwortete ich wohlgemut, einfach Deutsch! Lassen Sie das Schwein weg, meine Göttin! Sie unterschätzen die Schwierigkeit, feine Dinge deutsch zu sagen!‹ – ›Feine Dinge! schrie Ariadne entsetzt auf: aber das war nur Positivismus! Rüssel-Philosophie! Begriffs-Mischmasch und -Mist aus hundert Philosophien! Wo will das noch hinaus!‹ – und dabei spielte sie ungeduldig mit dem berühmten Faden, der einstmals ihren Theseus durch das Labyrinth leitete. – Also kam es zu Tage, daß Ariadne in ihrer philosophischen Ausbildung um zwei Jahrtausende zurück war.«

Wer ist hier Ariadne? Aus den Tagen des Zusammenbruchs wissen wir – Nietzsche hat es ausgesprochen –, daß Ariadne mit Cosima Wagner gleichzusetzen ist. Dann wäre hier »Naxos« gleich Tribschen, und das Gespräch läge an die 15 Jahre zurück. Konnte Nietzsche damals schon diese jetzt ausgebreiteten Thesen vertreten oder auch nur annähernde Gedankengänge geäußert haben? Die ›Fünf Vorreden‹, die er damals Cosima widmete, auch die Schrift ›Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne‹, lassen es als nicht unmöglich erscheinen, denn sie gehen von sehr ähnlichen Formulierungen aus.

Wenn jetzt schon, 1885, die Gleichsetzung Ariadne/Cosima angenommen werden darf, so könnte diese Textstelle einen ganz anderen Sachverhalt anzeigen: Nietzsche führt imaginäre Gespräche mit Cosima, er bedient sich eines Phantoms von Cosima, um überhaupt einen Gesprächspartner zu haben.

Wir haben Mühe, uns der Tragweite, des tragischen Fatums bewußt zu werden, das sich mit einer solchen schicksalhaften Bindung verknüpft. Und wir können nur ahnen, warum Nietzsche an Wagners – Richard und Cosima – so schwer trug und litt. Die Tage auf der »Insel der Seligen« – Tribschen – galten ihm ungebrochen als die glücklichste Zeit seines Lebens – die Zeit eines verlorenen Glücks.

XI. Erste Ernte

(›Jenseits von Gut und Böse‹. Januar bis August 1886)

»Ich trachte nach meinem Werke«, mit diesem Wort hatte sich Zarathustra verabschiedet. Die ersten Arbeiten dazu hatten im Jahre 1885 äußerlich zu keinem Erfolg geführt. Weder gelang Nietzsche die Aufarbeitung der früheren Werke, noch gar ein neues Werk. Zudem war er ohne Verleger. Innerlich aber war er gereift, hatte sich sein Blick geschärft, erkannte er *seine* Philosophie nun mit der Deutlichkeit, die ihn von ›Jenseits von Gut und Böse‹ an die ganze Werkgruppe bis zum ›Ecce homo‹ gewissermaßen in einem Zuge schaffen ließ.

Nietzsche war nun 41 Jahre alt. Tief verwurzelt im antiken Denken, prägte sich in ihm die Überzeugung aus, daß er damit die Akmé seines Lebens erreicht, ja überschritten habe. Darum gebraucht er jetzt Ausdrücke wie den vom »großen Mittag«, der sich dem Herbst zuneigt, er spricht in Briefen von seinen »letzten Jahren«, bezeichnet sich als »alten Philosophen« und unterzeichnet in Briefen an seine Mutter bald einmal als »Dein altes Geschöpf«.

Wer sich so bereits in der Endzeit sieht und fühlt, für den wird es Zeit, die Ernte einzubringen, besonders wenn sie so reif steht, wie es für Nietzsche nach den Arbeiten der letzten Monate der Fall war. Und dazu schickt er sich nun an.

Nietzsche arbeitet den ganzen Winter intensiv, noch weniger von äußeren Begebenheiten gestört als im vorhergehenden Nizzaer Winter, so wenig, daß er sich sogar wieder eine kleine »Gemeinde« wünscht. Er freut sich längst im voraus, daß Prof. Heinze aus Leipzig mit Frau den Besuch auf Ostern in Nizza ansagen. »Dasselbe hat Herr Lanzky in Vallombrosa versprochen (ich habe alle Gründe dankbar zu sein, daß ein Mensch wie Lanzky, ein merkwürdig edler und feiner Charakter, wenn auch leider kein ›Geist‹ – mir begegnet ist: auf die Dauer wird er wahrscheinlich so etwas wie meine ›praktische Vernunft‹, als Ökonom, Gesundheitsrat und dergleichen)«, lobt Nietzsche gegenüber Overbeck am 9. Jan. 1886. Paul Widemann hat (über Nietzsches Mutter) den Wunsch angemeldet, ein paar Jahre in seiner Nähe leben zu können, wozu Nietzsche trotz einiger Bedenken sagt, »daß es vielleicht Gründe gibt, guten Muts hierin zu sein«. Und dann gesteht er Overbeck noch: »Schließlich halte ich die Hoffnung fest, daß meine drei Damen, die mir rührend zugetan sind, mes dames Fynn et Mansuroff ebenfalls hierher kommen. Man hat gar nicht so die Wahl, sich zu verlassen, wenn man sich erst gefunden hat: man trifft sie gar selten, diese vornehmen und zarten Seelen, mit denen man umgehn kann, ohne, wie gewöhnlich, sich Zwang antun zu müssen. Jetzt sind sie in England.« Auch von einem erfreulichen musikalischen Eindruck weiß er zu berichten: »Erzähle Deiner lieben Frau, daß ich ein Jugendwerk Bizets gehört habe, die Orchestersuite Roma (der arme Bizet selber hat sie nicht zu hören bekommen!). Anziehend – naiv und raffiniert zugleich, wie alles von diesem letzten Meister der französischen Musik.«A192

Eine gute Nachricht bekommt Nietzsche am 8. Januar 1886 von der Mutter: Erwin Rohde hat eine Berufung nach Leipzig angenommen. Sie knüpft daran die Hoffnung, daß ihr Sohn nun eher in ihre Nähe kommen werde. »In der Tat ist mir Leipzig, das ja beinahe meine Heimat ist, nun mehr, als Rendez-vous aller meiner guten Bekannten und Kameraden von ehedem, doppelt wert geworden«, gesteht Nietzsche im Brief an Overbeck.

Ein Aufenthalt in Leipzig und Naumburg wird ihm in Zukunft auch darum leichter fallen, weil Anfang Februar Bernhard Förster und seine Frau endgültig nach Paraguay abgereist sind. Es ist für Nietzsche aber nicht nur eine Erleichterung. Schwere Sorgen bereitet ihm die Verfassung der Mutter, die den Abschied, als voraussichtlich fürs Leben, sehr schwer nimmt und unter der Vereinsamung leidet. Zu ihrem Geburtstag am 2. Februar schreibt er ihr: »Es ist mir dies Mal besonders traurig, daß ich nicht zu Deinem Geburtstage zugegen sein kann: denn vielleicht würde es in Hinsicht auf die vielen schweren Gefühle, welche dieser Tag mit sich bringt, eine Erleichterung für Dein Herz sein, wenigstens eins Deiner Kinder noch als guten Europäer übrig zu behalten ... Nun, wer weiß, wie lange es noch dauert: da zieht der Nizza- Müde auch wieder nordwärts, ›heimwärts‹, gleich den berühmten Schwalben.«

Die Försters hatten ihn um Weihnachten/Neujahr mit Geschenken und Schriften Bernhard Försters »überhäuft und überwältigt«, wofür er Anfang Januar in herzlichem Tone dankt. Überhaupt übersprudelt dieser Brief fast von Frohlaune und Lebensfreude. Nietzsche lobt das herrliche Klima von Nizza mit seinen 220 wolkenlosen Tagen im Jahr. »Die feine Luft, die zarten Farben aller Art, die unbeschreibliche Sonnigkeit – es hat etwas Begeisterndes, wenigstens für mich. Mein Kopf ist hier zehn Mal mehr wert als in Zürich oder Leipzig, hier, wo ihm das Klima ›congenial‹ ist, um mich äußerst gebildet auszudrücken. Es ist kein Zweifel, daß ich jedes Jahr (jeden Winter! aber nicht die andere Zeit!) jetzt einen Rucks weiter zur Gesundheit gemacht habe; und zwar zur Gesundheit meines Kopfes, nicht meiner Augen«, mit denen es immer schlechter zu gehen scheint. Am 25. Februar trägt er dann im Brief an die Mutter noch nach: »Von unseren Auswanderern habe ich noch zu guterletzt einen schönen goldenen Ring geschickt bekommen, es heißt darauf innewendig ›Denke in Liebe an B. und E.‹ – das will ich denn von Herzen tun, obwohl ich gestehe, daß diese Verbindung ›B. und E.‹ meinem Gefühle immer noch manchen Zwang antut. Ich bin mit Försters Art nicht gerade verwandt, von seinen Tendenzen nicht zu reden. Daß es zuletzt ein Glück ist, daß er fort ist, gerade noch vor ›Torschluß‹, darin hast Du, wie ich meine, sehr Recht.« Diese Schlußbemerkung bezieht sich darauf, daß Förster erst neulich wieder stark in die antisemitische Bewegung gezogen worden war, wie Elisabeth später in ihrer Briefausgabe bemerkt.

Eine Anfrage wühlte wieder die ganze Wagnerproblematik auf. Nietzsche antwortet der Mutter am 6. Januar 1886B1067:

»Herr Z .... will den Klavierauszug des Kaisermarsches [von Wagner] gern billiger als 22 Mark kaufen? Aber er kostet neu nicht 22 Groschen: hier steckt wohl ein Mißverständnis. Übrigens möchte ich ihn behalten, es ist Musik, die ich immer noch sehr liebe. – Die Partitur des Kaisermarsches, die ich besitze, ist ja nicht zu verkaufen! Sie ist 1) ein Geschenk Wagners an mich, 2) hat Wagner mit diesem Exemplar der Partitur die erste Aufführung des Werkes (in Leipzig) dirigiert, 3) sind handschriftliche Veränderungen im Notentext darin, derentwegen dieses Exemplar immer einzigen Wert hat.«

Daneben beschäftigt ihn das andere Musiker-Problem: Köselitz. Mitte Januar schreibt Nietzsche an Felix Mottl in Karlsruhe wegen Köselitz' Oper. Mottl antwortet im FebruarB1068: »...er lege den größten Wert auf meine Empfehlung, ›die Empfehlung eines von mir enthusiastisch verehrten Mannes‹.« Dennoch erhält Köselitz am 29. März eine abschlägige AntwortB1069. Ein schwerer Schlag für Nietzsche ist der Tod von Prof. Wilhelm Vischer-Heusler in Basel, dem Sohn seines Tutors Wilhelm Vischer-Bilfinger, der im Alter von erst 52 Jahren am 30. März 1886 starb. Wie in anderen, ähnlichen Fällen, braucht Nietzsche eine geraume Zeit, vier

Wochen, bis er sich gefaßt hat und einen Kondolenzbrief schreiben kann. Es verrät sich hier der tiefere Grund für seinen Kampf gegen das Mitleid: er hat die Kraft nicht dazu, es bedrückt, erregt ihn zu sehr, wie die Musik Wagners, der er mehr ausweicht als daß er sie ablehnt.

unumschränkte Vollmacht!« In seiner uneingeschränkten Vertrauensseligkeit hat Nietzsche hier eine Blankovollmacht ausgestellt, die seinem Werk, namentlich aber seinen Briefen bei der Erstveröffentlichung als Vehikel einer biographischen Verfälschung seines Wesens zum Verhängnis werden sollte. Denn auf diese Vollmacht berief sich später nicht nur Köselitz, sondern das »Archiv« durch die Beschäftigung von Köselitz als Mitarbeiter. Dann aber wachte der Autor nicht mehr über dem Gebrauch der Vollmacht, wie er es doch immer tat und wie es in den Briefen zum Teil zu fassen ist. Es sei nur an die Diskussion um den Titel der ›Morgenröte‹ erinnert. In denselben. Tagen geht auch schon das Druckmanuskript der neuen Vorrede zu ›Menschliches‹ II zu Fritzsch, wo der Text sofort gesetzt wird. Am 12. September ist ein Korrekturabzug bei Köselitz in München (der sich derzeit dort bei Frau Rothpletz, der Schwiegermutter von Overbeck aufhält), und am 13. September bei Nietzsche in Sils. Am 31. Oktober kann der Verlag die vollständigen Neuausgaben der ›Geburt der Tragödie‹ und ›Menschliches -Allzumenschliches‹ I und II vorlegen.

Nietzsche ist voller Pläne und bei bester Laune. Er hat auch anregende Gesellschaft, eine Schauspielerin aus Wien, eine Opernsängerin aus München und als Tischnachbarin die 17jährige Tochter des ›Barbier von Bagdad‹-Komponisten Peter Cornelius (1824–1874), die ihm aber nicht besonders zusagt. Im Gegensatz zum musikalischen Kind von Cornelius, seiner Oper, die er als »Finesse ersten Ranges« lobt, erscheint ihm die leibliche Tochter »sans sa finesse« (an die Schwester, 2. Sept. 1886). Auch diese Damen müssen sich alle Mühe gegeben haben, Nietzsche Unterhaltung zu bieten, denn er bemerkt darüber an Köselitz am 2. September, »daß alles, was Artist ist, eigentlich nur für mich sang und spielte: was mich verwöhnen würde, wenn es so fortginge«. Dazu sind etwa zehn Universitätsprofessoren in Sils, vier allein in seinem Hotel, »mit denen ein artiger Verkehr stattfindet«.

›Morgenröte‹ soll neu herauskommen, dann ›Fröhliche Wissenschaft‹, »hier auch der angekündigte Lieder-Anhang ›Lieder des Prinzen Vogelfrei‹. Auf diese Weise hoffe ich den Büchern ein neues Interesse und, buchhändlerisch betrachtet, auch Flügel zu geben« (an Köselitz, 2. Sept. 1886). Von Naumann hat Nietzsche Bericht von einem guten Kauferfolg des ›Jenseits‹. Die Hälfte der Auflage (gut 200 Exemplare) sei verkauft, das Publikum habe »tüchtig angebissen«. In geradezu übermütigem Tone berichtet er all das auch Schwester und Schwager: »Was den Winter betrifft, so bleibt es bei Nizza: nur muß ich jemanden schaffen, der meine Existenz daselbst ›wördiger‹ gestaltet (denn ich nähere mich dem unheimlichen Zeitpunkte, wo ich ein ›berühmtes Tier‹ bin und mich gegen Entrée sehen lasse – –). Meine Gesundheit hat sich, nach dem Urteile aller, die mich wieder gesehn haben, entscheidend verbessert: Anzeichen davon – ich werde grob. Nur die Augen sind zurückgegangen, – weil ich zu viel geguckelt habe. Für die nächsten vier Jahre ist die Ausarbeitung eines vierbändigen. Hauptwerks angekündigt; der Titel ist schon zum Fürchten-machen: ›Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte‹. Dafür habe ich alles nötig, Gesundheit, Einsamkeit, gute Laune, vielleicht eine Frau.« Diese Herzlichkeit im Verkehr mit seinen Verwandten sollte bald einen schweren Stoß erhalten. Im Oktober wurde er von dort her massiv angepumpt. Dazu sagt er

zunächst Overbeck am 27./28. Okt. 1886: »Mir ist zu Mute, als ob ich mir das wenige Geld, das ich habe, für alle Fälle bereit halten sollte ... Andrerseits verstehe ich mich nicht darauf, in einer solchen dummen Geldsache Nein zu sagen.« Overbeck unterstützt ihn nun aber postwendend (29. Oktober) in der vorsichtigen Haltung: »Was aber die Aufforderung aus Paraguay betrifft, so kann ich meinerseits ... nicht dringend genug davon abraten ... Verwickele Deine Lage nicht noch in solcher Weise.« Overbeck hat mit diesem guten Freundesrat wahrscheinlich bereits jetzt den Grund gelegt für die der Nietzscheforschung so verhängnisvolle gehässig-feindselige Haltung der Schwester ihm gegenüber, als sie sich zur Archiv-Herrin aufgeschwungen hatte und eine Zusammenarbeit mit dem stillen Overbeck fruchtbarer gewesen wäre als der zermürbende Streit.

Nietzsche kam durch die Anfrage in keine geringe Gewissensnot. Einerseits fiel es ihm schwer, die geliebte Schwester im Augenblick echter finanzieller Not im Stich lassen zu müssen. Das Nein brachte er kaum über sich. Anderseits diktierte die Vernunft aus Einsicht in die eigene Lage, mit den Geldreserven vorsichtig umzugehen, denn neben der Verlegermisere mit ihrem kostspieligen Resultat, die nächsten Bücher auf eigene Kosten drucken zu müssen, wuchs die Unsicherheit seiner Basler Pension, mindestens für den Drittelsanteil – Fr. 1000.- – der Staatskasse, worüber neuerdings Overbeck seine ernsten Bedenken vorbrachte. Und wenn Nietzsche dennoch ein Übriges hatte, so stand es für ihn näher, die ebenfalls nicht rosige Lage der Mutter zu verbessern – und er hatte merkwürdigerweise ein Übriges und bot es der Mutter zu der gleichen Zeit an, da er der Schwester aus »eigener Finanznot« das Darlehen verweigerte. Er unterbreitete ihr seine Absage in weichen Formulierungen und so schonend wie möglich am 3. November: »Ich gestehe, daß mir der Gedanke, meine Schwester ... der Viehzucht ergeben zu wissen ... noch immer sehr fremd ist ... Noch weniger verstehe ich, warum Ihr Eure bescheidenere, aber bewiesenere Landhaus-Existenz so geschwind gegen den unbewiesenen gran chaco eintauschen wollt. Weshalb sich doch so große Ländereien und folglich so große Sorgen auf den Hals laden, oder wollt Ihr geschwind reich werden? Mich brächte man nicht mit zehn Pferden dahin, wo, wenn ich recht berichtet bin, nicht einmal eine gute Bibliothek zu finden ist ... so habe ich Europa notwendig, weil es der Sitz der Wissenschaft auf Erden ist ... Selbst, wenn ich gezwungen sein sollte, Europa zu verlassen (was nicht ganz unmöglich ist, da man anfängt, auf meine Literatur als auf gefährliche und unmoralische Literatur ein Augenmerk zu haben), so dürfte ich aus Gesundheitsgründen keine warmen Länder wählen ... Was mein Geld betrifft: so rät mir mein Verstand, wie der meines Freundes Overbeck jetzt unbedingt davon ab, mich irgendwo damit zu binden ... Wer weiß, was in den nächsten vier Jahren gerade bei mir sich begibt? Gewiß ist, daß es jetzt an kleinen Zufällen hängt, ob ich meine Basler Pension noch fortbeziehe.« Anderseits ersehen wir aus seinem Brief an die Mutter vom 13. November aus NizzaB1082: »Inzwischen habe ich in Betreff der andern Angelegenheit mit Overbeck Briefe gewechselt: und er rät mir unbedingt ab, mein Geld in der gewünschten Weise zu engagieren ... und Overbeck hat mir mit Recht die völlige Unsicherheit meiner Lage ins Gedächtnis zurückgerufen. Du hast ganz recht, es wäre hundert Mal rätlicher und schöner gewesen, das Geld Dir auf das Haus zu geben ... Die ganze Idee, mich zum Grundbesitzer in Paraguay zu machen, hat übrigens auch das gegen sich, daß darauf hin man mir in Basel keine Pension mehr geben würde ... Eins – oder das Andere. ›Nietzsche hat eine halbe Meile Land und Vieh darauf‹ – das wäre in dem sparsamen und vernünftigen Basel ein Argument, worauf hin man mir mit dem besten Gewissen von der Welt die Pension entziehen würde.« Aber dann kommt die

überraschende Wendung: »Womit könnte ich Dir für Weihnachten eine hübsche kleine Freude machen, meine gute Mutter? Aber Du mußt ganz ernsthaft darauf eingehen. Ich habe eben die Summe von 500 Fr. erspartes Geld, kann mir also einen kleinen Luxus erlauben. Zumal ich gar niemanden habe als unsere gute Mutter.« Und dann rühmt er wieder: »Nizza ist immer noch das Beste, aber auch nur für die kalte Jahreszeit. Selbst der Oktober ist hier zu mild für mich, da werde ich melancholisch und langweile mich. Vielleicht bleibe ich einmal den Winter oben im Engadin; es sind auch dies Mal wieder gegen 300 Gäste in St. Moritz dazu entschlossen (darunter mein englisch- russisches Trio).« Allerdings muß er diesmal eine Einschränkung anbringen: »Wir haben trauriges Wetter, viel Regen; auch gab es eine große Sturmflut, bei der viel beschädigt worden ist. Ich selbst wurde von einer Welle überrascht und flüchtete auf einen Baum.« Ob es der Baum der Erkenntnis gewesen ist, der dem Philosophen so günstig zur Rettung bereitstand?!

Wieder im Winterquartier

Nietzsche hatte Sils am 25. September verlassen und war diesmal ohne Herbst-Zwischenstation direkt an die Riviera gefahren. Von Genua wandte er sich ostwärts, in die Gegend von Rapallo mit seinen Zarathustra-Erinnerungen, und ließ sich in Ruta-Ligure nieder, das er sicher von seinen früheren Aufenthalten im Gebiet der Halbinsel, in S. Margherita und Portofino, kannte.

Am 2. Oktober schreibt er begeistert von der Landschaft an Mrs. Fynn und wiederholt, ja verstärkt die Schilderung im Brief an Köselitz vom 10. Oktober: »Denken Sie sich eine Insel des griechischen Archipelagos, mit Wald und Berg willkürlich überworfen ... Es ist etwas Griechisches daran ... andrerseits etwas Piratenhaftes, Plötzliches, Verstecktes, Gefährliches; endlich ... ein Stück tropischen Pinienwaldes, mit dem man aus Europa weg ist, etwas Brasilianisches ... Ich lag nie so viel herum, in wahrer Robinson-Insularität und -Vergessenheit; mehrfach auch lasse ich große Feuer vor mir emporlodern. Die reine unruhige Flamme mit ihrem weißgrauen Rauche sich gegen den wolkenlosen Himmel aufrichten zu sehn – Heidekraut rings herum, und jene Oktober-Seligkeit, welche sich auf hundert Arten Gelbs versteht – oh lieber Freund, ein solches Nachsommer-Glück wäre etwas für Sie, ebensosehr und vielleicht noch mehr als für mich!« Nietzsche wohnt im Albergo d'Italia, dessen reinliche Zimmer und niedrigen Pensionspreis er rühmt, aber Mrs. Fynn klagt erB1083: »Die Küche abscheulich; noch keinen ordentlichen Bissen Fleisch zu sehen bekommen.« Vielleicht ist dies mit ein Grund, warum er sich bereits mit Ortswechselplänen befaßt, denn schon am 10. Oktober gibt er Köselitz an: »Schreiben Sie ... mit dieser Adresse: Nizza ...«, wohin er am 20. Oktober denn auch reist, wieder in seine alte Pension de Genève.

Nietzsche hat aber nicht nur ein romantisches Naturerlebnis genossen, das er sich wieder einmal mit einem Vergleich steigert, zu dem er das Original gar nicht kennt, nämlich die Ionischen Inseln. Er hat nicht nur Feuer entfacht und den weißen Rauch in den blauen Himmel steigen lassen und sich im Heidekraut ausgestreckt, er hat auch tüchtig gearbeitet. Er macht eine neue Vorrede zur ›Fröhlichen Wissenschaft‹ fertig, schreibt zu demselben Werk ein v. Buch, »um dem Ganzen eine Art Gleichwertigkeit mit der ›Morgenröte‹ zu geben, nämlich vom buchbinderischen Standpunkt aus«, wie er Köselitz am 13. Februar 1887 schreibt, erweitert die ›Idyllen aus Messina‹ zu den ›Liedern des Prinzen Vogelfrei‹, und fügt auch diese mit diesem Titel dem Werk an. Und obendrein entwirft er eine neue Vorrede zur ›Morgenröte‹.

Antworten auf ›Jenseits von Gut und Böse‹

Neben all diesen literarischen Arbeiten unterhält Nietzsche wieder einen regeren Briefverkehr, zum Teil im Gefolge der Reaktionen auf sein ›Jenseits‹. Diese umspannten im Wesentlichen den Raum von schroffer Ablehnung bis zu einem gütigen Gewährenlassen. Die heftigste Gebärde kam von dem alten Freund Rohde. Nietzsche hatte ihm das Buch ebenfalls zukommen lassen, und es wäre verwunderlich, wenn er Rohde keinen Begleitbrief geschickt hätte, wie Nietzsche sie den anderen Geschenkexemplaren folgen ließ. Aber ein solcher Brief fehlt uns. Ebenso fehlt eine direkte Antwort Rohdes an Nietzsche. Ob diese ganze Korrespondenz von Rohde unterdrückt wurde, als man im Weimarer Archiv unter seiner Assistenz an die Ausgabe ging? Dafür ist seine Stellungnahme erhalten, die er Overbeck am 1. September 1886 mitteilteB1084: »Das meiste habe ich mit großem Unmute gelesen. Allermeist sind das doch Diskurse eines Übersättigten nach dem Essen ... Das eigentlich Philosophische darin ist so dürftig und fast kindisch, wie das Politische ... albern und weltunkundig. Und doch sind ja manche geistreiche Aperçus darin ... dithyrambische Stellen. Aber alles bleibt willkürlicher Einfall; von Überzeugung ist nicht mehr die Rede ... Ich bin nicht mehr imstande, diese ewigen Metamorphosen ernst zu nehmen. Es sind Einsiedlervisionen und Gedankenseifenblasen ... Aber warum sie, wie eine Art Evangelium, der Welt mitteilen? Dabei ist mir die ewige Ankündigung ungeheurer Dinge ... die dann zu langweiliger Enttäuschung des Lesers gar nicht kommen! – dies ist mir unsagbar widerwärtig.« Wir hätten es heute leicht, Rohde des Unverständnisses zu zeihen. Aber Rohde konnte 1886 noch nicht über das Wissen und den Überblick verfügen, der es uns heute erlaubt, Nietzsches Buch in seiner Stellung und Funktion innerhalb des Gesamtwerkes (sofern dieser Ausdruck angesichts eines durch die Krankheit abgebrochenen, Torso gebliebenen Schaffens statthaft ist) und im Laufe der Philosophiegeschichte bis auf unsere Tage zu sehen. Seit der – gerade für den klassischen Philologen Rohde kanonischen – Antike sahen es die Philosophen als ihre erste Aufgabe an, die *archê*, den Anfang, den Urgrund aller Dinge aufzuspüren und in der Erscheinungen Flucht das Konstante, das ewig Seiende, *to on* aufzuzeigen und darauf ihre Systeme der Weltsicht, ihre Kosmologien und Kosmogonien aufzubauen. Und noch in seinem Jahrhundert erlebt Rohde die Ausbreitung des gewaltigen Hegelschen Systems und daneben Schopenhauers Rückführung der Erscheinungswelt (der Welt der bloßen »Vorstellung«) auf einen Urimpuls, den er »Wille« nennt. Rohde weiß es und hat es in den früheren Jahren miterlebt, daß Nietzsche in dieser Philosophie aufgewachsen ist. Und nun kommt er und stellt die Grundfrage, das Grundanliegen der bisherigen Philosophie selber in Frage. Das Suchen nach der *archê* ist plötzlich ein Irrtum aus der Gewohnheit der Grammatik, aus dem Schema des Denkvorganges in der Subjekt-Objekt-Spaltung, in der Trennung des Subjektes von seiner Handlung, womit die Voraussetzung angenommen ist, daß es zu jeder Handlung auch einen Handelnden geben müsse. »Ich sehe« setzt einen Sehenden und etwas, das gesehen wird. All das zieht Nietzsche in Zweifel. Für den Philologen – Grammatiker – Rohde ist es rein unmöglich, den gedanklichen Schritt mitzuvollziehen, und darum kann er auch die ungeheuerliche Konsequenz nicht sehen, die ein allgemeiner Vollzug dieses Gedankens nach sich ziehen müßte. Nietzsche sieht diese gefährliche Konsequenz und versucht, sie an einzelnen Objekten aufzuzeigen. Diese Versuche, dazu aus der eigenen furchtbaren Verantwortungsangst und Unsicherheit tastend vorgebracht, sind naturgemäß punktuell, einmal hier, einmal dort zugreifend. Daran stößt sich

Rohde von seiner philosophischen Schulung und Situation aus mit Recht. Die totale Relativierung aller Werturteile, wie sie Nietzsche vornimmt, indem er sie allesamt bloß als Resultate einer »Perspektive« gelten läßt als einer nur dem Menschen eignenden Sicht aus seinem Standort innerhalb des Kosmos, womit er ihm die Möglichkeit absoluter und objektiver Wahrheitserkenntnis überhaupt abspricht – eine solche Perspektive kann der auf Wissenschaft, also auf objektive Wahrheitsfindung verpflichtete Rohde nicht mitmachen.

Ebenso wie Rohde ist der Theologieprofessor Franz Overbeck Wissenschaftler und in derselben philosophischen Tradition aufgewachsen wie Rohde – und Nietzsche. Und dennoch verhält er sich in bemerkenswerter Weise offener. Zwar bezieht auch er nicht Nietzsches radikale und alles umkehrende Position, aber er ahnt sie mindestens als eine mögliche. Auch die menschliche Bindung an Nietzsche auferlegt es ihm, alles *sine ira et studio* zu sehen, den Menschen von der Sache, die er vertritt, zu unterscheiden, ähnlich wie die persönliche Freundschaft des konsequenten Schopenhauerianers Deussen und des abtrünnigen Nietzsche von der Kluft der philosophischen Bekenntnisse nicht berührt wird. Darum verweist Overbeck in seinem Brief vom 23. September 1886B1085 Rohde zunächst, daß er zu sehr im Zorn rede. Zur Sache gesteht er ihm, »das Buch (hat mich) nicht im geringsten weiter über die letzten Ein- und Absichten des Verfassers aufgeklärt; es ist mir überhaupt nach ›Zarathustra‹ wie der reine Rückfall vorgekommen, was bei solchen Einsiedlerbüchern besonders bedenklich ist ... Und so ist's bei dem meisten, was Sie einwenden: ich bin an und für sich zunächst einverstanden und im ganzen und schließlich doch ganz anderer Meinung.«

Overbeck sieht richtig – was er fälschlicherweise als »Rückfall« ankreidet –, daß Nietzsche an die Schriften vor dem Zarathustra anschließt, diesen gewissermaßen ausklammert. Er kann nicht einsehen, was Nietzsche bei dem Versuch zur Fortsetzung bewußt geworden ist, daß die Wege, die mit dem Zarathustra beschritten waren, aus der Philosophie hinausführen, in Bereiche, wo die begriffliche Formulierung im Wort aufhört. Der Zarathustra steht eben auf der Wippe zwischen Rationalem und Irrationalem, zwischen Erkenntnis in Begriffen und Erfahrung aus unmittelbarem Erlebnis, zum Beispiel in Dichtung oder Musik. Nietzsche hat seine Gefahr signalisiert, als er den Zarathustra als seine »Sinfonie« bezeichnete!

Eine ganz andere Haltung nimmt der vornehme Jacob Burckhardt ein. Zwar bleibt auch ihm das Buch Nietzsches weitgehend fremd, aber er nimmt den Grund des Nichtverstehens in sich hinein, damit aber einen Grundgedanken Nietzsches praktisch anwendend: die Berechtigung zur Perspektive.

Mit einem geradezu rührenden Zutrauen legte Nietzsche sein Buch in die Hand des verehrten Mannes, begleitet von einem Brief vom 22. September 1886 aus Sils: »...es tut mir wehe, so lange Sie nicht gesehn und gesprochen zu haben! Mit wem möchte ich eigentlich noch sprechen, wenn ich nicht zu Ihnen sprechen darf? ... Ich kenne niemanden, der mit mir eine solche Menge Voraussetzungen gemein hätte wie Sie: es scheint mir, daß sie dieselben Probleme in Sicht bekommen haben ... vielleicht sogar stärker und tiefer noch als ich, da Sie schweigsamer sind ... Genug, hier ist ein Problem, das wir glücklicherweise ... mit nicht gar vielen unter den Lebenden und Toten gemein haben dürften. Es auszusprechen ist vielleicht das gefährlichste Wagnis, das es gibt, nicht in Hinsicht auf den, der es wagt, sondern in Hinsicht auf die, zu denen er davon redet. Mein Trost ist, daß zunächst die Ohren für meine großen Neuigkeiten fehlen, – Ihre Ohren ausgenommen, lieber und hochverehrter Mann: und für Sie wiederum werden es keine ›Neuigkeiten‹ sein.« Auf diesen Anruf antwortet Jacob Burckhardt in feinfühliger Weise und, seine

angeborene Zurückhaltung abgerechnet, mit großer menschlicher Wärme bereits am 26. September (das Buch muß schon vor Nietzsches Brief bei ihm eingetroffen und von ihm gelesen worden sein). Burckhardt dankt herzlich für das Buch. »Leider überschätzen Sie nur zu sehr ... meine Fähigkeit. Problemen, wie die Ihrigen sind, bin ich nie im Stande gewesen, nachzugehen oder mir auch nur die Prämissen derselben klar zu machen. Zeitlebens bin ich kein philosophischer Kopf gewesen, und schon die Vergangenheit der Philosophie ist mir so viel als fremd ... Was mir nun in Ihrem Werke am ehesten verständlich ist, sind die historischen Urteile und vor allem Ihre Blicke in die Zeit: über den Willen in den Völkern und dessen zeitweilige Lähmung; über die Antithese der großen Assekuranz des Wohlbefindens gegenüber der wünschbaren Erziehung durch die Gefahr ... über die Demokratie als Erbin des Christentums; ganz besonders aber über die künftigen Starken auf Erden! ... Wie befangen nehmen sich daneben die Gedanken aus, welche sich unsereiner bei Gelegenheit über das allgemeine Schicksal der jetzigen europäischen Menschheit zu machen pflegt! – Das Buch geht eben weit über meinen alten Kopf, und ich komme mir ganz blöde vor, wenn ich Ihre erstaunliche Übersicht über das ganze Gebiet der jetzigen Geistesbewegung und Ihre Kraft und Kunst der nuancierten Bezeichnung des einzelnen inne werde.« Das ist eine ganz erstaunliche Haltung für den nun bereits 68jährigen Gelehrten, der noch ganz im Geiste der Weimarer Klassik aufgewachsen war. Genährt wird diese Haltung aus zwei Quellen, wie der Schluß des Briefes zeigt: »Wie gerne hätte ich aus Ihrem werten Schreiben auch etwas über Ihr Befinden erfahren. Ich meinerseits habe auf Grund meiner vorgerückten Jahre die Geschichtsprofessur niedergelegt und nur die Kunstgeschichte einstweilen noch beibehalten.«

Burckhardt fühlte sich dem Kollegen, als den er Nietzsche anerkannte, in seinem physischen Elend verbunden – und den unheimlichen Kräften der geschichtsbildenden Mächte gegenüber hat er als Wissenschaftler resigniert und sich auf die Geschichte des Geistes in seinen Manifestationen in der bildenden Kunst zurückgezogen.

Von großer Bedeutung für Nietzsche wird eine Rezension des Buches von Joseph Victor Widmann (1842-1911) im Feuilleton der Berner Zeitung ›Der Bund‹ vom 16./17. September 1886. Nietzsche galt weitherum immer noch als Wagnerianer, ja als zum engsten Bayreuther Kreise gehörend, und war es innerlich auch, denn gerade in diesen Tagen (am 29. Oktober) gesteht er Overbeck: »Es ist wunderbar, wie treu alle diese Anhänger Wagners an mir hängen bleiben; ich glaube, sie wissen, daß ich heute noch so gut als ehemals an das Ideal glaube, an welches Wagner glaubte, – was liegt daran, daß ich an dem vielen Menschlich-Allzumenschlichen gestolpert bin, das R. W. selbst seinem Ideal in den Weg gelegt hat?« Widmann dagegen war ein persönlicher Freund von Brahms, der oft bei ihm in Bern einkehrte oder mit ihm schöne Tage am Thunersee genoß. Widmann war auch mit Carl Spitteler befreundet, was sowohl für diesen selbst wie für Nietzsche und namentlich für deren gegenseitige Beziehungen bedeutsam werden sollte.

Widmanns Vater war in Liestal, der jungen Hauptstadt des seit den 30er-Wirren selbständigen Kantons Basel-Landschaft, als konvertierter Mönch mährischer Herkunft protestantischer Pfarrer, die Mutter eine ebenfalls konvertierte Nonne. Das alles beherrschende Element im Liestaler Pfarrhause, in dem der in Liestal 1845 geborene Carl Spitteler wie ein zweiter Sohn heranwuchs, war die Musik. Joseph Victor Widmann besuchte die höheren Schulen im nahen Basel, studierte Theologie, Philologie und Philosophie in Basel, Heidelberg und Jena, war zeitweilig Organist und Musikdirektor in Liestal (1866), dann Pfarrhelfer, ab 1868 Mädchenschuldirektor

in Bern, somit ein Verfechter der fortschrittlichen Frauenbildung, und ab 1880 Feuilletonredaktor des führenden freisinnig-liberalen ›Der Bund‹ in Bern. Er besaß eine dichterische Begabung, namentlich eine große Leichtigkeit, und schuf ein umfängliches literarisches Werk. In seine Erlebniswelt drang jedoch nie die erschütternde Erfahrung des großen Opfers, aus welchem sich der bedeutende Dichter erhebt. Aber er verfügte über jenen glänzenden und beweglichen Intellekt, der ihn zum hervorragenden Rezensenten befähigte.

Damit, daß der als Brahms-Freund bekannte Widmann sich mit Nietzsche beschäftigte, war in aller Öffentlichkeit für Nietzsche die Brücke zur anderen großen, der gegen Wagner stehenden Kunstpartei geschlagen. Es darf daran mindestens die Vermutung angeknüpft werden, daß dadurch eine der Voraussetzungen geschaffen wurde, die es Nietzsche dann ermöglichten, selber in aller Öffentlichkeit seinen in der Wagnerfrage gewandelten Standpunkt darzulegen, denn noch immer war die IV. Unzeitgemäße Betrachtung ›Richard Wagner in Bayreuth‹ von 1876 als sein letztes Wort in Umlauf.

Widmann ist vorderhand der einzige Leser und Kommentator, der die Konsequenzen von Nietzsches Relativierung philosophischer Erkenntnis auf bloß perspektivische Interpretation abschätzt und die Gefährlichkeit von Nietzsches Buch sieht. Er zieht den bildlichen Vergleich mit den Wagen, die für den Durchbruch des Gotthardtunnels das Dynamit durch friedliche, von ahnungslosen Bewohnern bevölkerte Talschaften transportierten und mit einer schwarzen Flagge gekennzeichnet vor ihrem gefährlichen Inhalt warnten. So müßte auch Nietzsches Buch gezeichnet sein.

Nietzsche litt unter nichts so sehr als unter der Verharmlosung oder der Ablehnung mit der Begründung, seine Gedanken seien nicht neu oder zu unbedeutend – wie es Rohde tat. Aber auch die kritiklose Anerkennung, etwa von Köselitz, mußte ihm zuwider sein. In Widmann hatte er nun erstmals einen Kritiker, der ihn ernst nahm, der die ganze Gefahr sah und aus tiefer Einsicht warnte.

Widmann bewirkte damit allerdings etwas, was er kaum beabsichtigte; er verstärkte Nietzsches Selbstverständnis als das Werkzeug eines großen europäischen Verhängnisses, seines Glaubens, daß mit ihm, mit seiner Aufhebung und Relativierung der philosophischen Grundfrage, der entscheidende Umbruch in der Philosophie gegeben sei, daß mit ihm die Philosophiegeschichte in zwei Hälften auseinanderbreche. Sich in diesem Sinne ernst genommen zu sehen, mußte ihn begeistern. Unverzüglich schickt er sein Buch der alten getreuen Malwida v. Meysenbug und exzerpiert ihr am 24. September die ihn ansprechenden Partien aus Widmanns Besprechung. Besonders stolz macht ihn der Satz: »Hier liegt Dynamit«, den er unterstreicht. Allerdings: wie und was Nietzsche exzerpiert, ist nochmals eine eigene Geschichte!A197

Zu dieser klarsehenden Rezension und dem von Nietzsche zunächst als wohltuend empfundenen Brief von Jacob Burckhardt kommt noch eine dritte »Anerkennung« hinzu, die Nietzsches Selbstvertrauen mächtig anfacht, aber auch den Keim einer anderen, recht schmerzlichen Entfremdung in sich trägt. Der Mutter schreibt er Ende Oktober aus Nizza: »Einer der bedeutendsten Franzosen, nach Geist, Charakter und Einfluß, Henri [Irrtum Nietzsches!] Taine, ein Mensch von der hohen Qualität wie Jacob Burckhardt in Basel, hat mir hierher zum Dank für mein letztes Buch einen herrlichen Brief geschickt. Solche Ehren, wie Dein Sohn, erfahren wenige. Ich habe immer die Teilnahme der alten unabhängigen und weitblickenden Denker für mich gehabt.« Wegen dieser hohen Bewertung Taines durch Nietzsche

auf der einen, und bissiger Vorbehalte durch Rohde auf der andern Seite, sollte es ein Jahr später zum völligen Zerfall der alten Freundschaft kommen.

Feindes‹, etwa des ›Goten‹, des ›Vandalen‹ zusammen.« Die Dichter haben seit Homer diese von Nietzsche »frohlockende Ungeheuer« genannten »Helden« verherrlicht, während er warnend auf zwei Beispiele aus heller historischer Zeit hinweist: »Das tiefe, eisige Mißtrauen, das der Deutsche erregt, sobald er zur Macht kommt, auch jetzt wieder, – ist immer noch ein Nachschlag jenes unauslöschlichen Entsetzens, mit dem Jahrhundertelang Europa dem Wüten der blonden germanischen Bestie zugesehn hat.«A205 Und daß auch die lautest beteuerte »Christlichkeit« nicht vor der Anwandlung blutrünstiger Grausamkeit in der Rache bewahrt, dafür dient ihm als erschütternder Beleg eben das Tertullian-Zitat! Rache, Entgeltung (Verrechnung) für Schuld, und als Äquivalent, als mögliche Zahlungs- und Befreiungsmittel der Grausamkeit, Lust am Leiden des geschädigten Schuldners, das sucht Nietzsche als urtümlichste Grundlage von *»Schuld, schlechtes Gewissen und Verwandtes«* in der so betitelten ›Zweiten Abhandlung‹ nachzuweisen. Die »Rechtsprechung«, insbesondere das Strafrecht, wird so auf ein Vergeltungsrecht reduziert (II § 5): »Die Äquivalenz ist damit gegeben, daß an Stelle eines gegen den Schaden direkt aufkommenden Vorteils (also an Stelle eines Ausgleichs in Geld, Land, Besitz irgend welcher Art) dem Gläubiger eine Art Wohlgefühl als Rückzahlung und Ausgleich zugestanden wird, – das Wohlgefühl, seine Macht an einem Machtlosen unbedenklich auslassen zu dürfen, die Wollust *›de faire le mal pour le plaisir de le faire‹,* den Genuß der Vergewaltigung ... Vermittelst der ›Strafe‹ am Schuldner nimmt der Gläubiger an einem Herren-Rechte teil: endlich kommt auch er einmal zu dem erhebenden Gefühle, ein Wesen als ein ›Unter sich‹ verachten und mißhandeln zu dürfen – oder wenigstens ... es verachtet und mißhandelt zu sehen. Der Ausgleich besteht also in einem Anweis und Anrecht auf Grausamkeit.« (§ 6): »Leiden-sehn tut wohl, Leiden-machen noch wohler – das ist ein harter Satz, aber ein alter mächtiger menschlich-allzumenschlicher Hauptsatz.«

Und dieses Verhältnis besteht nicht nur zwischen Individuen, also im Privatrecht, sondern auch gegenüber der Gemeinschaft, im öffentlichen Recht (§ 9): »Man lebt in einem Gemeinwesen, man genießt die Vorteile eines Gemeinwesens (oh was für Vorteile! wir unterschätzen es heute mitunter), man wohnt geschützt, geschont, im Frieden und Vertrauen, sorglos in Hinsicht auf gewisse Schädigungen und Feindseligkeiten, denen der Mensch außerhalb, der ›Friedlose‹, ausgesetzt ist ... Was wird im andren Fall geschehen? Die Gemeinschaft, der getäuschte Gläubiger, wird sich bezahlt machen ... Es handelt sich hier am wenigsten um den unmittelbaren Schaden ...: von ihm noch abgesehen, ist der Verbrecher vor allem ein ›Brecher‹, ein Vertrags- und Wortbrüchiger gegen das Ganze, ... Der Verbrecher ist ein Schuldner, der die ihm erwiesenen Vorteile und Vorschüsse nicht nur nicht zurückzahlt, sondern sich sogar an seinem Gläubiger vergreift: daher geht er von nun, wie billig, nicht nur aller dieser Güter und Vorteile verlustig, – er wird vielmehr jetzt daran erinnert, was es mit diesen Gütern auf sich hat ... Die ›Strafe‹ ist auf dieser Stufe der Gesittung einfach das Abbild, der Mimus des normalen Verhaltens gegen den gehaßten, wehrlos gemachten, niedergeworfenen Feind ... also das Kriegsrecht und Siegesfest des *vae victis*! in aller Schonungslosigkeit und Grausamkeit.« Das sind die Grund- und Ausgangsformen einer Vorzeit. (§ 10): »Mit erstarkender Macht nimmt das Gemeinwesen die Vergehungen des Einzelnen nicht mehr so wichtig, weil sie ihm nicht mehr in gleichem Maße wie früher für das Bestehen des Ganzen als gefährlich und umstürzend gelten dürfen: der Übeltäter wird nicht mehr ›friedlos gelegt‹ und

ausgestoßen ... Der immer bestimmter auftretende Wille, jedes Vergehn als in irgend einem Sinne abzahlbar zu nehmen, also, wenigstens bis zu einem gewissen Maße, den Verbrecher und seine Tat von einander zu isolieren – das sind die Züge, die der ferneren Entwicklung des Strafrechts immer deutlicher aufgeprägt sind. Wächst die Macht und das Selbstbewußtsein eines Gemeinwesens, so mildert sich immer auch das Strafrecht ... Der ›Gläubiger‹ ist immer in dem Grade menschlicher geworden, als er reicher geworden ist; zuletzt ist es selbst das Maß seines Reichtums, wie viel Beeinträchtigung er aushalten kann, ohne daran zu leiden ... Gnade; sie bleibt, ... das Vorrecht des Mächtigsten, besser noch, sein Jenseits des Rechts.«

Entschieden verwahrt sich Nietzsche aber gegen die Unterstellung, die Gemeinschaft, der »Staat«, sei durch ein solches Abwägen, durch gegenseitige Absprachen und Versicherungen *entstanden:* diese Zustände sind Spätstufen. Nietzsche greift damit die Staatstheorien Rousseaus und all jener, die sich auf einen *»contrat social«* als Ursprung des Staates berufen, entschieden an. Nietzsche sieht die Formung einer gestaltlos schweifenden Bevölkerung zu einem Staat als Folge eines Gewaltaktes, der (§ 17) »mit lauter Gewaltakten zu Ende geführt wurde, – daß der älteste ›Staat‹ demgemäß als eine furchtbare Tyrannei, als eine zerdrückende und rücksichtslose Maschinerie auftrat und fortarbeitete, bis ein solcher Rohstoff von Volk und Halbtier endlich nicht nur durchgeknetet und gefügig, sondern auch *geformt* war ... ›Staat‹: ... wer damit gemeint ist – irgend ein Rudel blonder Raubtiere ... welche, kriegerisch organisiert und mit der Kraft, zu organisieren, unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene, aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung legt ... Ich denke, jene Schwärmerei ist abgetan, welche ihn mit einem ›Vertrage‹ beginnen ließ. Wer befehlen kann, wer von Natur ›Herr‹ ist, ... was hat der mit Verträgen zu schaffen! ... Ihr Werk ist ein instinktives Formen- schaffen, Formen-aufdrücken, es sind die unfreiwilligsten, unbewußtesten Künstler, die es gibt ... in ihnen waltet jener furchtbare Künstler-Egoismus, der wie Erz blickt und sich im ›Werke‹, wie die Mutter in ihrem Kinde, in alle Ewigkeit voraus gerechtfertigt weiß. *Sie* sind es nicht, bei denen das ›schlechte Gewissen‹ gewachsen ist, ... aber es würde nicht ohne sie gewachsen sein, dieses häßliche Gewächs, es würde fehlen, wenn nicht unter dem Druck ihrer Hammerschläge ... ein ungeheures Quantum Freiheit aus der Welt ... geschafft und gleichsam latent gemacht worden wäre.« Folge dieses Zerdrückens, Einengens ist ein Mensch (§ 16), »der sich, ...ungeduldig selbst zerriß, verfolgte, annagte, aufstörte, mißhandelte. Dies an den Gitterstangen seines Käfigs sich wund stoßende Tier, das man ›zähmen‹ will, dieser entbehrende und vom Heimweh der Wüste Verzehrte, der aus sich selbst ein Abenteuer, eine Folterstätte, eine unsichere und gefährliche Wildnis schaffen mußte – dieser Narr, dieser sehnsüchtige und verzweifelte Gefangene wurde der Erfinder des ›schlechten Gewissens‹. Mit ihm aber war die größte und unheimlichste Erkrankung eingeleitet, von welcher die Menschheit bis heute nicht genesen ist, das Leiden des Menschen *am Menschen, an sich.«* Es sind die Probleme der Aggression, Verdrängung, Zwangsneurosen, welche die Daseinsanalyse nach, seit und durch Nietzsche beschäftigt, die er hier so grell beleuchtet, beleuchten muß, weil sich seine Zeit noch allzu sehr davor abschirmte. Aber nun läßt es Nietzsche nicht bei der erregenden Analyse menschlicher Seinsweise bewenden, in der so viele seiner Zeitgenossen, seine bewußten oder unbewußten, eingestandenen oder uneingestandenen Epigonen namentlich im »dramatischen« Fach steckenblieben. Unmittelbar bricht sein Glaube an die Zukunft des Menschen als einer Möglichkeit höherer Wesensart durch, der Glaube, dem sein ›Zarathustra‹ gilt, wo auch er als Künstler, als Dichter und nicht als

Eroberer oder Menschenbändiger, und jenseits von gut und böse eine Existenzform als Ziel entwirft, die all das Tierhafte weit hinter sich läßt. »Fügen wir sofort hinzu [§ 16, Schluß], daß andrerseits mit der Tatsache einer gegen sich selbst gekehrten, gegen sich selbst Partei nehmenden Tierseele auf Erden etwas so Neues, Tiefes, Unerhörtes, Rätselhaftes, Widerspruchsvolles *und Zukunftsvolles* gegeben war, daß der Aspekt der Erde sich damit wesentlich veränderte ... Der Mensch zählt seitdem *mit* unter den unerwartetsten und aufregendsten Glückswürfen, die das ›große Kind‹ des Heraklit, heiße es Zeus oder Zufall, spielt, – er erweckt für sich ein Interesse, eine Spannung, eine Hoffnung, beinahe eine Gewißheit, als ob mit ihm sich etwas ankündige, etwas vorbereite, als ob der Mensch kein Ziel, sondern nur ein Weg, ein Zwischenfall, eine Brücke, ein großes Versprechen sei – – –.«

Es ist der alte Philosophentraum – auch des von Nietzsche so viel geschmähten Platon –, daß die Philosophie ein Mittel, ein Weg, vielleicht *der* Weg zum eigentlichen, vollen Menschentum sei, befreit von seiner ›Raubtier-Herkunft‹. Allerdings, ob die Methoden, die Nietzsche konkret und im einzelnen angibt, zu dem gesteckten Ziele führen, darüber läßt sich streiten.A206 Die ›Genealogie‹ fügt sich damit nicht nur nahtlos in das Gesamtwerk Nietzsches, sondern in den langatmigen Gang der Philosophiegeschichte überhaupt ein.

Die ›Dritte Abhandlung‹ *»Was bedeuten asketische Ideale«* weist mit ihrer Abrechnung mit »dem Priester« und seinen Ausfällen gegen das Neue Testament und Luther bereits deutlich auf den ›Antichrist‹ hin, nimmt einige von dessen Thesen vorweg. Überraschend und nur mühsam mit dem Oberthema »Genealogie der Moral« verbunden sind einige Abschnitte über Wagner, namentlich zu dessen ›Parsifal‹. Das musikalische Erlebnis vom Januar 1887, die Bezauberung, die Nietzsche durch das Parsifal-Vorspiel an sich selber erlebt hat, beunruhigt ihn, er muß es verarbeiten, um sich davon zu befreien. Die Anknüpfung der Wagner- und Parsifal-Abschnitte an die allgemeine Kritik des asketischen Ideals erscheint im Lichte des treibenden Erlebnisses recht künstlich. In einem Punkte liegen sie jedoch auf einer Ebene mit dem übrigen: sie weisen voraus auf kommende Schriften. Wie dort auf ›Antichrist‹, so hier auf ›Fall Wagner‹ und ›Nietzsche contra Wagner‹. Mit letztmöglicher Deutlichkeit exponiert hier Nietzsche seine grundsätzliche philosophische Position gegen Wagner und den ›Parsifal‹ (III, 25): »Die Kunst, in der gerade die *Lüge* sich heiligt, der *Wille zur Täuschung* das gute Gewissen zur Seite hat, ist dem asketischen Ideale viel grundsätzlicher entgegengestellt als die Wissenschaft: so empfand es der Instinkt Platos, dieses größten Kunstfeindes, den Europa bisher hervorgebracht hat. Plato gegen Homer: das ist der ganze, der echte Antagonismus – dort der ›Jenseitige‹ besten Willens, der große Verleumder des Lebens, hier dessen unfreiwilliger Vergöttlicher, die *goldene* Natur. Eine Künstler-Dienstbarkeit im Dienste des asketischen Ideals ist deshalb die eigentlichste Künstler-Korruption, die es geben kann, leider eine der allergewöhnlichsten: denn nichts ist korruptibler als ein Künstler.« Nietzsche kennzeichnet diesen Satz als Exkurs und Vorwegnahme, indem er ihn in Klammern beifügt.

Es ist in diesem Zusammenhang auch nicht außer acht zu lassen, daß sich jetzt die Möglichkeit eines persönlichen Kontakts zu Johannes Brahms, dem in der Musikwelt zum Antipoden Wagners gestempelten nichtdramatischen Musiker zu ergeben scheint. Am 18. Juli 1887 schreibt Nietzsche an Köselitz: »Kuriosum anbei: Dr. Widmann ... hat mir geschrieben, enthusiastisch; auch von Brahms ... (letzterer interessiert von ›Jenseits‹, jetzt im Begriff sich ›Fröhliche Wissenschaft‹ zu Gemüte zu führen). – Sollte ich in dieser Richtung etwas für den Löwen von Venedig tun können??? Fragezeichen.«

Nietzsche wußte ganz genau, daß der Weg zu einem Opernerfolg seines Schützlings Köselitz sicher nicht über den Nicht-Dramatiker Brahms führen konnte. Das Fragezeichen richtet sich vor ihm selber auf, wie schon vor 13 Jahren, 1874, nach der Aufführung von Brahms' ›Triumphlied‹ in Basel, als Nietzsche am 14. Juni 1874 an Rohde schrieb: »... es war mir eine der schwersten ästhetischen Gewissensproben.« Ohne eine Verbindung mit Köselitz vorzugeben, erwähnt Nietzsche denn auch am 5. August mit fühlbarer Genugtuung an die Mutter: »Man schreibt mir, daß der berühmte Komponist Johannes Brahms ... sich sehr mit meinen Büchern abgibt. Für die Herrn Musiker, scheint es, hat Dein altes Geschöpf etwas Anziehendes.« Offener treten dann Nietzsches Gedanken und Hoffnungen in Verbindung mit Brahms zutage in dem Brief vom 11. September an Widmann, wo er am Schluß eines langen PS unvermittelt anfügtB1120: »...würden Sie vielleicht gewillt sein, Herrn Johannes Brahms etwas in meinem Namen zu überreichen, gesetzt, daß er noch in Ihrer Nähe ist? (nämlich eine Komposition von mir, die jetzt eben erscheint ›Hymnus an das Leben‹ Chor und Orchester). Ich bin nämlich, wie Wagner sagte, ›ein verunglückter Musikus‹ (er selbst sei ein ›verunglückter Philologe‹).«

Ausklang in Sils

Nach dem Besuch Paul Deussens und seiner Frau, nach der Abreise Meta v. Salis' und den Damen Mansuroff und Fynn, wird Sils wieder ungastlich im wörtlichen Sinne: ohne Gäste. Dazu wird auch noch das Wetter scheußlich: Der Herbst ist wesentlich kälter als andere Jahre (und »trüber, regnerischer: was das Gefühl für Kälte verschärft«), meldet er am 15. September Köselitz. Nietzsche friert. Was ihn jetzt in Atem hält, sind die bereits eintreffenden Korrekturen der ›Genealogie der Moral‹. Am 7. September kommt der 4. Bogen, am folgenden Tag der 5. und am 11. September der 6. Bogen. Dazu trägt ihm die Anfrage des Dichters und Verlegers Ferdinand Avenarius einen neuen Impuls in seinen Alltag, ob er an der Zeitschrift »Der Kunstwart« mitarbeiten wollte, die ab 1. Oktober erscheinen soll.

Nietzsche will zunächst nicht brüsk absagen, denn in seiner gegenwärtigen Verlegernot (die ›Genealogie‹ muß er wieder auf eigene Rechnung drucken) könnte das eine letzte Zufluchtsstätte sein. So jedenfalls äußert er sich am 8. September gegenüber Köselitz: »Ich will im allgemeinen Ja sagen, in Hinsicht darauf, daß es gut ist, einen Ort zu haben, wo man gelegentlich *in aestheticis* mitreden kann. Dabei habe ich mehr an Sie als an mich gedacht. Avenarius ist ein Dichter ..., mehr aber noch ein sehr rühriger Vermittler mit buchhändlerischem Instinkt.« Aber schon zwei Tage später ist diese Anwandlung von Kompromißbereitschaft verflogen. Nietzsches Brief vom 10. September an Avenarius enthält aber noch eine Überraschung: er empfiehlt nicht nur Köselitz, sondern, und das mit Nachdruck, *Carl Spitteler.* »Auf dergleichen Anfragen habe ich bisher immer Nein gesagt: es hilft nichts, ich muß es auch in diesem Falle tun. Sehen Sie darin nicht mehr als eine der fünftausend Necessitäten, die ein resoluter Wille zur Unabhängigkeit in sich schließt. Man ist nicht ungestraft ›Philosoph‹. Ich will schlechterdings nichts mit Zeitschriften zu tun haben: sie sind immer Parteischriften und am meisten dann, wenn sie es selbst nicht zu sein glauben ... Übrigens gibt man mir diese meine ›Enthaltsamkeit‹ artig genug zurück: man ›enthält sich‹ auch meiner. Wenigstens sagt mir dies Gottfried Keller (›mein Name sei in deutschen Zeitschriften so gut wie nicht vorhanden‹) ... Ich selbst habe über mich noch nicht drei Zeilen gelesen, die mich interessiert hätten ... Um Ihnen andrerseits meine Anteilnahme zu beweisen, mache ich Sie, wertester Herr Lyricus,

auf zwei Männer aufmerksam, deren feiner und freier Geschmack *in artibus* schon mehrfach meine Bewunderung erregt hat (– und die zu schreiben verstehen). Der eine ist ein deutscher Musiker, der seit Jahren in Venedig lebt, in einer indigneusen Zurückgezogenheit; gelegentlich, sehr gelegentlich greift er auch zur Feder (unter irgend einem Pseudonym z. B. Thomas Murner): man müßte ihn dazu verführen, seine Urteile über Musik und Musiker niederzuschreiben. Ich gebe Ihnen die genaue Adresse, mit der Bitte um Diskretion: Signor Enrico Köselitz, San canciano, calle nuova 5256 *Venezia.* Der andere ist ein Schweizer, Professor Spitteler (Neuveville im Kanton Bern); vielleicht ist er Ihnen unter dem Namen ›Tandem‹A207 bekannt? Ein paar ästhetische Aufsätze von ihm, die ich zufällig kennen lernte ... verrieten mir einen ungewöhnlich nachdenklichen und feinen Kopf (– er schreibt lustig: welches Glück!). Beide Männer mögen Ihnen bestens empfohlen sein; ihre Mitarbeiterschaft würde der verwöhntesten Zeitschrift zur Ehre gereichen ...« Und nach der Unterschrift: »Ad vocem Musik: hüten Sie sich vor allen Wagnerianern, die schreiben, – das ist Hornvieh oder SumpfB1121.«

Nietzsche hat noch keine drei guten Zeilen über sich gelesen? Und die Widmann-Rezension, an der er sich förmlich entzündete?

Dies ist um so erstaunlicher, weil er am folgenden Tag Widmann schreibt: »...machen Sie, bitte, Ihrem ausgezeichneten Mitarbeiter dem Prof. Spitteler mein ergebenstes Kompliment: ich las eben seine ›Kritik des modernen Orchesters‹.A208 Mit viel Wissen, Takt, Unabhängigkeit des Urteils! welcher esprit, welche gute Artistenlaune! Und was seinen Geschmack *in rebus musicis et musicantibus* anbetrifft, so verhindert mich nur eins ihn zu loben, – daß es gerade *mein* Geschmack ist. Mir kamen dabei ein paar nachdenkliche Sachen von ihm ins Gedächtnis, die ich vorigen Winter in Nizza gelesen habe (über Theater und Theatralisches); ...in ganz zufällig erwischten einzelnen Sonntags-Beilagen des ›Bund‹. Könnte man dergleichen *Aesthetica* des genannten Herrn nicht beisammen lesen? Es gäbe ein Buch seltenen Ranges ab, gemacht für einige Feinschmecker und Abseitige, an denen es gerade heute nicht fehlt. *Pulchrum est paucorum hominum.* – Gestern von einem Dresdner Herrn Avenarius höflichst zu einem neu zu begründenden Kunstblatte eingeladen, habe ich mir die Freiheit genommen, an meiner Stelle Herrn Spitteler in Vorschlag zu bringen.«

Nietzsche erlebte die Erfüllung seines Wunsches nach einem Sammelband von Spittelers Schriften über Gegenstände der Ästhetik nicht mehr, jedoch daß Avenarius unverzüglich seiner Empfehlung folgte, wofür sich Spitteler bei Nietzsche bedankte, nicht ohne einige Bemerkungen eingestreut zu haben, auf die nun wieder Nietzsche sofort reagiert. Am 17. September schreibt er ihmB1122: »Ein einziges Wort für Ihre Zeilen: denn ich stehe im Begriff abzureisen. Sie räsonnieren auf Redaktionen und Verleger, – das nimmt mich ein wenig gegen Sie ein. Verzeihung! Wenn man Dinge hervorbringt, die nicht Futter für die Masse sind, so darf man es den Lieferanten der Masse nicht verargen, wenn sie dagegen gleichgültig bleiben. Deshalb brauchen sie weder ›feige‹ noch ›feil‹ zu sein. – Man muß eine solche Lage als sein Vorrecht behandeln ... und seine Heiterkeit, trotzalledem, mit den Zähnen festhalten. Wer heute ›am besten lacht‹, der lacht – glauben Sie mir das! – zuletzt! – – Und – man muß nicht von seinen Talenten leben wollen (gesetzt natürlich, daß es Ausnahme-Talente sind).« Und wieder nach der Unterschrift: »Ich will ein paar Versuche machen, für Ihre *Aesthetica* einen Verleger zu schaffen.«

Die Abreise steht wirklich bevor. Für dieses Hochtal spät, erst am 19. September, verläßt Nietzsche Sils nach über dreimonatigem Aufenthalt und reist direkt südwärts, also über den Malojapaß und durch das Bergell. Bei Sturm und Gewitter kommt er

am 20. September in Menaggio am Comersee an, wo bereits seine Damen Fynn sich eingerichtet haben, und am 21. September abends halb acht Uhr in Venedig, wo er genau einen Monat in der Nähe seines Köselitz verbringt, bis er sich am 22. Oktober – zum letzten Male – in sein langjähriges Winterquartier Nizza zurückzieht.

Zum letzten Male Venedig

Venedig bedeutet Ruhe, Erholungspause, auch Erholung durch die harmlose Musik seines Maestro Pietro Gast. Noch am 15. September hatte Nietzsche geschwankt, ob Venedig oder Leipzig als Reiseziel zu wählen sei (an Köselitz), »letzteres zu gelehrten Zwecken, denn ich habe in Hinsicht auf das nunmehr zu absolvierende Hauptpensum meines Lebens noch viel zu lernen, zu fragen, zu lesen. Daraus würde aber kein ›Herbst‹, sondern ein ganzer Winter in Deutschland: und, alles erwogen, rät mir meine Gesundheit für dies Jahr dringend noch von diesem gefährlichen Experimente ab. Somit läuft es auf Venedig und Nizza hinaus: – und auch, von Innen her geurteilt, brauche ich jetzt die tiefe Isolation mit mir zunächst noch dringlicher, als das Hinzulernen und Nachfragen in bezug auf 5000 einzelne Probleme.« Die Grundlagenarbeit am »Hauptwerk« wird also nochmals um mindestens ein Jahr hinausgeschoben.

Und weil Nietzsche nun seinen Köselitz in der Nähe hat, engt sich für diese Zeit der Korrespondenzkreis um einen wesentlichen Teilnehmer ein, werden die Informationen aus diesem Monat spärlich. Als Adressaten bleiben nur Overbeck, die Mutter und die Schwester in Paraguay.

Nietzsche wohnt calle dei preti 1263 (San Marco). Der Aufenthalt ist diesmal durch eine Wetterlage begünstigt, die ihm außerordentlich zusagt: »klar, frisch, rein, wolkenlos, fast wie in Nizza«, so heißt es am 3. Oktober an die Mutter. Venedig ist aber für Nietzsche auch immer noch die Stadt, in der Richard Wagner gestorben ist, und sie läßt darum auch das »Problem Wagner« jedesmal besonders lebendig werden, eingeschlossen das Problem »Ariadne«. Aus dieser Zeit stammt denn auch die zwielichtige Aufzeichnung: »Satyrspiel am Schluß /
Einmischen: kurze Gespräche zwischen Dionysos, Theseus und Ariadne
– Theseus wird absurd, sagte Ariadne, Theseus wird tugendhaft – Eifersucht des Theseus auf Ariadnes Traum. Klage der Ariadne. Der Held sich selbst bewundernd, absurd werdend,
Dionysos ohne Eifersucht: ›Was ich in dir liebe, wie könnte das ein Theseus lieben‹?
– – – Letzter Akt. Hochzeit des Dionysos und der Ariadne.
›man ist nicht eifersüchtig, wenn man Gott ist: sagte Dionysos, es sei denn, auf Götter.‹
›Ariadne, sagte Dionysos, du bist ein Labyrinth: Theseus hat sich in dich verirrt, er hat keinen Faden mehr; was nützt es ihm nun, daß er nicht vom Minotaurus gefressen wurde? Was ihn frißt, ist schlimmer als ein Minotaurus.‹
›Du schmeichelst mir‹ antwortete Ariadne: ich bin meines Mitleids müde, an mir sollen alle Helden zu Grunde gehen: das ist meine letzte Liebe zu Theseus: ich richte ihn zu GrundeB1123.«

Unzweifelhaft steht hier »Theseus« für Wagner.

Hier sind Ort und Form der Aufzeichnung so merkwürdig, daß sie schon zu vielerlei Deutungen und textkritischen Fragestellungen Anlaß gegeben haben. Zunächst heißt es (in einem Kästchen eingerahmt): »Satyrspiel am Schluß«, und dann: »Einmischen: kurze Gespräche zwischen Dionysos, Theseus, Ariadne.«

Blicken wir zurück in Nietzsches 17. Lebensjahr. Da hatte er in Pforta den Ermanarichstoff als Historiker zu bewältigen. Aber nun wurde er vom Stoff überwältigt, und da finden wir in seinen autobiographischen Aufzeichnungen von 1862B1124: »Zur Dichtung war ich noch zu sehr erschüttert und noch nicht fern genug, um ein objektives Drama zu schaffen; in der Musik aber erfolgte der Niederschlag meiner Stimmung, in der sich die Ermanarichsage völlig inkarniert hatte.« Jetzt ist das Problem »Cosima« nicht bewältigt. Da kommt Nietzsche diesmal der Dichter zu Hilfe, er versucht es in künstlerischer Form. Das skizziert er hier in einigen Strichen. (Podach nimmt Anstoß an der Banalität der Formulierungen; er übersieht, daß es nur Stichworte sind.) Diese ernste Szene soll dadurch erträglich gemacht werden, daß sie in das Satyrspiel »eingemischt« wird. Wir hätten hier in der Anlage interessanterweise eine formale Vorausnahme von Hofmannsthal-Richard Strauss ›Ariadne auf Naxos‹!

Die Bibliothek in Venedig muß reich mit deutschen Zeitschriften dokumentiert gewesen sein. Für einmal durfte sich Nietzsche nicht darüber beklagen, daß er »unbekannt« sei oder »verschwiegen« werde. Jedenfalls kann er der Mutter schon nach zwei Wochen, am 3. Oktober, eine ganze Anthologie von Urteilen über seine Bücher, namentlich, über ›Jenseits‹ ausbreiten: »...ein haarsträubendes Kunterbunt von Unklarheit und Abneigung. Bald ist mein Buch ›höherer Blödsinn‹, bald ist es ›diabolisch berechnend‹, bald verdiente ich, dafür aufs Schafott zu kommen ... bald werde ich als Philosoph der junkerlichen Aristokratie verherrlicht, bald als zweiter Edmund von Hagen verhöhnt, bald als Faust des neunzehnten Jahrhunderts bemitleidet, bald als ›Dynamit‹ und Unmensch vorsichtig bei Seite getan. Und dies Stück Erkenntnis in bezug auf mich hat ungefähr 15 Jahre Zeit gebraucht; hätte man etwas von meiner ersten Schrift ›Geburt der Tragödie‹ verstanden, so hätte man schon damals in gleicher Weise sich entsetzen und bekreuzigen können ... Unzweifelhaft werde ich immer noch einige Jahre früher in Frankreich ›entdeckt‹ sein als im Vaterlande.« Die Mutter war ob all dem begreiflicherweise erschrocken und vermutete, diese Welle von Abneigung habe sich ihr Sohn mit seinen Angriffen auf das Christentum zugezogen. Darauf antwortet er ihr am 18. Oktober: »...zu Deiner Beruhigung gesagt ... Die Urteile, die ich Dir schrieb, stammen samt und sonders aus der Sphäre der unkirchlichsten Parteien ... Das waren keine Theologen-Urteile. Fast jede dieser Kritiken (die zum Teil von sehr intelligenten Kritikern und Gelehrten stammten) wehrte sich ausdrücklich gegen den Verdacht, als ob sie etwa mich ... ›den Kanzelraben und den Altarkrähen ausliefern‹ wollten. Der Gegensatz, in dem ich mich befinde, ist hundert Mal radikaler, als daß dabei die religiösen Fragen und Konfessions-Schattierungen ernstlich in Betracht kämen.« Und alle diese Urteile vermögen ihn auch nicht im Glauben an die Unausweichlichkeit seiner philosophischen Aufgabe zu erschüttern: »... ich bin Menschenkenner genug, um zu wissen, wie sich in 50 Jahren das Urteil über mich herumgedreht haben wird, und in welcher Glorie von Ehrfurcht dann der Name Deines Sohnes strahlt, wegen *derselben* Dinge, derentwegen ich bis jetzt mißhandelt und beschimpft worden bin.«

Trotz des günstigen Wetters, trotz der beruhigenden Musik seines Verehrers Köselitz, muß Nietzsche Venedig verlassen. Es ist hauptsächlich das Licht, das seinen Augen Beschwerden macht; er glaubt, durch die Feuchtigkeit der Luft. So verläßt er diese freundliche Gaststätte, die ihm wie ein Ferienaufenthalt zwischen seinen beiden ständigen Sommer- und Winterwohnorten diente, am 21. Oktober 1887.

Angriff auf die deutsche Romantik

Naumann weist das Manuskript als unleserlich zurück, und Nietzsche fertigt ein neues an, das er bereits nach wenigen Tagen wieder zurückschicken kann. Die erste Fassung hatte er »in einem solchen Zustand von Schwäche gemacht, daß die lateinischen Buchstaben ebenso gut als griechische verstanden wurden (– eine kleine Druckprobe bewies mir das). Die neue Abschrift ist viel deutlicher, dank einer besondren Art von Federn, ›Soenneckens Rundschriftfedern‹, welche der hiesige Lehrer für meine zitternden Hände anempfahl«, erzählt er in einem heiter gehaltenen Brief vom 24. Juli an Carl Fuchs. Er hat selber den Eindruck, daß es nun besser aussieht. »Daran sind nicht nur die Federn schuld«, berichtet er der Mutter am 2. August, die ihm auch diese neuen Federn hat besorgen müssen. »Diesmal sind die Schinken vollkommen nach WunschB1161.« Es ist also auch der von der Ernährung her verbesserte Allgemeinzustand.

Nietzsche ist damit von seinen spitzen Stahlfedern abgekommen und schreibt von nun an mit Rundschriftfedern, die ihn nötigen, langsamer und größer zu schreiben und die Formen besser auszuziehen, aber auch die Gefahr in sich bergen, daß unsorgfältige, etwa hastig-nervöse Schreibweise noch unleserlicher wird.

Die neue Abschrift gab Nietzsche Gelegenheit zu einer teilweisen Überarbeitung des Textes. Namentlich fügt er nun die beiden Nachschriften und den Epilog an, wobei er plötzlich einen Angriff gegen Brahms richtet, der an Heftigkeit alles hinter sich läßt, was er vorher gegen Wagner vorgetragen halte, ein »Totengericht«, wie er es im Brief an Köselitz vom 9. August nennt.

Auch dies bleibt als eine von Nietzsche nicht mehr beantwortete Frage stehen, warum überhaupt und dann mit dieser schonungslosen Härte er zu diesem – im übrigen völlig mißglückten – Angriff auf Brahms ausholt. Es lag noch nicht ein Jahr zurück, daß er sich ehrlich über Brahms' Interesse an seinen Schriften freute und im Gefolge davon sich um den persönlichen Kontakt mit dem berühmten und als integer geschätzten Manne bemühte. Lag hier nur eine persönliche Enttäuschung dazwischen, etwa weil Brahms sich -weder für Köselitz' Oper noch für Nietzsches ›Hymnus‹ interessierte? War irgendwelches Geschwätz von Besuchern in Sils hinterbracht worden, oder hatte sich im Verkehr mit Musikern und Musikbegeisterten unter den Gästen von Sils der Glaube abzuzeichnen begonnen, Nietzsche sei von Wagner weg nun zum Parteigänger der »Brahmsianer« geworden? Sah sich Nietzsche veranlaßt, einer solchen irrigen Einstufung vorzubeugen? Nur eines ist aus dem ›Fall Wagner‹ mitsamt seinen Nachträgen sicher zu entnehmen: für Nietzsche gab es nicht die Alternative »Wagner oder Brahms«, *seine* Alternative hieß:

entweder deutsche Romantik, mit ihren *beiden* Spitzen, Wagner *und* Brahms – oder Überwindung der deutschen Romantik mit ihrer philosophischen Grundlegung in Hegel und Schopenhauer. Der ›Fall Wagner‹ ist nur vor diesem Hintergrund zu verstehen und niemals als ein persönlich gegen Wagner (und in der zweiten Nachschrift gegen Brahms) gerichtetes Pamphlet, so sehr die Schrift vordergründig dieses Gesicht zeigt. Und genau so nur auf dieses vordergründige Gesicht gerichtet ist die Kritik aus dem Bayreuther Kreis (Curt v. Westernhagen z. B.)B1162, wenn man auf Textparallelen zu Paul Bourgets Glossen gegen Baudelaire hinweist. Nietzsche hat einzelne Formulierungen, nicht Gedanken! übernommen. (Im gleichen Geiste weist Josef Hofmiller auf Spuren von Nietzsches Lektüre von Hehns Goethebuch in Formulierungen des ›Fall Wagner‹ hin.) Nietzsche kannte Bourgets Essays gegen Baudelaire. Er sah – nicht ohne Überraschung! –, daß der Franzose

ein ähnliches Problem an einen Autor der französischen Literatur heftete, wie er es mit Wagner für die Musik, und darüber hinaus für die Kunstentwicklung überhaupt vor sich hatte. Da boten sich ihm Formulierungen Bourgets wie Klischees an. Daraus aber nun zu schließen, Nietzsches Gedanken seien überhaupt erst von Bourget angeregt, und Nietzsche habe sie nur aus Spaß an der glänzenden Formulierung übernommen, um etwa eine alte »Rechnung« mit Wagner zu begleichen, geht völlig am Grunde der Schrift vorbei. Bei allem »Spaß«, den Nietzsche zweifellos bei der Sache hatte (einer Sache, »mit der nicht zu spaßen ist«, wie er im Vorwort sagt), geht es um den Vollzug einer philosophischen Entscheidung, die dann noch durch Geschmacksurteile gestützt oder mindestens »schmackhafter« gemacht werden sollte.

Die philosophiegeschichtliche Dimension dieser Schrift fassen wir in den §§ 10 (Schluß) und 11 (erste Sätze): »Erinnern wir uns, daß Wagner in der Zeit, wo Hegel und Schelling die Geister verführten, jung war; daß er erriet, daß er mit Händen griff, was allein der Deutsche ernst nimmt – ›die Idee‹, will sagen etwas, das dunkel, ungewiß, ahnungsvoll ist; daß Klarheit unter Deutschen ein Einwand, Logik eine Widerlegung ist. Schopenhauer hat, mit Härte, die Epoche Hegels und Schellings der Unredlichkeit geziehn – mit Härte, auch mit Unrecht: er selbst, der alte pessimistische Falschmünzer, hat es in nichts ›redlicher‹ getrieben als seine berühmteren Zeitgenossen. Lassen wir die Moral aus dem Spiele: Hegel ist ein Geschmack ... Und nicht nur ein deutscher, sondern ein europäischer Geschmack! – Ein Geschmack, den Wagner begriff! – dem er sich gewachsen fühlte! – den er verewigt hat! – Er machte bloß die Nutzanwendung auf die Musik – er erfand sich einen Stil, der ›Unendliches‹ bedeutet, – er wurde der Erbe Hegels ... Die Musik als ›Idee‹ – –

Und wie man Wagnern verstand! – Dieselbe Art Mensch, die für Hegel geschwärmt, schwärmt heute für Wagner; in seiner Schule schreibt man sogar Hegelisch! – Vor allen verstand ihn der deutsche Jüngling. Die zwei Worte ›unendlich‹ und ›Bedeutung‹ genügten bereits: ihm wurde dabei auf eine unvergleichliche Weise wohl. Es ist nicht die Musik, mit der Wagner sich die Jünglinge erobert hat, es ist die ›Idee‹ ... Ich habe erklärt, wohin Wagner gehört – nicht in die Geschichte der Musik. Was bedeutet er trotzdem in deren Geschichte? Die Heraufkunft des Schauspielers in der Musik: ein kapitales Ereignis, das zu denken, das vielleicht auch zu fürchten gibt. In Formel: ›Wagner und Liszt‹. – Noch nie wurde die Rechtschaffenheit der Musiker, ihre ›Echtheit‹ gleich gefährlich auf die Probe gestellt ... Der Massen-Erfolg ist nicht mehr auf Seite der Echten, – man muß Schauspieler sein, ihn zu haben! – Victor Hugo und Richard Wagner – sie bedeuten Ein und Dasselbe.«

Nietzsche sieht mit Bedenken eine Entwicklung des Mediums »Theater«, bei welcher der Schauspieler über den Musiker, der Regisseur über den Sänger triumphiert. Aber auch rein-musikalische Entscheidungen sind beachtenswert und treffen wesentliche musikgeschichtliche Entwicklungen (§ 1): »Ich darf sagen, daß Bizets Orchesterklang fast der einzige ist, den ich noch aushalte. Jener andere Orchesterklang, der jetzt obenauf ist, der Wagnerische, brutal, künstlich und ›unschuldig‹ zugleich und damit zu den drei Sinnen der modernen Seele auf *einmal* redend, – wie nachteilig ist mir dieser Wagnerische Orchesterklang!«

Nietzsche rührt hier an eine grundsätzliche Differenz in der Instrumentationstechnik. Wagner und mit ihm die zeitgenössische deutsche Orchesterbehandlung geht auf Klangvermischungen aus, erreicht durch Doppelführungen derselben Stimme in verschiedenen Instrumenten. Ein

Musterbeispiel dafür ist gerade das ›Parsifal‹-Vorspiel, wo das erste Motiv, immerhin eine weitgespannte Melodielinie, zunächst von Violinen, Celli, einer Klarinette und einem Fagott aufgenommen und dann auf der Klimax von einem Englischhorn (Altoboe) verstärkt, »mitgezogen« wird. Im wiederholenden Anruf sind es Violinen, Celli, alle 3 Oboen und eine Trompete: gleichzeitig mit der Höherle-gung um eine Oktave hellt Wagner auch die Klangsubstanz auf, um sie von den milderen Farben der nun akkordisch und begleitend eingesetzten Klarinetten und Flöten abzuheben, ohne dabei eine nach Instrumenten bestimmbare Farbe aufleuchten zu lassen. Man hört nicht »Flöte« oder »Violine« oder »Trompete«, sondern »Orchester«. Demgegenüber strebt die französische Instrumentationstechnik nach Eindeutigkeit des Klanges, instrumentaler Transparenz. Das findet Nietzsche bei Bizet.

Eine andere Bemerkung ist ebenso aufschlußreich: Bizets Musik »ist präzis. Sie baut, organisiert, wird fertig: damit macht sie den Gegensatz zum Polypen in der Musik, zur ›unendlichen Melodie‹.« Wagner hält oft die Spannung dadurch aufrecht, daß er nie »schließt«. So im ›Tristan‹-Vorspiel, wo der (wahrscheinlich) zugrundeliegende Tonika-Akkord a-moll überhaupt nie rein vorkommt. Immer ist noch ein Spannungsmoment, ein Spannungston vorhanden (der Ausdruck »Dissonanz« führt schon zu weit, resp. ist zu konservativ), sei es als Vorhalt, als Antizipation, oder daß er noch verharrt, während die harmonische Entwicklung bereits über ihn hinwegschreitet. Auch die größeren Teile greifen bei Szenenwechsel ohne zu schließen ineinander über, sind »durchkomponiert«. Die Motive sind nicht – wie in einer »Durchführung« verarbeitet, variiert, sie sind in ihrer unveränderten Gestalt einander gegenübergestellt, aneinandergereiht in kontinuierlicher Bewegung. Demgegenüber ist Bizets ›Carmen‹ eine »Nummernoper«. Es folgen sich die einzelnen musikalisch in sich geschlossenen Stücke, deren jedes »schließt«, fertig wird, eine geschlossene Form hat. Nietzsches Bekenntnis zur Form in der Musik kommt nicht von ungefähr. Die Korrespondenz mit Carl Fuchs bringt ihm Hugo Riemanns Phrasierungslehre wieder nahe.

Er sieht in Motiv und Phrase gewissermaßen die Mikroorganismen, aus denen sich die Großformen entwickeln. Die Beschäftigung mit diesen musikalischen Problemen wird ihm dabei zu einer Art Schule der Logik und er zieht die Parallele zur Philosophie: »Hat man bemerkt, ... daß man um so mehr Philosoph wird, je mehr man Musiker wird? – Der graue Himmel der Abstraktion wie von Blitzen durchzuckt; das Licht stark genug für alles Filigran der Dinge; die großen Probleme nahe zum Greifen; die Welt wie von einem Berge aus überblickt.« Aber Nietzsche fehlt die konzentrierende Gestaltungskraft, all das in *einer* Form zusammenzufassen, »fertig« zu werden. Daran scheiterten schon in der Jugend seine »großen« Kompositionen Messe, Requiem, Weihnachtsoratorium, daran scheiterte der Zarathustra, der keine wirkliche formale Rundung erfuhr, und daran scheitert jetzt das »Hauptwerk«. Die »unendliche Melodie« seiner philosophischen Diskussion, das Gegenüberstellen und Aneinanderreihen von Motiven, Themen, immer mit einem Vor(be)halt, oder durch eine Antizipation unaufgelöst, in dissonanten Verhältnissen sich fortbewegend, den Schlußakkord offen lassend: das ist seine Gefahr, und diese sieht er im Wagnerschen Werk wie in einem Spiegel. Nietzsche verrät davon im Vorwort mehr als man ahnte: »Niemand war vielleicht gefährlicher mit der Wagnerei verwachsen, niemand hat sich härter gegen sie gewehrt, niemand sich mehr gefreut, von ihr los zu sein ... Wenn ich Moralist wäre, wer weiß, wie ichs nennen würde! Vielleicht *Selbstüberwindung.«* Aber er täuschte sich, wenn er glaubte, sie sei ihm gelungen.

Musikergespräche

Der ›Fall Wagner‹ enthält neben diesen wertvollen Aufschlüssen eine Menge zum Teil recht böser oder häßlicher Glossen, die völlig danebengehen. Nietzsche empfand das als »lustig«, wie er sich in mehreren Briefen ausdrückt. Auch hier zeigt sich sein – gelinde gesagt – »merkwürdiger« Humor. Es dürfte interessant sein, auf zwei mögliche Quellen und Anreger hinzuweisen.

Von spätestens 24. Juli an waren zwei Musiker als Gäste in Sils, mit denen Nietzsche fleißig verkehrte. Beide waren sie nicht so bedeutend, daß die zeitgenössischen Lexika von ihnen Notiz genommen hätten – und die modernen schon gar nicht. So sind sie uns nicht näher faßbar.

Der eine war Carl August Riccius, Kapellmeister am Hoftheater Dresden seit 1847, also genau nach Wagner. Er wußte viel Anekdotisches aus der Theaterwelt und natürlich auch über Wagner. Aus diesen Gesprächen berichtet Nietzsche an Carl Fuchs (24. Juli): »Würden Sie es glauben, daß Wagner, als Hofkapellmeister, allen Ernstes im ›Dresdener Anzeiger‹ dem Könige proponierte, den Titel ›König‹ abzulegen und sich ›erblichen Präsidenten des Hauses Wettin‹ zu nennen? Insgleichen, daß er ihn aufgefordert hat, das Geld abzuschaffen und den Tauschhandel wiederherzustellen –. Die Strafe für solche Exzentrizitäten war milde und sogar fein: man nahm Wagner die klassische Oper und ließ ihn Schund dirigieren.« In seinem letzten Werk hat dann Wagner den Helden als König über den Gral eingesetzt. Welcher Wagner sollte nun für Nietzsche glaubhaft sein?

Wichtiger für Nietzsche wurde der Hamburger Pianist Karl v. Holten. Von ihm schreibt er an Fuchs (26. August): »Eine solche Vereinigung von Liebenswürdigkeit und Bosheit ist ein ganz selten Ding. Ein alter Abbé, mit den Launen eines großen Schauspielers. Dabei eine ganz merkwürdige Erfindsamkeit im Wohltun, im Freudemachen ... Für mich hatte er sich folgende Artigkeit ausgedacht: er hatte sich die Komposition des einzigen Musikers, den ich heute gelten lasse, meines Freundes Peter Gast eingeübt und spielte sie mir privatissime sechsmal auswendig vor, entzückt über ›das liebenswürdige und geistreiche Werk‹. – *In rebus musicis et musicantibus* vertrugen wir uns zum besten, d. h. wir waren ohne jede Toleranz und sezierten den ›Einäugigen‹ unter den Blinden.« Diesen Herrn v. Holten charakterisiert Nietzsche noch nach Wochen (am 15. September an Overbeck): »Ein sehr angenehmer, witziger und raffinierter Musiker«, wahrscheinlich einer von jenen, die in Kompensation zum professionellen Druck, sich ständig mit den extremsten Gefühlslagen auseinandersetzen zu müssen, zu Spott, zur Parodie greifen. Hier ist auch der Kalauer angesiedelt (deren es auch bei Nietzsche reichlich gibt), wie die Jazz-Parodie zuviel gehörter klassischer Stücke, deren man überdrüssig wird. Auf einem ähnlichen psychischen Abwehrmechanismus dürfte auch der berühmte makabre Medizinerwitz beruhen! Nietzsche war sich dieses Kompensationsbedürfnisses durchaus bewußt. Am 18. Juli schreibt er am Briefschluß an Carl FuchsB1163: »Ich habe den Menschen das tiefste Buch gegeben, das sie besitzen, meinen Zarathustra ... Aber wie man das büßen muß! abzahlen muß! es verdirbt beinahe den Charakter! Die Kluft ist zu groß geworden. Ich treibe seitdem eigentlich nur Possenreißerei, um über eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit Herr zu bleiben.« Sehen wir, daß in dieser Zeit der ›Fall Wagner‹ in zweiter Fassung entsteht und daß der Abschluß dieses Manuskripts (24. August) ungefähr mit der Abreise v. Holtens (am 22. August) zusammenfällt, und daß Nietzsche im Brief an Köselitz vom 24. August diesen mit hämischem Vergnügen besonders auf das neu eingeführte Zitat aus der Offenbach-Operette ›Die schöne Helena‹ »Auf nach Kreta« anstelle von »auf nach Bayreuth« hinweist, so dürfte es

nicht unwahrscheinlich sein, daß Nietzsches »Witz« während der Schlußredaktion aus dieser Quelle gespeist wurde.

Neben diesen »Erleichterungen« und »Müßiggang des Psychologen« wandelte Nietzsche aber auch noch andere Wege. Im Gespräch mit v. Holten und im Briefwechsel mit Carl Fuchs setzt er sich sehr ernsthaft mit Hugo Riemanns Phrasierungslehre auseinander, an der er jetzt eigentlich nur noch die Terminologie beanstandet, aber auch noch einige Fragezeichen zu deren praktischen Auswirkungen setzt: »Wir haben ernst genug darüber gesprochen, doch auch im gleichen Sinn, nämlich daß eine ›phrasierte‹ Ausgabe schlimmer ist als jede andere – nämlich als eine bösartige Schulmeisterei ... Ich möchte, Sie [Fuchs] und Riemann wendeten die Worte an, die jeder aus der Rhetorik kennt: Periode (Satz), Kolon, Komma, je nach der Größe, insgleichen Fragesatz, Konditionalsatz, Imperativ – denn die Phrasierungslehre ist schlechterdings das, was für Prosa und Poesie die Interpunktionslehre ist ... Wir betrachten diese Beseelung und Belebung der kleinsten Teile, wie sie in der Musik zur Praxis Wagners gehört und von da aus zu einem fast herrschenden Vortrags-System ... geworden, mit verwandten Erscheinungen in anderen Künsten: es ist ein typisches Verfalls-Symptom, ein Beweis dafür, daß sich das Leben aus dem Ganzen zurückgezogen hat und im Kleinsten luxuriiert.«

Persönliche Schwierigkeiten

Diese so intensiv wiederaufgenommene Beziehung zu Carl Fuchs verlief indes nicht ganz ungetrübt. Fuchs überschätzte die persönliche Nähe offenbar und anvertraute Nietzsche Intima, die er besser für sich behalten hätte. »Dr. Fuchs ... hat mir inzwischen eine ganze Literatur geschrieben ... Er beklagt sich, daß er in Danzig 7 Jahre alle Welt gegen sich gehabt habe ... Er möchte fort ... Nachdem es mit der Bewerbung um eine Professur an der Berliner Hochschule schief gegangen war, kamen 3 Professoren derselben nach Danzig und gaben ein Konzert. Fuchs hebt sie in der impudentesten Weise in den Himmel. Zur Entschuldigung dafür schreibt er an mich, er habe sich seinen Verdruß über seinen Mißerfolg nicht anmerken lassen wollen. In Wahrheit bewarb er sich um drei der einflußreichsten Stimmen. – Er hat mir einen Essay über meine Schriften in Aussicht gestellt: dabei drückt er eine wahre Höllenangst aus, daß das Eintreten für mich Atheisten ihm in seiner Stellung als Organist von St. Petrus schadet ... Derselbe Fuchs hatte jahrelang eine Höllenangst, daß seine Beziehung zu mir ihm bei Wagner schade; ein paar Jahre vorher, wo mein Einfluß in der wagnerischen Welt unbestreitbar war, hatte er sich nur zu eifrig um mich bemüht ... Er ist auch Organist an der Synagoge in Danzig: Du kannst Dir denken, daß er sich in der schmutzigsten Weise über den jüdischen Gottesdienst lustig macht (– aber er läßt sichs bezahlen!!). Schließlich hat er mir einen Brief über seine Herkunft geschrieben, mit so viel ekelhaften und unanständigen Indiskretionen über seine Mutter und seinen Vater, daß ich die Geduld verlor und mir in der gröbsten Weise solche Briefe verbeten habe.« (An Overbeck, *20.* Juli 1888 B1164.) Nun, gar so grob war es nicht. Am 18. Juli hatte er Fuchs geschriebenB1165: »Lieber Herr Doktor, seien Sie nicht böse, aber ich setze mich, notgedrungen, gegen Ihren Brief zur Wehr, es ist mir vollkommen *verboten,* dergleichen privatissima, personalia anzuhören: das wirkt auf mich, ich wage nicht zu sagen wie – es klänge zu medizinisch ... Ich will, ein für alle Mal, sehr vieles nie mehr hören – um diesen Preis halte ich es ungefähr aus.« In überraschendem Gegensatz zur Aggressivität seiner Schriften, gerade in dieser Zeit, war Nietzsche gar nicht zu persönlicher Feindschaft gemacht, er hielt eine solche Spannung nicht aus. »Es ist mir nie gelungen, einen

persönlichen Feind zu haben«B1166, schreibt er am 25. Juli an Carl Spitteler mit Bezug auf die Unzeitgemäße Betrachtung ›Strauss‹. So glättet er die Wogen auch im Verkehr mit Fuchs nach wenigen Tagen, am 24. Juli: »Lieber Freund, lassen wir die Windhose laufen! Das Meer ist wieder glatt.« Derselben »kleinen Humanität meinerseits« rühmt er sich in demselben Brief an Overbeck Carl Spitteler betreffend, und findet, sie habe »noch einen Humor hinter sich: es war meine Art Rache für einen extrem taktlosen und unverschämten Artikel Spittelers über meine gesamte Literatur, der letzten Winter im ›Bund‹ erschienen ist. – Ich habe eine viel zu gute Meinung vom Talente dieses Schweizers, als mich durch eine Rüpelei beirren zu lassen (– ich habe Respekt vor seinem Charakter – was leider in bezug auf den Dr. Fuchs nicht der Fall ist). Spitteler ist durch meine Fürsprache auch Mitarbeiter des ›Kunstwarts‹ und, nach meinem Geschmack, dessen einzige interessante Feder. Im übrigen habe ich das Blatt abgeschafft: auf einen jüngst eingetroffenen Brief des Herrn Avenarius ... habe ich ihm kräftig die Wahrheit gesagt (– das Blatt bläst in das deutschtümelnde Horn und hat z. B. in der schnödesten Weise Heinrich Heine preisgegeben – Herrn Avenarius, dieser Jude!!!)« Nietzsche hatte sich ja auch um einen Verleger für Spitteler bemüht. Noch am 16. Juli glaubte er Spitteler dazu gratulieren zu können, daß Credner ein Werk von ihm herausbringe. »Dieser Credner kann sich gratulieren«, in diese Worte kleidet Nietzsche sein Kompliment. Er warnt jetzt aber auch Spitteler: »Er ist, unter uns gesagt, launenhaft und willkürlich bis zur Dummheit«, und wiederholt, was er schon Brandes geschrieben hatte und was er umgekehrt von Brandes über Credner wußte. Das Mißtrauen sollte sich nur zu bald rechtfertigen. Schon am 25. Juli beginnt Nietzsches Brief an SpittelerB1167. »Was Sie mir melden, betrübt mich. Die Motivierung, die Herr Credner seinem Nein gibt, wäre einfach eine Dummheit, wenn sie wahr wäre. Aber sie ist natürlich nur ein Vorwand. Ich kam gestern mit einem Herrn, dem die intime Geschichte des Dresdner Hoftheaters seit 40 Jahren bekannt war, zu dem Schluß, daß *alle* Ablehnungen, von Opern, von Büchern, von Diensten falsch motiviert werden, – daß der eigentliche Grund nie zu Worte kommt ... Meine eignen Erfahrungen mit Verlegern sind anbei gesagt, hundert Mal bösartiger als die Ihrigen. Es gibt Sachen darunter, die man nicht aufs Papier bringt –. Aber ich bin im Kriege; und ich begreife es, wenn man gegen mich im Kriege ist ... Was meine Stellung zur deutschen Presse betrifft, ... so ist sie seltsam genug: sie gründet sich auf die Furcht, die man vor mir hat. Ich bin einer der wenigen, die keine Bedenken tragen, sich zu kompromittieren: eine sehr bedenkliche Art Mensch! Tatsächlich erfreue ich mich eines ganz beträchtlichen Ansehens – und werde, heimlich, viel gelesen. Es ist etwas, der unabhängigste Geist Europas zu sein. Ich habe in jeder größeren Stadt einen Verehrer-Kreis, zuletzt noch in Baltimore«. Nietzsche – selber in der größten Verlegernot – hat zum Schluß aber noch einen Vorschlag: »Haben Sie bereits mit Robert Oppenheim (Berlin) in Betreff Ihres Werkes verhandelt? Derselbe hat eine verwandte Literatur in Verlag, zum Beispiel das beste deutsche Buch, das es über Frankreich gibt ›Frankreich und die Franzosen von Karl Illillebrand‹! – Oder soll ich schreiben?«

Nach einem Jahr Unterbrechung nimmt Nietzsche Ende Juli auch mit Malwida v. Meysenbug den Briefverkehr wieder auf. Damit beginnt auch hier das Schlußkapitel ihrer Korrespondenz. Malwida war immer noch eine treue und überzeugte Wagnerianerin. Sie hat es allerdings in ihren Briefen an Nietzsche vermieden, dies zu betonen. *War* nun daher Nietzsche im irrigen Glauben, auch sie hätte sich von Wagner gelöst, oder war es bloße Unachtsamkeit, Ungeschicklichkeit – oder *wollte* er die Entscheidung herausfordern? Jedenfalls fühlte sich Malwida vom ›Fall Wagner‹ tief verletzt, und diese jahrelange, eine der ältesten Freundschaften, endete in einem

Mißklang. Damit, daß sie Wagner/Klingsor *und* Nietzsche/Zarathustra diente, wurde sie Nietzsche zu Kundry (›Parsifal‹).

Vielleicht war es zunächst wirklich nur eine Unachtsamkeit aus der Not der Verzweiflung über die philosophische Vereinsamung (trotz »Verehrerkreise«!),was er ihr schrieb: »Es ist wirklich sehr leer um mich geworden ..., es gibt niemanden, der einen Begriff von meiner Lage hätte. Das Schlimmste an ihr ist ohne Zweifel, seit 10 Jahren nicht ein Wort mehr gehört zu haben, das mich noch erreichte ... Es stellt aus jedem menschlichen Verkehr heraus, es macht eine unerträgliche Spannung und Verletzbarkeit, man ist wie ein Tier, das beständig verwundet wird. Die Wunde ist, keine Antwort, keinen Laut Antwort zu hören und die Last, die man zu teilen, die man abzugeben wünschte (– wozu schriebe man sonst?) in einer entsetzlichen Weise allein auf seinen Schultern zu haben. Man kann daran zu Grunde gehen, ›unsterblich‹ zu sein ... Man behandelt mich im lieben Vaterlande wie einen, der ins Irrenhaus gehört: dies ist die Form des ›Verständnisses‹ für mich! Außerdem steht mir auch der Bayreuther Kretinismus im Wege. Der alte Verführer Wagner nimmt mir, auch nach seinem Tode noch, den Rest von Menschen weg, auf die ich wirken könnte. – Aber in Dänemark – es ist absurd, zu sagen! – hat man mich diesen Winter gefeiert!! ... Es bedarf Größe der Seele, um meine Schriften überhaupt auszuhalten. Ich habe das Glück, alles, was schwach und tugendhaft ist, gegen mich zu erbittern.« Darauf antwortete Malwida (am 12. August aus Versailles): »Wenn Sie klagen, daß *das,* was Sie der Welt geben ... keine Antwort erhält, so darf ich Ihnen doch versichern, daß sich liebevolle Teilnahme an Ihnen und Ihrem Geschmack in mehr als einem Herzen findet, und daß es hauptsächlich Ihre Schuld ist, wenn Sie das so wenig empfinden ... Es ist ein Irrtum oder ein Paradoxon, daß Sie sagen, Sie haben das Glück, alles gegen sich zu haben, was schwach und tugendhaft ist. Die wahrhaft Tugendhaften sind gar nicht schwach, sie sind vielmehr die wirklich Starken: wie es der ursprüngliche Begriff von virtù auch sagt. Und Sie selbst sind der lebendige Widerspruch dagegen: denn Sie sind wahrhaft tugendhaft und ich glaube, Ihr Beispiel, wenn die Menschen es wirklich kennten, würde mehr überzeugen als Ihre Bücher ... Daß man in Deutschland jetzt vor dem Götzen der Macht kniet, ist allerdings traurig; aber die Zeit wird kommen, wo auch der deutsche Geist neu erwacht. Und wenn nicht? Nun, so geht die Weiterentwicklung der Menschheit auf andere Stämme über, wie Sie es ja schon in Dänemark und Amerika erleben«, womit sie auf die Beziehung zu Professor Karl Knortz hinweist, von dem Nietzsche auch ihr mit spürbarem Stolz berichtet hatte. Auch von anderen »Interessenten« wußte Nietzsche. So konnte er am 29. Juli (also um dieselbe Zeit mit der Vereinsamungsklage an Malwida) Carl Fuchs berichten: »Gestern kam ein Brief aus Bayreuth an mich an, aus vollem Parsifal heraus geschrieben. Ein mir unbekannter Wiener Verehrer, der mich seinen ›Meister‹ nennt ... ich sollte großmütiger sein als Siegfried gegen den alten Wanderer. Sprach übrigens im Namen von einem ganz Kreis meiner ›Jünger‹ ..., lauter für ›Jenseits von Gut und Böse‹ sehr dankbaren ›freien Geistern‹ (ich hätte ihnen so viele große, tiefe, auch furchtbare Worte gesagt –).« Wiederum ist es der alte und feste Wiener Kreis. Aber auch aus Berlin kam gute Kunde. Paul Deussen schickte ihm 2000 Mark zur Deckung der Druckkosten, die ein Verehrerkreis zusammengebracht hatte. Nietzsche glaubt nicht an den Verehrerkreis. Es ist bezeichnend für ihn, daß er als Spender nur Paul Deussen selber und – Paul Rée vermutet, zu dessen Charakter eine solche Handlung stimmen könnte. (So an die Mutter am 24. Juli.)

Die Gabe brachte Nietzsche in keine kleine Verlegenheit und setzte seinem Stolze sehr zu. Noch am 9. Dezember gesteht er diese Gabe Köselitz und bittet ihn, da er

sich gerade in Berlin aufhält: »Machen Sie doch meinem alten und sehr komischen Freund Professor Deussen möglichst schnell einen Besuch ... Er ist mir übrigens sehr zugetan und auf jene Weise, die auf Erden die seltenste ist: er hat mir diesen Sommer, zum Zweck meiner Druckkosten, 2000 Mark zugestellt (– zu gleichem Zweck, hören Sie! Frl. Meta von Salis 1000 Fr.!! –)«

Wir dürfen aber Paul Deussens Zeugnis glaubenB1168 A220, was er über den Ursprung dieser Spende zu berichten weiß: »Eines Tages [trat] im Sprechzimmer der Berliner Universität ein junger Privatdozent zu mir und bat mich, ihm über Nietzsche, dessen Schriften er gelesen habe, einiges Nähere mitzuteilen. Ich erzählte ihm darauf ... wie sich seine Einkünfte nach dem Verlust des Gehaltes nach dem, was Kaftan mir unlängst darüber mitgeteilt habe, auf ein ... Stipendium von 3000 Franken jährlich beschränkten, und wie ich dem entsprechend Nietzsche vor kurzem zu Sils-Maria in der bescheidensten Lebensführung wiedergefunden hätte. Der junge Mann hörte mir aufmerksam zu ... Nicht gering aber war meine Überraschung, als ich zwei Tage darauf von dem jungen Manne die briefliche Mitteilung erhielt, daß es ihm gelungen sei, für Nietzsche die Summe von 2000 Mark zusammenzubringen, und daß ich dieses Geld ohne Nennung des Gebers an Nietzsche senden möge ... Ich veranlaßte den Spender, seine Gabe selbst zur Post zu bringen.., Die Vermutung, daß ich selbst bei der Gabe beteiligt sei, konnte ich bei der Familie Nietzsches nur dadurch beseitigen, daß ich den Namen des Gebers mit dessen Erlaubnis verriet. Übrigens wurde das Geld ... zurückgestellt, um zur Drucklegung der Werke zu dienen, und da diese kurz darauf anfingen ... noch große Überschüsse zu erzielen, so hat die Gabe von damals nur einen ideellen Wert gehabt. Man stellte sie dem Geber mit Dank zurück, und als dieser sich gegen die Zurücknahme sträubte, fand sich der Ausweg, ... daß man für das Geld ein Ölgemälde Nietzsches anfertigen ließ und im Nietzsche-Archiv aufhängte.« (Die Angabe von Kaftan betr. das »Stipendium« stammte aus einem Wissen, das dieser in der Zeit seiner Basler Professur mitbekommen hatte.)

Theologengespräche

Der hier von Deussen erwähnte Schlesier Julius Kaftan war am 30. Sept. 1848 in Loit b/Apenrade geboren. 1873 – kaum 25jährig – wurde er als Dozent an die theologische Fakultät der Universität Basel berufen. Er war bereits Lizenziat der Theologie und Doktor der Philosophie. Seine Antrittsrede stand unter dem Titel ›Die religionsphilosophische Anschauung Kants in ihrer Bedeutung für die Apologetik‹ (publ. Basel 1874 b/Detloff). Er las zur Hauptsache christliche Ethik und neutestamentliche Theologie und hielt mit den begabteren Studenten »Kränzchen« ab. In Anerkennung seines Erfolges wurde er 1874 zum Extraordinarius und 1881 zum Ordinarius befördert. Nach zehnjähriger Tätigkeit in Basel folgte er 1883 einem Ruf nach Berlin, wo er erfolgreich bis zu seinem Tode am 27. August 1926 wirkte. Zu seinen wichtigsten Werken zählen: 1888 ›Die Wahrheit der christlichen Religion‹ und 1899 ›Glaube und Dogma‹. Als engerer Kollege Overbecks kam er auch mit Nietzsche zusammen, in den ersten Jahren trafen sie sich oft beim Mittagessen im »Kopf«, ohne daß jedoch der Kontakt tiefer gegangen wäre. Im August 1888 verbrachte Kaftan mit seiner Frau drei Wochen in Sils, wohl eher des Ortes wegen, möglicherweise aber doch mit dem Hinweis auf Nietzsche angeregt von Paul Deussen, der sein Kollege in Berlin war. Der Verkehr mit Nietzsche war in diesen drei Wochen rege, was immer sowohl »lebhafte philosophische Gespräche« wie auch ausgiebige Marschleistungen bedeutet. Kaftan hat Erinnerungen an diese Zeit

festgehalten, zunächst in einem Vortrag ›Das Christentum und Nietzsches Herrenmoral‹, gehalten im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes 1896B1169 A221, dann in einem Zeitschriften-Aufsatz ›Aus der Werkstatt des Übermenschen‹ im Oktober/November 1905B1170. Interessanterweise erwähnt Kaftan nie Meta von Salis, die teilweise gleichzeitig in Sils war – Ende Juli bis 17. August –, sie bestimmt Nietzsches wegen, der auch mit ihr in regem Verkehr stand. Am 13. August erwähnt er sogar ausdrücklich wieder eine Bootsfahrt. Und merkwürdig: Meta v. Salis erwähnt in ihren sonst sehr ins Detail gehenden Erinnerungen Kaftan nie, so wenig wie den Pianisten v. Holten. Hat Nietzsche eine Begegnung, einen Einblick in seine Gespräche mit Kaftan verhindert? Obwohl dieses Jahr die Damen Fynn und Mansuroff fehlten, bot sich Nietzsche auch sonst mancherlei Gelegenheit zu Gespräch und Unterhaltung. »Die Gesellschaft des Hotels ist nicht übel; und was es von distinguierteren Personen gibt, das sucht sich mir vorstellen zu lassen. So ein sehr angenehmer Staatsanwalt Dr. Schön aus Lübeck; ein alter Präsident aus Norddeutschland ... und selbst die hübschen Mädchen machen mir ganz ersichtlich den Hof. Man hat den ungefähren Begriff, daß ich ein ›Tier‹ bin ... Doch verhalte ich mich sehr kühl allen solchen jugendlichen Anstürmen gegenüber. Ich schreibe ganz und gar nicht für die gärende und unreife Altersklasse«, schreibt er der Mutter am 2. August. Das entscheidende Ereignis war die Wiederbegegnung mit Kaftan nach nun bald zehn Jahren. In dieser Zeit hatte sich Nietzsches geistige Welt gewandelt, und auch von der Methode und der Fakultät her mußten Welten zwischen ihnen liegen. Dennoch weiß Kaftan von angenehmen persönlichen Eindrücken zu erzählen. Aber es geht ihm dabei nicht darum, diese einer nietzschebegeisterten Nachwelt zu erhalten. Sie haben stärkste Kontrastwirkung zu seiner kategorischen Ablehnung von Nietzsches Philosophie vom betont protestantisch-lutherischen Standpunkt aus, wobei Kaftan eine erstaunlich vollständige Kenntnis von Nietzsches Schriften beweist. Mit den hübschen Erinnerungen belegt er, daß in seiner Ablehnung keine persönliche Enttäuschung oder Ressentiment mitschwingt.

Genau darauf spricht Overbeck – und später Köselitz – an, als ihm Kaftan seinen Vortrag zuschickte, auf den er ihm am 15. Januar 1897 antwortetB1171: »Auch wenn ich ebenso sicher in der Handhabung der Maßstäbe des ›christlichen Herrentums‹ wäre, wie ich sie hier gehandhabt sehe, so hat mir doch Nietzsche zu nahe gestanden, um durchaus ja zu sagen. Die Assistenz bei der Hinrichtung eines Freundes, wie es auch mit seinem Verdienst stehen möge, werden Sie selbst nicht verlangen.« Overbeck sandte das Heft an Köselitz weiter, der ihm darauf am 20. Mai 1897 schreibtB1172: »Kaftan ... spielt allerdings ein gefährliches Spiel ... Der Vortrag hat die Luft und Stimmung einer Protestanten-versammlung zur Voraussetzung, Leute, die von der Gräßlichkeit Nietzsches von vornherein überzeugt sind. Mit dem Wegfall dieser Voraussetzung wird der Vortrag beinahe zum Panegyrikus. Man sollte Kaftan ... öffentlich zur Ordnung rufen. Denn wir haben ein großes Interesse daran, daß ... die christliche Menge sich nicht mit Nietzsche beschäftigt.«

Kaftans rein biographische Notizen sind auch darum wichtig, weil sie die genau gleichen Aussagen der Meta von Salis stützen, der man gerne eine schwärmerische weibliche Eingenommenheit vorwirft. Kaftan schildert das ZusammenseinB1173: »Wir haben damals in Sils-Maria drei Wochen lang täglich miteinander verkehrt ... und eingehend und unumwunden über alles gesprochen, wie wenn wir alte Freunde gewesen wären. Das waren wir nun eigentlich nicht ... Ich wunderte mich daher immer wieder darüber, daß er den Verkehr mit mir in jeder Weise suchte ... Ich habe aber während der ganzen Zeit niemals irgendwelche Spur einer beginnenden

geistigen Erkrankung an ihm wahrgenommen ... Wenige Monate nachher trat die Katastrophe ein. Aller Wahrscheinlichkeit nach bin ich wohl einer der letzten gewesen, mit denen er Auge in Auge geistig verkehrt hat ... Nachher in Turin hat er ganz für sich und vereinsamt gelebt ... Es hat in diesen letzten Jahren intermittierend bei ihm eine krankhafte Erregung sich eingestellt, gerade in den Stunden der geistigen Arbeit, ... nicht immer so spürbar wie im vierten Buch des ›Zarathustra‹, ... wie im Hintergrund lauernd ... Auch das bestärkt mich darin, daß er im persönlichen Verkehr so ganz anders war, als wie er sich in seinen Schriften ausspricht. Nicht als wenn er irgend mit seinen Ansichten hinter dem Berg gehalten hätte. Aber er sprach darüber mit aller Gelassenheit, wie man unter Freunden über ernste Dinge redet, in denen man sich großer Unterschiede der Auffassung bewußt ist. Und doch hat er zur selben Zeit die ›Götzendämmerung‹ geschrieben! An einer Stelle dieser Schrift meine ich den Widerhall eines Gesprächs zwischen uns zu finden. Und niemand sage, sein Verhalten im Verkehr sei bloße Maske gewesen ... Es war ihm vielmehr Bedürfnis, wenn möglich mit irgend jemandem umzugehen, dem gegenüber er sich aussprechen konnte – nur so war die Geflissentlichkeit zu verstehen, mit der er darauf bedacht war: als ich abends angekommen war, überraschte er mich gleich am nächsten Morgen mit seinem Besuch; wir trennten uns nie, ohne auf seine Veranlassung die nächste Zusammenkunft verabredet zu haben; als meine Frau und ich fortfuhren, stellte er sich ein um Abschied zu nehmen, obwohl es eine Stunde war, in der er sonst zu ruhen pflegte; kurz, es war nicht eine Spur von Maske dabei, sondern in allem einfache und schlichte Liebenswürdigkeit, die ihm Natur war.«

Von den Wanderungen hat Kaftan zwei Episoden besonders überliefertB1174 B1175: »Wir gingen im Fextal aufwärts dem Gletscher zu, als die Rede auf seine Krankheit kam, auf alles, was er in ihr erlebt, und was er ihr zu verdanken habe. Bei einer kleinen Brücke ... blieb er auf der schmalen Straße stehen und sprach mit leiser Stimme über die große Wandlung, die mit ihm vor sich gegangen sei. Es war, wie wenn ein Frommer davon sagt, in welcher Weise er die Nichtigkeit der Welt erkannt und seine Seele in Gott zu bergen gelernt habe. Was er im Sinne hatte, war aber eben jener Übergang vom Nein zum Ja: das ist die Wurzel aller seiner Reden und Lehren ... Ich wiederhole, ... daß seine Lehre hierdurch einen heroischen Zug hat, daß hierin wurzelt, was an ihr sympathisch ist: man spürt etwas von Wille, Entschluß und Tat ... Es ist doch an diesem aller Moral feindlichen Mann schließlich ein Zug ethischer Größe, der uns für ihn einnimmt.« Selbst der Theologe Kaftan verfiel dem ästhetischen Zauber der Zarathustra-Landschaft, der Zarathustra-Stimmung: nahe der Gletscherwelt, in erhabener Natur auf der (symbolischen) Brücke verweilend, wo Nietzsche das große Geheimnis, die Offenbarung seiner philosophischen Lehre mit leiser, melodischer Stimme vorträgt, wie es auch Resa v. Schirnhofer einmal so tief bewegend erlebt hatte. War das Kunstwerk, dichterische Vision – oder Philosophie? Genie oder Irrsinn? Inspiration oder schizophrener Schub? Die Fragestellung liegt im Falle Nietzsches darum so nahe, weil wir bereits um die drohende Katastrophe wissen, die nur noch um gute vier Monate aussteht. Es sei schwierig, keine Satire zu schreiben (Difficile est satiram non scribere; JuvenalB1176), sagt ein gängiges Sprichwort. Es ist aber eben so schwierig, nicht in eine *prophetia ex eventu* zu verfallen. Kaftan hat diese Schwierigkeit gemeistert. Trotz der radikalen Ablehnung von Nietzsches Philosophie als einer Spätblüte des Positivismus hat er auch später, in voller Kenntnis des weiteren Verlaufs, in jene Szene im Fextal keine krankhaften »Vorzeichen« hineingelesen. Mit derselben Sachlichkeit berichtet er auch noch eine heitere – und um nichts typischere – Begebenheit von einem Ausflug zum nahen Sils-BaselgiaB1177 B1178: Da setzte mir Nietzsche irgend ein Küchenrezept mit

großem Eifer auseinander ... Plötzlich fand ich das Ding komisch, ... lachte und sagte: »Das wäre etwas für die ›Fliegenden Blätter‹, daß wir Professoren hier laufen und uns über Küchenrezepte unterhalten. Aber da wurde er ernstlich böse und hielt mir eine Vorlesung, welch ein Frevel es sei, des Leibes Pflege zu vernachlässigen.«

Kaftan kannte zu der Zeit, als er dies niederschrieb, über Nietzsches Zusammenbruch die schwesterliche These vom Hirnschlag als Folge von Überarbeitung und Drogenmißbrauch, wie auch Möbius' Arbeiten, die sich auf die Diagnose »Progressive Paralyse« stützen. Entgegen beiden nimmt nun aber Kaftan nicht eine organische Störung, ein Gehirnleiden an, sondern geistige Zerrüttung, an die sich eine kritische Stellungnahme, eine Widerlegung von Nietzsches Philosophie anschließen läßt. Er hat damit die Gegnerschaft begründet, die noch heute alles, was ihr an Nietzsches Gedanken unverständlich oder unbequem ist, über den Einwand »Vorboten der geistigen Erkrankung« abzutun versucht. Als Kern der geistigen Spannung, an der Nietzsche endlich zerbrochen sein soll, sieht Kaftan – darin der echte TheologeB1179: »Daß er es niemals fertig gebracht hat, das Christentum zu vergessen und sich darüber hinwegzusetzen. Er hat es immer wieder vernichtet. Was man aber immer wieder vernichten muß, dem bezeugt man damit selber seine unverwüstliche Lebenskraft. Vor allem aber dürfte sich hieraus das tragische Ende seiner geistigen Existenz erklären, der Wahnsinn ... Daß er gottlos war, ohne Gott, daß er Gott verloren hatte, das ist das tragische Geschick seines Lebens. Denn auf Gott war er gewiesen und nur in Gott hätte er das in ihm quellende, reiche geistige Leben zu einer harmonischen großen Lebensform gestalten können ... Es ist doch nicht bloß eine plötzliche Katastrophe gewesen, als im Anfang des Jahres 1889 der Wahnsinn in Form des Größenwahns bei ihm ausbrach. Sie war wohl vorbereitet. Nietzsche ist ... daran zu Grunde gegangen, daß er Gott schlechterdings zum Leben brauchte, aber den lebendigen Gott und den Weg zu ihm verloren hatte.« Abgesehen vom sachlichen Irrtum der Krankheitsbegründung wußte Kaftan aus den Gesprächen in diesem Sommer 1888 sicher mehr als irgend jemand sonst von Nietzsches permanenter Auseinandersetzung mit seiner religiösen Herkunft (die äußerlich regelmäßig in an Weihnachten sich anschließenden Krankheitstagen in Erscheinung tritt).

Die Arbeiten in Sils

Trotz all dieser Zeugnisse von Wanderungen, Gesprächen, Gesellschaften, Briefverkehr, die den Eindruck des »Müßiggangs« nicht nur des Psychologen erwecken könnten, bleibt Nietzsches ungebrochene, ja gesteigerte Arbeitsintensität das beherrschende Element dieser Wochen. Zunächst feilt er am ›Fall Wagner‹. So sehr er sich die Mühe nimmt, die Schrift wie in einem leichtgeschürzten Tone hingeworfen zu geben, so sehr beschäftigt, ja bedrückt sie ihn, wägt er Details ab, ändert er am Text, während bereits die Korrekturbogen aus der Druckerei zu ihm und – wie könnte es anders sein – zu Köselitz kommen, der wieder restlos zustimmend reagiert. Aber gerade ihm gesteht Nietzsche am 11. August: »Es ist mir keine kleine Hcrzstärkung gewesen, ... daß Ihnen diese riskierte Schrift Vergnügen gemacht hat. Es gibt Stunden, besonders des Abends, wo mir der Mut zu so viel Tollheit und Härte fehlt. In summa: es erzieht mich zu einer noch größeren Einsamkeit – und bereitet mich vor, noch ganz andre Dinge zu verlautbaren als meine Bosheiten über einen solchen ›Privat-Fall‹. Das Stärkste steht eigentlich in den ›Nachschriften‹; in einem Punkte bin ich sogar zweifelhaft, ob ich nicht zu weit gegangen (– nicht in den Sachen, sondern in dem Aussprechen von Sachen). Vielleicht lassen wir die

Anmerkung (in der über Wagners Herkunft etwas angedeutet wird) weg ... Im Schluß des Ganzen bin ich auf den Gesichtspunkt des ›Vorworts‹ zurückgekommen: zugleich um der Schrift den Charakter des Zufälligen zu nehmen, – um ihren Zusammenhang mit meiner ganzen Aufgabe und Absicht herauszuheben.« Und so geht das weiter bis zum 24. August, wo Nietzsche endlich den Text des »Epilogs« an Naumann schickt. Dieser hatte zwar sofort mit dem Druck begonnen, aber die dauernden »Autorenkorrekturen« verzögerten die Publikation. So kam ›Der Fall Wagner‹ erst Mitte September heraus. Nietzsche erhielt das erste Exemplar am 15. September noch in Sils. Die Auslieferung an den Buchhandel stellte Naumann für den 22. September in Aussicht.

Inzwischen war Nietzsche über den »Privatfall Wagner« hinausgeschritten. Bereits am 7. September geht ein neues Manuskript an Naumann, im Umtang etwa einer »Unzeitgemäßen Betrachtung«, mit dem Titel ›Müßiggang eines Psychologen‹ Am 12. September berichtet er Köselitz davon: »Unter diesem harmlosen Titel verbirgt sich eine sehr kühn und präzis hingeworfene Zusammenfassung meiner wesentlichsten philosophischen Heterodoxien: so daß die Schrift als einweihend und appetitmachend für meine Umwertung der Werte (deren erstes Buch beinahe in der Ausarbeitung fertig ist) dienen kann ... Im Ganzen sehr heiter, trotz sehr strengem Urteile ... Es sind wirkliche *psychologica* und vom Unbekanntesten und Feinsten. (– Den Deutschen werden manche Wahrheiten gesagt, insbesondere wird meine geringe Meinung über die reichsdeutsche Geistigkeit begründet.) – Diese Schrift, in allem als Zwilling zum ›Fall Wagner‹ auftretend ... muß möglichst bald heraus: weil ich eine Zwischenzeit brauche bis zur Veröffentlichung der ›Umwertung‹.« Tags darauf zeigt Nietzsche seine neuesten Arbeiten auch Freiherrn v. Seydlitz an: »Mein innerer Haushalt steht ganz und gar im Dienste einer extremen Unternehmung, die, als Büchertitel, in drei Worte zu bringen ist ›Umwertung aller Werte‹ ... Dies schließt nicht aus, daß ich ein paar Heiterkeiten verbrochen habe. Die eine, welche sich alsbald die Freiheit nehmen wird, mit einigem Mutwillen über Deine Schwelle zu springen, heißt ›Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem‹ (– böse Zungen lesen: Der Fall Wagners) ... Ende des Jahres wird eine andre Sache von mir öffentlich, welche meine Philosophie in ihrer dreifachen Eigenschaft, als lux, als nux und als crux, zur Erscheinung bringt. Sie heißt, mit aller Anmut und Tugend: ›Müßiggang eines Psychologen‹.« Es war der Hauptteil dessen, was schließlich unter dem Titel ›Götzen-Dämmerung; oder: wie man mit dem Hammer philosophierte‹ herauskam. Auch hier ging Naumann wieder unverzüglich an den Druck. Am 20. September langten bereits Korrekturabzüge bei Köselitz an, der auf Einladung einer deutschen Familie in Buchwald (Hinterpommern) weilte. Diesmal hatte er einen Einwand: »Der Titel ... klingt mir, wenn ich mir vergegenwärtige, wie er auf Nebenmenschen wirken könne, zu anspruchslos: Sie haben Ihre Artillerie auf die höchsten Berge gefahren, haben Geschütze wie es noch keine gegeben und brauchen nur blind zu schießen, um die Umgegend in Schrecken zu versetzen. Eines Riesen Gang, bei dem die Berge in den Urgründen erzittern, ist schon kein Müßiggang mehr.« Nietzsche übernimmt nicht nur diese exaltierten Ausdrücke von Köselitz in sein tägliches Vokabular, er geht auch auf den Einwand ein und teilt ihm umgehend am 27. September den neuen Titel mit: ›Götzendämmerung‹ – und bemerkt dazu: »Übrigens warnt mich Gersdorff ganz ernsthaft vor den Wagnerianerinnen [was sicher auf Malwida v. Meysenbug zielt]. – Auch in diesem Sinne wird der neue Titel ... gehört werden, – also noch eine Bosheit gegen Wagner.«

Die neue Schrift in diesem Lichte zu sehen, hängt vielleicht gar nicht mit der Titeländerung zusammen, denn am 15. September schreibt Nietzsche an Naumann,

nachdem er den ›Fall Wagner‹ in Händen hatB1180: »Inzwischen habe ich auch etwas anderes begriffen: daß jetzt eine weitere Publikation absolut unzulässig ist. Sie würde den Eindruck dieser Schrift stören, brechen, – ... Nehmen Sie also ... das übersandte Manuskript eine Zeitlang (– sagen wir vorläufig bis Ostern des nächsten Jahres) in Gewahrsam.« Allein, der Rückzugsbefehl kam bereits zu spät, es wurde schon gesetzt. Nietzsche ergab sich in diese Gegebenheit, er nahm die Korrekturbogen an und fügte noch die Schlußpartie hinzu. Am 25. Oktober schreibt Köselitz, daß er die Druckbeendigung für sich gefeiert habe, und am 13. November meldet Nietzsche Overbeck den Druck ebenfalls als beendet. Am 25. November erhält er die ersten Autorenexemplare, von denen er sogleich eines Jacob Burckhardt schickt mit einem fast devoten Begleitbrief, den er mit den Worten schließt: »Es ist mir nicht verborgen geblieben, daß es vor nicht lange einen Tag gab, wo die Pietät einer ganzen Stadt sich mit tiefer Dankbarkeit ihres ersten Erziehers und Wohltäters erinnerte. Ich habe mir, in aller Bescheidenheit, erlaubt, mein eigenes Gefühl zu dem einer ganzen Stadt hinzuzulegen.« Das war aus Anlaß von Burckhardts 70. Geburtstag gewesen.

Die Auslieferung der ›Götzendämmerung‹ an den Buchhandel blieb vorderhand aufgeschoben. Erst am 27. Januar 1889, unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Katastrophe also, gewahrt Overbeck das Buch in einer Basler Buchhandlung, und kurz darauf erscheint auch bereits eine erste Besprechung in den »Basler Nachrichten«.

Im Gegensatz zum ›Fall Wagner‹ ist diese ›Götzendämmerung‹ wirklich mit leichter Hand und in wenigen Tagen hingeworfen, einfach aus dem Fundus geschöpft als ein appetitanregendes Hors d'œuvre seiner Philosophie: so wenigstens stellt sich Nietzsche die Wirkung vor. Für eine Detailarbeit und Vorstudien wie zum ›Fall Wagner‹, der ihm im Grunde ein ernstes Anliegen war, hatte er keine Zeit, denn nun rafft er sich endlich auf, sein »Hauptwerk«, die ›Umwertung aller Werte‹ an die Hand zu nehmen. Aber er verpaßt schon den Anfang.

Die entscheidende Weichenstellung

Entgegen allen bisherigen Werkplänen und Buchdispositionen bis Ende August, nach denen man die Entwicklung seines philosophischen Gedankengebäudes aus den Grundlagen, aus erkenntniskritischen Prämissen erwarten durfte, greift Nietzsche wieder vorweg einen Teilaspekt heraus, führt er die Nutzanwendung seiner – noch immer nicht systematisch deduzierten – philosophischen Grundansicht auf ein Sonderproblem vor: eine Kritik des Christentums. So wird die Unzeitgemäße Betrachtung *›Der Antichrist‹,* notgedrungen vorderhand zum ersten Teil der »Umwertung«, was diese Schrift ihrer ganzen Natur nach nicht sein kann. Das Problem war wohl schon in den früheren Dispositionen enthalten, aber immer als eines neben andern, höchstens im Umfang eines nachgestellten Kapitels im Laufe der Gesamtordnung, niemals jedoch als ganzes »Buch 1«.

Schon die schwesterliche Biographin und Herausgeberin rätselte an dieser Überraschung herum und glaubte sogar, dem »unbeschreiblich schlechten Wetter im Engadin« und den »damit verbundenen Übelständen« Schuld geben zu müssenB1181. Und seither ist an dieser Frage weiter herumgerätselt worden, auch mit der Methode der Werkanalyse oder ideengeschichtlich. Vielleicht ist sie aber gerade vom Biographischen her zu beantworten, allerdings nicht mit dem Hinweis auf das Wetter!

Zunächst einmal hatte Nietzsche sein »systematisches Hauptwerk« als eine Arbeit der historisch-kritischen Methode geplant, wie er sie als Philologe bei Ritschl gelernt hatte. Er hat seit einigen Jahren intensive Quellenstudien betrieben – darauf ist schon wiederholt hingewiesen –, lind. gerade zum Thema »Christentum« verfügte er über reichliche historische und psychologische Kenntnisse. Noch im vergangenen Frühjahr hatte er das Werk von Julius Wellhausen studiert (vgl. o. S. 578).A222 Nietzsche war also bestens vorbereitet und gewappnet zur Diskussion mit dem orthodoxen dogmatischen Theologen Kaftan. Auch darauf ist schon mehrfach hingewiesen, wie sich Nietzsches »Werke« im Grunde als Ausschnitte aus einem ununterbrochenen Dialog mit wechselnden Partnern und – in beschränktem Umfange – wechselnder Thematik erweisen, ähnlich den Platonischen Dialogen. Nur sind bei diesen die Partner des Sokrates zu fassen, werden sie eingeführt, während sie bei Nietzsche oft schwer oder gar nicht faßbar sind. Aber hier, beim ›Antichrist‹, dürfen wir annehmen, daß das Zusammensein mit Kaftan ebenso schicksalhaft und für das Werk mitbestimmend war, wie etwa Richard Wagner, Paul Rée oder Lou Salomé. Und gerade in Verbindung mit ihr ergibt sich ein Indiz. 1891 hatte sie in Artikeln der »Vossischen Zeitung« »eine zusammenfassende Charakteristik Nietzsches, in der zum ersten Male die *drei* Perioden seiner geistigen Entwicklung unterschieden und bestimmt charakterisiert sind« vorgelegt, die sie in ihrem Buch ›Friedrich Nietzsche in seinem Werk‹ 1894B1182 wiederholte. Dieser Dreiteilung widersprach dann Kaftan auf Grund seiner persönlichen Diskussionserfahrung, die er mit Beispielen aus dem Werk stützt. Er weist – ausdrücklich gegen Lou Andreas-Salomé – nach, daß zwischen der von ihr getrennten 2. und 3. Periode eben keine Trennung zu machen sei, weil das ganze Werk Nietzsches seit ›Menschliches‹ ununterbrochen und bis zuletzt von dem Anspruch geprägt ist, positive Wissenschaft zu geben, Nietzsche also vom Anspruch her in einem bestimmten Sinne Positivist geblieben sei. Es ist diese Nietzsche-Interpretation Kaftans, die Overbeck so kategorisch ablehnt, weil er zu wenig auf die von Kaftan vorausgesetzte Einschränkung »vom Anspruch her« achtet.

Kaftan hatte diese Überzeugung mitbekommen aus den Gesprächen, wo ihm, dem Theologen und Dogmatiker, der Philologe und Historiker Nietzsche mit positivistischer Methode entgegentrat. Er fand Nietzsche immer noch auf demselben Boden, auf den ihn Paul Rée geführt und auf dem er vor sechs Jahren mit Lou Salomé verkehrt hatte. Im Gegensatz zu dem aus der Ferne erblickten scheinbaren Umbruch in eine dritte Periode der Frau Lou Andreas-Salomé erlebte Kaftan unmittelbar die ungebrochene positivistische Persönlichkeitsstruktur Nietzsches noch 1888. Daß Nietzsche der Positivismus nicht genügte und er ihn zu überhöhen, unternahm, ändert nichts an Grundlage und Anspruch.

Ebenso ungebrochen setzt Nietzsche den Fluß seiner Gespräche fort. Die neue Arbeit, der ›Antichrist‹, ist die sich aufdrängende Antwort auf die Diskussionsrunde, Nietzsches Manifest gegen den Theologen Kaftan und die von ihm vertretene Dogmatik in der christlichen Frage. Offen bleibt dabei immer noch, was aus Overbecks 1873 erschienenem Werk ›Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie‹B1183 mitschwingt, dessen Entstehung Nietzsche aus nächster Nähe miterlebt hatte. Schon der Titel ›Der Antichrist‹ war ihm aus dieser Zeit geläufig. Cosima Wagner erwähnt im Brief an Gersdorff vom 14. August 1873B1184: »Jetzt lese ich den Antichrist von Renan und möchte gern erfahren, was Prof. Overbeck von dem Buche hält.«

Kaftan war Ende August abgereist. Unmittelbar daran schließen sich die Arbeiten am ›Antichrist‹. Während des Aufenthaltes von Kaftan entstand (nach dessen

Zeugnis, vgl. o. S. 620) die ›Götzendämmerung‹. An Meta von Salis, mit der er seit ihrer Abreise am 17. August in lebhaftem Briefverkehr geblieben war (nicht jedoch mit Kaftan!), kann Nietzsche am 7. September schreibenB1185: »Der dritte September war ein sehr merkwürdiger Tag. Früh schrieb ich die Vorrede zu meiner ›Umwertung aller Werte‹, die stolzeste Vorrede, die vielleicht bisher geschrieben worden ist. Nachher ging es hinaus – und siehe da! der schönste Tag, den ich im Engadin gesehen habe ... Dann ging ich zu Tisch und fand ... einen kurios dick geratenen Brief von Ihnen.« Sie schickte ihm ihr Exemplar seiner ›Genealogie‹, dem sie offenbar einen besonders kostbaren Einband hatte geben lassen. Sollte es vom Autor signiert werden? Er schickt ihr nun das Buch zurück »mit dem verbindlichsten Danke ... Ich habe es in einen festen Karton gesteckt: mein Wunsch ist, daß die Post keine Brutalität begeht.« Und hier nun vernehmen wir auch etwas über seine Arbeitsintensität, über die er selber erstaunt ist: »Es ist mir sogar etwas mehr gelungen, etwas, das ich mir nicht zugetraut hatte – – Die Folge war allerdings, daß mein Leben in den letzten Wochen in einige Unordnung geriet. Ich stand mehrere Male nachts um zwei Uhr auf, ›vom Geiste getrieben‹ und schrieb nieder, was mir vorher durch den Kopf gegangen war. Dann hörte ich wohl, wie mein Hauswirt, Herr Durisch, vorsichtig die Haustür öffnete und zur Gemsenjagd davonschlich. Wer weiß! vielleicht war ich auch auf der Gemsenjagd – –« Zwei Tage später, am 9. September, spricht er im Brief an Carl Fuchs von der ›Umwertung‹, »deren erstes Buch beinahe fertig ist«.

Wieder einmal spielt ihm seine Leidenschaft, sein unentwegtes Ergreifen des gerade sich darbietenden Problems den Streich, ihn von seiner Aufgabe wegzulocken. Allerdings, bei der regelmäßigen Wiederholung dieses Vorgangs ist der Verdacht nicht auszuschließen, daß es dazu nicht sonderlich großer Kräfte bedurfte. Auch das spricht Kaftan in seinen Erinnerungen aus: bei aller Anerkennung des hervorragenden Intellekts und des glänzenden Stilisten spricht er Nietzsche die Fähigkeit, ein systematisches Werk Zug um Zug aufzubauen, glattweg ab.

Inzwischen war das Wetter wieder ungewöhnlich schlecht geworden. Nietzsche plante seine Abreise von Sils nach Turin auf den 16. September, konnte aber erst am 20. September reisen. In mehreren Briefen weiß er von tagelangem Regen und Schnee zu berichten, von Niederschlagsmengen innert vier Tagen, die das Dreifache des Monatsmittels erreichen. Die Seen traten über die Ufer, ganze Gebiete waren überschwemmt, so daß er in seinem durch vorsorgliche Dämme geschützten Sils festsaß. Und als dann am 20. September die Flucht aus dem verwüsteten Hochtal möglich wurde, traf er in der lombardischen Ebene auf dieselbe Situation. Er kam »Mitternachts erst nach Mailand. Das Bedenklichste war eine lange Passage nachts in Como durch überschwemmtes Terrain auf einem ganz schmalen Holzbrett-Brückchen – bei Fackelbeleuchtung! Ganz wie gemacht für mich Blindekuh! – Durch die schlaffe und widrige Luft der Lombardei erschöpft, kam ich in Turin an: aber seltsam! wie im Ruck war alles in Ordnung. Wunderbare Klarheit, Herbstfarben, ein exquisites Wohlgefühl auf allen Dingen« (an Köselitz 27. Sept. 1888).

Die letzten Monate in Turin

Mit der Ankunft in Turin vollzieht sich ein radikaler Umbruch in Nietzsches körperlichem Befinden: die fürchterlichen Anfälle von Kopfschmerz und Erbrechen, die Geißel der letzten 15 Jahre, die ihn meist mindestens wöchentlich einmal traf, blieben von nun an völlig aus. Nietzsche fragte nicht nach dem Grunde dieser trügerischen »Besserung«, er genoß das Wohl- und Glücksgefühl der Befreiung und

gab dem in exaltierter Weise Ausdruck. Wer möchte ihm das verargen? Nun endlich konnte er auch seine ganze Schaffenskraft auf seine Arbeit verwenden, verzehrte nicht das schmerzvolle Leiden einen großen Teil seiner Energien. Er stürzte sich mit einer wahren Besessenheit auf seine Aufgabe, erfreute sich an der ihm zusagenden Umgebung in täglichen langen Spaziergängen am Po, lebte äußerlich still und zurückgezogen in seiner bescheidenen Unterkunft bei einfachen und treuherzigen Leuten – dem Zeitungsverkäufer und Kioskinhaber Fino und dessen Familie –, und besuchte ab und zu Konzerte und Theater. Die kurzen, aber sich immer dichter folgenden Unterbrechungen, Störungen und Verzerrungen seines Realitätsbezuges bemerkte *er* nicht, konnte er nach der Art dieser Trübungen nicht erkennen. Aber sie waren die Kehrseite, der Ersatz für die migräneartigen Anfälle der letzten Jahre, das Ausbleiben der Schmerzen war eine Empfindungslücke, signalisierte eine Zerstörung der Schmerzfähigkeit als Vorbote der endgültigen Auflösung.

Auch der Wechsel von euphorischen und depressiven Zuständen bleibt aus, es herrscht ein ununterbrochenes Gesundheits- und Kraftgefühl. Nietzsche geht auch sofort wieder zu seinem guten Schneider. Schon nach einer Woche, am 28. September 1888, berichtet er der Mutter: »Ich habe noch keinen Tag Arbeit eingebüßt und bin unvergleichlich besser dran, als im Engadin. Turin ist auch der einzige Ort, wo meine Nahrung vollkommen meinen sehr persönlichen Bedürfnissen entspricht ... Ein neuer eleganter Herbst- Überzieher ist auch da.« Nach den meteorologischen Enttäuschungen des Sommers im Engadin schätzt er den ausnehmend schönen Herbst Oberitaliens doppelt. So rühmt er am 17. Oktober der MutterB1186: »Tag für Tag ein Wetter von vollkommen unbeschreiblicher Reinheit und Lichtfülle – ich habe noch nirgendswo einen solchen Herbst gesehen. Von den wunderbaren Trauben und andern Früchten darf ich gar nicht reden. Die Stadt großartig, aber still, mit allen ihren 300000 Einwohnern.« Auch von einer vorsorglichen Bestellung berichtet er der Mutter: »Der Ofenfabrikant in Dresden will mir den Ofen franco Fracht und Emballage nach Turin für 24 Mark liefern, ebenfalls den Sack mit 1000 Zylindern Heizmaterial für 12 Mark franco und zollfrei bis Turin.« Auch an Overbeck drückt er am 18. Oktober seine Zufriedenheit aus: »Ich bin jetzt der dankbarste Mensch von der Welt – herbstlich gesinnt in jedem guten Sinne des Wortes: es ist meine große Erntezeit.« Nun reift der Entschluß, Turin nicht nur als Frühjahr-Herbst-Zwischenstation zu benützen, sondern mindestens auch über den Winter hier zu bleiben. Voll Glück und Übermut schreibt er am 30. Oktober Köselitz: »Ich sah mich eben im Spiegel an, – ich habe nie so ausgesehn. Exemplarisch gut gelaunt, -wohlgenährt und zehn Jahre jünger als es erlaubt wäre. Zualledem bin ich, seitdem ich Turin zur Heimat gewählt habe, sehr verändert in den Honneurs, die ich mir selber erweise, – erfreue mich z. B. eines ausgezeichneten Schneiders und lege Wert darauf, überall als distinguierter Fremder empfunden zu werden. Was mir auch zum Verwundern gelungen ist ... Ich habe bis heute nicht gewußt, was mit Appetit essen heißt; ebensowenig, was ich nötig habe, um bei Kräften zu sein. Meine Kritik der Winter in Nizza ist jetzt sehr herbe: unzureichende und gänzlich gerade mir unzuträgliche Diät. Dasselbe ... gilt ... von Ihrem Venedig. Ich esse hier, mit der allerheitersten Verfassung an Seele und Eingeweide, gut viermal so viel wie in der ›Panada‹. – Auch sonst ist Nizza die reine Torheit gewesen. Landschaftlich ist Turin mir in einer Weise mehr sympathisch als dies kalkige, baumarme und stupide Stück Riviera, daß ich mich gar nicht genug ärgern kann, so spät davon loszukommen ... Hier kommt Tag für Tag mit gleicher unbändiger Vollkommenheit und Sonnenfülle herauf: der herrliche Baumwuchs in glühendem Gelb, Himmel und der große Fluß zart blau, die Luft von höchster Reinheit – ein Claude Lorrain, wie ich ihn nie

geträumt hatte zu sehn. Früchte, Trauben in braunster Süße – ... In allen Stücken finde ich [es] hier lebenswert.« Noch am 13. November kann er an Overbeck wiederholen: »Der Herbst ... war ein wahres Wunder von Schönheit und Lichtfülle, – ein Claude Lorrain in Permanenz. Ich habe über den ganzen Begriff ›schönes Wetter‹ umgelernt und denke mit Erbarmen an meine stupide Anhänglichkeit an Nizza. – Meine Bücher, die ich dort gelassen habe, sind bereits unterwegs nach Turin.« Auch der Mutter preist er am 17. NovemberA223 die vorzüglichen Trauben und die exquisite Küche Turins. Er ißt mit Appetit und hat »noch nie eine Magenbeschwerde gehabt«. Auch äußerlich betont er sein neues Lebensgefühl: »Du würdest Dich selber erstaunen, wie stolz und voll Haltung Dein altes Geschöpf hier einherwandelt. Gegen Nizza hat sich alles gerade umgedreht. Ein leichter Paletot, mit blauer Seide gefüttert, genügt einstweilen über meinem Gesellschafts-Anzug vollkommen. Der dicke, immer noch ganz ordentliche Überzieher von Hillebrand kommt erst diesen Winter zu Ehren. Zwei Paar Schuhe mit Schnüren. Ungeheure englische Winter- Handschuhe. Eine goldne Brille (nicht unterwegs). Jetzt kannst Du Dir das alte Geschöpf vorstellen.«

Und all das hält ungebrochen an! Am 11. Dezember berichtet er dann der Mutter wiederB1187: »Kein schlechter Tag bisher. Das Wetter immer noch herrlich; etwas frisch, aber nicht anders, als ichs vom Oberengadin her gewöhnt bin. Der Ofen ist noch nicht da ... Von Nizza sind die 3 Bücherkisten eingetroffen. – Ich bin jetzt in jeder Hinsicht hier gut aufgehoben; größte Reinlichkeit; ausgezeichnete Nahrung; mächtiges Bett, worin die Italiener ihren Luxus haben; auch habe ich noch nie so gut geschlafen«, und das offenbar *ohne* Schlafmittel! Endlich zieht auch in Turin der Winter ein. In seinem letzten Brief (vom 21. Dezember) an die Mutter kann er aber sagen: »doch nicht so, daß ich hätte heizen müssen. Die Sonne und der helle Himmel werden nach ein paar Tagen Nebel immer wieder Herr.« Der Ofen scheint also inzwischen eingetroffen, aber noch nicht benützt zu sein.

Brücken werden abgebrochen

In schroffem Gegensatz zu dieser Heiterkeits- und Glücksstimmung stehen einige persönliche Reaktionen Nietzsches.

Als ersten trifft es Hans von Bülow. Bülow lebte seit 1887 in Hamburg, nachdem er schon 1886 die dortigen »Abonnementskonzerte« übernommen hatte. Nietzsche glaubte nun, daß er als Opernchef Köselitz' ›Löwen von Venedig‹ in Hamburg herausbringen könnte und schrieb ihm am 10. August (also noch von Sils aus) einen empfehlenden BriefB1188: »Ich sähe diesen Löwen mit dem größten Vergnügen in der Menagerie Pollini [Intendant der Hamburger Oper]. Diese Oper ist ein Vogel der seltensten Art. Man macht jetzt so etwas nicht mehr. Alle Eigenschaften im Vordergrunde, die heute, skandalös, aber tatsächlich, der Musik abhanden kommen. Schönheit, Süden, Heiterkeit, die vollkommen gute, selbst mutwillige Laune des allerersten Geschmacks – die Fähigkeit, aus dem Ganzen zu gestalten, fertig zu werden ... Der Text ist einfach das matrimonio segreto, von meinem Freunde übersetzt ... Mein Freund ... hat, wie *mir* wenigstens scheint, einen Zauber an Venedigs Farbe der morbidezza für die Musik erfunden, hinzuzurechnen viele reizendderbe Realitäten des südlichen Lazzaronismus. Wirkungsvollster vierter Akt mit einem Gondoliere-Chor am Schluß, *couleur locale* ersten Ranges ... Die Ouvertüre ist in Zürich zum ersten Male ... aufgeführt worden. Kein Mensch schreibt eine solche Ouvertüre mehr – aus ganzem Holze. – Jetzt, wo Wagner von St. Petersburg bis Montevideo die Theater beherrscht, gehört ein Bülowscher Mut dazu,

gute Musik zu riskieren.« Bülow, der auch noch die Berliner Philharmoniker leitete und dementsprechend viel auf der Reise war, fand nicht so rasch Zeit, sich mit der Sache zu befassen. Das mußte Nietzsche aus einer früheren Antwort wissen (26. Oktober 1887), die Bülow aus Zeitmangel durch seine Frau geben lassen mußte. Nietzsche hatte nun aber diesmal die Geduld nicht, auf eine Antwort zu warten und brach die Beziehung am 9. Oktober brüsk ab, noch bevor sich Bülow hätte äußern könnenB1189: »Sie haben auf meinen Brief nicht geantwortet. Sie sollen ein für alle Mal vor mir Ruhe haben, das verspreche ich Ihnen. Ich denke, Sie haben einen Begriff davon, daß der erste Geist des Zeitalters Ihnen einen Wunsch ausgedrückt hatte.«

Gleichzeitig provoziert Nietzsche ein Zerwürfnis mit der gütigen Malwida v. Meysenbug, indem er ihr den ›Fall Wagner‹ schickt. Er verrät dabei dieselbe Unbedenklichkeit wie seinerzeit im Bruch mit Rohde, indem er sie bittet, ihren Schwiegersohn Gabriel Monod um Rat zu fragen, wem er diese Schrift zur Übersetzung ins Französische anvertrauen solle, denn »diese Schrift gegen Wagner sollte man auch französisch lesen. Sie ist sogar leichter ins Französische zu übersetzen als ins Deutsche. Auch hat sie in vielen Punkten Intimitäten mit dem französischen Geschmack: das Lob Bizets am Anfang würde sehr gehört werden. – Freilich, es müßte ein feiner, ein sogar raffinierter Stilist sein, um den Ton der Schrift wiederzugeben –: zuletzt bin ich selber jetzt der einzige raffinierte deutsche Stilist. – ... Ich hätte diesen ganzen Sommer Anlaß gehabt, einen andren Rat einzuholen, den des Mr. Paul Bourget, der in meiner nächsten Nähe wohnt: aber er versteht nichts *in rebus musicis et musicantibus; davon* abgesehn wäre er der Übersetzer, den ich brauchte.

Die Schrift, gut ins Französische übersetzt, würde auf der halben Erde gelesen werden: – ich bin in dieser Frage die einzige Autorität und überdies Psychologe und Musiker genug, um auch in allem Technischen mir nichts vormachen zu lassen.« Aber nun reagierte Malwida heftig. Sie war da getroffen, wo sie am höchsten verehrte. Nietzsche mußte erkennen, daß, wenn es zur Entscheidung kommen müßte, sie bei Wagner und seinem Gral bleiben und ihn preisgeben würde.

Nun wollte er Klarheit haben, diese Entscheidung herbeizwingen. Kurz nacheinander, am 18. und 20. Oktober, schreibt er ihrB1190 B1191: »Diese jetzigen Menschen mit ihrer jammervollen Instinkt-Entartung, sollten sich glücklich schätzen, jemanden zu haben, der ihnen in dunkleren Fällen reinen Wein einschenkt. Daß dieser Hanswurst es verstanden hat, von sich den Glauben zu erwecken ... der ›letzte Ausdruck der schöpferischen Natur‹, gleichsam ihr ›Schlußwort‹ zu sein, dazu bedarf es in der Tat des Genies, aber eines Genies der Lüge – –- Ich selber habe die Ehre, etwas Umgekehrtes zu sein – ein Genie der Wahrheit – –«, und: »vergeben Sie, wenn ich noch einmal das Wort nehme: es könnte das letzte Mal sein. Ich habe allmählich fast alle meine menschlichen Beziehungen abgeschafft, aus Ekel darüber, daß man mich für etwas anderes nimmt als ich bin. Jetzt sind Sie an der Reihe. Ich sende Ihnen seit Jahren meine Schriften zu, damit Sie mir endlich einmal, rechtschaffen und naiv, erklären ›ich perhorresziere jedes Wort‹. Und Sie hätten ein Recht dazu. Denn Sie sind ›Idealistin‹ – und *ich* behandle den Idealismus als eine Instinkt gewordene Unwahrhaftigkeit ... Jeder Satz meiner Schriften enthält die Verachtung des Idealismus. Es gibt über der bisherigen Menschheit gar kein schlimmeres Verhängnis als diese intellektuelle Unsauberkeit; man hat den Wert aller Realitäten entwertet, damit, daß man eine ›ideale Welt‹ erlog ... Sie haben sich ... aus meinem Begriff ›Übermensch‹ wieder einen ›höheren Schwindel‹ zurechtgemacht ... Und wenn Sie gar ... den ehrwürdigen Namen Michel Angelo in

einem Atem mit einer durch und durch unsauberen und falschen Kreatur *wie* Wagner in den Mund nehmen, so erspare ich Ihnen und mir das Wort für mein Gefühl dabei. – Sie haben sich, in Ihrem ganzen Leben, fast über jedermann getäuscht: nicht wenig Unheil, auch in meinem Leben, geht darauf zurück ... Zuletzt vergreifen Sie sich zwischen Wagner und Nietzsche! – Und indem ich das schreibe, schäme ich mich, meinen Namen in diese Nachbarschaft gebracht zu haben. – Also Sie haben nichts von dem Ekel begriffen, mit dem ich ... vor zehn Jahren Wagner den Rücken kehrte ... Sie haben nichts davon gemerkt, daß ich, seit zehn Jahren, eine Art Gewissensrat für deutsche Musiker bin, daß ich an allen möglichen Stellen wieder die artistische Rechtschaffenheit, den vornehmen Geschmack, den tiefsten Haß gegen die ekelhafte Sexualität der Wagnerischen Musik angepflanzt habe? ... Sie haben nie ein Wort von mir verstanden: es hilft nichts, darüber müssen wir unter uns Klarheit schaffen, – auch in diesem Sinn ist der ›Fall Wagner‹ für mich noch ein *Glücksfall* – –«.

Die unendliche Güte Malwidas hat auch diesen Angriff überstanden. Das bald danach über Nietzsche hereinbrechende Unglück hat sie nicht bloß bedauert, sie wurde davon erschüttert und hat mit echtem Freundschaftsempfinden daran teilgenommen – bis über den leiblichen Tod Nietzsches hinaus.

Beides war ein Bruch mit der älteren Generation *und* dem Wagnerkreis der siebziger Jahre. Die Malwida v. Meysenbug hatte Nietzsche anläßlich der von Bülow geleiteten Münchner ›Tristan‹-Aufführungen im Juni 1872 kennengelernt!

Dafür pflegte Nietzsche die Beziehungen zu Zeitgenossen um so sorgfältiger. So zu J. Widmann, den er mit dem ›Fall Wagner‹ vorsichtig verschonte, und Carl Spitteler, dem er für die angezeigteB1192 zustimmende Rezension im Berner »Bund« vom 8. Nov. 1888 danktB1193 (7. November): »Sehr erbaut, in diesem ›Falle‹ Ihr Ja auf meiner Seite zu haben, da es dies Mal ein paar Gründe zuviel gibt, die Stimmen nicht zu zählen, sondern zu wägen ... Daß ich die Schrift nicht an Herrn Dr. Widmann gesandt habe, hatte seinen Grund in der Befürchtung, dieselbe möchte ihn in seinen Sympathien für J. Brahms verletzen. Da ich aber Ihren Worten entnehmen zu können glaube, er habe sie erwartet, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, sie unverzüglich in seine Hände zu liefern.« So gibt Nietzsche am 7. November Naumann Auftrag, ein Exemplar des ›Fall Wagner‹ an Widmann zu schickenB1194. Aber hier kommt es nun zu einer unerwarteten Reaktion. Von den wirklich dummen und taktlosen Ausfällen gegen seinen Freund Brahms angewidert, schlägt Widmann in einem Feuilleton-Artikel im »Bund« am 20./21. November 1888 in einer Weise zurück, die für den Denker *und* den Menschen Nietzsche nicht vernichtender hätte ausfallen können.A224 Widmann überbordet dabei allerdings mindestens ebenso, wie er es Nietzsche ankreidet. Auch irrt er sich in gleicher Weise wie schon Richard Pohl (vgl. u. S. 640) über Nietzsches Hinweis (›Fall Wagner‹ Zweite Nachschrift): »Ich kenne nur *einen* Musiker, der heute noch imstande ist, eine Ouvertüre aus *ganzem Holze* zu schnitzen«, und bezieht es auf Nietzsche als Komponisten. So völlig unbekannt war damals »Peter Gast« und seine Freundschaft mit Nietzsche! Völlig vergreift sich aber Widmann am Schluß, wenn er ausgerechnet Helene Druscowitz zitiert, die Nietzsche »Großmannssucht und Dünkelhaftigkeit« vorwirft – sie, die sich »Doktorin der Weltweisheit« nannte! (vgl. o. S. 355). Nietzsche scheint derart fassungslos, daß er überhaupt nicht zu reagieren vermag. Auch Köselitz schweigt. Erst nach dem Zusammenbruch im Januar 1889 geht Naumann in der Korrespondenz mit Overbeck darauf ein.

Hippolyte Taine erhält Ende November die ›Götzendämmerung‹ mit einem Begleitbrief, in dem Nietzsche auch für diese Schrift die Übersetzung ins

Französische anregt, hier aber gleichzeitig vor der Schwierigkeit einer adäquaten Ausdrucksweise warnt. Taine empfiehlt ihm hierauf am 14. Dezember als Übersetzer den Redaktor des »Journal des Débats« (Nietzsches Leibblatt!) und der »Revue des deux mondes«, Jean Bourdeau. Doch dazu war es bereits zu spät. Zu spät auch knüpfte Nietzsche, von Brandes vermittelt, eine Korrespondenz mit August Strindberg (1849-1912) an. Obwohl Strindberg Nietzsches ›Fall Wagner‹ mit Begeisterung liest und – offenbar aus weiterer Lektüre – schließt, sie hätten die ähnlichen Ansichten über »das Weib«, und Nietzsche ebenfalls mit Zustimmung von Strindbergs Werken in französischer Übersetzung Kenntnis nimmt (so am 18. November ›Les mariés‹ [original ›Giftas‹], woraufhin ihm Strindberg Ende November sein Drama ›Fadren‹, französisch ›Père‹, schickt), so wurde diese Berührung mindestens für Nietzsche nicht mehr fruchtbar, so lebhaft sich in diesen wenigen Wochen die Korrespondenz entwickelte B1195.

Von den »alten« Beziehungen blieben unangetastet die Freundschaft mit Overbeck (wo sich allerdings noch in den letzten Tagen eine Trübung einstellen sollte) und die Verehrung für Jacob Burckhardt, dem Nietzsche konsequent und in Erstexemplaren seine neuen Publikationen schickt, obwohl Burckhardt seit geraumer Zeit mit Stillschweigen darüber hinweggeht.

Schmerzlich muß Nietzsche ein Bruch gewesen sein, den nicht *er* provozierte, sondern seine Schwester. Es ist wieder eines jener Erlebnisse, für die er Wochen und Monate braucht, bis er sie so weit in sich verarbeitet hat, um davon reden zu können. Erst im Brief zu Weihnachten und nur dem getreuen und in solche Intimitäten eingeweihten Overbeck gibt er den Blick frei auf die bittere Enttäuschung und Besorgnis, die ihm die Schwester zu seinem Geburtstag am 15. Oktober bereitet hatteB1196: »Ich wage noch zu erzählen, daß es in Paraguay so schlimm als möglich steht. Die hinübergelockten Deutschen sind in Empörung, verlangen ihr Geld zurück – man hat keins. Es sind schon Brutalitäten vorgekommen; ich fürchte das Äußerste. – Dies hindert meine Schwester nicht, mir zum 15. Oktober mit äußerstem Hohn zu schreiben, ich wolle wohl auch anfangen ›berühmt‹ zu werden. Das sei freilich eine süße Sache! Und was für Ge-sindel ich mir nur ausgesucht hätte, Juden, die an allen Töpfen geleckt hätten, wie Georg Brandes – – dabei nennt sie mich ›Herzensfritz‹ – – Dies dauert nun sieben Jahre! Meine Mutter hat keine Ahnung bisher davon – das ist *mein* Meisterstück. Sie schickte mir zu Weihnachten ein Spiel: Fritz und Lieschen – –.« Auch Nietzsches Verhältnis zur Musik erleidet einen, neuerlichen teilweisen Bruch. Der ungeheure Druck der intensiven Arbeitsleistung wie auch der Thematik dieser Arbeit, und das selbst aufgebaute (aufgebauschte) Bewußtsein der Verantwortung für eine geistesgeschichtliche Tat von welthistorischer Bedeutung, nämlich die Umwertung seit 2000 Jahren (seit Platon) gültiger Werte, verlangten eine Kompensation, eine Entspannung. ›Der Fall Wagner‹ und die ›Götzendämmerung‹ verschafften ihm natürlich die notwendige »Erleichterung« nicht. Nietzsche fand sie nun momentan in der neuesten französischen und namentlich spanischen Operette. Er hörte im November ›Mascotte‹ (komp. 1880) des Franzosen Edmond Audran (1842-1901) und im Dezember zwei Mal ›La gran via‹ des Spaniers Federico Chueca (1848–1908), der aber nur die Melodien schreiben konnte und sich die übrige Ausarbeitung (Harmonisieren, Satz, Instrumentation) von J. Valverde besorgen lassen mußte. Es war also nicht unbedingt ein Produkt ersten Ranges. Dennoch begeisterte sich Nietzsche derart daran, daß ihm sogar sein »St. Offenbach« zu langweilig wurde und er aus der ›Schönen Helena‹, aus der er noch für den ›Fall Wagner‹ den Refrain »Auf nach Kreta« verwertet hatte, davonlief! Daß er auch Johann Strauss ablehnt,

gehört zu seiner Anti-Wagner-Position, denn Wagner hatte sich anerkennend über Johann Strauss geäußert. Nietzsche kann sich in der Ablehnung an Derbheit des Ausdrucks nicht genug tun. So lästert er am 18. November gegenüber Köselitz: »Wie Monsieur Audran die Operette definiert: ›das Paradies aller delikaten und raffinierten Dinge, die sublimen Süßigkeiten eingerechnete Ich‹ hörte neulich ›Mascotte‹ – drei Stunden und nicht *ein* Takt Wienerei (= Schweinerei). Lesen Sie irgendein Feuilleton über eine neue Pariser opérette: sie sind jetzt in Frankreich darin wahre Genies ... Ich beschwöre Sie, Wien ist ein Schweinestall.«

Selbst seinen hochgelobten Bizet verliert er in diesen Tagen. Eine erste Andeutung enthält eine kurze Notiz an Carl Spitteler vom 19. NovemberB1197: »Daß ich meine ›Bekehrung‹ an Carmen anknüpfe, ist natürlich ... eine Bosheit *mehr* von mir. Ich kenne den Neid, die Wutausbrüche Wagners gegen den Erfolg von Carmen.« Deutlicher spricht er sich am 27. Dezember gegenüber Carl Fuchs aus: »Das, was ich über Bizet sage, dürfen Sie nicht ernst nehmen; so wie ich bin, kommt Bizet tausend Mal für mich nicht in Betracht. Aber als ironische Antithese gegen Wagner wirkt es sehr stark; es wäre ja eine Geschmacklosigkeit ohne gleichen gewesen, wenn ich etwa von einem Lobe Beethovens hätte ausgehen wollen.« Man darf diese vorübergehende Marotte sicher nicht überbewerten und gar daraus das Problem konstruieren, ob Nietzsches ›Carmen‹-Begeisterung überhaupt je ernst gewesen sei. Die Antwort darauf hat Resa v. Schirnhofer eindeutig gegeben, sie war Zeugin der echten Faszination. Bei Nietzsches impulsivem Wesen und raschen Stimmungsumschwüngen sind solche Peripetien nicht in ihrem ganzen Umfang zu nehmen. Daneben gab es aber auch »Konstanten«: Der Dichter und Denker Goethe, der Musiker Beethoven und der Historiker Burckhardt, das waren die Geister, vor denen Nietzsche selbst in extremster Verfassung voll verehrender Scheu still wurde.

Einen neuerlichen und völligen Bruch versucht Nietzsche noch mit seinem Verleger der Frühschriften bis zum ›Zarathustra lll‹, E. W. Fritzsch (der die Verlagsrechte von Schmeitzner aufgekauft hatte) herbeizuführen. Anlaß dazu war ein Artikel des Wagnerbiographen Richard Pohl, den dieser als Gegenangriff auf den ›Fall Wagner‹ in Fritzschs »Musikalischem Wochenblatt« am 25. Oktober 1888 unter dem Titel ›Der Fall Nietzsche‹ erscheinen ließ. Als Untertitel wählt Pohl die Nietzsche-Paraphrase: ›Ein psychologisches Problem‹, womit die Stoßrichtung seines Angriffs gegeben istA225. Pohl nimmt Nietzsche bei dem Wort: »Ich vergrabe meine Ohren noch unter die Musik, ich höre deren Ursache. Es scheint mir, daß ich deren Entstehung erlebe. Und seltsam! Im Grunde denke ich nicht daran oder weiß es nicht, ... denn ganz andere Gedanken laufen mir während dem durch den Kopf.« Pohl schließt daran sein Urteil:

»Da haben wir den Typus eines unmusikalischen Menschen. Denn einem musikalischen ist es geradezu unmöglich, während der Musik an irgend etwas anderes zu denken, als an die Musik ... Da wären wir denn eigentlich mit Nietzsche schon zu Ende ... Nun kommt aber das Sonderbarste: Herr Nietzsche komponiert. Er hat einen ›Hymnus an das Leben‹, ... er hat auch eine Oper komponiert! Die ist zwar sehr esoterisch geblieben; der Komponist war so verschämt, niemals davon zu sprechen. Aber ich weiß es von Richard Wagner selbst, dem er die Oper – natürlich ein selbstgedichtetes musikalisches Drama – gezeigt hat. – Ich fragte Wagner schüchtern: ›Und was sagen Sie dazu?‹ – ›Dummes Zeug‹! warf er leicht hin ... Ich habe früher bemerkt, daß mir der Kausal-Nexus für Nietzsches Abfall fehlt. – Vielleicht ist er hier zu suchen? – – ... Nietzsche sagt ferner: ›Ich kenne nur *einen* Musiker, der heute noch im Stande ist, eine Ouvertüre aus ganzem Holze zu

schnitzen: und niemand kennt ihn.‹ – Ich vermute, daß Nietzsche hier sich selbst gemeint hat!« (Vgl. o. S. 636 J. V. Widmann.)

Darauf kann man trefflich aus Wagners ›Meistersingern‹; III. Akt, das Wort des Hans Sachs zitieren: »Herr Beckmesser irrt, wie dort so hier.« Daß Nietzsche mit dem unbekannten Ouvertüren-Komponisten seinen Heinrich Köselitz = Peter Gast gemeint hat, bedarf keiner neuen Belege mehr. Auch daß Nietzsche nie eine Oper gedichtet und auskomponiert hat, darf als sicher behauptet werden. Eine solche Riesenarbeit hätte irgendwelche Spuren hinterlassen: aber es findet sich nicht das geringste Indiz dafür. Es müßte sich in der Werkgeschichte irgendwo eine Lücke finden lassen, für die als mögliche Erklärung die verwischte Arbeit an einer Oper dienen könnte. Wir haben aber Nietzsches Schaffen lückenlos vor uns, wir sehen, daß in dieser Tätigkeit nirgends auch nur einzelne Tage für die Ausformung einer Oper ausgespart wären. Wie kann Pohl so etwas behaupten? Wenn das von ihm angegebene Gespräch überhaupt je stattgefunden hat – woran ernstlich zu zweifeln ist –, so kann es sich nur um eine Bemerkung Wagners über den ›Nachklang einer Sylvesternacht‹ oder den ›Hymnus auf die Freundschaft‹ gehandelt haben, oder es liegt das äußerst dumme Mißverständnis Pohls vor, der Wagners Antwort falsch bezog. Wagner kann sehr wohl die in Pohls Frage implizite *Behauptung,* Nietzsche habe ihm eine selbstkomponierte Oper vorgelegt, als »dummes Zeug« widerlegt haben. Schlimm ist, daß Pohls haltlose Darstellung den Grund legte zu einer Legende, die sich in Wagnerkreisen bis heute hält und das komplexe Phänomen von Nietzsches Abwendung von Wagner, dem Idealismus und der deutschen Romantik auf Pohls »Psychologie« reduziert. Pohl irrt sich aber noch in einem andern Punkte, musikhistorisch:

»Aber er [Nietzsche] hat lichte Momente. Die kommen am Ende der Broschüre zu Tage ... Die Verehrer von Brahms bekommen auch ihr gutes Teil zu hören, aber keine Lobeserhebungen. Nur wird Brahms um so viel kürzer abgetan, wie Wagner, als er unbedeutender wie dieser ist.« Nach dem Tertullian-Zitat in der ›Genealogie‹ sagt Nietzsche: Per fidem, so stehts geschrieben!

Nietzsche fühlte sich von Pohls Vorwurf, er repräsentiere »den Typus eines unmusikalischen Menschen«, betroffen, in einer existentiellen Grundlage in Frage gestellt, er, der von sich sagte, »es hat noch nie einen Philosophen gegeben, der in dem Grade am Grunde so sehr Musiker war« (an H. Levi, Okt. 87)B1198. Auch hier dauerte es zwei Monate, bis er davon reden kann: am 27. Dezember 1887 ermahnt er Köselitz: »Auch schadet es nichts, wenn *Sie* mich ein wenig als Musiker behandeln, – den stupiden Deutschen käme dergleichen nie in den Kopf.«

Seine Empörung entlud er nun aber in vollem Maße gegenüber seinem Verleger Fritzsch, der so etwas wie diesen Pohl-Artikel in seiner Zeitschrift erscheinen ließ. Nietzsche vergaß oder übersah völlig, daß Fritzsch auch und vor allen Dingen der Verleger Wagners war, und daß er – Nietzsche – seinerzeit als Schützling Wagners und durch dessen Fürsprache in diesen Verlag gekommen war. Der für viele überraschende »Abfall« mußte gerade hier, vor diesen Lesern ausgebreitet werden. Nietzsche schrieb umgehend (was er den verschiedensten Adressaten ungefähr gleichzeitig und mit Stolz über seine bekundete Entschlossenheit als Zitat mitteilte): »Wie viel wollen Sie für meine ganze Literatur? In aufrichtiger Verachtung / Nietzsche.« Fritzsch verlangte daraufhin prompt und eben so trocken ca. 11000.- Mark (gegen 14000 Fr.). Jetzt reagierte Nietzsche zunächst eher kleinlaut. Am 30. November antwortete er Fritzsch (Samml. Rosenthal): »Alles wohl erwogen, kann ich auf diesen Preis nicht eingehn. Ich habe inzwischen den Versuch gemacht, Herrn C. G. Naumann für den Ankauf des Verlags zu interessieren. Aber er will jetzt nichts

davon wissen, da er zu sehr in andern Unternehmungen engagiert ist. An sich wäre es mir angenehm, wenn meine gesamte Literatur in einer Hand wäre: es versteht sich von selbst, daß ich darauf hin zu einem Opfer bereit wäre (– meine Bücher sind für mich selber ein kurios kostspieliger Luxus bis jetzt gewesen –): nur kann ich unmöglich so viel bewilligen, als Sie verlangen. – Ergebenst Dr. Nietzsche.«

Naumann war also im Augenblick zwar auch nicht in der Lage, den Preis aufzubringen, hielt aber das Angebot dennoch für diskutabel. Darauf gründete nun Nietzsche seinen Entschluß.

Schon einmal, im Streit mit Schmeitzner, war er darauf ausgegangen, die Verlagsrechte wieder in seine Hand zurückzubekommen. Was damals ein unverantwortlich scheinendes Wagnis war, hatte jetzt soliden Boden. Nietzsche durfte mit Genugtuung ein wachsendes internationales Interesse an seinen Schriften feststellen, namentlich seit Brandes' Vorlesungen sogar in Rußland, obwohl sie dort durch die Zensur bereits mit einem Verbot belegt waren! ›Der Fall Wagner‹ machte besonders in Frankreich Aufsehen, vom Wiener Kreis wußte Nietzsche schon längst, die schweizerische Öffentlichkeit war durch die Artikel von Widmann und Spitteler auf Nietzsche gestoßen worden, und selbst aus Amerika trafen verheißungsvolle Zeichen ein.

auch das Lied Zarathustra – es heißt ›Von der Armut des Reichsten‹ – noch hinein. Als Zwischenspiel zwischen zwei Hauptabschnitten.« Nietzsche wurde durch die Eile in der Druckerei gedrängt, seinem ›Ecce homo‹ eine Gestalt, vor allem einen Schluß zu geben, über den er sich jetzt noch nicht klar war und zu dessen endgültiger Form ihm das Schicksal die Zeit nicht mehr ließ. Genau gleich ging es ihm mit ›Nietzsche contra Wagner‹. Auch hier wurde trotz des Widerrufs weiter gedruckt, und Overbeck fand am 8. Januar 1889 in Turin den umnachteten Nietzsche über der Lektüre von zwei Druckbogen zu dieser Schrift, die er schon, nicht mehr verstand. Als Ersatz für ›Nietzsche contra Wagner‹ war bei Nietzsche ein anderer Gedanke aufgeflackert: Carl Fuchs hatte in Danzig einen Vortrag über Wagners Spätwerk gehalten – offenbar von Nietzsche beeinflußt. Nietzsche glaubte, der Text liege schriftlich vor und das könnte, zusammen mit Köselitz' Kunstwart-Artikel, ein Separatum geben. So etwas proponiert er jedenfalls am 27. Dezember sowohl Fuchs wie Köselitz unter dem Titel ›Der Fall Nietzsche; von Peter Gast und Carl Fuchs (resp.: Randbemerkungen zweier Musikanten)‹. Avenarius scheint er als Herausgeber bereits verständigt zu haben. Damit glaubte er ›Nietzsche contra Wagner‹ ersetzen zu können, wofür er jetzt keine Zeit mehr hatte, denn der Zwischenfall ›Nietzsche contra Wagner‹ wurde übertönt von einer anderen Sorge, von einer förmlichen Höllenangst, die Nietzsche bis zum Halse würgte und bis tief in die geistige Umnachtung hinein in einzelnen Zerrbildern als letzter Realitätsbezug nachwirkte: seine Angst vor dem militärisch erstarkenden »Reich«, der Hohenzollerndynastie, Bismarck und der einflußreichen antisemitischen Bewegung, die er mit seinen deutlichen Hieben gegen sich aufgebracht hatte. Auch die beleidigte Kirche, angetrieben von der Intoleranz eines Stoecker, sah er gegen sich in Reaktion. Das sind Befürchtungen, die sein Verleger Nau-mann nicht nur mit ihm teilte, sondern sogar noch verstärkte.

Die letzten »Werk«-Notizen

Die Kriegserfahrung von 1870 hatte ihn gelehrt, wieviel Leid die Arroganz einer sich mächtig wähnenden Dynastie (damals Napoleon III.) mit einem tatsächlichen Krieg

über die Menschen bringen kann. Ebenfalls damals hatte er schon eingesehen, daß auch ein militärischer Sieg mit einer kulturellen, geistigen Unterlegenheit einhergehen kann. Das hatte ihn Jacob Burckhardt gelehrt. Von der neuen Konstellation in Berlin befürchtete er nun, daß sie Europa wieder – und das in Kürze – in eine solche Katastrophe stürzen werde. Daß es schon bald zu ernsten Spannungen zwischen dem jungen Kaiser Wilhelm II. einerseits, und der Bismarck-Stoecker-Partei anderseits kommen werde, die zur Entfernung dieser beiden von der politischen Bühne Berlins führten, hat Nietzsche nicht mehr in sein dann schon zerstörtes Bewußtsein bekommen. Jetzt sieht er noch die geballte Gefahr, und es dünkt ihn die letzte Stunde, sie zu bannen. Und dazu fühlt er sich aufgerufen und verpflichtet als der führende philosophische Geist der Zeit, der er tatsächlich war und als der er eine rasch steigende Anerkennung feststellen durfte. Daß er das Gewicht seines Ansehens wie das der Philosophie in der modernen Gesellschaft grundsätzlich maßlos überschätzte, daß er nicht sah, wie viel geringer die Bedeutung der Philosophie jetzt gegenüber den Zeiten eines Plato oder Seneca war, hängt nicht nur mit seinem in diesen Tagen rasch schwindenden Realitätsbezug zusammen, sondern ist ein generelles Merkmal seiner ganzen aus der einseitig humanistischen Schulung gewachsenen geistigen Struktur. »Die Welt wie sie tatsächlich ist« blieb auch ihm (nicht nur den von ihm deswegen angegriffenen christlichen Dogmatikern) mehr oder weniger fremd und unverständlich, ihre und seine Problematik haben sich selten berührt.

Diese generelle »Weltfremdheit« und die von der Krankheit bereits gelockerten Zügel pragmatischer Logik zusammen lassen ihn nun an ein kühnes Projekt gehen: »Ich selber arbeite eben an einem *Promemoria* für die europäischen Höfe zum Zwecke einer antideutschen Liga. Ich will das ›Reich‹ in ein eisernes Hemd einschnüren und zu einem Verzweiflungs-Krieg provozieren. Ich habe nicht eher die Hände frei, bevor ich nicht den jungen Kaiser, *samt* Zubehör, in den Händen habe«, wie er am 26. oder 27. Dezember Overbeck schreibt. Auch wenn er drei Tage später erklärt, womit er sich zu entschuldigen versucht, aber nichts zurücknimmt, daß er »den Brief bei sehr schlechtem Lichte geschrieben« habe, so stimmt die Angabe doch: Wir haben in Nietzsches letztem Notizheft die Entwürfe zu einem Faszikel, einer Broschüre, die auf ein solches ›Promemoria‹ hinauslaufen konnten! Trotz des Vorläufigen der Entwurffassung lassen sich einige tragende Gedanken von wirklicher historischer Bedeutung herausschälen, die zudem entscheidende Aufklärung zu Nietzsches politischer Grundhaltung geben. Und es ist nicht abzusehen, was ein solches Dokument aus der Feder eines in der Weltpolitik maßgebenderen Mannes als Nietzsche für Wirkungen in die Zukunft gehabt hätte!B1214

»Ich bringe den Krieg. *Nicht* zwischen Volk und Volk: ich habe kein Wort, um meine Verachtung für die fluchwürdige Interessen-Politik europäischer Dynastien auszudrücken, welche aus der Aufreizung zur Selbstsucht, Selbstüberhebung der Völker gegen einander ein Prinzip und beinahe eine Pflicht macht. Nicht zwischen Ständen. Denn wir haben keine höheren Stände, folglich auch keine niederen: was heute in der Gesellschaft obenauf ist, ist physiologisch verurteilt und überdies ... in seinen Instinkten so verarmt, so unsicher geworden, daß es das Gegenprinzip einer höheren Art Mensch ohne Skrupel bekennt. Ich bringe den Krieg quer durch alle absurden Zufälle von Volk, Stand, Rasse, Beruf, Erziehung, Bildung: ein Krieg wie zwischen Aufgang und Niedergang, zwischen Willen zum Leben und Rachsucht gegen das Leben, zwischen Rechtschaffenheit und tückischer Verlogenheit«, also ein »Krieg« auf der Ebene des Geistes, mit den Waffen des Geistes. »Der Begriff der

Politik ist gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Machtgebilde sind in die Luft gesprengt, – es wird Kriege geben, wie es noch keine auf Erden gab. –«

»Als der, der ich sein muß, kein Mensch, ein Schicksal, will ich ein Ende machen mit diesen verbrecherischen Idioten, die mehr als ein Jahrhundert das große Wort, das größte Wort geführt haben. Seit Friedrichs des Großen Diebes Tagen, haben sie nichts getan als gelogen und gestohlen; ich habe einen einzigen auszunehmen, den unvergeßlichen Friedrich den Dritten, als den bestgehaßten, bestverleumdeten der ganzen Rasse – – – Heute, wo eine schändliche Partei obenauf ist, wo eine christliche Bande die fluchwürdige Drachensaat des Nationalismus zwischen den Völkern sät und die schwarzen Hausknechte, aus Liebe zu den Sklaven, ›befreien‹ will, haben wir die Verlogenheit und Unschuld, in der Lüge vor ein welthistorisches Gericht zu bringen.

Ihr Werkzeug, Fürst Bismarck, der Idiot par excellence unter allen Staatsmännern, hat nie eine Handbreit über die Dynastie Hohenzollern hinausgedacht ... Damit das Haus von Narren und Verbrechern sich obenauf fühlt, zahlt Europa jetzt jährlich 12 Milliarden, reißt es Klüfte zwischen den werdenden Nationen auf, hat es die hirnverbranntesten Kriege geführt, die je geführt wurden: Fürst Bismarck hat zu Gunsten seiner Hauspolitik alle Voraussetzungen für *große* Aufgaben, für welthistorische Zwecke, für eine edlere und feinere Geistigkeit mit einer fluchwürdigen Sicherheit des Instinktes vernichtet ... Ich will hier Richter sein und alle Jahrtausende mit dem verbrecherischen Wahnsinn von Dynasten und Priestern ein Ende machen – – – Die Menschheit hat sich dergestalt gewöhnt an diesen Wahnsinn, daß sie heute die Heere nötig zu haben glaubt zum Zweck der Kriege ... Niemand verlangt strenger als ich, daß jedermann Soldat ist: es gibt durchaus kein anderes Mittel, ein ganzes Volk zu den Tugenden des Gehorchens und Befehlens, zum Takt, in Haltung und Gebärden, zu der fröhlichen und tapferen Art, zu der Freiheit des Geistes inzwischen zu erziehen – ... daß man eine solche Auslese der Kraft und Jugend und Macht nachher vor die Kanonen stellt, ist *Wahnsinn.«* (Der ehemalige alumnus portensis dachte hier wohl noch an die Soldaten und Offiziere des Geistes, der Wissenschaft, die in der Schul-Kaserne von Pforta gedrillt worden waren und dann im Kriege 1870 sinnlos geopfert wurden.) »Ich werde nie zugeben, daß eine canaille von Hohenzollern jemandem befehlen kann, Verbrechen zu begehen – – – Es gibt kein Recht auf Gehorsam, wenn der Befehlende bloß ein Hohenzollern ist ... Das Reich selber ist ja eine Lüge: kein Hohenzollern, kein Bismarck hat je an Deutschland gedacht – – – Daher die Wut gegen Prof. Geffcken – – – Bismarck zog vor, mit dem Wort ›deutsch‹ im Munde zu pochen, polizeigesetzlich.«

»Letzte Erwägung. Könnten wir der Kriege entraten, um so besser. Ich wüßte einen nützlicheren Gebrauch von den zwölf Milliarden zu machen, welche jährlich der bewaffnete Friede Europa kostet; es gibt noch andre Mittel, die Physiologie zu Ehren zu bringen, als durch Lazarette.«
»condamno te ad vitam diaboli vitae. Indem ich dich vernichte, Hohenzollern, vernichte ich die Lüge.«

Das ist Nietzsches letztes Wort in den Notizbüchern, sind die letzten Entwürfe zu der noch vage angekündigten letzten Schrift ›Promemoria‹. Irgendwo zwischen diesen Zeilen verläuft die schicksalhafte Grenze von Wissen und Wahn!

Wäre es Nietzsche noch vergönnt gewesen, diese Entwürfe, in denen seine Leidenschaftlichkeit ihm bereits mit verhängten Zügeln durchbrennt und die Nähe der Katastrophe ankündigen, in eine beherrschte Form zu bringen, er wäre auch damit ein einsamer Rufer geblieben, denn er hat den Boden verlassen, auf dem ihm seine

Bedeutung als einer der wirkungsvollsten und aufregendsten Frager zukommt, den Boden der Philosophie, zu deren Wesen seine Methode gehört. Aber er versucht nun die »Umwertung aller Werte« und alles, was damit zusammenhing, hinter sich zu lassen und dort zu wirken, wo nur die Machtmenschen zum Erfolg kommen, die er so oft bewunderte, hochrühmte – und der *er* nicht war. Nicht sie, nicht Bismarck oder seine Zensurbehörde hätten die tragische Katastrophe über sein Leben gebracht, sondern er, als er aus seinen Pfaden, aus seiner »Welt« hinausschritt; er war im Begriff, sich zu verlieren. Daß er dies nicht mehr gewahrwerden mußte, darüber hat ihm die geistige Umnachtung gnädig den Schleier gebreitet. Und sie hat ihm noch etwas dazu geschenkt; das »Tremendum« des GenieakkordesB1215. Ohne dieses Ende hätte wohl jene gewisse Faszination gefehlt, welche seine ganze Philosophenexistenz in der Geschichte der Philosophie heraushebt, ihn in die Nähe des heroisch-tragischen Endes des Sokrates rückt, jenes Sokrates, gegen den er der mindestens gleichwertige philosophische Gegenspieler sein wollte. Aber bei Nietzsche ist es nicht nur das Ende. Seine ganze Existenz war ein Martyrium. Und das eröffnet die Verbindung nicht nur zu Sokrates, sondern zu einer großen Gemeinschaft, bedeutet den Weg aus der so schwer getragenen Einsamkeit in die Zugehörigkeit zur Gemeinde der Märtyrer des Geistes, die viel größer ist, als man gemeinhin anzunehmen bereit ist.

IV. Teil

Die Jahre des Siechtums

(Januar 1889 bis zum Tod 25. August 1900)

I. Die Katastrophe

Anfang Januar 1889 vollzieht sich innerhalb von wenigen Tagen Nietzsches entscheidende geistige Auflösung. Das Ereignis traf selbst seine engsten Vertrauten überraschend, zumindest hatte niemand eine Zerrüttung von solchem Ausmaß in so kurzer Zeit und so nahe bevorstehend erwartet.

Thesen

Auf diese scheinbare Plötzlichkeit eines förmlichen Zusammenbruchs gründete die schwesterliche Biographin, Elisabeth Förster-Nietzsche, die These eines »Gehirnschlages« oder einer »Gehirnlähmung«, die sie durch Jahrzehnte gegen alle Angriffe und Widerlegungen durchhielt, in zahlreichen Publikationen wiederholte und im Laufe der Zeit noch verfeinerte. Als Ursache nannte sie Erschöpfung als Folge von Überarbeitung – und Drogen-(Chloral-)Mißbrauch. Aber für beides fehlen die Symptome und die Beweise.

Nietzsche fiel in keine Ohnmacht, erlitt keinen vollständigen Bewußtseinsverlust, er blieb auch seiner körperlichen Bewegungen mächtig. Es gab keine Anzeichen irgendeiner partiellen Lähmung, wie sie bei Schlaganfällen aufzutreten pflegen. Im Bereich des Vegetabilischen blieben alle Funktionen ungestört.

Von einer Ermüdung infolge Überarbeitung, Überanstrengung des Denkens in den letzten drei Monaten in Turin zu reden, ist sicher übertrieben. Wohl kommt die Anzahl der in diesem letzten Jahr erarbeiteten Schriften auf eine noch nie erreichte Summe, doch übersteigt der Gesamtumfang und die aufgebrachte denkerische Leistung die früheren Anstrengungen nirgends. Die ausgiebigen und ermüdenden Quellenstudien zum »Hauptwerk« sind im wesentlichen seit Frühjahr 1888 abgeschlossen, die Auseinandersetzung damit – auch in Form ausgedehnter Resümees – hat ihren Niederschlag in den Notizheften bereits gefunden; die Hefte danach bieten weder nach Umfang noch Inhalt dazu Bemerkenswertes oder Neues. Nietzsches philosophisches »System« liegt ausgearbeitet vor ihm, er hat seine Position bezogen, die spannungsreiche Zeit der philosophischen »Entdeckungen« ist vorüber. Er selbst spricht jetzt von »Erntezeit«, er ist »herbstlich gestimmt in jedem Betracht«, in seine philosophische Landschaft ist Ruhe eingekehrt. Und so arbeitet er jetzt auch mit einer gewissen Ruhe und Abgeklärtheit, die er eine »halkyonische« nennt, alles Hektische vermeidend. Für die etwa 50 Druckseiten des ›Fall Wagner‹ läßt er sich fast vier Monate Zeit! Daneben geht ihm die gut doppelt so umfangreiche lose Gedankensammlung ›Götzendämmerung‹ innerhalb weniger Tage und leicht von der Hand, weil hier nicht ein Hauptgedanke mit wissenschaftlicher Akribie durchgearbeitet werden mußte. Das Manuskript der ›Götzendämmerung‹ kann denn auch schon nur einen Monat nach dem ›Fall Wagner‹ in die Druckerei gehen. Gleichzeitig vermag Nietzsche am ›Antichrist‹ zu arbeiten, dessen Manuskript er zur Hauptsache am 30. September abschließt. Allenfalls in diesen beiden Monaten August-September 1888 ist von einer großen Arbeitsdichte zu reden.

In Turin nun, wo ihn keine äußeren Einflüsse, keine Besuche stören oder unterbrechen, wo er auch von seinen jahrelangen Anfällen verschont wirklich alle Tage voll nützen kann, nimmt Nietzsche Abschied von der Philosophie, blickt er auf sein Leben und Werk zurück und schreibt an seiner Selbstdarstellung ›Ecce homo‹, die er Anfang November vorläufig abschließt, ohne damit fertig zu sein. ›Nietzsche contra Wagner‹, im Dezember beendet, besteht ohnehin zur Hauptsache aus Exzerpten aus früheren Schriften. Die Hauptarbeit gilt der Plackerei des Korrekturenlesens und der Auseinandersetzung mit der in breiterer Öffentlichkeit einsetzenden Rezeption, namentlich seiner Schriften nach dem ›Zarathustra‹.

Auch die Notizbücher dieser letzten Zeit enthalten keine Zeugnisse für eine gesteigerte philosophische Denkleistung. Eine deutlich erhöhte Spannung, mit der eine nervliche Belastung einhergehen konnte, ergab sich aus der Angst um die persönliche Zukunft, wenn einmal die beiden Angriffe auf die Großmächte »Kirche« (mit dem ›Antichrist‹) und »Reich« (mit dem politischen ›Promemoria‹) veröffentlicht sein würden, wovor Nietzsche im Augenblick noch zögernd zurückscheute.

Auch für die Legende des Drogenmißbrauchs fehlen gerade aus der entscheidenden letzten Zeit die Zeugnisse.

»Der alte Holländer«, durch dessen Vermittlung Nietzsche zu der sagenhaften indonesischen Droge (evtl. Haschisch?) gekommen sein soll, über die noch nie eine brauchbare Angabe beizubringen war (auch von der Schwester nicht, die sich gerade darauf beruft), ist seit Jahren (Ende 1886) aus Nietzsches Gesichtskreis verschwunden und wird von ihm nie mehr erwähnt. Diese »Quelle« war also versiegt. Auch der oft bemühte »Chloral-Mißbrauch« liegt um Jahre zurück und hielt sich in sehr bescheidenen Grenzen. Nietzsche erzählte davon Resa von Schirnhofer 1884, auch von andern Mitteln, die er sich als »Dr. Nietzsche« in Rapallo verschrieben habe. Er entwöhnte sich aber systematisch aller derartiger Betäubungsmittel und verbot sich seit geraumer Zeit sogar die stärkeren Alkoholika wie Wein und

Schnäpse. Selbst dem Kaffee sagte er ab und trank nur noch Kakao und Tee. Nikotin hatte er nur in den frühen Basler Jahren ganz vorübergehend als Schnupftabak kennengelernt.

Elisabeth Förster-Nietzsches Bestreben ging dahin, das geistige Ende ihres Bruders nicht als letzte Konsequenz einer latenten, womöglich sogar hereditären geistigen Störung, einer funktionellen »Geisteskrankheit« zu sehen (darum auch die Legende um den Tod des Vaters als Unfallfolge), und darin hatte sie wahrscheinlich recht. Nur vergriff sie sich vollständig in der Wahl der möglichen äußern Organschädigungen. Vielleicht kannte sie die wirkliche Ursache tatsächlich nicht, oder sie wollte, konnte sie aus inneren Widerständen nicht kennen, wobei einzuräumen ist, daß sie mit der Zeit ihren eigenen falschen Thesen glaubte. Sie war auch mindestens in den ersten Jahren überzeugt, daß die Organschädigung heilbar und ihr Bruder bis zu einem gewissen Grade als geistige Persönlichkeit wiederherstellbar sei. Auch die Mutter glaubte lange Zeit, daß es ihrer aufopfernden Pflege gelingen werde, mit Gottes Hilfe den Sohn wiederzugewinnen. Damit trat sie bereits einer andern Erklärung näher: der zunächst von Julius Kaftan vertretenen und dann in theologisch-psychologischen Kreisen in die verschiedensten Varianten verästelten These einer funktionellen Störung, also Geisteskrankheit, als Folge der unbewältigten Auseinandersetzung mit dem Christentum und mit der »Gott-ist-tot«-Deklaration in der ›Fröhlichen Wissenschaft‹. Dabei haben es Leute, die keine Ahnung von Nietzsches Stellung und Funktion in der Philosophiegeschichte noch von seinen Prämissen haben, in selbstgefälliger Bigotterie so weit gebracht, auf sein tragisches Schicksal als ein leuchtendes und warnendes Beispiel eines »Gottesgerichtes« hinzuweisen.

Näher an der Wirklichkeit standen eh und je die Ärzte, so lange sie auf dem Boden ihrer Wissenschaft blieben und nicht das Wagnis hypothetischer philosophischer Werkanalysen unternahmen. Die Diagnose hieß hier schlicht und hart: *Paralysis progressiva,* worunter allerdings 1889 noch ein größeres Feld von Erscheinungen begriffen wurde als heute. Die progressive Paralyse im engern Sinn wäre nun aber keine »Geisteskrankheit«, sondern eine Organstörung an der Gehirnsubstanz von außen, die sich im partiellen Ausfall gewisser Steuerungs- und Bewußtseinsfunktionen äußert. Ursache dieser Erkrankung ist meist eine luetische Infektion. Eine solche bei Nietzsche nachzuweisen, Anlaß und Zeitpunkt zu bestimmen, gab ausgerechnet seine Schwester einen besonderen Anreiz damit, daß sie in der Unschuld ihrer, von Nietzsche hämisch so bezeichneten, »Naumburger Tugend« ihn zu einem »Heiligen« hochstilisierte, der niemals ein Weib berührt haben soll. Sie kannte aus seinen Notizheften die wiederholten Verteidigungen und Aufwertungsversuche der Prostitution. Das hätte sie mindestens zur Vorsicht mahnen müssen, um nicht mit ihrer provokanten Behauptung geradezu zum Gegenbeweis zu reizen.

Für den Zeitpunkt der luetischen Ansteckung bestehen einige Möglichkeiten. Als frühesten – und unwahrscheinlichsten – sieht man einen Bordellbesuch in Köln während des Bonner Wintersemesters 1864/65. an. Es bedurfte allerdings der dichterischen Phantasie eines Thomas Mann, hier so viel mehr über das hinaus zu wissen, was Paul Deussen später aus ungefährem Gedächtnis überliefert. Besser fundiert scheinen Aussagen Nietzsches, die aber aus der Zeit der Einweisung in die psychiatrischen Kliniken, also aus einem getrübten Bewußtsein stammen und darum mit allen Vorbehalten aufzunehmen sind, nach denen er als Student in Leipzig in spezifischer Behandlung von Ärzten war. Dazu bringt Lange-Eichbaum eine Bestätigung beiB1216: »Die wichtigste war die eines bekannten Berliner

Nervenarztes, der über zahlreiche persönliche Beziehungen verfügte. Er teilte uns mit, daß über Nietzsches syphilitische Infektion durchaus Authentisches bekannt sei. Nietzsche hat sich als Student in einem Leipziger Bordell mit Lues angesteckt. Er ist von Leipziger Ärzten antisyphilitisch behandelt worden. Die Namen dieser Ärzte sind bekannt (auch Möbius, der ja in Leipzig wohnte, muß sie gekannt haben). Wir haben angenommen, daß nach dem Tode der Schwester Nietzsches von anderer Seite vielleicht eine Veröffentlichung erfolgen würde. Dies ist nicht geschehen.« Auch in der Folge beliebten die »Zeugen« in der Anonymität zu verharren und ihr Wissen nur über Mittelsmänner und mündlich weiterzugeben.

Und was besagen diese Zeugnisse schon? Nur, daß sich der Student Nietzsche damals in ärztliche Behandlung begeben habe, aber nicht, daß eine sichere entsprechende Diagnose vorlag. Es bleibt durchaus die Möglichkeit, daß Nietzsche nach einem Bordellbesuch es mit der Angst zu tun bekam, er *könnte* sich infiziert haben, und darum im Sinne einer Prophylaxe zu einem Arzt ging. Als dessen »Behandlung« nichts ergab, wandte er sich noch an einen zweiten Arzt, und als auch der nicht weiterkam, gab Nietzsche diese Schritte beruhigt auf. Auf derselben Tradition der Erzählungen ruht Edgar Salins 1959 gegebene ErklärungB1217, wonach ihm über einen Mittelsmann aus Äußerungen der Professoren A. Gessler und C. A. Bernoulli »eines Tages die bedeutsame Kunde« zukam, »daß einer der beiden ... die Quelle der Ansteckung Nietzsches entdeckt habe. Die Spuren wiesen auf das Totengäßlein« (in Basel). Salin datiert die Sache auf 1873. Bedenkt man Nietzsches scheue, ja ängstliche Bewahrung seines Bildes, äußerlich im gepflegten Auftreten und in seiner professoralen Dignität in der Basler Gesellschaft, so erscheint das mit solchen »Besuchen« eingegangene Risiko als extrem unwahrscheinlich. Man konnte ja gesehen werden!

Nietzsche kann aber auch in den Zeiten an der Riviera, in den Großstädten Genua und Nizza, seine Erfahrungen mit der Prostitution gemacht haben. Jedenfalls widersprächen seine grundsätzlichen Äußerungen in den Notizheften dem nicht. Sollte die Infektion für die Leipziger Zeit zutreffen, so müßte man den Krankheitsverlauf in seiner zeitlichen Erstreckung als »atypisch« bezeichnen (20 bis 22 Jahre von der Infektion bis zum akuten Ausbruch der Paralyse), was allerdings auch zum Bild des weiteren Verlaufs passen würde, denn über 11 Jahre vom akuten Ausbruch der Paralyse bis zum Tod, der hier durch eine Lungenentzündung mitten im Sommer herbeigeführt wurde, sind wiederum »atypisch«, dafür vielleicht um so typischer für Nietzsches generell unerhört robuste Konstitution, gut erhalten bei einer durchgehend mäßigen, fast asketischen Lebensweise.

Der erste, der als Arzt und Psychiater öffentlich gegen das von Elisabeth Förster-Nietzsche behauptete Krankheitsbild auftrat und damit ihren unheilbaren Zorn auf sich lud, war der Leipziger Nervenarzt Paul Julius Möbius (1853-1907) mit seiner umfänglichen Nietzsche-Pathographie 1902 (21904). Für ihn steht die Diagnose auf progressive Paralyse als Folge einer luetischen Infektion als gesichert fest. In seinem medizinisch absolut legitimen Bestreben, eine vollständige Krankheitsgeschichte zu geben, die Progression der Krankheit von ihren ersten hauchdünnen Anzeichen an bis zum unausweichlichen letalen Ausgang nachzuzeichnen, verfällt schon er der Versuchung, eine Werkanalyse heranzuziehen, wozu er nach Herkunft und Schulung nicht ausgerüstet war. Sein Beispiel hat leider weiter gewirkt und belastete weiterhin das Nietzsche-Verständnis. Namentlich all jene, die schon bei Werktiteln wie ›Antichrist‹ und ›Wille zur Macht‹ ein Schauer ergreift, klammern sich nur zu gerne an Möbius' letztes WortB1218; »Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, daß das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid mißtrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker«,

und fühlen sich erleichtert aller selbständigen und eigentlich philosophischen Prüfung enthoben. Daß es aber gerade im Falle Nietzsches auf eine philosophische Diskussion ankommt, darauf verweist mit allem Nachdruck der bis heute einzige Fachmann auf *beiden* Gebieten, der Psychiater *und* Philosoph Karl JaspersB1219: »Zunächst gilt abstrakt, daß der Wert eines Geschaffenen allein aus dem Gehalt des geistig Hervorgebrachten zu sehen und zu beurteilen ist: die Kausalität, unter deren Einfluß etwas entsteht, besagt nichts über den Wert des Entstandenen. Eine Rede wird nicht schlechter oder besser zu bewerten sein, wenn man weiß, daß der Redner zur Lockerung von Hemmungen vor seiner Rede eine Flasche Wein zu trinken pflegt. Die innerlich nicht verständliche Kausalität des Naturgeschehens, dem wir selber angehören, sagt nichts über die Verständlichkeit und den Sinn und Wert des darin entstehenden geistigen Geschehens, sondern kann nur bei Unverständlichkeit auf ganz anderer Ebene – wenn die Erkenntnis soweit reicht – diese Unverständlichkeit begreiflich machen. Aber diese abstrakte Abgrenzung reicht nicht aus.

Es bleibt vielmehr, wenn ein Krankheitsprozeß oder irgendein biologischer Faktor auf das geistige Geschehen einen Einfluß hat, die Frage, ob dieser Einfluß fördernd, vernichtend, gleichgültig sei oder ob eine geistige Möglichkeit unter den neuen Bedingungen eine eigentümliche Gestalt annehme, und wenn ja, in welchen bestimmbaren Richtungen. Diese Fragen sind nicht durch Überlegungen apriorischer Art zu beantworten, sondern allein empirisch, vor allem durch vergleichende Beobachtungen von Kranken ... Diese pathographische Betrachtung hat jedoch für den, der sie anwendet, ihre Gefahr. Statt die reine Höhe des Geschaffenen zu erblicken, kann sie umgekehrt bei unbefugter Anwendung dazu führen, die Größe einer Schöpfung und eines Menschen zu verdunkeln. Ob im geistigen Werk etwas auf Krankheit bezogen werden kann, ergibt sich niemals allein aus dem Sinn und Inhalt des Werkes durch ein vermeintlich kritisches Urteil, das ohne weiteres feststellt, dies oder das sei krankhaft. Es ist unwissenschaftlich und unredlich, seiner sachlichen Verwerfung den objektiven Anstrich einer vernichtenden psycho-pathologischen Tatsachenfeststellung zu geben.«

Die »vergleichende Beobachtung von Kranken« wurde schon oft versucht, mit wissenschaftlichen Methoden und auch mit dichterischer Phantasie (Stefan Zweig zum Beispiel). Von Interesse können dabei natürlich nur die Vergleiche von einigermaßen vergleichbaren geistigen Potenzen sein, weswegen oft die Schicksale Hölderlins, van Goghs oder Kleists herangezogen werden. Äußerlich gesehen besteht die einleuchtende Parallele des Endes in geistiger Umnachtung, im Falle Kleists im rauschhaften Selbstmord. Aber die Grundlagen klaffen entscheidend auseinander. Weder bei Hölderlin noch bei van Gogh liegt eine Organschädigung durch äußere Einwirkung, wie etwa Lues, mithin auch keine Paralyse vor. Sie tragen ein Leben lang eine sich steigernde geistige Störung, nicht eine organische, und ihre Werke sind Produkte künstlerischer Phantasie, nicht deduzierende philosophische Logik! Es ist darum methodisch unstatthaft, das jeweilige Werk in derselben Weise zu einer Pathographie heranzuziehen.

Die größte Nähe zu Hölderlin und van Gogh ergibt sich bei Nietzsche noch im ›Zarathustra‹, wo er sich dichterischer Mittel bedient, und es ist darum nicht verwunderlich, daß die pathographische Literatur meist hier einhakt und namentlich den Teil IV als »paralytisch« angreift (so ganz ausgeprägt Max KesselringB1220). Auch das beginnt bereits bei Möbius. Die tatsächliche Sonderstellung des ›Zarathustra IV‹ ist jedoch auch ohne den Rekurs auf Paralyse-Vorstadien rein formanalytisch und biographisch nachweisbar, wie denn überhaupt die Gefahr besteht, daß man mit leichten interpretatorischen Handgriffen alles, was man im

Werk eigentlich philosophisch sollte widerlegen können, als »paralytisch« disqualifiziert. Dazu sagt JaspersB1221: »Für eine philosophisch relevante Auffassung Nietzsches kommen medizinische Kategorien nur in Frage, wenn sie zweifelfrei sind: diese Diagnosen sind es nicht, mit Ausnahme dessen, daß die abschließende Geisteskrankheit fast gewiß eine Paralyse war.« Nur *»fast* gewiß«, das bleibt als unauflösbarer Rest zu bedenken! Die andere, nicht mindere Gefahr ist es, vom Wissen um das Ende her auch im Biographischen der Krankheit mehr zuzuschreiben, als ihr zukommt.

fertig und auslieferungsreif beim Verlag, vom ›Antichrist‹ fand Overbeck in den Turiner Papieren das abgeschlossene Manuskript, von Nietzsche selber noch zurückgestellt. Dieses Manuskript war Köselitz im März noch unbekannt. Overbeck hatte seither eine Abschrift hergestellt, die er ihm erst am 13. März 1889 offerieren kann. Die Diskussion um die Publikation der letzten Schriften Nietzsches zwischen Overbeck und Köselitz konnte sich darum in den ersten Monaten noch nicht um diese Schrift drehen. Über die ›Götzendämmerung‹ waren sie sich einig, daß die Auslieferung so rasch als möglich erfolgen müsse, noch bevor sich die Nachricht von Nietzsches Ende im Wahnsinn in der interessierten Welt verbreitet habe. Die Nachrichten-Medien arbeiteten damals eben noch nicht so rasch! So schrieb Overbeck am 20. Januar zustimmend an Köselitz: »Soll ... die Götzendämmerung unter die Leute, so ist ... gerade unter den augenblicklichen Umständen Eile sehr wahrscheinlich geraten, wenigstens für die augenblickliche Wirkung, wenn anders auf diese Wert gelegt werden soll, hinter welchem Wert freilich für mich ein großes Fragezeichen steht. Die Hauptsache ist doch, daß durch Veröffentlichung der Götzendämmerung das Dasein überhaupt gesichert wird.«

Anders lagen die Dinge bei den nachphilosophischen Schriften ›Ecce homo‹ und ›Nietzsche contra Wagner‹. Besonders um die letztere entspann sich zwischen Overbeck und Köselitz eine heftige Korrespondenz, wobei es Overbeck seinem Gesprächspartner mehrmals offen ließ, die Verantwortung für die Entscheidungen allein zu übernehmen. Einig waren sich die beiden darin, daß auch diese Schrift als ein vollgültiges Werk Nietzsches ja nicht zu unterdrücken sei, aber über die Opportunität einer raschen oder einer verzögerten Publikation, diese möglicherweise in einer um einige allzu spitze Formulierungen gemilderten Fassung, gingen die Ansichten auseinander. Köselitz drängte auf eine Weiterführung der von Naumann begonnenen Drucklegung, Overbeck mahnte zur Zurückhaltung. Naumann war sogar bereit, den Satz ohne Kostenberechnung zurückzunehmen; er glaubte derart an einen buchhändlerischen Erfolg von ›Der Fall Wagner‹ und ›Götzendämmerung‹, daß er von daher eine völlige Deckung seiner Unkosten erwartete. In demselben Brief an Köselitz vom 20. Januar schreibt Overbeck: »Daß ›Nietzsche contra Wagner‹ in der von Ihnen bezeichneten beschränkten Weise publiziert wird, ist ganz in meinem Sinne, nicht aber eine eigentliche Publikation: 1. weil ich – nicht aus einem mir gänzlich fernliegenden Zartgefühl für unser ›Reich‹ – Konflikte der Schriften Nietzsches in diesem Augenblick vollends mit der Polizei um jeden Preis vermieden sehen möchte, sie aber bei der Gattung von politischer Weisheit, die zur Zeit unser Deutschland regiert, um ein paar Stellen willen besorge, über den Kaiser usw.; 2. – weil die Darstellung hier und da etwas Zerfließendes annimmt, daß *ich* wenigstens mich des Verdachts nicht erwehren kann, es hätten dabei Nietzsche die Kräfte schon versagt – und daß diese Aufzeichnungen durchgängig aus Nietzsches ›älteren Schriften‹ stammten ..., ist ja um Stellen wie S. 15 f. willen nicht ganz streng zu nehmen. Dagegen, welches Unglück, wenn dieses Schriftchen mit all seinen

Herrlichkeiten – Schlußgedicht u. a. – ganz aus der Welt verschwände und sich nicht für eine spätere Zeit in halber Verborgenheit durch Druck fixiert erhielte! Also mit Ihrem Vorschlag ganz einverstandenA242. Die Götzendämmerung habe ich immer erst zu lesen angefangen, – Sie denken sich selbst in meine Lage, um sich dies zu erklären – was ich davon kenne, würde mir ein vollständiges und selbst ein halbes Todesurteil ungefähr unmöglich machen, ich würde mich selbst in den mir zufällig unter die Augen gekommenen Schluß von Nr. 51 ... finden, obwohl ich schon gegen Nietzsche eine ähnliche und weniger extravagante Stelle im Fall Wagner in einem Briefe beklagt habe, meine, es sollte auch in dieser Sache Nr. 5 der ›Sprüche und Pfeile‹ gelten: ›Ich will, ein für allemal, vieles *nicht* wissen. Die Weisheit zieht auch der Erkenntnis Grenzen.‹« Im Falle der ›Götzendämmerung‹ will Overbeck diese Grenzen nicht zu eng ziehen, und er toleriert noch den Schluß des Kapitels ›Streifzüge eine Unzeitgemäßen‹ (immer noch das Konzept der ›Unzeitgemäßen Betrachtungen‹!), wo unter § 51 steht: »Dinge schaffen, an denen umsonst die Zeit ihre Zähne versucht; der Form nach, *der Substanz nach* um eine kleine Unsterblichkeit bemüht sein – ich war noch nie bescheiden genug, weniger von mir zu verlangen. Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der erste unter Deutschen Meister bin, sind die Formen der ›Ewigkeit‹; mein Ehrgeiz ist, in zehn Sätzen zu sagen, was jeder andre in einem Buche sagt – was jeder andre in einem Buche *nicht* sagt – – – Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen *Zarathustra:* ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste. –«

Eine Woche später, am 27. Januar, bestätigt Overbeck Köselitz nochmals ausdrücklich sein EinverständnisB1251: »Sie sagen nichts von der Götzendämmerung? Soll ich das dahin verstehen, daß sie sofort in die Welt ausgehen soll? Hiergegen hätte ich nun, nachdem ich sie gelesen, nichts. Denn wenn ich auch persönlich Nietzsche z.B. in der Genealogie der Moral lieber lese als in seinen ›Erholungen‹, so sehe ich doch nicht ein, was selbst bei der außerordentlichen Ungunst des Augenblicks diesem wahrhaft erstaunlichen Füllhorn von Geist und Einsicht, da es bis aufs letzte bereit ist, sich auszuschütten, hiergegen in entscheidender Weise im Wege stehen soll. Tritt doch diese Schrift nirgends aus dem bisherigen Rahmen der Nietzscheschen Literatur heraus und ruft auch keine andern Leser an als die bisher von ihm erworbenen. Immerhin möchte ich die Publikation nun so wenig wie möglich verzögert wissen, damit sie noch erfolgte, ehe die schreckliche Wendung in Nietzsches Schicksal eigentlich ins Publikum gedrungen ist.« Und sie erfolgte auch in diesen Tagen. Allerdings brachte die in Basel erscheinende protestantische »Allgemeine Schweizer Zeitung«, vermutlich aus der Feder ihres Redaktors A. Joneli, am 9. Februar 1889 eine Rezension, in der die Katastrophe als bereits bekannt vorausgesetzt und das Buch als deutlicher Vorbote gewertet wird. Sie schließt: »Wer ihn kannte, wird in tiefster Wehmut mit dem Dichter sagen müssen: ›Welch edler Geist ist hier zerstört!‹« Auffallend ist, daß der Rezensent ohne Vorbehalt eine hereditäre Belastung behauptet! (Dokumente Nr. 14)

Ganz anders liegen die Dinge für Overbeck bei ›Nietzsche contra Wagner‹. Hier würden nun andere Leser angesprochen, als die am Philosophen Nietzsche interessierten. Und davon befürchtet er unheilvolle Komplikationen. Da sind zunächst die politischen Kreise und ihr verlängerter Arm, die Zensur und Strafjustizbehörden, die auf »Majestätsbeleidigung« klagen könnten. Diese Gefahr hatte schon Nietzsche geschreckt. Overbeck bemerkt Köselitz dazuB1252, »daß ich zu den politisch bedenklichen Stellen ebenso wie die, die den Kaiser erwähnt ... den Schluß des Vorworts rechne« (»Quousque tandem, Crispi ...«, vgl. o. S. 27). Er macht gleichzeitig Köselitz auf die Hauptschwierigkeit für Entscheidungen überhaupt

aufmerksamB1253: »Wie die Dinge liegen, d. h. bei gänzlichem Mangel an formalem Recht dazu, sehe ich freilich nicht ein, wie wir – gesetzt Sie und ich wären in dieser Sache ganz einig – Naumann daran hindern könnten, von seinem vermeintlichen oder wirklichen Vorteil Gebrauch zu machen. Nur hätte ich gern, daß wir uns zu dem was möglich ist verbänden«, und das wäre, »allem buchhändlerischen Interesse der Naumänner alles Dreinreden in dieser Sache abschneiden, und wäre die dabei angestellte Rechnung richtig, erst recht. Denn in diesem Augenblick ist Nietzsche vor jedem Gassenerfolg nur zu schützen ... Ist doch, was von ihm ans Licht getreten ist, schon bekannt genug, um sich für die Nachwelt zu erhalten, ... so daß man ohne jeden abgeschmackten Catonismus den ›Erfolg‹ des Tages für ihn gering achten kann, zumal wenn dieser durch die Umstände sehr zweideutig ausfallen könnte.« Die Gefahr ist sogar so groß, daß sie sich zu einem irreparablen Schaden auswachsen könnte. Die Schrift wirkte als Provokation gegenüber allem, was mit »Wagner« zusammenhing, ausgerechnet in dem Augenblick, wo der Herausforderer »durch ein unseliges Geschick vom Kampfplatz sozusagen verschwindet. Das schafft doch allem Gegnerischen einen zu günstigen Boden.« Dabei übersieht Overbeck nicht, daß diese Schrift Blößen zeigt, die dem Gegner den vernichtenden Schlag erleichtern. Er gesteht selbst den Eindruck, daß »die Darstellung hier und da etwas Zerfließendes annimmt«, als »hätten dabei Nietzsche die Kräfte schon versagt« (vgl. o. S. 63). Und nur um des Schlußgedichtes willen (›Von der Armut des Reichsten‹), das er zwar herrlich und für die Nachwelt erhaltenswert findet, möchte er dennoch die Publikation der *ganzen* Schrift nicht in der gegenwärtigen Situation riskieren – einer wirklich posthumen Ausgabe stände freilich nichts im Wege.

Auch Köselitz übernimmt Overbecks Begeisterung für das Gedicht, und um es zu retten, verfällt er auf die Idee, es den ›Liedern Zarathustras‹, also den ›Dionysos-Dithyramben‹ beizugesellen: eine löbliche Absicht in fragwürdiger Methode, wie sich noch zeigen sollte. Denn mit diesen »Rettungsversuchen« einzelner Teile durch Verschiebungen von einem Manuskript in das andere beginnt die verworrene und folgenreiche Geschichte der posthumen Nietzsche-Editionen bis in jüngste Zeit. Man darf dabei allerdings nicht übersehen, daß diese Editionspraxis nicht von den mehr oder weniger verantwortlichen und verantwortungsbewußten, befähigten oder verständnislosen Herausgebern allein geprägt wurde, sondern mindestens so stark von der geistigen Situation in der Zeit. Eine rasch wachsende Zahl von träumerischen bis fanatischen Nietzsche-Verehrern verlangte stürmisch nach Herausgabe der von Nietzsche noch so bestimmt angekündigten Spätschriften. Andererseits drückten kirchlich-christliche Rücksichten und die – offenbar begründete – Angst vor staatlich-behördlichen Konsequenzen auf die Editionsfreiheit. Das damals leuchtende Beispiel einer großangelegten literarischen Herausgeberleistung, die »Sophien-Ausgabe« der Werke, Tagebücher und Briefe Goethes durch das Goethe-Archiv in Weimar, verführte die Nietzsche-Herausgeber zu einer unguten Hast, und endlich kam das Unglück vollends in der Person von Nietzsches Schwester heran, die ein ganz bestimmtes Bild ihres Bruders konstituieren wollte, ein Bild übrigens, wie es vom Großteil der Nietzsche-Leser erwartet, verlangt wurde. Auch hier besteht die verhängnisvolle Korrelation zwischen Urheber und Empfänger – Ursache und Wirkung –, die jederzeit umkehrbar war.

Overbeck hatte schon jetzt ein Gefühl für diese Lage der Dinge, und er sah die Konsequenzen aus einem Nietzsche-Rummel, wie er dann auch wirklich vom Archiv aus noch während Jahrzehnten inszeniert wurde. Dagegen sträubte sich sein menschliches Taktgefühl. Besonders jetzt, da der Unglückliche, von unheilbarer Krankheit geschlagen, siech und wehrlos darniederlag, erschien Overbeck jede

übertriebene Publizität als geschmacklos. Er traf sich übrigens darin vollkommen mit der Mutter. Für ihn blieb der vornehm-feinsinnige Mensch Nietzsche im Vordergrund; *den* wollte er sich bewahren. Es war letztlich eine Entscheidung aus seiner Ethik, an der »Umwertung« seines leidgeprüften Freundes zu einem weltstürzenden Heros nicht beteiligt zu werden, was von Nietzsches Schwester nie begriffen, nie in der ethischen Fundierung gesehen wurde. Daß Overbeck seinen Standpunkt mit zunehmendem Alter nicht immer in der beherrschtesten Form verteidigte, mag eine Frage für sich bleiben.

Overbeck konnte sich in seinem grundsätzlichen Entscheid auch im Einklang mit Erwin Rohde wissen, der ihm am 24. Januar schriebB1254: »Nun aber, wollen Sie wirklich seine so zu sagen Posthuma herausgeben? Mir macht der Gedanke schon Grausen. Nun gar der fratzenhafte Titel ›Götzendämmerung‹. Aber wenigstens sein Pamphlet gegen Wagner werden Sie doch gewiß zurückzuhalten wissen? Sein Verhalten zu Wagner in den letzten Zeiten hat mich immer gequält und gepeinigt – es zeigte, daß wirklich längst etwas *krank* war in ihm; denn früher wäre ihm, in *diesem* Falle *diese* Art des Kampfes unmöglich gewesen, nach seiner ganzen Natur. Ach, der *alte* Nietzsche, wie ich ihn kannte auf der Universität, und noch Jahre nachher! es wird uns wohler werden, wenn erst *dieses* Bild aus der Umdüsterung wieder hell heraustritt. – Jetzt noch weiterer Kampf, das ist doch unmöglich. Ist denn eigentlich eine Broschüre von ihm ›Wagners Sturz. Ein Musikantenproblem‹, das ich buchhändlerisch angekündigt gesehen habe, wirklich erschienen? Vermutlich ist das doch dasselbe was Sie bezeichnen als ›Nietzsche contra Wagner‹. – Ich denke auf alle Fälle sollte man mit *irgend* welcher Veröffentlichung (von dem Antiwagner ganz abgesehen) *warten* – bis sie wirklich posthum sind.« Doch, wie lange sollte, konnte das währen? Rohde verließ sich bei dem Gedanken zu stark auf das, was ihm Overbeck eben, am 22. Januar, mitgeteilt hatte: »Über die Hoffnungslosigkeit sind Wille hier und Binswanger in Jena einverstanden, über die noch zu befürchtende Lebensdauer sprechen sie sich vorsichtig aus, der eine sagt von höchstens zwei Jahren, der andre, mehr als ein Jahr sei wahrscheinlicher als eine kürzere Frist.« Dies schien Overbeck eine verantwortbare Verzögerung und darum auch »richtiger zu sein, der Literatur Nietzsches Zeit zu lassen, Boden zu fassen, was sie in aller Stille, auch nach dem, was geschehen ist, beständig kann und was auch kein wirklich langwieriger über mehr als ein paar Jahre sich erstreckender Prozeß zu sein braucht, bis dieser merkwürdige Kommentar dazu hervortritt. Halten wir es damit anders, so weiß ich nicht, ob bei der Aktualität des Wahnsinns Nietzsches nicht ein solcher Lärm entsteht, daß auch jener Prozeß empfindlich gestört wird und Nietzsches Schriften überhaupt für eine längere Reihe von Jahren für das Publikum sich als Produkte des Wahnsinns verlierenB1255.«

Es war aber noch ein anderer Partner da:

Der Kommissionsverleger Naumann

Für ihn bedeutete der Abbruch der Publikationen, gerade der »zügigen« kleinen Schriften, einen harten geschäftlichen Schlag. *Er* mußte begreiflicherweise auf eine Fortsetzung tendieren, tat dies aber nicht aufdringlich oder gar rechthaberisch. Er nahm sogar das Risiko von Verlusten auf sich und verweigerte die Annahme von Zahlungen zum Ausgleich der bisherigen Druckkosten.

Auch er war sich zweifellos der Unklarheit der Rechtslage bewußt. Er konnte sich weder auf einen gültigen Verlagsvertrag noch auf eine eindeutige letzte Willensäußerung Nietzsches betr. die Schriften ›Antichrist‹, ›Ecce homo‹ und

›Nietzsche contra Wagner‹ berufen. Nietzsche war zweifellos nicht mehr handlungsfähig, ein bevollmächtigter Vormund war vorderhand amtlich noch nicht bestellt. So griff er zu einer in der Rechtsgeschichte vielleicht einmaligen, aber nicht uninteressanten Hypothese, um die Verantwortlichkeit weiterzuschieben: *er* »anerkannte« kurzweg Overbeck als »Zustandsvormund« Nietzsches! Overbeck seinerseits fühlte sich zwar nicht recht wohl in dieser wenig fundierten Rechtsstellung, und er zog daraus auch keine weiteren Konsequenzen, als daß er die ihm von Naumann dargebrachte Anerkennung dazu benützte, in der Rückwendung auf Naumann selber diesen etwas im Zügel zu halten und an eigenmächtigen Schritten zu hindern. Welche Schwierigkeiten die Vormundschaftsfrage wegen Nietzsches Staatenlosigkeit und dem Mangel eines ständigen Wohnsitzes noch mit sich bringen solle, zeigte sich dann schon in wenigen Monaten. Vorderhand schwebte alles in einem labilen Gleichgewicht. Daß auch die Mutter herzlich gerne Overbeck als Vormund gesehen hätte, weil sie ihm voll vertraute, änderte nichts an der ungeklärten tatsächlichen Rechtslage. Dennoch *mußte* laufend entschieden, gehandelt werden. Und weil niemand da war, der auch nur das Dringendste einigermaßen vernünftig zu ordnen imstande war, so unterzog sich Overbeck dem äußeren Zwang. Allein wie er mit Naumann zu Rande kam, war eine meisterhafte Leistung an Geduld und taktischem Geschick, die sich in einer umfangreichen Korrespondenz niederschlug (einige Beispiele in »Dokumente« Nr. 15). Sein Verantwortungsbewußtsein verbot ihm dabei eigenmächtiges Vorgehen. Er bemühte sich fortwährend um den Kontakt und die Übereinstimmung mit der Mutter, mit den Ärzten und mit den Freunden, vorab Köselitz.

Der Schutzwall der Freunde

»Es ist mir nie gelungen, einen persönlichen Feind zu haben«, schrieb Nietzsche am 25. Juli 1888 an Carl Spitteler. Das bewährte sich jetzt. Wie zu einem Schutzwall um ihren armen Freund Nietzsche verbinden sich jetzt die alten Freunde untereinander und über Overbecks Vermittlung. Von allen Seiten trafen in diesen Tagen und Monaten Kondolenzschreiben bei ihm ein, wie nach einem Todesfall, selbst von Seiten, die Nietzsches Philosophie fremd oder ablehnend gegenüberstanden. Alle aber nahmen bewegten Anteil an dem furchtbaren Schicksal des geliebten Menschen. Gersdorff schreibt am 13. JanuarB1256: »Die Nachricht, welche Sie mir gegeben haben, ist so tief betrüblich, daß mich die Mitteilung eines Todesfalles nicht mehr hätte schmerzen können. Ich habe wohl öfter an die Möglichkeit gedacht, daß unser Freund unter der Wucht seines tiefen und reichen Denkens einmal zusammenbrechen könnte, da ihn kein Zwang eines Amtes hemmte und keine ewig gleichgestellte Uhr des Dienstes im Geleise hielt. Ich habe es schon beim Zarathustra gefürchtet, erblickte aber in der Rückkehr zu den später wieder aufgenommenen Studien in der frühern Form einen Gesundungsprozeß, freute mich auch über den ›Fall Wagner‹, dessen Gedanken mir schon 1880 bekannt waren ... [Ich] hätte nicht geahnt, daß das Verhängnis Hölderlins über diesen freien und klaren Geist so bald hereinbrechen würde. Und das zu einer Zeit, wo er Großes zu beginnen im Begriff war.«

Auch Carl Fuchs ist von dem tatsächlich Geschehenen tief betroffen, obwohl auch er von Nietzsches letzten Schriften alarmiert worden war, allerdings als alter Wagnerianer. Am 14. Januar schreibt er: »Was ich verliere, ist nicht zu sagen ... Noch eine Anzahl herrlich frischer Briefe aus Sils-Maria und zuletzt aus Turin besitze ich von ihm. Ach wenn er mir schrieb: ›nach ein paar Jahren werde ich die Welt

regieren; denn den alten Gott habe ich abgedankt‹ – ich glaubte ja nur an einen grandiosen Scherz, und wenn er bei Lebzeiten mit seiner Vernunft hätte durchdringen können, so wäre es ja auch so gewesen. Schon die Wagner-Aufsätze aber waren seiner unwürdig, und das Verfahren, durch *diese* niedrige Pforte in die Welt zu dringen. Ich beklage es ..., daß ich ihm dies nicht geradezu gesagt habe.«

Dieselbe Betroffenheit über das grausige Schicksal des Freundes, gemischt mit Besorgnis um die Zukunft der Werke, die nun nicht mehr in der Hand des Autors liegt, spricht aus dem Brief Prof. Max Heinzes in Leipzig vom 16. Januar: »Wahrhaft erschüttert hat uns die Nachricht, ... und seitdem ... bewegt sich unser Denken und Fühlen namentlich um den geistig Umnachteten. Ein gelinder Trost bei diesem unsäglich traurigen Zustand des Kranken ist mir der Umstand, daß sich solche Leidende zu denen er gehört, in der Regel ohne Bewußtsein der mit ihnen vorgegangenen Veränderung subjektiv wohl befinden. Möge es auch bei Nietzsche so sein, daß er nicht bis zuletzt auch noch große seelische Pein zu ertragen hat! Wir leiden auf's tiefste und schmerzlichste mit der armen Mutter, der es bestimmt ist, den Kelch des Leids bis zur Neige zu leeren ... Vorgestern früh 9 Uhr kam Ihr Brief an, und schon 9h55 fuhr meine Frau, die der Frau Pastor Nietzsche viel näher steht als ich, nach Naumburg, um sie von der Reise nach Basel abzuhalten; leider vergebens: die Unglückliche hatte sich schon in der Nacht auf den Weg gemacht ... Mit Naumann habe ich gestern gesprochen ... Unmaßgeblich möchte ich nur den Rat geben, das was in den Buchhandel kommen soll, vorher einer besonnenen Durchsicht zu unterziehen, ob darin nicht zu ernste Dinge vorkommen, die das Bild unsres Freundes nur dunkler färben ... Sollte ich in irgend einer Weise bei Ordnung der Angelegenheiten Nietzsches helfen können, so würde mir dies eine besondere Genugtuung sein!«

Völlig geschlagen von der Nachricht kann Paul Deussen erst nach einer »Atempause« von einer Woche antworten, und da versucht er noch, die bedrückende Realität zu verdrängen: »Welch traurige Nachricht bringt Ihr Brief! Ich habe einiger Zeit bedurft, um mich nur erst an den Gedanken zu gewöhnen; gerade im letzten Vierteljahr habe ich einige Briefe von Nietzsche erhalten, in denen sich zwar eine alle Grenzen übersteigernde Selbstschätzung (z. B. Übersetzung in 7 Sprachen, 1 Million Exemplare usw.) ausspricht, die mir aber im übrigen mehr als ein Symptom der wiederkehrenden Kraft und zunehmenden Gesundung erschienen. Und so kann ich auch jetzt den Gedanken an eine wirkliche und dauernde Zerrüttung nicht fassen. Selbstüberschätzung findet sich bei genialen Individuen häufig; kommt hierzu noch eine durch scheinbare oder wirkliche Erfolge exaltierte Stimmung, so kann man diesen Zustand für etwas nehmen, was er wirklich nicht ist ... Sie würden mich aufs höchste verbinden, wenn Sie nur in ein paar flüchtigen ... Worten mir Mitteilung machen wollten über den jetzigen Zustand, sowie darüber, ob Nietzsches Mutter nun alles weiß. Ich würde schon an dieselbe geschrieben haben, hätte ich nicht gedacht, daß man ihr möglicherweise aus Schonung die Sache noch verschwiegen hat.« Overbeck klärte ihn unverzüglich über den hoffnungslosen Stand auf, und Deussen antwortete am 26. Januar: »So beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß Sie dieserseits auf den eventuell erforderlichen Zuschuß von 100 Mk ... rechnen können: sollte es mir nicht gelingen, die Summe mit anderweitiger Beihilfe zusammenzubringen (wozu allerdings kaum Aussicht), so werde ich für den lieben alten Freund das Gewünschte selbst beisteuern und mir dafür lieber irgend etwas anderes versagen.«

Soweit die Reaktionen aus dem Kreis der Freunde, die Overbeck direkt durch Briefe am 11./12. Januar benachrichtigt hatte. Ganz allmählich breitete sich die

Kunde weiter aus, und so kamen die Fragen und Beileidsbezeugungen zum Teil mit erheblicher Verspätung. Durch ganz besondere Verkettungen erfuhr die alte Silser Freundin Mrs. Emily Fynn das Vorgefallene: »Vorigen Sommer ... schrieb er uns, daß seine Werke endlich viel zur Geltung kämen, und schien sehr glücklich darüber zu sein. Aber noch heiterer und glücklicher war sein letzter Brief aus Turin anfangs Dezember 1888. Es war, als ob er von einer neuen Lebenslust beseelt wäre. Alles kam ihm *paradiesisch* vor ... Er schrieb unter anderm: ›Auch habe ich in meinem ganzen Leben zusammengenommen nicht so viel geschaffen als hier in den letzten 70 Tagen.‹ ... Also fühlte er sich doch damals noch ganz gesund und wir freuten uns darüber. Zu Neujahr schickte er seine Karte, und einige Tage darauf bekam ich ein Couvert, enthaltend ein aus einem Heft gerissenes Blatt mit einem sehr sonderbaren Spaß, welchen wir nur zur Hälfte enträtselten. Ich ging auf den Spaß ein und antwortete im selben Stil, poste restante Turin, da ich seine Adresse verlegt hatte – bekam aber keine Antwort. Sobald ich nun die Adresse wiederfand, schrieb ich die Karte«, auf die hin Overbeck ihr berichtete. So bedankt sie sich nun am 14. März und bekennt ihm: »Wir kannten Herrn Prof. Nietzsche mehrere Sommer in Sils Maria und wurden schnell gefesselt durch seinen erhabenen Geist, seine Liebenswürdigkeit und Herzensgüte. Er war uns ein teurer Freund geworden und Ihre traurige Nachricht ... hat uns schmerzlich berührt. Ein rascher Tod wäre ihm gewiß wünschenswerter gewesen.« Und diese persönliche Verehrung besteht trotz der philosophischen Vorbehalte der gläubigen Katholikin: »Was mich besonders schmerzt, ist, daß er gerade im Augenblick seines angehenden Ruhmes so hart getroffen wurde; denn obschon ich seine philosophische Richtung durchaus nicht teile, ist mir der Verfall seines Geistes nur desto schmerzlicher! – Und seine arme alte Mutter! Vielleicht können sich die Ärzte auch geirrt haben.« Und nun schreibt die alte Mrs. Fynn aus ihrem Mutterverständnis heraus einen langen und herzlichen Brief an Frau Pastor Nietzsche. Sie schildert munter Begebenheiten aus ihren gemeinsamen Silser Sommern, dann aber holt sie zu einem Trost aus, der auch ein bezeichnendes Licht auf Nietzsches Frauenfreundschaften wirft: er suchte einerseits das Mütterliche, anderseits gereifte Persönlichkeiten, die ihm gefestigt und gesichert in einer Weltanschauung gegenübertraten, auch wenn es eine der seinen völlig konträre war. Am 31. März schreibt sie der Frau Pastor Nietzsche: »Doch! liebe hochgeehrte Frau, fassen Sie nur Mut. Niemand kann besser wissen als ich, wie schwer es ist, sein Kreuz mit Geduld und Liebe zu tragen, aber je mehr man ringt sich mit dem heiligen Willen Gottes zu vereinigen, desto leichter wird das Kreuz, denn die Gnade und Liebe Gottes kräftigt unser Herz, – und je älter man wird, desto mehr fühlt man, daß es besser ist mit einem Kreuz ins Grab hinabzugehen, oder vielmehr vor Gott zu erscheinen – als in Freude und Genuß aus dieser Welt zu scheiden.

Es ist ja grenzenlos traurig, daß Sie Ihren lieben armen Sohn nicht selbst pflegen können, aber das Urteil des Arztes lautet ja auf hoffnungslos. – So seien Sie guten Mutes, liebe hochgeehrte Frau und vertrauen nur fest auf *denjenigen,* welcher den schönen erhabenen Geist Ihres guten Sohnes erschaffen hat; dieser kann ihm auch die Gesundheit wiederschenken und die ganze Frische und Lebendigkeit des Geistes wiederherstellen. – Es ist doch ein unendlicher Trost zu wissen, daß Herr Professor nicht leidet und seinen Zustand nicht ahnt. – Ist es ihm erlaubt und glauben Sie, daß es ihm Freude machen würde Briefe zu empfangen, ich würde ihm sehr gerne schreiben ...« Die Mutter war tief gerührt von dieser Teilnahme und teilte den Brief in eigenhändiger Abschrift unverzüglich Overbeck mit.

Auch Jacob Burckhardt verfolgte das Geschehen. Er brauchte Overbeck nicht zu schreiben, er konnte die Auskünfte laufend mündlich erhalten. Wir finden seine

Teilnahme nur in einem kurzen Briefzeugnis, einer Mitteilung an seinen Bekannten Theodor Opitz in Liestal vom 29. April, die sich – offenbar als Antwort auf eine Anfrage –, auf diese Auskunft beschränkt: »Der traurige und zwar unrettbare Zustand des Hrn. Prof. Nietzsche ist leider eine nur zu sichere Tatsache: Wahnsinn mit periodischen paralytischen Anfällen. Als Zeuge genügt schon derjenige hiesige Freund und Kollege, der ihn von Turin hierhergeholt hat, von wo er dann in das Landesirrenhaus zu Jena verbracht worden ist. Laut den dortigen Ärzten ist von Heilung keine Rede mehr; selbst seine Mutter, welche im nahen Naumburg wohnt, hat ihn noch nicht sehen dürfen.«

So präzise Auskunft konnte Burckhardt nur von Overbeck haben – und nur, wenn er sich selber darum bemühte.

Selbst da, wo Nietzsche noch einen Graben aufgerissen hatte, war man tief betroffen. Malwida v. Meysenbug hatte den Wahnzettel, den sie von Nietzsche erhielt, ihrer Tochter Olga Monod weitergeschicktB1257: »Als Andenken an den Armen, den nicht der Größenwahn zur Krankheit, sondern die Krankheit zum Irrsinn geführt hat«, und widmet ihm am 15. Februar das schöne Nachwort: »Es hat mich tief erschüttert, ein so schöner Geist, eine so edle Natur! Und sicher ist die Schuld an seinem schweren körperlichen Leiden und an seinem armen, einsamen Leben; da hat er mit Entbehrung, schlechter Kost, Mangel an Pflege zu kämpfen gehabt und dabei die tiefe Einsamkeit, das Versenken in seine Ideen, ohne daß ihm eine ebenbürtige Opposition mit Vernunft und Freundlichkeit gemacht wurde, das alles hat nach und nach die Klarheit seines Geistes getrübt und ihn dem Größenwahnsinn anheimgegeben. Wäre er doch lieber gestorben, es wäre weniger traurig. Und die arme Mutter, die nur die zwei Kinder hatte und so stolz war auf den Sohn, und die Tochter nun so fern!« Da konnte Malwida freilich noch nicht wissen, daß auch in Paraguay das Ende in der Katastrophe nahe bevorstand und die Mutter mit einem zweiten harten Schlage treffen würde.

Auch in Bayreuth nimmt man an der Trauer teil. Overbeck hatte das letzte Mal nach Wagners Tod 1883 einen Kondolenzbrief geschrieben, der ihm von Cosimas ältester Tochter, Daniela v. Bülow, inzwischen die Frau des Kunsthistorikers Henry Thode, verdankt wurde. Nun schreibt *sie,* im Auftrage Cosimas, am 5. März 1889 einen Kondolenzbrief: »Durch Frl. von Meysenbug, die ich darum befrug, erfuhr ich das traurige Schicksal Prof. Nietzsches und teilte, was ich gehört hatte, meiner Mutter mit. Sie, die durch erschreckende und die Umnachtung des Geistes erkennen lassende Zuschriften Nietzsches sehr beängstigt war, frug sich innerlich, wer unter allen sich wohl finden würde, dem Ärmsten beizustehen und sich seiner Hilflosigkeit anzunehmen – wobei Ihr Name ihr augenblicklich vorschwebte. Wie wir hören, sind Sie es auch wirklich gewesen, der tätig eingreifend in dieses qualvolle und trostlose Dasein die letzte Lösung herbeigeführt hat, die für alle Teilnehmenden erschütternd und beruhigend zugleich sein mußte. Nun wissen wir ihn physisch doch geborgen und gepflegt – Gott aber schenke ihm ein sanftes Ende! –«

Cosima Wagner übertrug ihre Verbundenheit auf Nietzsches Schwester Elisabeth und vertraute ihr noch nach Jahren die Wahnzettel an, die sie von dem still Verehrten empfangen hatte. Wie sie das Andenken hegte, tritt uns schönstens in dem Brief vom 3. März 1895 an Erwin Rohde entgegenB1258. Sie hatte durch ihren Schwiegersohn Henry Thode – Rohdes Kollege in Heidelberg – Rohdes Rektoratsrede kennengelernt und Teile daraus für die Bayreuther Blätter ausgewählt. Es sind die Partien, die sich mit dem Dionysos-Kult als Anfang transzendenter Religionsformen befassen. Dazu schreibt sie: »Mit Dankbarkeit habe ich es empfunden, wieder mit fester Hand in jene Gebiete geführt zu werden, wo wir uns von der Beängstigung der

Gegenwart befreit fühlen ... Zugleich aber hat sie mich sehr gerührt. Ich konnte nicht anders, als wie von neuem im Verkehr mit unserem armen, armen Freund mich denken! Verschollene Erinnerungen tauchten auf, und als ob nichts uns geschieden hätte, fand ich mich wieder mit ihm im Gespräch und ließ mich von ihm belehren über jene erhabenen Dinge, die wie eine Zuflucht der Gedanken bilden. Seltsam genug, führten mich meine Schritte gerade unmittelbar, nachdem ich Ihre Rede gelesen hatte, nach Basel, und dort an der Universität vorbei, die einst so viel Leben für uns enthielt.«

Mit ihrem Hinweis auf den frühen Nietzsche, den Basler Professor und Freund der Tribschener Tage, weckte sie in Rohde gleichgestimmte Empfindungen.

Sein inneres Verhältnis zu Nietzsche und damit die Grundlage zum Verständnis für sein ferneres Verhalten, hat Rohde unübertrefflich in seinem Brief an Overbeck dargestellt, den er zwischen dem 17. und 20. Januar 1889 schrieb: »Ich habe tagelang Ihren Brief nicht zu öffnen gewagt, weil ich mich vor der Bestätigung einer gräßlichen Vermutung ängstigte, die mich schließlich doch wie mit einem elektrischen Schlage traf ... Ich konnte mich lange nicht erholen. Nein, ich habe es im Grunde nicht geglaubt, daß so etwas bevorstehen konnte; nur der letzte Zettel, den ich – am 7. Januar – aus Turin von Nietzsche bekam, gab mir eine Mahnung: er enthielt einen solchen Unsinn, daß ich doch kaum noch an einen Witz dabei denken konnte und die unheimlichste Empfindung hatte. Sonst, muß man doch sagen, gaben die letzten Äußerungen (sein Pamphlet gegen Wagner kenne ich allerdings nicht) am allerwenigsten die Vorstellung, daß dieser starke Verstand plötzlich zerbrechen könne; die Überspannung nach irgend einer Seite war man fast gewohnt an ihm. Wie ich es jetzt bedaure, in den letzten Zeiten ihm nicht mehr geschrieben zu haben! Er hatte mich durch eine ganz wunderliche Äußerung abgeschreckt, und ich wußte in der Tat nicht, was ich ihm Erfreuliches über seine mir aufs tiefste antipathischen letzten Schriften sagen sollte (abgesehen vom Formalen, dessen er immer noch Meister war). So schwieg ich lieber, glaubte das sei im Grunde auch ihm die erträglichste Art des Dissenses. Ich (glaubte) ihm nichts mehr sein und sagen zu können: und doch, eine Äußerung rein persönlicher Sympathie, wie möchte sie ihm vielleicht wohlgetan haben! An das gegenwärtige Unglück mag ich gar nicht denken. Glauben Sie, daß ich in irgend etwas, materiell oder geistig, nützlich sein kann, so teilen Sie es mir doch mit. Es bricht ein Stück des eigenen Lebens und Bodens, auf dem man selbst steht, neben einem ein mit einem solchen Schicksal – gräßlich; und all die verschluckten Wünsche und Träume und Gedanken, die schließlich dem Armen wie eine Welle über den Kopf geschlagen sind, kann man sich nicht einmal vorstellen. Ich bin immer noch fassungslos gegenüber dem Unglück. Wenn es etwa unklarer geworden wäre in seinem Denken und Darstellen, wie (z. B. bei) Hölderlin so deutlich in seinen letzten Produktionen: aber im Gegenteil, – seine letzte Schrift (›Genealogie‹) war besser geordnet, logisch straffer gebaut als seine früheren.«

Rohde ist der erste, der auf die grundlegende Differenz zum Irresein Hölderlins hinweist, ein Unterschied, der leider von lautstärkeren Autoren bald verwischt wurde.

Rohde hat den Schock nie mehr ganz überwunden. Das Bewußtsein der Bedrohung fand allerdings Nahrung in seiner eigenen Konstitution. Er litt bereits unter den Symptomen eines – nicht als solchen erkannten – Herzleidens, dem er in wenigen Jahren erliegen sollte, nicht zuletzt geschwächt von der übermäßigen Anstrengung um sein berühmtes Hauptwerk ›Psyche‹, an dem er jetzt arbeitete. Freunden schrieb er im Januar und MärzB1259: »Auf mich dringt soviel ein an Gefühlen und Gedanken voll Wehmut und Stimmungen aller Art – daß ich mich nur verhüllen kann und nichts mehr sagen.« – »Zuletzt ergriff mich das Unglück meines

Freundes Nietzsche so stark, daß ich mich förmlich krank fühlte.« Es ist schon oft bemerkt und Rohde vorgeworfen worden, daß er in seinem Buche, das teilweise dieselben Probleme behandelt wie Nietzsches ›Geburt der Tragödie‹, das Werk des Freundes nie erwähnt, überhaupt unberücksichtigt lasse. Daß der Vorwurf nicht völlig zutreffend ist, hat Otto Crusius für die Fachwelt an einigen nur feinster Beobachtung zugänglichen Stellen nachgewiesenB1260. Daß Nietzsche jedoch nie ausdrücklich erwähnt ist, stimmt, und das ist aus zwei Gründen verständlich: Sachlich klaffen die Grundauffassungen auseinander. Während für Nietzsche das Dionysische, der rauschhafte Dionysos-Kult die *eine* Seite griechischen Wesens darstellt, sind für Rohde »Orgiasmus und Mystizismus *fremde* Blutstropfen im griechischen Blute gewesen«. Und nun, *nach* dem Unglück, in eine wissenschaftliche Kontroverse mit dem geliebten Freund zu treten, verbot Rohde ganz einfach der Anstand. Nur jetzt kein Aufsehen um Nietzsche!, darin schloß er sich völlig Overbecks Auffassung an, und er bedauerte auch später noch die spektakuläre Gründung eines sog. Nietzsche-Archivs als eine »alberne Erfindung«.

Vollkommen aus der Bahn geworfen wurde Heinrich Köselitz. Nietzsches Wahnbotschaft an ihn vom 4. Januar morgens, erhielt er mit einigen Tagen Verspätung »erst in Berlin«. Es ist nicht ohne tragische Ironie, daß er darauf an dem 9. Januar antwortet, an dem Overbeck bereits mit dem Patienten auf der Reise nach Basel ist, und dabei glaubt, den »Anruf« des »Gekreuzigten« mit einem halben Scherz beantworten zu können: »Ich hatte mir kurz vorher selber die Worte zugesprochen, die ich als Variante einer Götterdämmerungsstelle einmal auf Wagner machte:

> Öfter als er / sprach keiner vom Tanze,
> seltner als er / hat niemand getanzt, usw.«

Die Parodie auf Worte im grandiosen Schlußmonolog der todbereiten Brünnhilde zeugt von einer Verständnislosigkeit ohnegleichen. Köselitz mußte wissen, wie empfindlich Nietzsche gerade auf die ›Götterdämmerung‹ reagierte – und peinlich empfindet man, wie genau diese Tanz-Parodie auf Nietzsche anwendbar ist, bis auf diese letzten Tage. Das konnte allerdings Köselitz nicht wissen, in welch ekstatischen Tänzen Overbeck den Freund antreffen mußte, von denen er so oft gesungen hatte.

Erst Overbecks Nachricht vom 11. Januar brachte Köselitz Klarheit. Nun brach er innerlich zusammen, er verlor seines »Willens haltenden Haft«, um eine Walküren-Stelle (II, 2) auf ihn anzuwenden. Er hatte von Nietzsche nicht nur seinen Namen »Peter Gast« empfangen, bei dem ihn sein Meister noch im Wahn anrief, er verdankte ihm seinen ganzen geistigen Weg und das Selbstvertrauen, das immer wieder der Nahrung bedurfte, die ihm all die Jahre nur Nietzsche gegeben hatte. Gerade in diesem letzten Brief vom 9. Januar steht der erschreckende Satz: »eine kalte rauchige lastende Luft lud eher zum Selbstmord, als zum Tanze ein«, und er lebte noch einige Wochen dem Gedanken zur letzten Verzweiflungstat nahe. Hätte er nicht in Franz Overbeck einen verständnisvollen Vertrauten gefunden, an den er sich jederzeit mit dem Briefschluß »Ihr ergebener« (oder »dankbarer«) »Schüler« wenden konnte, so wäre in seiner zur Zeit auch beruflich hoffnungslosen Lage für ihn eine bedenkliche Leere entstanden. Auch so brauchte es immer als Impuls einen Brief von Overbeck, auf den er dann unverzüglich antwortete. Overbeck trug zu allem andern auch noch diese Last mit, dem Vertrauten seines Freundes den dringend benötigten Halt zu geben.

Zunächst versuchte Köselitz, die Einsicht in die Radikalität des Unglücks zu verdrängen. Seine erste Reaktion vom 13. Januar war: »Ihre Nachricht hat mich auf tiefste erschüttert! Ich bringe es noch nicht zuweg, Nietzschen, für mich eine der höchsten Erscheinungen der menschlichen Race, mir in die Zelle eines Irrenhauses gesperrt zu denken. Das Crescendo seines Selbstgefühls, das jedem, der von Nietzsches Zielen keine Ahnung hatte, bereits bedenklich werden mußte, schien mir vollkommen berechtigt. Er hat das Recht zum Größenwahn. Aber jedenfalls arbeitete seine Maschine mit viel zu großer Vehemenz; denn was er im letzten halben Jahr getan, lauter letzte Quintessenz-Sachen, das hat sein Gehirn erschöpft. Und nun werden seine großen Empfindungen wahrscheinlich nicht mehr durch das erforderliche Quantum von Vernunft gehalten und reguliert.

Ach! er hat mich oft gebeten, nach Turin zu kommen – und ich habe es nicht getan! Es versteht sich von selbst, daß ich mir keinen andern Einfluß auf ihn zuschreibe, als daß ich ihn zerstreut, aufgehalten, seine abnorme Einsamkeit gestört hätte. Das aber wäre eine Wohltat für ihn gewesen! ... Nun, ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er wieder herzustellen sei ... Das ganze Unglück ist, wie gesagt, daß kein verlangsamendes Prinzip in Nietzsches Nähe war. Denn Nietzsches geistige Potenz war ungeheuer; sie hätte sich gar nicht so vergeben können, wenn sie es nicht gewesen wäre.« Darauf antwortet ihm Overbeck mit dem mehrseitigen Brief vom 15. Januar, welcher für uns die wichtigste Quelle für die Ereignisse in Turin und Basel ist.

Und nun muß Köselitz (am 18. Januar) zugeben: »Ich habe in diesen Tagen nicht weniger als drei Briefe an Sie, verehrter Herr Professor, geschrieben, sie aber nicht abgeschickt. Ich glaubte als Freund Nietzsches, der doch für alles, was jetzt mit ihm geschieht, vor einer langen Zukunft mit verantwortlich ist – ich glaubte als Freund Nietzsches alles hervorsuchen zu müssen, was im vorliegenden außergewöhnlichen Falle geltend gemacht werden muß und vielleicht bei der Psychologie regelrechter Irrenärzte nicht vorgesehen ist. Nun: *daß* ich diese Briefe aber *nicht* abschickte, beweist Ihnen zur Genüge, daß ich die Ungereimtheit meines Unterfangens bald einsah und mein Vertrauen zu Ihnen nicht genügend zu erschüttern vermochte. Ihr gestriger Bericht läßt über die Umnachtung Nietzsches keinen Zweifel.« Overbeck versucht nun, Köselitz in die Verantwortlichkeit um Nietzsches Nachlaß einzuspannen, ihm eine Aufgabe zu geben, und Köselitz geht darauf ein. Er bemüht sich um ein sachliches Gespräch über die Publikation der ›Götzendämmerung‹ und ›Nietzsche contra Wagner‹, über den Stand des Kontos bei Naumann und dergleichen (Briefe und Postkarten am 22., 25. und 30. Januar). Den Brief vom 31. Januar schließt er aber bereits mit einem verdächtigen Geständnis: »An Frau Pastor Nietzsche *kann* ich *nicht* schreiben! Entschuldigen Sie mich bei ihr gütigst, verehrter Herr Professor! Wir wollen alle so wenig als möglich von Nietzsche reden, damit er nicht noch andere Opfer heischt«, denn »ich war ja durch die Nachricht selber beinahe verrückt geworden und stehe auch jetzt unter ihrem zerstörenden Eindruck ... Fast den ganzen Tag laufe ich in der frischen Luft herum, da mir die Stube, mein Herz und mein bißchen Verstand zu eng werden.«

Was Köselitz offenbar vorläufig über das Schlimmste weggeholfen hatte, war die Zerstreuung, die ihm die Gegenwart seines alten Freundes und Basler Studiengenossen Widemann bot. Nach dessen Abreise schreibt er am 7. Februar an Overbeck: »Seit Widemann fort ist, habe ich schauerliche Stunden erlebt. Es gehört wirklich viel dazu, über manches Viertel dieser Stunden hinwegzukommen: Vor acht Tagen fehlte wenig, daß ich aus dem Fenster hinunter auf den Belleallianceplatz stürzte, nicht aus Selbstmordabsichten, sondern vor Kopfschmerz und plötzlichem

Schwindel.« Nach einigen Wochen (23. Februar) hält er aber die »Versachlichung« nicht mehr durch und empfindet das Verlangen, »Distanz zu Nietzsches Schriften zu gewinnen, vorerst wenigstens zu den letzten«.

Am 28. März berichtete er von einen Zusammensein mit Carl Fuchs, der für ein Konzert nach Berlin gekommen war, das Köselitz dort noch abwartete: »Ich las ihm aus Ecce homo einige Stellen vor, und wir kamen überein, daß vieles daraus gar nicht zu publizieren ist. Manches wirkte in seiner Gegenwart sogar sehr komisch.« Und am 13. April: »Ihre Handschrift des Antichrist habe ich noch nicht völlig ausgelesen; verzeihen Sie, daß ich sie Ihnen so lange vorenthalte! Die Luft in diesem Buch, und noch mehr im Ecce homo (das ich bald fertig kopiert habe), ist so schwül! Man erwartet jeden Augenblick einen Donnerschlag.«

Overbeck hatte nach dem aus Turin mitgebrachten Manuskript des ›Antichrist‹ eine Kopie angefertigt, um die Erhaltung des Textes zu sichern und sie Freunden mitteilen zu können. Köselitz anderseits hatte das ›Ecce homo‹-Manuskript zur Hand, das er nun seinerseits abschrieb, allerdings nicht ohne sogleich zu »redigieren«. Wonach beide ohne Resultat fragten, war die von Nietzsche beharrlich angekündigte ›Umwertung aller Werte‹. Köselitz schrieb dazu am 18. (?) Januar, was leider nur in einem Exzerpt Overbecks erhalten scheint: *»Wäre* dieses Werk fertig – wie ich glaube N. ist im Jubel über die Triumphe der menschlichen Vernunft in *ihm,* über die Vollendung des Werkes wahnsinnig geworden –, so hätte man immer noch zufrieden zu sein, so frivol das beinahe klingt. Was uns jetzt peinigt ist die Befürchtung, daß der Zusammenbruch der Inkarnation dieser Gedanken zu früh erfolgt sei. Daß die auf dieses Werk bezüglichen Manuskripte nicht unter den von Ihnen mitgenommenen Sachen sind, ängstigt mich, ich muß es sagen.« Aber er beruhigt sich bei dem Gedanken an die Zuverlässigkeit der Absender in Turin, also Finos, und daß diese eine Ahnung von der Bedeutung der Manuskripte haben, »sodaß hoffentlich alles in seiner Integrität ankommt«. Das war sicher auch der Fall – und dennoch war die ›Umwertung‹ nicht dabei, weil sie nicht existierte.

Köselitz hatte sich nach dem Konzert von Fuchs sofort wieder nach Venedig zurückgezogen und verstummte für Overbeck bis in den September. Da endlich gesteht er ihm am 24.: »Ihre letzte gütige Karte war vom 24. April. Daß ich Ihnen bis heute nicht darauf geantwortet, daß ich mich auch um das Befinden Nietzsches bei Ihnen nicht erkundigte, setzt mich großen Mißverständnissen aus. Überdies war mein Schweigen *absichtlich,* und durchaus nicht die Folge von Zeitmangel. Ich mußte in meiner Einsamkeit alles vermeiden, was mich aufs Neue in ein tieferes Nachdenken über unser grauenhaftes Unglück führte ... Ich kann mich meines Verstummens wegen nicht rechtfertigen. Der Fehler ist einzig meine ungesunde Impressionabilität. Und allein, im fremden Land, bin ich in unserem Fall immer nahe daran, zu erliegen.«

In Jena

Inzwischen nahmen die Dinge ihren Lauf.

Die Reise nach Jena ging weniger glatt als die von Turin nach Basel. Begleiter waren diesmal: die Mutter, der junge Arzt Dr. Mähly und Jakob Brand, ein 25jähriger kräftiger Krankenwärter der Friedmatt, der Nietzsche die acht Tage dort betreut hatte. Prof. Wille muß ihm auf Bitten von Mähly für diese Reise (die einzige Auslandsreise seines Lebens!) Urlaub gegeben haben. Der Vater, Prof. Jakob Mähly, einst Nietzsches Kollege, schildert die Reiseerlebnisse seines Sohnes kurz in seinen ›Erinnerungen‹ (1900)B1261. Overbeck hatte ihn um den Liebesdienst gebeten. »Mein Sohn willigte ein, unter der Bedingung, daß ihm aus der Basler Irrenanstalt ein

handfester Wärter beigegeben werde, um etwaige Exzesse des Kranken zurückzudämmen. Wie gut diese Maßregel war, zeigte sich nur zu deutlich auf der überaus beschwerlichen Reise. Der Kranke hatte mehrere Anfälle von eigentlicher Tobsucht, die sich sogar aggressiv gegen die eigene ... Mutter richteten und nur mit Aufgebot vereinter Kraft abgewendet werden konnten. Mein Sohn dankte Gott, daß er mit heiler Haut wieder nach Hause gekommen war.« Die Mutter spricht in ihrem Bericht an OverbeckB1262 nur von *einem* Anfall, noch vor der Ankunft in Frankfurt, danach war sie allerdings nicht mehr mit dem Patienten zusammen, »weil er ... einen Wutanfall auf mich bekam, nur von einer Minute etwa, aber schrecklich anzusehen und zu hören, so daß ich mich, (um) Unruhe zu vermeiden, gar nicht wieder in seine Nähe traute«. Dann war er auf der Strecke Weimar-Jena unruhig, was die Mutter »den harten Bänken und der Unbequemlichkeit, sich zu legen« zuschrieb.

Am Bahnhof in Jena erwarteten Herr und Frau Prof. Gelzer-Thurneysen die kleine Reisegesellschaft und nahmen die Mutter zunächst zu sich, während Dr. Mähly und der Wärter den Patienten direkt zur Anstalt brachten. Etwas später ging dann Frau Gelzer mit der Mutter zur Anstalt, wo sie die administrativen Angelegenheiten zu ordnen hatte, wie Depotgelder usw. Den Sohn bekam sie nicht mehr zu Gesicht. Über die Stufe der Einweisung lebte die Mutter in einer gewissen Illusion. Sie berichtet am 19. Januar (bereits von Naumburg aus) Overbeck: »Wir haben ihn jetzt erster Klasse 5M.50 den Tag untergebracht ... Der Sekretär meinte, er könne ja auch ›erster Klasse b‹ Aufnahme finden, da kostete es 1 M. weniger, da müsse er freilich mit einem (andern) zusammenwohnen, was Herr Dr. Mähly am Ende ganz gut fand, ich denke aber, er ist zu laut, und darum geht es nicht. Der Direktor dagegen schlug 2. Klasse vor; natürlich sehe er auf Stand und Rang und würde er erster (Klasse) gehalten«, zusammen mit zwei Ärzten, einem Offizier und einem Studenten, »nur wenn es überfüllt werden solle, da Weimar das Vorrecht habe, müsse er dann andere Wohnung bekommen und Essen natürlich 2. Klasse, aber es wäre auch so gut, erster Klasse Essen wäre, wie man kaum in den besten Hotels bekäme.« Die offizielle Benachrichtigung an Overbeck am 21. Januar, von Prof. Binswanger unterschrieben, lautet aber: »Herr Professor Nietzsche, dessen Überführung in meine Klinik Sie veranlaßt haben, ist in Begleitung seiner Mutter hier angelangt und in die zweite Klasse aufgenommen worden.« Binswanger ersucht um Angabe der Adresse, wohin die Rechnungen zu schicken seien. Sie gingen dann alle an Overbeck, wurden von Basel aus beglichen und lauten vom ersten Tage an auf 2M50, also für 2. Klasse für Auswärtige. Binswanger nahm es einfach auf sich, so lange die entsprechenden Räume nicht von seiner Oberbehörde in Weimar reklamiert wurden, den Patienten »quasi« 1. Klasse zum Tarif 2. Klasse unterzubringen. Die später gegen ihn erhobenen Vorwürfe, er habe Nietzsche schlecht, mindestens nicht »standesgemäß« behandelt, ihn in eine Zelle gesperrt, weil er keine Ahnung von der Bedeutung seines Patienten gehabt habe, entbehren von allem Anfang an jeder Grundlage. Gerade darum ließ Overbeck den Dr. Mähly mitreisen, weil er Prof. Binswanger über die Persönlichkeit Nietzsches ins Bild setzen sollte, was dieser bei seiner Anhänglichkeit an seinen früheren Gymnasiallehrer sicher getan hat. Darüber hinaus war Binswanger mit der Familie Gelzer in Jena befreundet und ganz bestimmt auch von dieser Seite her aufgeklärt worden. Binswanger hat denn auch, sobald es ihm die Last eines Anstaltsdirektors zeitlich erlaubte, Nietzsches Schriften gelesen (wie die Mutter am 30. April begeistert berichtet). Ob aus Interesse am Werk und an der Philosophie Nietzsches, oder um der Ätiologie der Krankheit auf die Spur zu kommen, an der er im übrigen festhält (wie er sich Frau Gelzer gegenüber ausspricht, wobei leider nicht überliefert ist, *was*

er als Krankheitsursache ansah), ist nicht mehr festzustellen: aber er las die Werke und befaßte sich in seltenem Umfang mit seinem Patienten. Im Herbst ließ sich Binswanger dann noch das Krankenjournal der Friedmatt in Basel kommen und ließ eine Abschrift davon anfertigen, die in Jena blieb.

Otto Binswanger aus Münsterlingen/Schweiz (14. Oktober 1852 bis 15. Juli 1929) hatte sich auf die Erforschung der progressiven Paralyse, der Hysterie und Epilepsie spezialisiert. Zu seinem Kollegen Wille in Basel hat eine persönliche Beziehung bestanden, wahrscheinlich aus der Zeit, da Wille vor seiner Berufung nach Basel 1875 Leiter der bekannten Anstalt in Münsterlingen war, außerdem über die gebürtige Baslerin Frau Gelzer-Thurneysen.

Sein damaliger Assistenzarzt, der Frankfurter Dr. Theodor Ziehen (12. November 1862 bis 29. Dezember 1950), wurde 1917 *Philosophie*-Professor in Halle. Sein erstes Hauptwerk war 1891 ein ›Leitfaden der physiologischen Psychologie‹ auf positivistischer Grundlage. Später wandte er sich auch Fragen der Ästhetik zu, einem Hauptthema des frühen Nietzsche. Er ging mithin etwa 20 Jahre früher denselben Weg von der Psychiatrie zur Philosophie wie Karl Jaspers. Man kann also nicht behaupten, den beiden leitenden Ärzten hätte die Möglichkeit zum Verständnis ihres besonderen Patienten aus Anlage oder Beziehung gefehlt!

Als Aufgabe und Ziel der Behandlung sahen die Ärzte die Zurückdämmung der exzessiven Erregbarkeit, die bis zu Tobsuchtsanfällen ging. Dazu wurden die damals bekannten Medikamente verabfolgt, anfangs in reichlichen Dosen, mit der Zeit zurücknehmend, und Umgebung und Umgang abgestimmt. In diesem Zusammenhang steht das strikte Besuchsverbot der ersten Monate. Nietzsche war schon früher einer ungewöhnlichen Erregbarkeit unterworfen, die sich selbst nach freudig begrüßten Besuchen zu den migräneartigen Anfällen steigern konnte. Die Erfahrungen der Reise nach Jena ließen befürchten, daß die Begegnung auch mit der Mutter solche Folgen haben könne, was allemal ein Rückschritt auf dem Wege der Besserung – Beruhigung – wäre. So konnten auch Paul Deussen und seine Frau, als sie am 21. April nach einem Besuch bei der Mutter in Naumburg nach Jena weiterfuhren, den Patienten nicht sehen, und auch der Mutter wurde erst Mitte Mai versuchsweise ein erster Besuch gestattet, nachdem Nietzsche am 17. März vorläufig auf die Abteilung für ruhigere Kranke verbracht worden war und sich dort halten konnte, »obschon er zeitweise noch sehr laut ist und es Stunden gibt, wo er allein sein muß«, wie die Mutter am 9. April Overbeck aufgrund einer Information von Dr. Ziehen mitteilen kann. Überhaupt war der Informationsfluß nicht so schlecht, wie auch dies später vorwurfsvoll behauptet wurde. Natürlich hatte es keinen Sinn, bei dem *sehr* langsamen Fortschritt der »Besserung« etwa wöchentlich eine Meldung zu erstatten, dazu bei dem fraglichen Wert dieser sog. Besserung, über die es »Dr. Ziehen für seine Pflicht hielt«, der Mutter »zu sagen, daß diese kleinen Zeichen der Besserung an der Krankheit selbst nichts änderten«. Um dieselbe Zeit (11. April) teilt Dr. Ziehen auch Overbeck mit: »Der Patient ist im ganzen etwas ruhiger geworden. Auch die Größenideen äußert er etwas seltener. Die Möglichkeit einer zeitweisen Remission ist nicht ausgeschlossen. Der Ernährungszustand ist befriedigend.« Overbeck war auf diese wohl etwas spärlichen direkten Zeugnisse angewiesen, das meiste erfuhr er daneben aus den Briefen der Mutter, der in weit reichlicherem Maße mündliche Nachrichten über Gelzers zukamen, von Binswanger diesen im Wissen und mit der Absicht um Weitergabe ebenfalls mündlich gegeben.

Overbeck bot sich eine zweite Quelle an, die jedoch rasch versiegte. Ida Steinmetz (gest. 1900), Tochter des Prof. Gustav Asverus in Jena, eine Bekannte und Verehrerin seiner Schriften aus seiner Zeit in Jena, schrieb ihm am 28. Januar: »Ihr

lieber Brief, mit der Nachricht von Ihres Freundes überaus traurigem Geschick, hat mich tief ergriffen; weiß ich doch, wie lieb und teuer der Freund Ihnen war, und was Sie überhaupt für ein selten guter Freund sind ... Sie wissen vielleicht, daß Frau Binswanger eine frühere Pensionärin unserer Mutter war, wir ihr also nahe genug stehen, um persönliche Nachrichten über das Befinden Ihres Freundes zu erbitten ... Immerhin wird Frau Binswanger ihren Mann öfter um Details über den Kranken fragen können, und es ist Ihnen dann vielleicht lieb, durch mich davon zu hören. In solchen Fällen kann man leider immer nur den Tod als Erlöser herbeisehnen, denn was bleibt von einem geliebten begabten seelenvollen Menschen übrig, wenn die Triebfeder zu allem, was den Menschen über andere Geschöpfe erhebt, ihren Dienst nicht mehr tut. Der Gedanke an den Wahnsinn könnte wahnsinnig machen und man muß sich hüten, zu viel darüber zu grübeln ... Wüßte ich Ihre liebe Frau nicht bei Ihnen, ich hätte keinen Augenblick Ruhe; so aber weiß ich Sie geborgen.« Aber erst am 13. März erhält er noch einmal Nachricht von ihr: »Von recht schwerer Krankheit halb erstanden, will ich Ihnen ... sagen, daß mir heute Prof. Binswanger durch seine Kinder sagen ließ, wenn ich Ihnen schriebe, solle ich Ihnen sagen, es stünde mit dem armen Kranken immer auf demselben Punkt. Sie werden nichts andres erwarten und sich in das Schmerzliche zu finden suchen, wie wir alle es mit unsren Schmerzen tun müssen, mag es noch so schwer sein. Ich kann mir bei meinem angstvollen Zustand nur den Tod wünschen, und doch möchte ich meine liebe liebe Mutter, trotzdem sie nur Not und Qual mit mir hat, nicht verlassen.« Auch hier: Krankheit, Hinfälligkeit. Es ist erschreckend, wie überhaupt die ganze »Umgebung«, die Nietzsche tragen sollte, mehrheitlich von Krankheit geschlagen ist: Overbeck selber, Rohde, bald auch Gersdorff durch Leiden seiner Frau, Jacob Burckhardt, Malwida v. Meysenbug, Mrs. Fynn, Frl. v. Mansuroff, Richard Wagner war es in seinen letzten Jahren, und Heinrich v. Stein starb früh. Über eine einseitige Verbesserung des Zustandes erfährt Overbeck erst am 23. September von Binswanger direkt: »Über das Befinden des Herrn Professor Nietzsche teilen wir Ihnen auf Ihre Anfrage mit, daß dasselbe äußerlich insofern eine erkennbare Besserung zeigt, als er etwas zusammenhängender spricht und Erregung mit Schreien etc. seltener sind. Wechselnde Wahnideen treten noch immer auf, auch Gehörshalluzinationen bestehen noch. Die Lähmungserscheinungen haben keine Fortschritte gemacht und sind nicht bedeutend. Seine Umgebung erkennt er nur zum Teil, s. z. B. bezeichnet er den Oberwärter stets als Fürst Bismarck etc. Er weiß nicht genau, wo er ist. Oft hat er entschieden Krankheitsbewußtsein, namentlich klagt er über Kopfschmerzen. Die Nahrungsaufnahme ist regelmäßig, der Schlaf oft unruhig. Seine Mutter besuchte ihn mehrmals: er erkannte sie sofort und sprach mitunter recht klar mit ihr; auch erinnert er sich eines solchen Besuches in den nächsten Tagen noch recht gut. Verunreinigungen kommen noch vor. Die Aussichten auf Genesung sind allerdings gering, aber noch nicht völlig zu verneinen. Ein definitives Urteil über den Verlauf wird sich erst nach drei Monaten fällen lassen. Eine Steigerung der Verpflegungskosten ist in keiner Weise zu erwarten.«A243

Die »Besserung« war also begleitet von einem Wiederaufleben der Kopf- und Augenschmerzen und einem Krankheitsbewußtsein, das sich bis zum Verfolgungswahn steigerte, bis zur fixen Idee, er werde krank *gemacht.*

Diese Beruhigungsphase konnte Binswanger auch erst im September melden, nachdem eine durch die Sommererwärmung ausgelöste wieder stärkere Erregung abgeklungen war, der man in der Anstalt im Rahmen des Möglichen damit begegnete, daß man den Patienten in Nordzimmer verlegte. Den Versuch, ob der Umgang mit geeigneten andern Patienten einen beruhigenden Effekt habe, gab man

indes bald auf und gönnte Nietzsche das ihm schon in seinen guten Tagen eigene Einzelgängertum. Aus dem Krankenjournal von Jena und den Briefen der Mutter an Overbeck aus der Zeit bis Herbst 1889 mag nur so viel erwähnt sein, als daraus in großen Zügen der Verlauf des Zustandes deutlich wird. Danach hatte er die ganze Zeit über, wie schon in Turin, guten Appetit. Er wird mehrfach als starker Esser erwähnt. Dennoch nimmt im ersten Monat sein Gewicht ab und sinkt am 1. Februar auf die untere Limite von 123 Pfund. Dann nimmt er stetig zu und erreicht am 1. Mai 139 Pfund, um dann bis zum 1. August wieder auf 123 abzunehmen, worauf eine neuerliche Zunahme auf 128 Pfund am 1. Februar 1890 einsetzt. Damit dürften die Grenzwerte für den ca. 170 cm großen, muskulösen Mann gesetzt sein; also ein »gesundes« Normalgewicht. Daß er sich körperlich gut befinde, geradezu blühend aussehe, wird man in den nächsten Jahren noch oft hören. Wie eine Zickzacklinie, die aber Stufe um Stufe nach unten führt, verläuft dagegen sein intellektueller und seelischer Zustand.

Den Tag nach der Einweisung in Jena, am 19. Januar 1889, faßt der Eintrag im Krankenjournal zusammen: »Zur Abteilung folgt der Kranke unter vielen höflichen Verbeugungen. In majestätischem Schritt zur Decke blickend betritt er sein Zimmer und dankt für den ›großartigen Empfang‹. Er weiß nicht, wo er ist. Bald glaubt er in Naumburg, bald in Turin zu sein. Über seine Personalien gibt er korrekte Auskunft ... Er gestikuliert und spricht fortwährend in affektiertem Ton und hochtrabenden Worten und zwar bald italienisch, bald französisch. Unzählige Male versucht er den Ärzten die Hand zu schütteln. Es fällt auf, daß Patient, der doch lange in Italien war, oft die einfachsten Wörter in seinen italienisch gesprochenen Sätzen falsch oder gar nicht weiß. Inhaltlich fällt die Ideenflucht seines Geplauders auf, gelegentlich spricht er von seinen großen Kompositionen und singt Proben aus denselben, er spricht von seinen ›Legationsräten und Dienern‹. Während des Sprechens grimassiert er fast unausgesetzt.« Daß er sich meist der italienischen und vor allem der französischen Sprache bediene, wird mehrmals erwähnt. Am 22. Januar will er »seine Kompositionen aufgeführt haben«, während er »für Gedanken und Stellen aus seinen (philosophischen) Werken wenig Verständnis oder Gedächtnis« hat (1. März). Die Umgebung erkennt er, sich selber und eine Situation nicht. Er »bezeichnet die Ärzte stets richtig, sich selbst bald als Herzog von Cumberland, bald als Kaiser etc.« (10. März), behauptet: »Zuletzt bin ich Friedrich Wilhelm IV. gewesen« (23. Februar). Von seinen früheren persönlichen Beziehungen spricht er nicht. Er nennt keine Namen, außer einem: »Meine Frau Cosima Wagner hat mich hierher gebracht« (27. März).

Mit der Frühlingserwärmung, die ihm schon immer zu schaffen gemacht hatte, setzt eine deutliche Verdüsterung ein. Am 17. April beklagt er sich: »Man hat nachts gegen mich geflucht; man hat die schrecklichsten Maschinerien gegen mich angewandt«, am 19. April schreibt er »an die Wände unleserliches Zeug. ›Ich will einen Revolver, wenn der Verdacht wahr ist, daß die Großherzogin selbst diese Schweinereien und Attentate gegen mich begeht.‹ – ›Ich werde rechts an der Stirn krank gemacht‹.« Ende April steht im Journal die Notiz: »Oft Zornausbrüche«, die sich am 10. Juni so steigern, daß er »plötzlich eine Fensterscheibe eingeschlagen« hat. Er bitte (16. Juni) »öfter um Hilfe gegen nächtliche Torturen« und »zerbricht (am 4. Juli) ein Wasserglas, ›um seinen Zugang durch Glassplitter zu schützen‹, wie er angibt. Dabei macht er Bocksprünge und grimassiert.« Von einem Besuch in dieser Zeit (am 29. Juli) berichtet die Mutter allerdings auch über hoffnungsvollere Stunden. »Meinen Herzensfritz besuchte ich Sonntag, und offen zu sein, fand ich ihn viel besser. Er hatte eine unendliche Freude als er mich sah, frug nach Lieschen und

freute sich an einem Bild von ihr, was ich mitgenommen hatte ... Vorher allerdings, als wir in das Auditorium geführt wurden, da im Wartezimmer so viele Menschen waren, meinte er doch: ›ein herrliches Zimmer, siehst Du, hier halte ich meine Vorlesungen vor ausgewähltem Publikum, auch sind mir von Leipzig aus die besten Anerbietungen gemacht worden, ebenso wurde mir Rohdes herrliche frühere Wohnung angeboten.‹ Dann aber fand er einen Bleistift, und da ich ein altes Kuvert hatte, fing er an darauf zu schreiben und war selig in seinem Element zu sein. Auch konnte ich es nicht verhindern, daß er sich diesen und noch einen Bleistift aus dem Auditorium mitnahm, ebenso Papier, welches wir zuletzt entdeckten, und als ich scherzend zu ihm sagte ›alter Fritz, Du bist ja ein kleiner Mausedieb‹, meinte er, mir in das Ohr sagend, als er ganz vergnügt Abschied nahm: ›Nun habe ich doch was zu tun, wenn ich in meine Höhle krieche‹.« Auch dies eine alte Metapher aus Sils!

Im August wird er »wieder sehr lärmend. Motiviert sein Lärmen mit Kopfschmerzen«, schlägt (am 16. August) »ganz plötzlich einige Scheiben ein. Behauptet, hinter dem Fenster einen Flintenlauf gesehen zu haben«. Er »bettet sich fast stets neben das Bett auf den Boden« (7. September), weiß nicht, wer er ist, behauptet in Turin zu sein, erkennt aber klar die Mutter und »erinnert sich abends des Morgenbesuches seiner Mutter noch recht gut« (15. September).

Am 1. Oktober kann der Arzt befriedigt feststellen: »Im ganzen deutliche Remission«, und der Mutter wird nun häufigerer Besuch gestattet. Sie sieht in dieser Phase Anzeichen einer völligen Genesung und übernimmt die vorläufige Vormundschaft im Glauben, daß »uns der liebe Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit unsern guten Fritz in alter Kraft und Frische des Geistes wie des Leibes wiedergibt. Mein guter Fritz sieht jetzt ganz unverändert aus, so wie er in seinen *gesundesten Tagen* ausgesehen hat. Auch in den Augen sieht er ... ganz gesund aus, hat auch sein heiteres Wesen ... Auch wenn *ich* mit ihm spreche ... hat er z. B. an seinem Geburtstag ... wohl zwei Stunden kein falsches Urteil oder Wort gesagt. Ich gebe zu, daß man die Unterhaltung leiten muß. Z. B. erkundigte er sich nach Försters ... Ebenso kamen wir auf seinen früheren Rektor in Pforta, den alten Peter, wo ich ihm erzählte, daß er halbblind sei, und auch mit den Füßen so und so ginge. Da meinte er, ›sollte man es glauben, diese stattliche Erscheinung, da scheint er das Leiden des alten Prof. Ritschl in Leipzig zu haben‹. Dann sagte er: welche Verdienste der alte Peter um die lateinische, welche Verdienste er um die griechische Sprache habe, welche Prinzipien Geheimrat Banitz bei Besetzung der Rektorstellen verfolgt habe, welch andere wieder Wiese, sein Vorgänger. Erzählte noch seine damalige Reise mit Mazzini und wußte auch noch den italienischen Namen des Begleiters, als sie über den Gotthard fuhren. Auch erinnerte er sich des alten Konditors, ich wußte den Namen nicht, da sagte er Kintschy, wo er in der Klostergasse mit Rohde und Gersdorff verkehrt habe und, daß dieses Kaffee schon hunderte von Jahren bestünde und welche hohe und berühmte Persönlichkeiten schon dort verkehrt hätten. Zuletzt sah er sich das mächtige Irrenhaus an und meinte: Wann werde ich aus dem Palast herauskommen?«

In diesem Brief an Overbeck vom 1. November bemerkt sie gegen Schluß: »Auch kam ein junger Gelehrter, welcher Fritz nur durch seine Schriften kennt, wollte aber in seiner Begeisterung Gott weiß was für Fritz tun, sein Wärter werden, kurz etwas, was ihm gut täte und ihm bald wieder zur Genesung verhelfe, und schrieb mir heute einen 12 Seiten langen Brief in dieser Angelegenheit, doch ist jetzt noch nichts zu machen, es war aber ganz rührend.«

Dieser »rührende« Verehrer ertrotzte sich mit seiner Penetranz im Laufe der nächsten Wochen aber doch die Möglichkeit, mit Nietzsche Spaziergänge zu

machen. Das Krankenjournal nimmt merkwürdigerweise nur *ein* Mal, am 20. Dezember, davon Notiz: »Ist kürzlich öfter mit einem seiner früheren Schüler spazieren gegangen. – Keine wesentliche Beeinflussung des Krankheitszustandes.«

Bei der Bezeichnung »früherer Schüler« möchte man gerne an Köselitz denken. Es war aber

Julius Langbehn

Auch er ist einer der »Monde«, »Gestalten um Nietzsche«, obwohl eigentlich nur wegen seines kurzfristigen Eingreifens in Nietzsches Schicksal, seinem abenteuerlichen Heilungsversuch, im Gespräch. Zu seiner Zeit hatte er ein ungeheures Aufsehen gemacht mit seinem Buch ›Rembrandt als Erzieher‹, das, 1890 erschienen, schon nach einem Jahr 25 Auflagen (66000 Exemplare), schließlich 84 Auflagen erreichte und ihm den dauernden Beinamen »der Rembrandtdeutsche« eintrug. Er war einer jener immer wieder auftretenden verführerischen Heilsverkünder, auf welche die breite Masse der Schwarmgeister und intellektuell nicht ganz Sattelfesten hereinzufallen pflegt. Damit, daß Langbehn seine Vision einer idealen Zukunft auf ein deutschnationales Ereignis, eine deutsch-»hellenische« Kulturerneuerung einschränkte, gehört er in bedenklicher Weise mit dem gleichzeitigen Antisemitismus eines Bernhard Förster zu den »Grundlagen des 20. Jahrhunderts«, oder eben: auch hier sind Ursache und Wirkung wechselweise austauschbar. Sein temporärer Erfolg signalisiert, daß Möglichkeiten, die im 20. Jahrhundert zu so schauerlich exzessiver Auswirkung kamen, bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert angelegt waren, und zwar in breiten Volksschichten.

Sein »Werk« hat keine aufzeigbaren Spuren hinterlassen, aber sein Nietzsche-»Verständnis«. Daß gerade Langbehn sich sorgend um Nietzsche annahm, ihn als eine der stärksten geistigen Stützen in sein Programm integrierte, hat neben Nietzsches Verschwägerung mit dem Antisemiten Förster wesentlich dazu beigetragen, daß sein Werk schon bald und nachhaltig in dieser Richtung falsch eingereiht wurde.

Wegen dieser verhängnisvollen Konsequenz muß sich die Nietzsche-Forschung intensiver mit Langbehn auseinandersetzen, als dem Manne seiner sonstigen Bedeutung nach zukäme.

Die Vorfahren Julius Langbehns waren Holsteiner. Sie lebten in einfachsten Verhältnissen, meist als Tagelöhner. Erst dem Großvater gelang der Durchbruch nach oben. Er arbeitete zuerst als Handwerker, Schuhmacher, und wurde noch mit 42 Jahren Schulmeister. Seinen Sohn ließ er klassische Philologie studieren, und auch er wurde Lehrer. Der 1801 geborene Mann starb 1865, als Julius, das am 26. März 1851 geborene dritte Kind, 14jährig war. Die Mutter stammte aus einer alten Pastorenfamilie. Sie wird als intelligent und gottesfürchtig geschildertB1263 (»dienen ist schön« war ihr Wahlspruch), aber schwermütig. Sie starb am 9. Juni 1883 nach zehnjähriger geistiger Umnachtung.

Julius Langbehn wuchs in Kiel auf. 19jährig meldete er sich freiwillig 1870 zum Kriegsdienst und wurde im Juni 1871 im Rang eines Offiziers krank (Rheuma) entlassen. Nun wandte er sich Archäologie und Kunstgeschichte zu. Von 1873 bis Frühjahr 1875 empfängt er entscheidende Eindrücke in Venedig, Verona und Bergamo. 1875 wird er von seiner Kieler Burschenschaft »wegen unverschämter Reden« dimittiert. Nun geht er zu Kunststudien nach München. Am 20. Januar 1880 promoviert er in München mit einer Dissertation über ›Griechische Flügelgestalten‹ zum Dr. phil. Sein Lehrer – Brunn – bemüht sich im »Kaiserl. Archäologischen

Institut« in Berlin um ein Stipendium für Langbehn für eine Italien- und Griechenlandreise, zunächst ohne Erfolg. Erst im Herbst 1881 wird das Stipendium zuerkannt, das aber schon im Frühjahr 1882 nicht mehr verlängert wird, womit für Langbehn die Fortsetzung der Studienreise vereitelt wird. Offenbar hatte man ein Gefühl dafür, daß der Kandidat sich seiner »Zunft« innerlich bereits völlig entfremdet hatte und eigene, für die Fakultät kaum auswertbare, nicht einmal dienliche Wege zu gehen entschlossen war. Am 21. November 1881 konnte er denn seinem Freund Muhl schreiben: »Die jetzige Ruhepause [die Studienreise!] benütze ich zu mancherlei Gedanken und Betrachtungen – über Vergangenheit und Zukunft. Bezüglich letzterer habe ich meinen Entschluß gefaßt. Ich werde nächstens im eigentlichen und uneigentlichen Sinn, den *Rubikon* überschreiten, d. h. den Zunftgelehrten über Bord werfen. Bis jetzt habe ich das Mögliche getan, um mich an die Tradition einer hergebrachten Karriere zu halten, aber länger will ich es nicht. Der Preis würde höher sein als das, was man dafür erhält. Das pp. Stipendium, mit den mir daraus erwachsenden Verpflichtungen wird noch durchgemacht; und dann fertig!«

Geistig »den Rubikon überschreiten« will sieben Jahre später auch Nietzsche (Brief an Köselitz), im beginnenden Zusammenbruch. War das ein in der Zeit verbreitetes Diktum, das bei Nietzsche im Dämmerschein auftaucht?

Langbehn führte nie ein »geregeltes« Leben, etwa in einer angesehenen akademischen Stellung. Materielle Güter waren ihm nichtig, er begnügte sich mit dürftigen temporären Archiv- und Konservator-Arbeiten in Museen und Sammlungen. Mit seinem gewinnenden Wesen vermochte er stets bei Freunden unterzukommen, was bei seinen bescheidensten Ansprüchen für die Betreffenden keine große Belastung bedeutete.

Von nachhaltigster Wirkung war seine Freundschaft mit dem Maler Hans Thoma (2. Okt. 1839 – 7. November 1924), dessen Gast er vom Oktober 1884 bis Frühjahr 1885 war. »Wie Thoma späterhin schrieb, hat der überaus gute Eindruck, den Langbehns ganzes Aussehen und Wesen bei ihrer ersten Begegnung auf ihn machte, über alle Verstimmungen hinweg bei ihm durchgehalten. Er kam jedoch zeitlebens nicht recht zur Klarheit über diese merkwürdigste Bekanntschaft seines Lebens. Bald betonte er mehr Langbehns ›gradlinige Rücksichtslosigkeit‹, Unverträglichkeit mit seiner Umgebung, Schroffheit, Ungerechtigkeit im Aburteilen, – bald mehr seine Rechtwinkligkeit, unbedingte Ehrlichkeit, IdealitätB1264.«

Das nie ganz klar zu Bestimmende und vielleicht gerade daraus Fesselnde in Langbehns Wesen, hat Thoma in weiteren Notizen sich zu vergegenwärtigen versucht: »Mehrmals sagte er, das Höchste, was der Mensch erreichen könne, sei, daß er ein Heiliger werde. Ich erkannte, daß ihm ein hohes Ideal von Reinheit vorschwebte und daß mancher Konflikt mit sich und andern aus diesem Ideal seinen Ursprung nahm. In diesem Sinne verstand ich ihn auch immer wieder und schätzte ihn hoch, sooft ich auch Ursache hatte, mich von ihm gekränkt zu fühlen.« Dies Zeugnis könnte auch von Nietzsches Mutter geschrieben sein, jedenfalls entspricht es vollkommen ihrer Erfahrung. Auf einen anderen Wesenszug hat sie noch deutlicher angesprochen, den Thoma so formuliert: »Langbehn hatte in seinem Wesen schon etwas, das ihn zum Propheten berechtigte. Er war eine reiche Natur, geheimnisvoll verschlossen, – wohl auch sich selber ein Rätsel ... Er behauptete, daß er ein glücklicher, höchst zufriedener Mensch sei. Jedenfalls war er von *der* Genügsamkeit, vor der Unzufriedenheit nicht leicht aufkommen kann.«

Er war auch ein künstlerischer Mensch, mit einer außerordentlichen künstlerischen Erlebnisfähigkeit. In die Zeit mit Thoma (1884/85) fällt ein Ausflug nach Darmstadt,

wo Langbehn Rembrandts »Christus an der Geißelsäule« sah. Die Betroffenheit durch dieses Kunsterlebnis prägte seine ganze künftige Existenz (ähnlich Nietzsches ›Tristan‹-Erlebnis in München). Daß er fünf Jahre später seinem Buch den Titel ›Rembrandt als Erzieher‹ gab, ist darum sicher mehr als nur Parodie von Nietzsches ›Schopenhauer als Erzieher‹, so augenfällig die Anlehnung auch ist. Daß ein geistig noch wacher Nietzsche den anmaßlichen Autor schroff von sich gewiesen hätte, wie seinerzeit Lanzky mit seiner ›Abendröte‹, dürfte man als sicher annehmen!

Von Frühjahr 1885 bis Sommer 1892 lebte Langbehn in Dresden. In dieser Zeit steigert er sich immer mehr in eine fruchtlose Opposition gegen seine Fachgenossen und das ganze Bildungs- und Universitätswesen hinein. Damit im Zusammenhang muß man seine perfiden Invektiven gegen Binswanger und die Anstalt in Jena sehen, mit denen er 1890 Nietzsches Mutter und Köselitz zeitweilig verunsicherte. Im Februar 1891 schickte er gar sein Doktor-Diplom in Fetzen zerrissen der Fakultät in München zurück, nachdem diese seinem Begehren nicht stattgegeben hatte, die Promotion rückgängig zu machen. Immer mehr verliert er den Boden der Realität und gibt sich mystischen Spekulationen hin, für die er Befriedigung und Erfüllung schließlich in einer Konversion zur römisch-katholischen Dogmatik erhofft. Am 26. Februar 1900 empfängt er die Taufe, am 7. März die erste Kommunion. Im Juni 1900 übersiedelt er in das katholische Würzburg, am 30. April 1907 stirbt er in Rosenheim bei München, vermutlich an Magenkrebs.

Aus seinen religionsphilosophischen Notizen sei nur ein Beispiel herausgegriffen (zitiert in ›Der Geist des Ganzen‹, S. 126): »Der Teufel ist der Urheber alles Ärgernisses, das gegeben und das genommen wird. Vor dem Sündenfall fiel das Göttliche gerade in die Welt, jetzt fällt es schräg ein. Wie ein Stab gebrochen erscheint, den man ins Wasser steckt. Es hat eine Ablenkung stattgefunden, durch ein trübes Medium, – durch den Teufel ... Wie alle guten Geister freundlich sich in Gott treffen, treffen sich feindlich die bösen Geister im Teufel; er bedeutet Entwicklungsunfähigkeit, Verhärtung, Totalität des Bösen, soweit sie möglich ist. Charakter ist auch im Satan, aber keine Seele ... Und wie Gott der Geist des Ganzen und Kugeligen, so ist der Teufel der Geist des Halben und des Zerhackten.«B1265

Aus der Überzeugung nun, daß die teuflische Schulmedizin ihrer Natur nach alles falsch mache und auch Nietzsche ins Verderben führe, daß Nietzsche gar nicht ernstlich krank, sondern nur vernachlässigt, falsch behandelt und auf falsche Bahn gebracht sei, unternahm es dieser Mann im Herbst 1889, sich als Retter aufzudrängen. Er versprach der für solche Verheißung nur zu gutgläubigen Mutter, ihr den Sohn wieder völlig hergestellt zurückzugeben – und er setzte ihn ebenso in sein kulturpolitisches Programm ein. Wir müssen ihm seine Überzeugung, daß Nietzsche zu retten sei, glauben. Er selber war das erste Opfer seiner Phantasie – oder seines Wunschdenkens: denn *er* brauchte Nietzsche, wenigstens den frühen Nietzsche, den Nietzsche der ›Geburt der Tragödie‹ und der ›Unzeitgemäßen Betrachtungen‹ – und dann noch den phantastischen Dichter des ›Zarathustra‹ (von dem Teil IV mit dem »Eselsfest« noch unbekannt war). Von den andern Schriften Nietzsches glaubte er, sie seien Verirrungen unter schädlichem Einfluß, und es habe nur am rechtzeitigen kräftigen Widerspruch gefehlt. Besonders Nietzsches Kampfstellung gegen das Christentum machte er (wie Kaftan) für die zeitweilige nervliche Erschöpfung verantwortlich und glaubte, daß wenn man Nietzsche wieder auf die rechte Bahn bringe, ihn mit seinem Eigentlichen, seinem idealen frommen Wesen aussöhne, so werde sich die Spannung lösen, die Zerrüttung des Gemüts sich aufheben. Und anders als Kaftan traute er sich die Kraft und intellektuelle Geschicklichkeit zu, diese Umkehrung herbeizuführen. Aber schon nach kurzer

Versuchszeit hätte er belehrt sein müssen, wie wenig Nietzsche auf diese Weise ansprechbar war. Ende November 1889 reagierte er mit einem Tobsuchtsanfall auf Langbehns »Philosophie«, schmiß ihm einen Tisch vor die Füße, bedrohte ihn mit den Fäusten und rief nach den Wärtern, worauf der »Retter« auf Nimmerwiedersehen nach Dresden verschwand, von wo er sein Spiel mit missionarischer Besessenheit weiter trieb und daran festhielt, es sei sein Auftrag, seine Aufgabe, Nietzsche der Menschheit zu retten. Beinahe vier Monate konnte er mit einigem Erfolg bei der Mutter und Köselitz seinen Spuk treiben, wobei er geschickt die von Binswanger schon im September gemeldete Remission als Erfolg seiner Methode hinstellte – und für diese These auch bei beiden Glauben fand, bis Ende Februar 1890 Overbeck nach Jena kam und den Dämon austrieb, wie seinerzeit das »Gespenst Rosalie Nielsen«.

Im einzelnen stellt sich die »Episode Langbehn«, so wie sie aus der Korrespondenz Mutter NietzscheKöselitz/Overbeck herauszulesen ist, bemühend genug dar.

Die erste Szene dieser Tragikomödie ließ sich vorerst vielversprechend an. Ende Oktober kam zu der Mutter »größter Überraschung ein Herr Dr. (Kunsthistoriker) aus Dresden hier [Naumburg] an, nachdem er nur eine Stunde vorher einen Brief voll innigster Verehrung geschickt und sich angemeldet hatte. ›Er möchte sich gern zur Disposition mir stellen, wenn er irgendwie bei der Pflege des Kranken etwas nützen könne‹. Wir saßen ein paar Stunden zusammen ... Ich führte dann bald den besprochenen Besuch bei meinem Sohn aus und hatte doch Sorge, ob schon jetzt die Zeit da sei, daß ein Fremder zu ihm käme und schrieb ihm aus diesem Grunde dankend ab. Unsere Briefe kreuzten sich und er schrieb einen 12seitigen voll rührenden Sinnes ... Da fiel mir ein, daß dies am Ende der richtige Mann wäre, täglich meinen Fritz ins Freie zu bringen ... der so an die Luft gewöhnt ist ... Also ich schrieb an Binswanger den ganzen Sachverhalt und ob er wohl gestatte, wenn es auch nur zunächst versuchsweise wäre, daß der betreffende Herr, früh 2 Stunden und Nachmittag 2 Stunden mit ihm spazieren ginge ... Ich sagte, daß dann gewiß der Schlaf besser werden und die Nerven sich erholen würden. Und Gott sei gepriesen, Herr Prof. Binswanger ging auf den Vorschlag ein. Gestern vor 8 Tagen [= 13. Nov. 89] kam auch sogleich der rührende gute Dr. Langbehn (Schleswig-Holsteiner) und ich lernte in ihm von neuem einen der gescheitesten und schätzenswertesten Menschen kennen ... Donnerstag [= 14. Nov.] früh 7 Uhr 20 Min. fuhren wir nach Jena, stellte den Doktor dem Prof. Binswanger und den Ärzten vor und diese(n) ... wiederum meinem Fritz, und so gingen wir vor der Anstalt ... alle drei auf und ab. Ich brachte bald das Gespräch auf Venedig und es war eine wahre Freude, die beiden zu hören. Fritz den Herrn Doktor an das schöne Gemälde erinnernd und begeistert darüber sprechend, zitierte kleine Verse, die er bei ... Gelegenheit ... dort gemacht habe ... und sagte noch zuletzt zum Doktor, ›ich glaube, Sie bringen mich wieder auf den Damm‹. Der Herr Doktor ... bat mich, doch lieber noch für den anderen Tag da zu bleiben, damit er sich besser an ihn gewöhne, wenn ich noch die Vermittlerin sei. So tat ich es, und ich hatte bei beiden Gängen an dem Tag meine Freude, zwei so gelehrten und gescheiten Leuten zuhören zu können, und der gute Herr Doktor war von der Persönlichkeit des guten Fritz ganz voll und entzückt und geht seitdem mit ihm täglich zweimal spazieren und berichtete mir ganz ausführlich, und Fritz hatte gestern wieder zu ihm gesagt, ›ich glaube, Sie werden mich retten‹ ... Heute [= 21. Nov.] schrieb Herr Dr. Langbehn ..., daß sich der gute Fritz über jede Aufmerksamkeit wie ein Kind freue und sagt, ›er ist ein Kind und ein König, als

Königskind, das er ist, muß er behandelt werden, das ist die einzig richtige Methode‹.«

Dieses harmonische Selbander hielt aber nicht lange an. Nach zwei Wochen, am 28. November, muß die Mutter berichten, daß »der arme Doktor« mit den Korrekturbogen seines Buches sehr beansprucht und »seinen Briefen nach recht angegriffen zu sein scheint«. Ob er damit bereits seine überraschende Abreise *nach* dem Tobsuchtsanfall seines Patienten begründen will, oder ob seine Nervosität auf den Patienten übergegriffen hat und es zu dem Zwischenfall erst knapp nach dem 28. November kam, ist nicht mehr sicher festzustellen, weil merkwürdigerweise das Krankenjournal über die ganze Zeit nur vom 21. November den Eintrag aufweist: »Ich habe Kopfschmerz, daß ich weder gehen noch sehen kann«, und die Spaziergänge mit Langbehn erst drei Wochen später (20. Dezember) als »kürzlich« vermerkt. Aber da war Langbehn schon lange nicht mehr in Jena.

Am 8. bis 10. Dezember geht die Mutter hin und kann von diesen drei Tagen berichten, es gehe ihrem »Sohn recht hübsch, seitdem er täglich weitere Spaziergänge mit seinem Begleiter machte. Derselbe ist aber leider wieder abgereist, er war zu nervös und hatte sich neben dem Druck seines Werkes eine größere Aufgabe gestellt, als seine Nerven aushielten ... Seinen Liebesdienst bei Fritz vertritt jetzt ein junger Arzt und geht täglich mit ihm spazieren.« Aber auch das dauerte nicht lange.

Eigentlich war verabredet, daß die Mutter den Patienten auf den 6. Dezember aus der Anstalt nehme – soweit hatte es Langbehn mit seinen Verunglimpfungen bereits gebracht – und zu sich nach Naumburg, *mit* Dr. Langbehn, der dort seine Heilungsmethode weiterführen wollte. Aber am 6. Dezember war einerseits »der Herr Doktor« (wie ihn die Mutter stets respektvoll in den Briefen erwähnt) schon nicht mehr bei der Sache, und anderseits bekam die Mutter die Räume nicht so plötzlich frei. Sie hatte seit Jahren Mieter – Pensionäre – im Haus, was ihr bei ihren bescheidenen Einkünften aus Rente und Vermögen den Lebensunterhalt gab. Davon preiszugeben war auf jeden Fall ein Opfer. Es ist möglich, daß die Basler Rente des Patienten den Ausfall deckte. Ihre stete Besorgnis, diese Rente könnte ausbleiben, läßt das vermuten. Immerhin war sie dazu entschlossen. Aber die Mieter, die das Logis auf den 1. Dezember freigeben wollten, konnten das nicht, weil das Gericht, bei dem sie offenbar tätig waren, sie nicht vor Weihnachten gehen ließ. Langbehn verdrehte diese Notlage dann in die Behauptung, die Mutter hätte aus Rücksicht auf ihre Mieter den Einzug ihres Sohnes verhindert, auch aus kleinbürgerlicher Angst vor dem Geschwätz der Leute. Diesen Verdacht hat dann die Mutter sehr bald durch die Tat widerlegt.

Überhaupt belastete Langbehn das Verhältnis je länger je mehr mit unerträglichen Frechheiten, bei ständiger Betonung seines selbstlosen Helferwillens, so daß schließlich selbst Köselitz, der ihm vorerst total verfallen, fast anbetend hörig war, den Verdacht faßte, »er fingiere nur ›Vormund‹ werden zu wollen, und wolle absichtlich ›Unrecht‹ erhalten, um Skandal machen zu können« (am 20. Februar 1890 an Overbeck).

Der eklatante Mißerfolg, der ihn nach nur zwei Wochen des Versuchs veranlaßte, Nietzsche sich selbst, d. h. der von ihm so übel beleumdeten Anstalt auf Gedeih und Verderb zu überlassen, dürfte in Langbehn das Bestreben geweckt haben, sich baldmöglichst aus dem von Grund aus verfehlten Unternehmen zurückzuziehen, aber möglichst mit der Glorie des unverstandenen Opfers und zur Schande der »Welt«, also so, wie er seine Existenz und die Dinge immer zu sehen liebte.

Auch seine unbedingte Verehrung für Nietzsche dürfte einen Stoß erhalten und sich in eine Relativierung verloren haben, bei der auch er, Langbehn, der großmütig Unterlegene blieb. Er hat wenige Jahre danach seine Stellung zu Nietzsche in mehreren Varianten in diesem Sinne dargestellt, die beinahe wie Entschuldigungen wirken, warum er als tief gottesfürchtiger Mann seine Zeit an den vom Teufel besessenen Nietzsche verloren habe. Einmal tut er das unter dem Titel: »Arme, Kinder, Sünder.« An sie »wendet sich mein Bekehrungsdrang ... Nietzsche gehört jenen drei Menschengruppen gleichzeitig an; das ist es eigentlich, was mich mit ihm verbindet. Daß er nicht nur Sünder, sondern auch arm und Kind war, dafür könnte ich ergreifende Beweise anführen. Nietzsches Herz war edel gesinnt. Als Person vertrug er den Maßstab der Kindlichkeit, Bescheidenheit, Arglosigkeit, den ich überall anlege –, obwohl er geistig voll von Oberflächlichkeiten, Fehlern, Schwächen, Krankheiten war ... Naturen wie Nietzsche, wie Byron – der oft in den Schmutz fiel –, wie Shelley ... möchte ich nicht noch tiefer hinabstoßen, sondern sie aufheben. Hier kann ich nur bedauern, nicht verdammen. Über solche ›Zöllner und Sünder‹ als Personen sollte man den Stab nicht brechen, vielmehr ihnen, im Leben wie im Tode, zu Hilfe kommen.« Und später, Herbst 1900, an seinen Bischof v. Keppler in Freiburg: »Man darf Nietzsche nicht mit seinen Nachläufern und Nachschreiern verwechseln. Ich halte es für möglich und sogar wahrscheinlich, daß er bei längerem Leben seine Meinung über das Christentum genau so geändert haben würde, wie seinerzeit über Wagner ... ›Atheisten‹ wie Shelley und ›Antichristen‹ wie Nietzsche sind einfach weggelaufene Schulbuben, die man auf den rechten Weg bringen muß ... Nietzsches Verirrungen, seine sogenannte Philosophie, ist ja nur ein geistiger und moralischer Selbstmord ... (er) war völlig schief gewickelt, Don Quichotte und diable boiteux in einer Person ... Mein Urteil über den Menschen Nietzsche beruht auf dem persönlichen Eindruck von ihm. Ich habe einen arg- und harmloseren Menschen als ihn unter den Gebildeten überhaupt nicht kennen gelernt. Seine Schriften aber – den immerhin ziemlich unheimlichen Zarathustra ausgenommen – verabscheue ich womöglich noch mehr als Sie. Ich kann buchstäblich keine Seite darin lesen, ohne daß mir physisch übel wird. Ich halte ihn, kurz gesagt, für eine reine Natur, in die der Teufel gefahren ist.«B1266

Langbehns »persönlicher Eindruck« beruhte ausschließlich auf der kurzen Begegnung von zwei Wochen mit dem geistesgestörten Nietzsche. Daß er daraus seine Schlüsse zog, ist reichlich keck. Ebenso verfehlt dürfte seine Zuversicht sein, daß er Nietzsche, vorausgesetzt es hätte sich um eine heilbare Geistesstörung gehandelt, mit seiner Theologie wieder auf den rechten Weg gebracht hätte, mit der er das Herz der frommen Frau Pastor Nietzsche so bezauberte, daß sie nie ganz einsehen konnte, welch übles Spiel hier mit ihrem Sohn getrieben wurde. Während nun Langbehn in seinem Schmollwinkel in Dresden saß, sprang die Mutter wieder ein. Am 8. Januar berichtet sie Overbeck: »Die Spaziergänge mit dem jungen Arzt wollten nicht gehen, wahrscheinlich fehlte ihm die passende geistige Tendenz zur Unterhaltung mit ihm, und so war es ganz wieder das alte Lied, auch Weihnachten, als ich ihm am heiligen Abend bescheren wollte, ging es trotz zweimaligem Ansetzens dazu nicht und erst am Weihnachtsfeiertage, und er hatte eine kindliche Freude an allen Geschenken, vorzüglich am geputzten Weihnachtsbäumchen.« Sie fühlte sich aber der Aufgabe, die auf sie zukam, jetzt noch nicht gewachsen. »Ich war aber durch den Besuch nicht sehr befriedigt, sondern verließ die Anstalt mit Seufzen! Mein Gebet ging dafür, daß mir mein lieber Herr und Gott jemand zur Vermittlung mit dem Dr. Langbehn schicken möge, den ich doch als einzigen Retter aus Gottes Hand ansehe! –« Aber dieser Retter traktierte sie von Dresden aus mit Briefen voller

Vorwürfe und mit dem Plane, Nietzsche nach Dresden zu holen, dort oder in der Umgebung privat unterzubringen unter Aufsicht eines Arztes und von verschiedenen Wärtern, einem ganzen Hofstaat, in dem er, Langbehn, den Haushofmeister spielen und täglich zweimal zwei Stunden die Spaziergänge ausführen würde. Dazu solle man ihm die Basler Pension von 1600 Mk überlassen (allfällig noch fehlendes Geld würde er bei Nietzsche-Verehrern beschaffen) und ihm die volle Vormundschaft übertragen.

Das war viel. Die Mutter wandte sich um Rat und Hilfe an Köselitz, und der entschloß sich am 6. Januar zur Reise nach Dresden, um dort sich diesen Dr. Langbehn einmal kritisch anzusehen und seine Pläne zu prüfen, wie er Overbeck versprach. Aber da geschah das Unglück, daß auch er sich bezaubern ließ.

Die Mutter war nun in einer doppelt üblen Lage, besonders in ihrer Einstellung zu Binswanger. Zwar hatte auch sie eine Enttäuschung mit ihm erlebt, als es um das ärztliche Gutachten für die Vormundschaft ging. Davon berichtet sie erschüttert Overbeck (am 21. November 1889): »... wonach er meines Sohnes Leiden als etwas ererbtes hinstellte; der Gerichtsassessor v. Dömming hatte wenigstens so viel Takt, mich zu fragen, ›ob er mir es vorlesen solle oder ob ich es vielleicht lieber selbst lesen wolle‹, wo ich bei seinen Beweismitteln immer sagen mußte, ›es ist ja nicht wahr‹, so daß die Herren einen Nebenvermerk machen wollten, was ich aber ablehnte, denn Binswanger scheint nichts von Entgegnungen wissen zu wollen, wenn ich ihn auch schon einmal mündlich widerlegt habe, daß mein Mann in Folge eines Sturzes von einer steinernen Treppe Gehirnerweichung bekommen habe, ebenso mein kleiner 13/4 alter Knabe an Zahnkrämpfen ... und Binswanger sagt an Gehirnschlag, auch meine Tochter habe etwas exaltiertes, Fritz schon als Knabe etwas verschrobenes, kurz, in diesem Tone ging es drei große Seiten, und ich habe mir das edle Schriftstück in Abschrift erbeten und bin zweifelhaft geworden, ob Prof. Binswanger wohl die richtige Anstalt für meinen Herzenssohn war, denn das ganze Gutachten machte den Eindruck als ›was ist da zu wollen‹.« Sie sah aber auch die erbrachte Leistung, die gewaltige Verbesserung des Zustandes gegenüber Turin vor einem Jahr, das bereitwillige Entgegenkommen Binswangers bei so vielen Wünschen. Das machte sie auch Langbehn gegenüber geltend und berief sich dabei auf ähnliche Feststellungen Overbecks. »Von diesem Brief an höhnte er mich so und so oft: ich höre, wie es schiene, lieber auf einen Professor, der 100 Meilen weit entfernt wäre und dessen Komplimente jedenfalls auf indirektem Weg für Binswanger bestimmt wären, als auf ihn, und da *alle* Professoren zusammen hielten, und er von ›Professoren und Juden‹ nichts wissen wolle, so entschiede ich mich also für die Professoren und er würde sich zurückziehen.«

Damit war nun auch Overbeck in den ganzen Wirbel von Angriffen, Verleumdungen und Forderungen seitens Langbehns gezogen. Zusammenfassend schreibt Overbeck darüber am 27. Januar an Erwin Rohde: »Dazu kam in diesen Tagen ein mich ziemlich angreifender Briefwechsel Nietzsche betreffend. Sein Zustand scheint alle vor einem Jahr möglichen Erwartungen zu übertreffen. Glaube *ich* auch meinerseits an eine Wiederherstellung und sehe *ich* auch ein gutes Ende bei der Sache nicht ab, so hat sich doch ein Bewunderer Nietzsches gefunden, der es unternehmen will, ihn aus seiner geistigen Umnachtung wieder herauszuziehen. Er scheint ein ganz sonderbarer Berserker zu sein – Kunsthistoriker, Schleswig-Holsteiner, wie es scheint professioneller Antisemit, für mich schon mäßige Empfehlungen –, der, ohne Nietzsche bis zum November jemals gesehen zu haben, damit angefangen hat, über seine bisherige Behandlung, deren Frucht immerhin das jetzt Erreichte ist, auf das rücksichtsloseste den Stab zu brechen, mit Nietzsches

Mutter die heftigsten Auseinandersetzungen gehabt, neuerdings sie quasi gezwungen hat ihm auf zwei Jahre die förmliche Vormundschaft über ihren Sohn abzutreten und ihn unter seiner Aufsicht in Dresden weiter verpflegen lassen will ... Erst etwa drei Wochen habe ich Anlaß mich damit ernstlich zu beschäftigen, ohne doch ... etwas dabei tun zu können, höchstens mein Dazwischentreten zu unterlassen. Denn dazu hat mich nun doch, was ich von Köselitz vom Dr. Langbehn erfahren habe, bewogen. Darnach muß er jedenfalls ein außerordentlicher Mensch sein und in dieser Angelegenheit von den ernstesten und reinsten Absichten beseelt. Köselitz, seit etwa einem Monat in seiner Heimat (Annaberg), auf der Reise zur Aufführung seiner Oper in Danzig ... hat den Dr. Langbehn ... in Dresden besucht und ist augenblicklich in Jena. Nietzsche ist doch so weit, daß Köselitz mit ihm täglich außerhalb der Anstalt spazieren gehen kann, was schon der Dr. Langbehn konnte. Wann die große Veränderung vor sich geht und (ob) überhaupt, – Näheres darüber weiß ich selbst nicht.«

Er wollte nicht mitbeteiligt werden, wollte nicht zu Entschlüssen beitragen, die er aus der Ferne und ohne persönliche Kenntnis dieses wütenden Heilsbringers nicht verantworten konnte, obwohl ihm nun auch noch Köselitz damit in den Ohren lag.

Zur Diskussion standen zwei Punkte: Langbehns maßlose Kritik an Binswanger und seiner Anstalt in Jena, und Langbehns Begehren nach der Vormundschaft für zwei Jahre.

Die Kritik an Binswanger, von Köselitz ohne sachliche Prüfung übernommen, trägt dieser am 7. Januar 1890 »früh 9 Uhr« Overbeck vor: »Dr. Langbehn ... ist aus purer lauterer Begeisterung für Nietzsche und weil er fürchtete, was auch ich von Anfang an fürchtete, hingegangen: nämlich daß an Nietzsche die selbe Barbarei wiederholt werde, die man an Hölderlin, Robert Mayer etc. ausübte. Er wird in Binswangers Anstalt als verkommener, in Italien verbummelter und verrückt gewordener Professor behandelt, – ach nein, eben nicht als Professor, sondern als Gefangener und Sträfling, bei welcher Behandlung ein Mann von der Sensibilität Nietzsches, wenn er nicht schon leidend wäre, zu Grunde gehen muß: Nichts von Beobachtung, von Studium des Kranken, nichts von sogen. moderner Wissenschaft, vor der wir Außenstehenden so viel Respekt haben, – ein ganz plumpes, unwürdiges und fahrlässiges Umgehen mit dem Kranken! Wärter, die ihn fassen und ihren Spott mit ihm treiben, während er alles ganz genau weiß und als grauenhaft und unheimlich empfindet. Kurz, Nietzsche ist wie in einem Armenhaus – weiter nichts. Miserable Hausmannskost, Unbequemlichkeit in jeder Hinsicht (kein Stuhl im Zimmer, nur ein hartes Sopha ohne Kissen, neben dem Zimmer das Closett, von welchem es den Geruch bekommt etc.). Nach allem, was mir dieser ausgezeichnete, und bis jetzt schon hochverdiente Dr. Langbehn erzählte, ist Nietzsche nur in Folge von Überarbeitung nervenermüdet. Er, Dr. Langbehn, kenne mehrere dergl. Leute ... welche schlimmer als Nietzsche waren und vollkommen wiederhergestellt wurden.« Darauf hält ihm Overbeck entgegen: »Ich denke nicht daran, für die Jenaische Anstalt einzutreten, denn ich bin aus Vorurteil gegen alle Anstalten der Art ... Jedoch frage ich mich bei den Greueln, die mir nun aufgetischt werden, wie nur gerade Nietzsche sie hat aushalten können und, statt vollends ›zu Grunde zu gehen‹, was Sie unter der von Ihnen angenommenen Voraussetzung ganz richtig als die notwendige Folge hinstellen, sich nach allem was ich sonst höre, mindestens in gemeinem Sinne ganz zweifellos erholt hat. Daß der Fall in Jena mit dieser vollkommenen Roheit behandelt wird, habe ich darum zu bezweifeln noch einen Grund, weil er, wie ich weiß, mindestens seit 1/4 Jahr nicht als ein verzweifelter betrachtet wird, damals jedenfalls ein endgültiges Urteil, das z. B. hier sofort mit

großer Entschiedenheit abgegeben wurde, abgelehnt worden ist ... aber was soll ich damit anfangen, wenn ich weiter höre, daß er Individuen kenne, die von einem viel schlimmeren Zustande wiederhergestellt wurden als dem Nietzsches? Denn diesen Zustand kennt doch Dr. Langbehn erst von einem Augenblick an, wo er von seinem schlimmsten Stadium schon offenbar recht verschieden war, und Perioden der Aufhellung sind auch hier von den Ärzten von vornherein vorbehalten worden.« Und zur Vormundschaftsfrage hält Overbeck fest: »Dennoch ist dies der Punkt, an welchem ich, soweit meine Mitwirkung dabei in Betracht kommt, besondern Anstoß nehme. Ich komme unter allen angegebenen Erwägungen nun einmal über den Graben nicht weg, daß ich Herrn Dr. Langbehn nicht kenne.« Aber über die Situation in Jena will er sich vergewissern: »Was ich unter diesen Umständen tue ist für jetzt Folgendes. Ich schreibe nach Jena an einen mir dort von der Zeit meines Privatdozententums her bekannten Arzt, nicht als solchen, sondern weil mir sonst niemand dort einfällt, an den ich mich dort in dieser Weise wenden könnte, mit der vertraulichen Anfrage, ob er mir, was ich von der Behandlung Nietzsches erfahre, ... als möglich bestätigen kann. Welchen Erfolg ich damit haben werde, weiß ich freilich nicht, da ich ... nicht recht weiß inwiefern Rücksichten der Kollegialität mir im Wege sein werden. Doch ist dies für mich ein kapitaler Punkt, der vor allem, soweit es für mich möglich ist, aufgehellt werden muß«, denn auch Overbeck war nicht frei von Bedenken gegenüber Binswanger, die er einige Tage später (am 12. Januar) Köselitz auch mitteilt: »Bei Nietzsches Installierung in Jena halte ich natürlich sofort gesucht, mich mit Binswanger in regelmäßige Verbindung zu setzen und dazu mich nicht allein auf eignes Bitten gelegt, sondern auch der Vermittlung einer mir befreundeten Dame in Jena, die Binswanger kennt, bedient. Diese Vermittlung verschaffte mir auch Zusagen, aber nur solche, die mir nie erfüllt worden sind. Ein paar kleine Billette von der Hand des Assistenzarztes waren alles was ich erreichte ... Bedenklicher als das alles ist mir noch gewesen, daß Binswanger im Herbst, wie ich nachträglich erfahren habe, *hier* gewesen ist, ohne sich im geringsten um mich zu bekümmern, noch von seiner Anwesenheit nur in Kenntnis zu setzen. Nur so viel weiß ich, daß er – nicht um Nietzsches willen hier, Binswanger ist Schweizer und hat hier sogar Verwandte – mit Wille über Nietzsche hier konferiert und gegen diesen eine weniger verzweifelte Auffassung des Falls vertreten hat ... Ein zweiter Punkt, der mich stutzig machte, war der Betrag der ... Rechnungen der Anstalt, und die letzte vorgestern erhaltene, hätte mich ... wegen ihrer Niedrigkeit auf jeden Fall veranlaßt, noch einmal die Frage der Verpflegung Nietzsches zur Sprache zu bringen. Endlich hatte mir einmal Frau P ... eine Äußerung Binswangers über Schriften Nietzsches mitgeteilt, die mindestens, wenn die Gelegenheit, bei der sie gefallen, überhaupt gestattete sie ernst zu nehmen, Gleichgültigkeit verriet. Ich begreife das nicht, ich meine, die Schriften Nietzsches müßten für einen Arzt in dieser Zeit von bestem Interesse gewesen sein, nicht in dem gewöhnlichen Sinne, in dem sie gewissen Leuten als Ankündigungen seines Wahnsinns gelten, aber insofern dieser hereinspielt als Zeugnis, daß es damit eine ganz besondere Bewandtnis haben müsse. Ich muß gestehen, daß sich für mich hieran allein auch jetzt und nur bisweilen ein Schimmer von Hoffnung knüpft.« Overbeck sieht trotz der kleinen Enttäuschungen auf die Hauptleistung und gönnt sich sogar hie und da das Gefühl der Hoffnung, sosehr sein Wissen dagegen spricht.

Gegen das Vormundschaftsbegehren hingegen hatte nicht nur er Bedenken. Dem Verleger Naumann war es nicht geheuer, einen neuen – und so unberechenbaren – Herrn zu bekommen, und er wandte sich mit einem Brief an Langbehn dagegen. Gegen seine Einwände argumentiert Köselitz am 26. Januar etwas sophistisch: »Das

ist aber dumm. Er [Langbehn] *muß* die Vormundschaft haben: einmal weil er in sein weitgeplantes System keine Eingriffe erleiden darf, – sodann aber weil *wir* Garantie haben wollen. Sein Nietzsche-behandeln-*wollen* wird dann zum Nietzsche-behandeln-*müssen* (mit der Verantwortlichkeit gegen den Vormundschaftsrichter).« Diese fadenscheinige Begründung vermochte einen Overbeck nicht zu überzeugen. Im Gegenteil: er wies auf einen viel tieferen inneren Widerspruch hin. Mutter und Köselitz entschuldigten sich mit der Zwangslage, in der sie sich befänden.

Wenn sie nämlich Langbehn die Vollmacht nicht übertrügen, befürchteten sie, so würde dieser öffentlich Skandal machen mit einer Schrift ›Der Fall Nietzsche‹ und sie darin als pflichtvergessen bloßstellen. Und da entgegnete nun Overbeck energisch: gerade *darum* dürfe man dem Langbehn die Vormundschaft nicht anvertrauen. Denn ein Mensch, dem man angesichts der Fakten von vornherein eine solche Perfidie zutrauen müsse, sei dieses Vertrauens nicht würdig. Dennoch brach namentlich bei der Mutter der seelische Widerstand gegen den für sie schmerzlichen Entscheid zusammen, und sie neigte immer mehr zur Einwilligung, wie das Overbeck schon am 15. Januar von Köselitz erfahren mußte: »(Sie) scheint übrigens jetzt willig zu allem, was Dr. Langbehn will, – es braucht demnach keiner Gewalt: Sie, verehrter Herr Professor, Dr. Fuchs, Naumann, Widemann und ich fielen in diesen letzten Tagen über sie her: sie muß wirklich den Eindruck von Erinnyen gehabt haben.« Und um nochmals die Tüchtigkeit Langbehns herauszustreichen, gibt er das problematische »Beweisstück«, daß Nietzsche dem Dr. Langbehn im November »den mathematisch beweisbaren Satz der unendlichen Repetition aller kosmischen Entwicklungsreihen vordemonstrierte«.

Die Bereitwilligkeit der Mutter muß Langbehn in keine kleine Verlegenheit gebracht haben. Jedenfalls trieb er nun seine Forderung nochmals höher und stellte gleichzeitig seine Gegenleistung in einer Weise in Frage, daß es zum Scheitern kommen *mußte.* Von der Mutter verlangte er am 31. Januar: »Die Unterzeichnete verpflichtet sich hierdurch an Eidesstatt, für den Fall, daß die gerichtliche Vormundschaft über ihren Sohn Friedrich Nietzsche dem Dr. Julius Langbehn übertragen wird, jeden schriftlichen und mündlichen Verkehr mit dem letzteren ... zu meiden. Sie verpflichtet sich ferner an Eidesstatt, bezüglich etwaiger von ihr beabsichtigten Besuche bei ihrem Sohn – während der Zeit jener Vormundschaft – den Weisungen des Dr. Langbehn Folge zu leisten; insbesondere ihn von der Zeit ihrer ev. Ankunft und Abreise bei ihrem Sohn *im voraus* zu benachrichtigen.« Köselitz teilte er anderseits am gleichen Tage mit: »(Es) ist eine neue Wendung eingetreten, insofern als ich meine Behandlung Nietzsches ... erst in drei Monaten antreten kann; bis dahin muß ich mein Halsübel, das sich verschlimmert hat, kurieren. Natürlich bin ich bereit, die Vormundschaft schon jetzt anzutreten ... indes wird es wohl besser sein, dem Richter die drei Monate Zeit zu lassen zur Übertragung ... Diese Verhandlungen mit ihm müssen Sie führen; und zwar sofort ... Während dieser Periode müssen Sie oder andere Freunde Nietzsches ihm Gesellschaft leisten; wenn Sie mir *sofort* hierher telegraphieren, daß Sie bereit und berechtigt sind, Nietzsche in 6-7 Tagen hierherzubringen, so will ich ihm eine Unterkunft hier in der Nähe von Dresden besorgen; doch müßte natürlich seine ganze Pension – 1600 Mark – hierher zur Verfügung stehen ... Ich selbst bleibe von heute an nur noch 8 Tage in Dresden und verreise dann auf drei Monate.« Nietzsche innerhalb von 6-7 Tagen aus der Anstalt nehmen; die Basler Pension an Langbehn überweisen: lauter unerfüllbare Forderungen, das wußte er selber. Doch nicht genug damit, zum Schluß fordert er ultimativ die vorgängige Unterzeichnung des Kontaktverzichts durch die Mutter, »ohne das nehme ich die Vormundschaft nicht an«.

Köselitz behielt immerhin ruhig Blut und ließ sich nicht provozieren, gerade weil er diese Absicht hinter Langbehns Herausforderung vermutete. »Wer den Stoß Briefe liest, den ich von ihm habe, wird kaum begreifen, warum ich, anstatt ihn zu *halten,* ihn nicht *fortgestoßen* habe. Aber eben weil es mir schien, er fange es darauf an, mit Gewalt (in seinem Sinne mit ›Unrecht‹) von der Angelegenheit Nietzsche entfernt zu werden, tat ich ihm diesen Gefallen *nicht.* Gegen so violente Menschen übe ich die Politik des Papstes und des Sultans – ungeheuerste Langmut, Dickfelligkeit, Bezeigung des Gefühls, daß man als eine Macht mit langer Tradition durch das Gekläff eines Hundes noch nicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann.« Was aber sollte Overbeck von dieser einsichtigen Haltung denken, wenn er in demselben Brief, einige Zeilen weiter, wieder das höchste Lob Langbehns lesen muß: »Einer richtenden Nachwelt bin ich es schuldig, diesen Mann Nietzschen zu erhalten. Warum sollte der Teufel nicht einmal durch Beelzebub ausgetrieben werden können? – *Kein* zweiter Mensch von den geistigen Qualitäten Langbehns wird sich wieder bereit finden, eine Verpflichtung, Nietzschen zu behandeln, auf zwei Jahre zu übernehmen.« Doch plötzlich geht ihm auch die Fragwürdigkeit des ganzen Tuns auf. Overbeck hatte schon am 8. Januar davor gewarnt, daß schließlich Nietzsche *das Opfer* der verfehlten Aktion werden könnte. Dieses Bedenken beunruhigt nun auch Köselitz. In einem Klammersatz fügt er den Gedanken zwischen die übrigen Ausführungen: »Die Frage, welchen Gefallen man Nietzschen täte, wenn man ihn wieder zum Leben erweckte, muß ich unerörtert lassen. Ich glaube, er würde uns ungefähr so dankbar sein wie einer, der in den Strom springt um sich zu töten, und nun von einem dummen Esel von Rettungsmann lebendig herausgezogen wird. Ich habe Nietzsche in Zuständen gesehen, wo es mir – schauerlich! – vorkam, als *fingiere er* den Wahnsinn, als sei er froh, daß es *so* geendet habe! Die Philosophie des Dionysos könnte er höchstwahrscheinlich nur als Wahnsinniger schreiben, – geschrieben ist sie ja noch nicht, obwohl er sie bereits aufgezeichnet zu haben glaubt.«

So schwankt Köselitz von einer Impression zur andern noch am 20. Februar, während die Mutter, abgestoßen und ernüchtert von Langbehns Arroganz, sich dessen Ansinnen entschlossen entgegenstellte. Köselitz hoffte auf das Wunder einer glimpflichen Lösung, und dieses Wunder mußte Overbeck einleiten, denn Köselitz war dazu nicht mehr imstande, besonders seitdem er Anfang Februar vom Autor Langbehns Buch ›Rembrandt als Erzieher‹ empfangen und sich daran begeistert hatte, während Overbeck darüber urteilte: »Es stehen gewiß tausend Wahrheiten darin, aber dann gewiß auch ebensoviele Dummheiten. Manches ist reine Simpelei ... Ich habe lange nichts in den Händen gehabt, was doktrinäreren Charakters wäre ... das Ganze zu Nietzsche antipodisch.«

Am 20. Januar war Köselitz nach Jena gegangen, um die von Langbehn gelassene Lücke zu füllen. Am folgenden Tag schrieb er Overbeck: »Nach 21/4 Jahren sah ich heute unsern großen Freund wieder – Sie können sich denken mit zerrissenem Herzen. Er erkannte mich sofort, umarmte und küßte mich, und durch sein oftmaliges, entzücktes Handgeben schien er sagen zu wollen, daß er kaum an meine Gegenwart glaube. Ich bewunderte sein Gedächtnis, bemerkte aber auch (was Dr. Langbehn nicht kontrollieren konnte), daß er hie und da Falsches dazudichtete, ja ganz schauerliche Perspektiven daran knüpfte. Zuweilen ist er vom früheren Nietzsche nicht zu unterscheiden; öfter aber fällt doch sein Aus-dem-Gleichgewicht-gebrachtsein ins Auge. Sein Lachen ist gewöhnlich heiter, kann aber auch unheimlich werden; Anwandlungen von Jähzorn und ganz eigenes Erpichtsein auf Kleinigkeiten kommen ebenfalls vor. Am besten ist er durch Biskuits usw.

abzulenken. – Ich gehe nun täglich mit ihm spazieren.« Nun konnte *er* also mit dem »Gefangenen« des Prof. Binswanger spazierengehen!

Vier Wochen kann nun Köselitz ungestört täglich mit Nietzsche verkehren, doppelt so lang als es Langbehn ausgehalten hatte. Um den 16. Februar kommt dann noch die Mutter hinzu. Sie mietet sich in Jena ein, in der Collegienstraße 12, von wo Köselitz am 20. Februar Overbeck berichtet: »Nietzsche wird früh um 9 aus der Anstalt geholt und bleibt bis 6 abends herunten in der Stadt. Das Zimmer, in welchem die beiden meistens sind, befindet sich über dem meinigen, sodaß ich gleich hinaufeilen kann, sobald es etwas gibt. Heute ist der 3. Tag, daß die Probe gemacht wird: nur einmal gab es da eine Szene, aber unschuldig. Die Mutter hatte die Brille für Nietzsche geputzt, wobei das Glas aus dem Goldgestelle fiel. Nietzsche fing an zu weinen ›aber Mutter, was hast Du nun gemacht!‹ ... Es gelang mir bald, das Glas wieder in Ordnung zu bringen und sah denn Nietzsche sofort wieder heiter und vergnügt.«

Es wären für die Mutter glückliche Tage gewesen, wenn sie nicht immer noch von der Auseinandersetzung mit und über Langbehn überschattet gewesen wären, für dessen Rückkehr Köselitz weiterhin plädierte, denn er suchte nach Ablösung. Ende Februar war seine Zeit um. In Danzig war ihm die Aufführung seiner Oper versprochen, und er sollte die Einstudierung überwachen. Am Schluß seines Briefes an Overbeck schreibt er darum: »Hätten Sie, verehrter Herr Professor, gleich nach Schluß des Semesters nicht Zeit, sich Nietzsche einmal anzusehen? – Ich bin nun über 4 Wochen hier; sehr anstrengender Dienst.«

Ähnlich rasch wie vor einem Jahr zur Reise nach Turin entschloß sich Overbeck nun zum Besuch in Jena. Er benutzte die drei Tage Fastnachtsferien vom 23. bis 25. Februar und weilte dort im traulichsten Umgang mit dem kranken, aber erstaunlich gut erholten Freund, worüber er sich aufzeichnete: »Mit Erlaubnis des Arztes konnte ich mit ihm nun außerhalb des Irrenhauses stundenlang verkehren, zusammensitzen, essen, und selbst in der Nähe der Stadt allein spazieren gehen. In diesem Verkehr hätte uns ein ganz fremder Dritter, abgesehen von einigen Narreteien in Nietzsches Gebahren – bei Tische oder draußen auf der Straße, wenn er nach Hunden oder selbst Menschen, die plötzlich auftauchten, zu schlagen suchte u. dergl. – kaum zu irgend welchen befremdenden Beobachtungen Anlaß finden mögen. Für ihn konnten wir zwei alte Freunde sein, und nur ich wußte, daß unser Verkehr nur noch ausschließlich von einer Vergangenheit lebte. Nietzsche hatte mich sofort bei unserer ersten Begegnung in der Wohnung seiner Mutter in Jena begrüßt, als hätte nichts unsere alten Beziehungen erschüttert, und so ging es bis zu meiner Abreise von Jena. Nietzsches Mitteilsamkeit war in unseren Gesprächen fast nur gesteigert, aber ihren Inhalt schöpften diese Gespräche fast ausschließlich aus der Zeit vor Ausbruch seines Wahnsinns. Meinerseits fehlte es nicht an Versuchen, seine Gedanken auf jene jüngsten Erlebnisse zu lenken, aus denen mich besonders sein erst vor kurzem abgebrochener Verkehr mit dem Dr. Langbehn interessierte. Vergebens: Wohl verstand sich Nietzsche zuweilen, und dies auch ohne Veranlassung durch mich, zu verworrenen Mitteilungen über seine gegenwärtigen Erlebnisse, z. B. über seinen Verkehr im Irrenhause, von dem ihm Bewußtsein durchaus nicht fehlte, im ganzen schien er Erinnerungen aus seiner jüngsten Vergangenheit gar nicht zu haben, bisweilen ihnen wie geflissentlich auszuweichen – den Dr. Langbehn z. B. wollte er kaum überhaupt gekannt haben; worüber wir uns, und zwar ganz in der alten vertraulichen Weise, unterhielten, stammte so gut wie ausschließlich aus der *hinter* jenem Moment des Wahnsinnsausbruches liegenden Vergangenheit. Zwar waren die Erinnerungen auch aus dieser Zeit bei Nietzsche nichts weniger als zuverlässig, so

detailliert und scheinbar sicher sie sich auch gaben. Denn mit denen, die auffallend bestimmt luzid und vollkommen korrekt waren, mischten sich andere, die verworren und zum Teil selbst ganz phantastischer Art waren. Aber im ganzen ließ sich sagen, daß Nietzsche aus jener hinter dem Moment seiner Geisteszerrüttung liegenden Periode noch einen bedeutenden Schatz von wirklichen Erinnerungen hatte, und über diesen ganz unbefangen verfügte, während was jünger war, für ihn gleichsam wie erloschen war, ja gleichsam nie von ihm erfaßt worden zu sein schien. Unter diesen Umständen gestaltete sich unser Verkehr damals – er währte drei Tage – so wie wenn er von zwei verschiedenen Planeten aus stattgefunden hätte. Ich war auf dem alten einst, d. h. bis zum Ausbruch seines Wahnsinns gemeinschaftlich bewohnten geblieben, Nietzsche befand sich auf dem neuen, wir konnten uns aber nur noch über Dinge austauschen, die jener früheren Periode angehörten, und auch von diesen hatte Nietzsche nur noch gebrochene Erinnerungen. Unter diesen veränderten Bedingungen aber verkehrten wir, als wäre zwischen uns nichts geschehen, als die alten Freunde. Als Beispiel aus diesem Verkehr erwähne ich nur die Besprechung der Rückkehr Nietzsches in seine Basler Stellung, auf die er immer wieder zurückkam, indem er seiner Wiederherstellung nahe zu sein wähnte. Mir schon damals ein besonders starkes Symptom seiner Geisteszerrüttung, wenn ich bedachte, welches Gewicht er in seinen noch gesunden Tagen seit Jahren darauf gelegt hatte, sich aus jener Stellung herausgelöst zu haben! Demnächst trat mir als solches Symptom in unsern damaligen Gesprächen der Umstand entgegen, daß sie sich meist auf äußere Verhältnisse Nietzsches bezogen, daher auch vornehmlich Personen, zu denen Nietzsche Beziehungen gehabt hatte, betrafen (Wagner u. a.) und hier nun jene wunderbare Mischung von Helligkeit und Verworrenheit der Erinnerung zeigten, während Nietzsche auf seine Schriften und zumal auf die noch unerledigten schriftstellerischen Pläne, welche die ihn jedenfalls ganz absorbierende Sorge seiner letzten hellen Tage gewesen waren, kaum je sich einließ. Nicht zwar, daß es auch in den hier beschriebenen Unterredungen in Jena an Geistesblitzen gefehlt hätte, die an Nietzsches höchste Aspirationen noch erinnern konnten, manches vielmehr überraschte mich damals in diesem Sinne; im ganzen war dergleichen auffallend spärlich geworden, und ich hatte den Eindruck, als könne sich Nietzsches Geist nur noch ausnahmsweise erheben, ohne ins Phantastische sich zu verlieren, während ich dem übrigen ganzen Tenor seines Gebarens überhaupt nur noch den Grundzug einer bis zur Herabstimmung oder Erschlaffung gehenden ›Beruhigung‹ abnahm. Auch zeigte Nietzsche jetzt keine Spur von jener in Turin an den Tag gelegten Widerspenstigkeit, da er vielmehr nun auch für mich bei allen schon erwähnten Narreteien sich lenksam wie ein Kind zeigte – besonders dadurch, daß die Richtung seiner Gedanken sich sofort verrücken ließ und jedem andern, der mit ihm zu tun hatte, sofort preisgegeben war, – und insbesondere, ganz gegen meine nur vor der Erfahrung weichende Besorgnis, sich auch, bei unserer etwa auch erst gegen Abend erfolgenden Rückkehr vom Spaziergang, ohne die geringste Schwierigkeit seinem Quartier im Irrenhaus wieder zuführen ließ. So ist mir denn, wenn auch erst in spät nachträglichem Rückblick auf meine Erlebnisse mit Nietzsche, auch dieses mein drittes Wiedersehen mit ihm seit seiner Geistesumnachtung erschienen als ein Anzeichen dafür, wie nachhaltig zugetan er mir war. Freilich als ich nach Ablauf der zu meiner damaligen Reise nach Jena benutzten Fastnachtsferien wieder heimkehrte, waren es ganz andere und viel traurigere Eindrücke, die mich ganz einnahmen, als der der noch bestehenden Quasi-Integrität unserer Freundschaft. Doch wie dem auch sein mag, auf jeden Fall war der Eindruck der letzte seiner Art, den ich überhaupt noch haben sollte.«

Trotz der überraschenden Verbesserung in Nietzsches Zustand, übersah Overbeck nicht in unerfüllbarem Hoffen wie die Mutter die irreversible Schädigung des Wesenskerns seines Freundes. Der liebenswürdige Mensch des täglichen Umgangs von ehemals war noch (oder: wieder) da, aber nun nicht mehr gepaart mit der höchsten Geistigkeit des Philosophen, sondern nach der andern Seite, einem Hang zum Kindlichen, ja Kindischen.

In den drei Tagen erreichte Overbeck bei der Mutter und Köselitz den endgültigen Abbruch mit Langbehn, dem beide aber noch lange nachtrauern, und legte damit den Weg frei für

Overbeck hatte ihr nach dem Zwischenfall in Jena angeraten, doch einen Arzt oder sonst »jemand Sachverständigen zur Seite zu haben«, womit sie völlig einig ging und für Overbeck beruhigend anfügen kann: »darum engagierte ich auch gleich nach meiner Ankunft Herrn Tittel, einen weit sympathischeren Menschen als einer der besten Wärter, welche ich in Jena kennen gelernt habe ... Herr Tittel meint aber selbst: ›es ist gar nicht nötig, der Herr Prof. geht jetzt so straff neben der Frau Pastor oder allein, während er sich früher so ganz auf Frau Pastor stützte, und verdiene wirklich Ihre Güte hinsichtlich der freien Wohnung und Mittagessen nicht.‹ Wüßte oder merkte mein Sohn ein einzigesmal, daß er beobachtet würde, ich glaube, ich brächte ihn zu keinem Spaziergang, während er jetzt selbst immer daran erinnert ... Er ist keinen Augenblick, weder im Haus, noch draußen unbeobachtet und fügt sich jetzt überhaupt schnell, zumal wenn ich einmal sage: ›nun meinetwegen, da mache es wieder nach deinem Willen‹, gleich kommt er dann und meint, ›wie dachtest du's Mutterchen‹, und ist dann gefügig wie ein Kind.«

Nietzsche hört sich in dieser Zeit von der Veranda aus abends ein Promenadenkonzert an und spielt immer noch öfters Klavier, »teilweise seine kleinen Kompositionen oder aus einem alten Choralbuch Choräle [offenbar also nach Noten], so spielte er auch Sophiechen Pinder bei ihrem vorgestrigen Besuch drin vor, zeigte ihr dann die Personen zweier Albums, und als ich von dem einen Verwandten ... sagte, ›... der ist im vorigen Jahr gestorben‹, da sah ihn Fritz noch einmal im Bilde an und sagte, denn es war ein guter Mensch, ›selig sind die Toten, die im Herrn sterben‹, überhaupt macht sich bei ihm diese religiöse Stimmung mehr denn je geltend, erzählte mir, ... daß er in Turin die ganze Bibel studiert habe, und sich tausenderlei notiert habe, als er mich animierte, den und den Psalm oder das Kapitel ihm vorzulesen und ich meine Bewunderung aussprach, woher er so bibelkundig sei.« Wenn sie gewußt hätte, daß diese Bibelkunde hauptsächlich der Vorbereitung des ›Antichrist‹ gedient hatte, würde sie sich kaum so darüber gefreut haben!

Diese optimistischen Berichte der Mutter kamen Overbeck offenbar stets etwas übertrieben vor, weil er wußte, was sich hinter der lächelnden Fassade verbarg, welches Unheil am Grunde lauerte, das sich jederzeit an die Oberfläche drängen konnte. Am 31. Juli 1890 schrieb er darum an RohdeB1268: »Seit Mai des Jahres ist er ... bei seiner Mutter aufgehoben, nach einer von seiten der letzteren ziemlich leichtsinnigen, fluchtartigen Entfernung von Jena, und es ist bis jetzt alles über Erwarten gut und ohne weitere Katastrophe gegangen, doch auch ohne Symptome einer Besserung, die aller Prognose der Ärzte zuwider, ein Ende der Hilflosigkeit des Kranken absehen ließe.« Er machte auch Frau Pastor Nietzsche gegenüber kein Hehl aus seiner Befürchtung, worauf sie ihm im Juli antwortet: »Sorgen Sie sich aber nicht ... hinsichtlich ›Katastrophen‹, ich würde gerade so wie Sie immer wieder daran erinnern und darauf hinweisen, denn natürlich ist unser lieber Kranker noch nicht klar

in seinem Geiste, aber ich habe geistig und körperlich die beste Kraft über ihn. Will er einmal etwas durchsetzen, es sind bisher nur Kleinigkeiten geringfügigster Art gewesen, so schließe ich einfach die Vorsaaltür zu oder gehe ruhig zur Seite, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen. Ein kurzes Weilchen, und er kommt zu mir, meine Hand küssend und ›wie wolltest du's‹ und ›sehr gut, sehr gut mein liebes Wesen‹, und macht es so, wie ich wollte. Natürlich lasse ich ihm, wenn er das und das will, was ihm Freude macht oder nichts Schädliches für ihn daraus entstehen kann, auch seinen Willen oder frage ihn, möchtest du das so oder so haben, damit er in meinem Regiment keine Tyrannei etwa empfinden könnte, und spreche mich auch ganz offen zu ihm aus, so daß das Mißtrauen, was er aus der Anstalt mitbrachte, vollständigem Vertrauen Platz gemacht hat. Wir waren heut vor acht Tagen ... in Krugs Haus am Markte und sahen uns den allerliebsten Zug aller Innungen, welche auf mächtigen Karren ihr Gewerbe aufgebaut hatten zu Ehren des 500jährigen Schützenfestes, mit an ... mit drei Musikchören und 700 Schützen ... Fritz machte das Ganze großen Spaß und hat oft so herzlich und ganz wie früher darüber gelacht. Dazwischen kam eine Pinder oder eine Krug und unterhielten sich mit ihm, wo er immer gleich so interessante Dinge zu erzählen wußte, ja Musikprogramme von Italien angab bis ins Detail ... Nachdem machte ihm die geschmückte Stadt viele Freude und tranken dann ... zu Hause Kaffee, wo ich sein Schlußgedicht in Zarathustra (was ich ihm öfter vorlesen muß) vorlesen mußte, und spielte etwas Klavier vor. Ja wir gingen zum Abend sogar auf den mit Karussellen und ... dicht mit Menschen gefüllten Schützenplatz ..., er wollte es gern und es machte ihm offenbar Freude, ebenso die andern Tage, wo wir das Feuerwerk zwei Mal von fern ... sahen und das Konzert hörten. Sein körperliches Befinden ist Gott sei Dank ein ganz normales und alles wird ihm zu eng.«

Wie stark die Berichte der Mutter von ihrem eigenen Wunschdenken gefärbt waren, wurde Overbeck nur zu bald bestätigt. Um den 22./24. September war Paul Deussen mit seiner Frau auf ein paar Stunden in Naumburg zu Besuch. Die Mutter berichtet davon am 29. September 1890 an Overbeck: »Wenn ich da frage: mit wem saßen wir in dem Garten hier ..., so sagt er ›mit Dr. Deussens‹. Als ich frug, warum er allemal Doktor und nicht Professor Deussen sage, meinte er, ›er hat den Doktortitel lieber als den Professor'. Erzählt auch, daß wir Deussens an die Bahn gebracht und sie bei dem Portier sehr schweres Gepäck gehabt hätten (er trug den Koffer mit Deussen), sagte mir auch, als ich ihn frug, worüber sie sich unterhalten hätten.« Overbeck erkundigte sich umgehend bei Deussen, welchen Eindruck »Fritz« auf ihn gemacht habe, und erhielt am 25. November zur AntwortB1269: »... kann ich Ihnen leider keine besonders günstigen Nachrichten mitteilen ... Unter der aufopferungsvollen Pflege seiner Mutter befindet er sich körperlich durchaus wohl. Er ißt mit gutem Appetit, schläft gut, macht mit seiner Mutter weite Spaziergänge und nahm damals Bäder in offenem Wasser unter Aufsicht eines Bademeisters. Auch sein Verhalten war ruhig und in keiner Weise besonders auffallend. Aber geistig schien er fast völlig erloschen zu sein. Meist hörte er still zu und seine Antworten waren abgerissene Reminiszenzen aus der Vergangenheit, z. B. daß Schopenhauer in Danzig geboren sei und drgl. Als ich ihm von Spanien erzählte, unterbrach er mich mit der Bemerkung, daß Deussen auch dort gewesen sei, und als ich ihm sagte: ich bin ja Deussen, sah er mich verwundert an. Er hatte also von mir noch eine Erinnerung in abstracto, begegnete mir auch zutraulich wie einem alten Freunde, wußte aber Anschauung und Begriff nicht mehr zu verknüpfen ... Nietzsches Mutter hofft auf eine Genesung, und wir werden ihr gewiß diesen Trost nicht rauben wollen, aber ich muß gestehen, daß Nietzsche auf mich nicht den Eindruck machte, als

könne er einen auch nur normalen Gebrauch der geistigen Kräfte wiedergewinnen.« Und noch in seinen Erinnerungen 1901B1270 hält er fest: »Seine Interessen wurden wieder die eines Kindes; einem trommelnden Knaben blickte er lang nach, und die hin- und herfahrende Lokomotive fesselte seine besondere Aufmerksamkeit. Zu Hause saß er meistens auf einer sonnigen, weinlaubumrankten Veranda in stilles Brüten versunken, mitunter führte er Selbstgespräche, oft über Personen und Verhältnisse von Schulpforta, in wirrem Durcheinander.« In dieser späten Erinnerung dürfte sich allerdings ein späterer Eindruck über das Bild von 1890 gelegt haben.

Der Aufenthalt der Deussens von wenigen Stunden war außer den regelmäßigen Kontakten mit den befreundeten Familien Krug und Pinder in Naumburg und einigen Kurzbesuchen von Prof. Heinze und Frau aus dem nahen Leipzig der einzige Freundesbesuch in dieser Zeit. Overbeck war seiner Professur wegen in Basel gebunden, Köselitz in Danzig mit seiner Oper – und Rohde scheute die Begegnung: »Auf der Fahrt nach Berlin fuhr ich auch an Naumburg vorbei, das mit seinen Türmen und Landhäusern wie eine alte, unvergeßliche Jugenderinnerung herüberblickte. Das ist nun 23 Jahre her; welch herrlicher Mensch und wie eine neue Offenbarung menschlichen Wesens für mich war doch damals der arme Nietzsche! Ich wollte nicht dort aussteigen; vor seinem jetzigen Anblick, *wenn* ich ihn erreicht hätte, fürchte ich mich; das Bild würde man sein Leben lang nicht wieder los; und was hülf es ihm? ... Es wird eben wohl sich so traurig weiter hinziehen«, schreibt er am 27. Oktober 1890 an OverbeckB1271. Am 16. Dezember trifft dann *der* große Besuch ein:

Die Schwester aus Paraguay

Für Nietzsche konnte die Freude, soweit er deren fähig war, ungetrübt sein, denn er kannte die Hintergründe des Besuches nicht. Die Mutter dagegen wußte darum, und es war für sie ein Quell zusätzlichen Kummers.

Bernhard Förster hatte seine Kolonie auf völlig falscher Grundlage aufgebaut: auf Ideologie statt auf Können und Wissen.

Seine Kolonisten wollten nicht in erster Linie ein arisch-germanisches »Paradies« aufbauen, sondern von ihrer Hände Arbeit erträglich leben. Und das gelang nicht. Der gerodete Waldboden war wasserarm und ergab kein fruchtbares Ackerland, und die dennoch erzeugten Produkte konnten nicht auf die interessanten Märkte gebracht werden, weil es keine guten Verkehrswege gab. Eine vernünftige Zusammenarbeit mit benachbarten, zwar auch deutschen, aber offenbar ideologisch nicht so strengen Kolonien lehnte Förster ab, und so konnte es zu keinem wirtschaftlichen Gedeihen kommen. Es gab Streitereien und Mißgunst, denn während die Kolonisten in elenden Waldhütten wohnten, lebte das Führerpaar in seinem Sitz »Försterhof«, wo ständig Gäste ein- und ausgingen, also richtig »Hof gehalten« wurde, nicht schlecht, wahrscheinlich aus den Einnahmen aus dem Handel mit den Artikeln des täglichen Bedarfs, den es in seiner Hand völlig monopolisiert hatte. Dazu kamen Unsicherheiten in den Besitzverhältnissen, weil Förster das Land, das ihm von der Regierung nur verpachtet worden war, an seine Kolonisten verkaufte, sich die Landlose bereits in Deutschland, vor ihrer Abreise, bezahlen ließ, aber keine Kaufurkunden beschaffen, ja Depotgelder nicht oder nur zögernd und nur zum Teil zurückzahlen konnte.

In Deutschland sorgte indessen eine eigens aufgezogene Presse, »Kolonialnachrichten«, für eine verlogen glorifizierende Propaganda. Auch die »Bayreuther Blätter« stimmten – sehr zum Schaden ihres Ansehens – in diesen Chor ein. Hier spielte wohl die persönliche Verbundenheit und Freundschaft von Cosima

Wagner zu Elisabeth aus früheren Tagen eine menschlich verstehbare Rolle. Gleichzeitig sickerten aber auch äußerst kritische Berichte durch, die den aus finanziellen Gründen dringend notwendigen Nachzug weiterer Kolonisten abbremste, was für Förster um so schlimmer war, als er der Regierung in Paraguay gegenüber die Garantie für eine genügende Besiedelung eingegangen war. Den vielleicht aus persönlicher Enttäuschung heraus hemmungslosesten Angriff unternahm der ehemalige Kolonist Julius Klingbeil mit seinem glänzend geschriebenen, 1889 veröffentlichten Buch ›Enthüllungen über die Dr. Bernhard Förstersche Ansiedelung Neu-Germanien in Paraguay'B1272 in dem unter vielem andern der anklagende Satz steht, »daß man Handlungen mit ›Geschäft‹ bezeichnet, die man in Deutschland einfach ›Betrug‹ nennen und nach den Gesetzen bestrafen würde«. Klingbeil schildert das glänzende Leben des Ehepaares Förster, die sich als Regenten in dem kleinen Fürstentume (wie sie die Kolonie nennen) fühlen. Sie »besitzen zahlreiches Milchvieh, das Dienstpersonal für die zwei Leute und deren Wirtschaft bestand während meiner Anwesenheit aus zwei deutschen Ehepaaren und acht Personen«.

Diese Publikation allein hätte der vernichtende Schlag sein müssen, wenn nicht die lobende Propaganda so viel raffinierter und penetranter gewesen wäre.A244 Vergleicht man damit den Zeitungsartikel- und Buchkrieg, wie er wenige Jahre später für Jahrzehnte auf derselben ideologischen Grundlage vom »Nietzsche-Archiv« aus geführt wurde, so kann man sich des peinlichen Eindrucks nicht erwehren, daß in beiden Fällen dieselbe Hand federführend war.

Gestützt wird dieser Verdacht durch alle kritischen Äußerungen aus Kolonistenkreisen, die Bernhard Förster an sich keine unlauteren Geschäftsmethoden zutrauten, sondern ihn eher als den unglücklichen Genarrten seiner eigenen versponnenen Ideen bedauerten, während die Urteile über die Frau als der treibenden Kraft und ränkereichen Organisatorin beinahe ausschließlich bitterbös lauten. Klingbeil urteilt (S. 37): »Einen widerwärtigen Eindruck machte es, Zeuge zu sein, wie er die Domination seiner herrschsüchtigen Frau erträgt ... Überdies hört man vom Dr. jedesmal, wenn man etwas mit diesem überlegen will: ›Sprechen Sie mit meiner Frau.‹« Und er charakterisiert die beiden (S. 43): »Der Doktor ... ein Gemisch von Feigheit und Ehrgeiz, wohingegen seine Frau neben der letzten Eigenschaft einen unglaublich hohen Grad von Tapferkeit besaß. Zum offenen Schaden für die Mitmenschen äußerte sich diese heroische Tugend in nicht gerade guten und edlen Handlungen.« Elisabeth mochte dabei für sich des Glaubens sein, damit das scheiternde Unternehmen doch noch aus dem drohenden Untergang zu retten, sie trieb aber mindestens ihren Mann direkt in diesen hinein. *Er* hielt die ungeheure Spannung nicht mehr durch und schied am 3. Juni 1889 aus dem Leben. Und wie sie bald danach die Spuren für den Grund von ihres Bruders Erkrankung und den Tod des Vaters zu verwischen unternahm, so überdeckte Elisabeth auch dieses, in ihrer Zeit höchst anrüchige Ereignis mit einer Legende. Sie brachte sogar ein amtliches Zeugnis bei, daß Bernhard Förster infolge Überanstrengung, verbunden mit einer akuten Erkrankung, einem Herzschlag erlegen sei, während die Nachricht vom Selbstmord bereits durch die Presse ging.

Es mag für die hart betroffene Mutter ein Glück und eine relative Erleichterung gewesen sein, daß sie der Version der Tochter den Vorzug gab und unerschütterlich an den Herzschlag glaubte.

Elisabeth stand nun allein dem Kolonialunternehmen vor, wenn auch unterstützt von einem ihr treu zugetanen Geschäftsführer. Auch dieses Bild wird sich später im »Nietzsche-Archiv« wiederholen! Dennoch wurden die Nöte so groß, daß sie sich entschließen mußte, für einige Monate nach Deutschland zurückzukehren, um dort

im persönlichen Einsatz propagandistische Unterstützung und vor allem *Geld* zu erwirken. Nur deswegen kam Elisabeth nach Hause, und nicht des kranken Bruders wegen oder um die Mutter in ihrer aufreibenden Pflege abzulösen, deren volle Last sie auch während Elisabeths Aufenthalt weiter zu tragen hatte. Es kamen eher noch die Aufregungen um Elisabeths Kolonialaktivitäten hinzu.

Die Affäre Förster hatte aber noch ein anderes Problem zur beschleunigten Lösung befördert:

Die Vormundschaftsfrage

Bernhard Förster soll seinem Schwager Friedrich Nietzsche ein Landlos testamentarisch vermacht haben. Die Meinungen gehen darüber auseinander, und Podach vertritt die These, es seien zwei Landlose gewesen als Pfandgarantie für zwei Darlehen, die sich Nietzsche trotz aller Absagen und gegen die Warnungen Overbecks habe abnötigen lassenB1273. Wie dem auch sei: der ganze Erbgang konnte nicht geregelt werden, so lange diese Teilfrage nicht geklärt war. Und zu dieser Klärung war der Anspruchsberechtigte nicht mehr fähig, er bedurfte der Vertretung durch einen nach Recht und Gesetz Bevollmächtigten, einen Amtsvormund. Naumanns »Zustandsvormund« genügte da nicht mehr!

Die Mutter, der es oblag, die Angelegenheit in Gang zu bringen, tat das Nächstliegende: sie wandte sich an Overbeck mit der Bitte, diese Amtsvormundschaft zu übernehmen und das dazu Nötige in Basel einzuleiten. Sie schrieb ihm am 3. August 1889: »Heute also nur die große Bitte, ob Sie gütigst beiliegenden Antrag vermitteln wollen, da alles so beschleunigt werden muß, und ob Sie in Ihrer großen Güte und Liebe für meinen Sohn wohl die Vormundschaft übernehmen würden, oder ob ich es übernehmen soll. Ich habe mir schon einmal erlaubt auseinanderzusetzen, wie wenig ich mich wohl dazu eigne, doch besprechen Sie dies mit dem dortigen Gericht und beraten es mit Ihrem guten Herzen und lieben Frau Professor.« Dann erinnert sie sich einer alten, näheren Basler Beziehung: »Ist der Vater von Frau Professor Gelzer [in Jena] nicht Präsident beim Gericht, am Ende wäre er so gütig, über die Entmündigung Auskunft zu geben. Das Ganze gilt der Weite halber und weil die Regierung drängt so sehr, darum auch Verzeihung daß ich Sie Teuren gleich vorschlug.«

Overbeck war aber in den Ferien und konnte die Sache somit nicht sofort in die Hand nehmen. Die Mutter glaubte, bis zu seiner Rückkehr nicht warten zu dürfen und wandte sich direkt an den Vater der Frau Gelzer, an Herrn Dr. Eduard Thurneysen-Gemuseus (1824-1900), damals Strafgerichtspräsident in BaselB1274. Er berichtete Overbeck darüber am 15. August 1889, ebenfalls aus seinem Ferienort Langenbruck (im Basler Jura)B1275: »Am 11. August obhin ... erhielt ich von Frau Pastor Nietzsche einen Brief aus Naumburg, begleitet von einer Eingabe an das Zivilgericht Basel. In dem letzteren ersucht sie das Gericht um Bestellung eines Vormunds in Ihrer Person für Prof. Nietzsche: wenn nötig mit vorausgehendem Entmündigungsverfahren. In dem Begleitschreiben an mich setzt sie die Verhältnisse in Paraguay und die Gründe auseinander, welche die Maßregel nötig machten ... und damit die Bereinigung sich nicht länger als nötig verziehe, wende sie sich an mich, da Sie in den Ferien seien. Dieser Grund vermochte mich einzig, mich vorübergehend in Angelegenheiten zu mischen, die von Ihnen in so trefflicher Weise besorgt werden, um so mehr, da es sich nach meiner Ansicht um einen aussichtslosen Schritt handelt. Ich schickte die Eingabe der Frau Nietzsche, begleitet von den nötigen Erläuterungen, an das zur Bestellung von Vormündern kompetente Waisenamt, und

erhalte soeben von ihm die Mitteilung, daß das Zivilgericht Basel sich nur mit Entmündigungen (Mundtoterklärungen, wie wir sagen) baslerischer Kantonsbürger, und das Waisenamt nur mit Vormundschaftsbestellungen übriger Schweizerbürger befaßt. Der Waisenschreiber rät zugleich nach Maßgabe der preußischen Vormundschaftsordnung an, Frau Nietzsche solle sich mit ihrem Begehren an das Gericht des letzten Wohnorts des *Vaters* Nietzsche und, in Ermangelung eines solchen, an das preußische Justizministerium wenden. Zugleich hat er eine Erklärung über die Inkompetenz der baslerischen Behörden beigelegt ... Ich teile Ihnen das alles mit, mit der Bitte mich zu entschuldigen, wenn ich mich in Ihre Angelegenheiten gemischt habe. Frau Nietzsche drängte so sehr, daß ich nicht den Mut hatte abzuschlagen und Ihre Rückkunft abzuwarten, obschon ich die Notwendigkeit dieser großen Eile eigentlich nicht einsehe.« Wäre Nietzsche damals Schweizer, speziell Basler Bürger gewesen, so hätte jetzt das Zivilgericht nicht seine Zuständigkeit verneinen können. Eine weitere Schwierigkeit wird hier gar nicht angesprochen: Overbeck war wegen der geographischen Distanz nie bereit, sich an der Vormundschaft zu beteiligen. Er wäre auch nicht allein Vormund geworden, sondern »Gegenvormund«, hätte sich also immer mit einem Amtskollegen verständigen müssen, der aller Voraussicht nach sein Domizil in Naumburg oder doch nicht weit davon haben würde. Und tatsächlich mußte denn auch, nachdem der lange Weg durch die behördlichen Instanzen zurückgelegt war, endlich die Mutter selber die Vormundschaft übernehmen, was sie am 8. Januar 1890 Overbeck mitteilt: »Heute habe ich die Vormundschaft übernommen, und da man einen Gegenvormund wählen mußte, so schlug ich Sie, mein guter Herr Professor, vor, es wurde mir aber geraten, lieber jemand aus meiner Verwandtschaft zu nehmen, da alles mit dem Auslande umständlicher sei. Sie haben aber die Güte, alles vor der Hand wie bisher zu tun, nicht wahr mein guter Herr Professor? Ach, wie dankbar war immer mein guter Fritz Ihnen dafür, und ich erst, die ich mich vollends ohnmächtig fühle.«

Die Amtsstellen setzten sich mit ihrem Wunsch durch, und Gegenvormund wurde der Bruder der Mutter, Pfarrer Edmund Oehler in Gorenzen, bei dem der junge Nietzsche manche Ferien- und Festtage zugebracht hatte, deren er in der Komposition »Silvesternacht« für Violine und Klavier 1863/64 gedacht hatB1276. Lange konnte Edmund Oehler sein Amt nicht ausüben, denn er starb im September 1891, aber in dieser kurzen Frist hat er doch wenigstens einmal, und das in nachteiliger Weise, in Nietzsches philosophisches Nachleben eingegriffen: er half wesentlich mit, die Auslieferung des fertig ausgedruckten Teil IV des ›Zarathustra‹ im April 1891 zu verhindern, zusammen mit der Mutter und der Schwester Elisabeth, die sich sonst in dieser Zeit herzlich wenig um ihren Bruder kümmerte. Nicht ohne Bitterkeit und Ironie kommentierte Köselitz den Entscheid in seinem Brief vom 4. April 1891 an OverbeckB1277: »Eigentlich ist es zum Kranklachen, zwei gottesfürchtige Weiber und einen Landpfarrer über die Veröffentlichung von Schriften eines der ausgemachtesten Antichristen und Atheisten zu Gericht sitzen zu sehen. Augenblicklich fehlt mir aber der Humor zum Lachen.«

Nach dem Tode Edmund Oehlers wurde als Nachfolger der Neffe der Frau Pastor, Adalbert Oehler (ihr späterer Biograph), Stadtrat in Halle, gewählt, der in diesem Auftrag bis zum Tode seines Mündels ausharrte und dabei manchen schweren Entscheid zu treffen hatte, sowie Schwierigkeiten mit der Vormundschaftsnachfolgerin der Mutter, seiner Cousine Elisabeth, erlebte. Aber er griff nicht in die Werkausgabe ein wie sein Onkel Edmund Oehler. Wir werden ihm in

Verbindung mit der Basler Pension und den Machenschaften der Elisabeth um die Gesamtausgabe noch begegnen.

Diskussion um nachgelassene Schriften

Köselitz hatte im übrigen durchaus keine unkritische Stellung zu Nietzsches Spätschriften – wie auch Overbeck und Rohde. So schrieb er am 27. Februar 1889 an Overbeck: »›Ecce homo‹ ganz ohne Ihre vorherige Bekanntschaft in Druck zu geben, – daran dachte ich nicht. Nur wollte ich, daß Sie, verehrter Herr Professor, die Schrift erst aus meiner Kopie kennen lernten, also *ohne* die Stellen, welche selbst mir den Eindruck zu großer Selbstberauschung oder gar zu weit gehender Verachtung und Ungerechtigkeit machen, – damit Sie also zunächst *den* Eindruck bekämen, den ich mir nicht ganz vergegenwärtigen könnte, da ich mir das Ausgefallene zu leicht mitdenke. Bald danach würden Sie natürlich das Original erhalten, zu welchem sich wohl Konzepte in den Turiner Papieren bereits vorgefunden haben. Am 30. Oktober meldet Nietzsche, daß er an seinem Geburtstag Ecce homo begonnen und daß er bedeutend avanciert sei. Am 13. November, daß das Manuskript bereits in die Druckerei gesandt sei ... Am 2. Dezember, daß er das Manuskript von Ecce nochmals von Naumann zur Revision zurückverlangt habe. Am 9. Dezember, daß es wieder an Naumann geschickt sei. – Die Sachen, die Nietzsche bei dieser Revision geändert oder eingeschoben (sehr große Partien, so daß man über die Produktivität staunt!) haben schon einen andern Ton, als das erste Manuskript. *Noch* weniger Reserve und wirklich *Axt*schläge, so daß selbst mir der Kopf weh tut! Die ersten zwei Bogen, welche Ihnen bekannt sind, sind harmlos gegen das, was später kommt, namentlich gegen das Kapitel ›Warum ich ein Schicksal bin‹ ... Gleichwohl wird es *doch* das Klügste sein, den Gedanken einer Publikation von Ecce homo jetzt ganz wegzutun. Bestimmen Sie doch Naumann dahin, verehrter Herr Professor! Also auseinander mit dem Satz, *ehe* er unvorsichtigerweise noch gedruckt wird.« Und nachdem Overbeck ihm die Abschrift des ›Antichrist‹ gesandt und er diese einige Male, auch mit Freund Widemann, gelesen hatte, gesteht er dem Absender am 14. November 1889: »Wir empfanden das Hinreißende, Dämonische, Gewitterschwangere dieser Schrift, das sie mit dem Zarathustra und der Götzendämmerung gemein hat. Bis auf einige kleinere Stellen, die beim Druck gewiß verändert worden wären (wie ja Nietzsche noch vieles verbesserte), finden wir die Ansicht über das Imperium Romanum der ersten Jahrhunderte n. Chr. der Modifikation sehr bedürftig. Nietzsche *will* ersichtlich die Ermüdung, den Verfall der Antike nicht sehen; es bliebe aber doch ein Wunder, wenn etwas so Nervenschwaches wie das Christentum über eine von Nietzsche so unverwüstlich geglaubte Macht wie das römische Reich des beginnenden 4. Jahrhunderts gesiegt haben sollte. Aus Burckhardts Constantin wenigstens bekommt man doch den Eindruck, daß Angst, Aberglaube, Verhäßlichung, geistige Vergröberung wachsen und daß ohne diese Bedingungen die Einmündung in Christentum und Byzantinismus undenkbar bleibt.« Aber daß man den Zarathustra IV zurückhält, und dazu noch mit der Begründung »aus Angst vor dem Staatsanwalt«, das ging Köselitz doch zu weit. Bedenkt man, daß dieser Entscheid nur durch eine mißliche Verkettung von Zufällen möglich war, so wird er um so bedauerlicher.

Der Verleger Naumann konnte noch am 31. März 1891 Overbeck schreiben, »daß Zarathustra schon seit einigen Wochen fix und fertig gedruckt vorliegt, die Versendung von mir indessen einiger weiterer Arbeiten wegen nicht vorgenommen werden konnte«. Er wollte es, um Versandkosten zu sparen, mit zwei anderen

Büchern zusammen tun. »Da trifft auf einmal heute früh eine Depesche folgenden Inhalts aus Naumburg ein: ›Bitte Zarathustra ohne meine definitive Einwilligung nicht zu veröffentlichen. Franziska Nietzsche.‹ Ich kann mir offen gestanden hierauf keine genügende Aufklärung geben, obschon ich in der ganzen Angelegenheit ziemlich orientiert bin! Es war neulich mein Wunsch, um den vielen Anfragen und für meine kostbare Zeit ziemlich störenden belanglosen Korrespondenzen aus dem Wege zu gehen, von dem Herrn Professor Nietzsche ein wirklich gutes Lichtdruckbild zu bringen und dies dem Zarathustra IV beizugeben; auch diese Bilder sind bestellt, ich empfange morgen die ersten Exemplare und auch deswegen hat sich die Herausgabe des Buches um einige Wochen verzögert, denn ich hatte oft ganz unnütze Weiterungen mit dem Naumburger Photographen, dessen Aufnahme ich reproduzieren lassen wollte. Dagegen habe ich vom Zarathustra IV bereits an unsere Rezensenten Rezensionsexemplare der Art aufgegeben, daß ich die Betreffenden verpflichtet habe, die Besprechung erst dann zu bringen, wenn ich das Buch versende, denn ich wollte immer vorarbeiten; auch habe ich das Erscheinen bei einer ziemlichen Anzahl Sortimentsbuchhandlungen bestimmt auf den 10. April dieses Jahres festgesetzt, weil sich bei Nietzschefreunden die Herausgabe des Buches herumgesprochen hat. Um nun wegen der Photographie ins Klare zu kommen, benutzte ich die Gelegenheit des persönlichen Besuches eines gewissen Herrn Lauterbach, welcher unseren (...) Herrn Prof. Nietzsche in Naumburg besucht hat und bat Frau Pastor Nietzsche durch diesen Herrn um Auskunft, ob die Platte auf Kosten des Naumburger Photographen oder auf Kosten des Herrn Prof. Nietzsche gemacht ist. Ich bekam Antwort, daß das letztere der Fall sei und außerdem war Frau Pastor Nietzsche und Frau Dr. Förster ganz glücklich, daß das Bild dem Zarathustra beigegeben werden solle. Während dieser Zeit hat sich nun aber in den Gesinnungen der beiden Damen ein Wandel vollzogen, welcher darin besteht, daß möglicherweise der Staatsanwalt über das Buch herfallen könne und somit die ganze Angelegenheit einen unwürdigen Abschluß für den Autor finden würde. Ich weiß nicht, wie die Damen zu dieser Überzeugung gelangen können, das ist mir wirklich unklar.« Am 2. April noch glaubt Naumann an die Ausgabe und schreibt Overbeck: »Beiliegend sende ich Ihnen ein Exemplar des Zarathustra IV: von den Bildern ist erst ein Teil abgeliefert, der Rest kommt morgen und ist es wohl kaum nötig, daß ich noch versichere, daß unter das Bild die Handzeichnung des Herrn Professor Dr. Nietzsche (noch) untergedruckt wird ... In Beilage sende ich Ihnen eine soeben eingetroffene Postkarte. So geht es Tag für Tag, ich habe nur immer zu schreiben; die sämtlichen Verehrer des Herrn Prof. Nietzsche wissen aber, daß das Buch gedruckt ist, denn es hat ja schon in einigen Blättern gestanden. Wenn es sich bei dieser Arbeit nur noch um ein Geschäft handelte, so möchte die Sache gehen; so schreibt man aber und gibt unnützes Porto aus für eine Angelegenheit, deren monotones öfteres Wiederholen schließlich den gesündesten Menschen nervös machen muß.

Ein philosophischer Verlagsartikel ist ja überhaupt in pekuniärer Beziehung der schlimmste von allen; warum soll man also schließlich nicht das Eisen schmieden so lange es warm ist. Fritzsch, den ich vor ca. 4 Monaten um die Auflagen befrug, teilte mir damals mit, daß er seinen Absatz von Zarathustra I–III bis jetzt auf 600 Exemplare schätze, und *war* ich mir aus diesem Grunde daher klar, daß ich die Auflage nicht über 1000 Exemplare bemessen dürfe; ob es nun aber richtig ist, bei der jetzt gerade vorhandenen Strömung für die philosophische Richtung im allgemeinen und Herrn Prof. Nietzsche im besonderen, dies Buch, gleich wie ›Nietzsche contra Wagner‹ und ›Ecce homo‹, einfach wieder ad acta zu legen,

möchte ich doch bezweifeln! Nur das eine Faktum, dessen Wahrheit ich verbürge, möchte ich anführen: weder in Berlin, noch in Leipzig, sind in den königlichen ›Universitäts‹ und Staatsbibliotheken Nietzschesche Bücher zu finden, es ist bei dem allgemeinen Interesse für den Autor geradezu unbegreiflich; soll man aber da nicht alles tun, um die Nietzschebewegung wenigstens im Gang zu halten?« Doch das Veto aus Naumburg blieb bestehen, und Naumann mußte als Zirkular versenden: »Infolge Ihrer gefl. Anfrage teile ich Ihnen ergebenst mit, *daß Nietzsche, Friedrich, Zarathustra Band IV* dessen Erscheinen im April 1891 zugesagt war, vorläufig nicht erscheinen wird, weil sich aus den Aufzeichnungen des Autors nachträglich ergab, daß er die Veröffentlichung des Werkes in der vorliegenden Form nicht gewünscht hat. Da gegenwärtig in dem Befinden des Herrn Professor Dr. Nietzsche eine Wendung eintritt, welche eine mögliche Genesung nicht ausschließt, wünschen die Angehörigen des Autors dem s. Zt. ausgesprochenen Willen desselben nicht vorzugreifen und ersuche ich Sie hierdurch höflich, dies Ihren Kunden mitzuteilen.« Was hatte sich ereignet? Aus den Briefen der Mutter an OverbeckB1278 und Köselitz, dem Briefwechsel Overbeck/Köselitz und NaumannB1279 läßt sich die Geschichte einigermaßen zusammentragen.

In Leipzig hatte sich ein gewisser Dr. Lauterbach vorgenommen, Vorträge (»Vorlesungen«?) über Nietzsche zu halten, die abgesagt werden mußten, weil er stimmlich versagte. Er blieb aber bei der Sache und verkehrte darum mit Naumann. Naumann schickte ihn um den 21./22. März nach Naumburg, um die Verfügungsrechtsfrage betr. das Lichtbild abzuklären. Damit kommt die Publikation des Teil IV des Zarathustra im Familienkreise zur Sprache, die Köselitz »an der Schwester vorbei« (wie er sich Overbeck gegenüber ausdrückt), also ohne deren Wissen, sich von der Mutter hatte zugestehen lassen. Sie kannte den Text nicht und bedang sich nur das Einverständnis Overbecks aus, dessen Köselitz ohnehin sicher war. Elisabeth aber sah sich den Text genauer an und nahm Anstoß an dem »Eselsfest«. Sie durfte es gerade jetzt nicht mit den kirchlichen Kreisen verderben, denn sie versuchte eben, daß man ihr für ihre Kapelle in der Kolonie einen von Preußen aus bezahlten deutschen Pastor zur Verfügung stelle. Sie provozierte nun die Entscheidung mit der spitz gestellten Frage an Lauterbach, »ob sich nicht der Staatsanwalt hineinmischen könne?«, worauf Lauterbach erwidert habe, »daß dies sehr leicht möglich *sein* könne, was doch einen Hauptspaß geben würde«. Das beunruhigte die Mutter, die sich, »um offen zu sein, ... einem solchen ›Hauptspaß‹ jetzt nicht gewachsen« fühlte. Es bedrückte sie nun auch, daß sie allein die Einwilligung gegeben hatte, wozu sie ohne Rückfrage beim Gegenvormund gar nicht legitimiert war, und daß dieser fromme Mann einwillige, erschien ihr nun, nachdem sie wußte, worum es ging, völlig ausgeschlossen, was ihr eine Aussprache wenige Tage später auch bestätigte.

Elisabeth stützte ihre Publikationsverweigerung jedoch nicht nur auf die theologischen Bedenken, was sich im Zirkular Naumanns spiegelt. Sie konnte darauf hinweisen, daß ihr Bruder diesen Teil IV mehrmals als »das nicht zu veröffentlichende Finale« bezeichnet und auch die wenigen an Vertraute versandten Sonderdrucke wieder zurückgezogen hatte, weil er die Schrift in *dieser* Form überhaupt nicht herausgegeben sehen wollte, wie sie zu wissen angab. Demgegenüber schreibt Köselitz an Frau Pastor Nietzsche (wie er es am 4. April Overbeck referiert): »Von einer Veröffentlichung 20 Jahre nach seinem Tode hat mir Nietzsche nie gesprochen. Beim Anblick der hier bei mir in Venedig liegenden 35 Druckexemplare haben wir sogar mehrmals die Frage der Publikation besprochen. Ja, diese 35 Exemplare wollte er dann Naumann zum Vertrieb übergeben, etwa zwei

Jahre nach ihrem Druck. Später, als er ziemlich ausschweifende Hoffnungen auf die Einträglichkeit seiner Schriften setzte, kam er freilich davon zurück ... Nietzsche kann noch sehr alt werden. Denken wir uns diesen IV. Teil (ohne den ja das Werk unvollständig bleibt) erst nach 50 Jahren publiziert, so kann es bei dem immer rapideren Wechsel der Zeitstimmungen kommen, daß diese Publikation in eine Zeit fiele, welcher sie beinahe komisch erschiene. Ein Werk muß in der Zeit wirken, aus der es wuchs: sonst redet es auch zu den Zukünftigen nicht ... Ich weiß nicht mehr, was ich gestern alles an Frau Pastor geschrieben habe; ich weiß nur noch, daß ich schließlich die Verhinderung des Erscheinens einen *Frevel* an dem großen Namen Friedrich Nietzsche sowohl, wie an der Mitwelt, nannte – mit welchem Frevel ein trauriger Ruhm zu erlangen sei.« Köselitz versuchte auch, die Mutter einzuschüchtern. Er machte »sie darauf aufmerksam, daß ihr diese verspätete Zurücknahme ihrer von mir ganz regelrecht eingeholten Zustimmung ... 3-400 Mark kosten wird, – wofür sie allerdings in den Besitz von 1000 Exemplaren ... komme«. Doch das verfing alles nicht. Köselitz begründete ja selbst seine Eingriffe in die nachgelassenen Schriften mit Nietzsches Gewohnheit, noch während der Drucklegung redaktionelle und sogar substantielle Änderungen vorzunehmen (vgl. oben S. 132, 14. November 91 an Overbeck). Daß Nietzsche mit der Rücknahme des Sonderdrucks die Absicht einer substantiellen Überarbeitung verband, ist darum nicht von der Hand zu weisen. Auch von hier aus fällt also nochmals ein Licht auf die Sonderstellung des Zarathustra IV innerhalb des Gesamtwerkes: es ist nicht unbedingt ein von Nietzsche in letzter Redaktion autorisierter Text! Auch Köselitz' Drohung mit der Kostenfolge des Rückzuges steht auf schwachen Füßen. Wenn schon, dann hätte sich die Forderung Naumanns gegen ihn, Köselitz, richten können, weil *er* einen Auftrag erteilt hatte, zu dem ihm die Zuständigkeit völlig fehlte. Allerdings kannte Naumann die Rechtslage, und er mußte sich endlich den Schaden wegen Vernachlässigung der Sorgfaltspflicht in der Information selber zuschreiben. Es mögen solche Einsichten und Erwägungen gewesen sein, die ihn bewogen, der inzwischen geschäftstüchtig erfahrenen Frau Förster gegenüber nachgiebig zu sein, als sie ihn am 13. April kurzerhand in Leipzig aufsuchte, wobei beide befriedigt und mit dem Gefühl, »gewonnen« zu haben, auseinandergingen. Naumann ließ sich für den Fall einer Gesamtausgabe oder mindestens Teil-Neuauflagen das Verlagsrecht zusichern, Elisabeth glaubte aus dieser Zusicherung für die Mutter jetzt schon oder bald eine regelmäßige Rente herausschlagen zu können.

Doch wie sollten die Neuausgaben aussehen, wer sollte sie redaktionell überwachen? Der Autor lebte zwar noch, aber er war geistig bereits tot. Und selbst der bescheidene Teil geistiger Regsamkeit, der unter der sorglichen Pflege der Mutter in den letzten Monaten nochmals zu einem gewissen Aufblühen gekommen war, begann in den Wintermonaten 1891/92 wieder zu erlöschen, langsam, aber unaufhaltsam.

Der Weg in die Apathie

Treffend und erschütternd zugleich hat es Carl v. Gersdorff am 17. Februar 1891 in einem Brief an Overbeck formuliert: »Es scheint nun, als ob der Wahnsinn zum Blödsinn umzuschlagen Miene machteB1280.«

Diese Einsicht stützte sich auf eine Mitteilung von Köselitz. Dieser hatte, nachdem seine OperA245 am 23. Januar 1891 in Danzig mit wohlwollendem Erfolg zur Uraufführung und am 27. Januar als Festaufführung zum Geburtstag des Kaisers sowie einigen wenigen Wiederholungen gekommen war, Anfang Februar in

Naumburg einen Besuch gemacht. Am 5. Februar berichtet er darüber Carl Fuchs in DanzigB1281: »Nietzsche sieht leiblich famos aus, vom Sonnenschein gebräunt, – aber geistig ist er weniger wert als im vorigen Jahr. Vielleicht ist er noch frappiert von meiner Ankunft. Ich glaube jedoch, nach den Äußerungen von Frau Dr. Förster zu wissen, daß er jetzt, wenn auch langsam, immer mehr in Apathie versinkt. Anstatt einer Antwort erhält man ein Lachen oder bloßes Kopfnicken – sehr eigentümlich. Diesen Nachmittag waren wir zu Wagen in Schulpforta; Nietzsche ... wollte nicht den Fuß über die Schwelle setzen. – Wenn ich recht in seinem Antlitz las, hatte er in diesem Moment eine Ahnung seines jetzigen Zustandes: Es war, als schäme er sich im Anblick der für ihn so wichtigen Lehranstalt dieses Zustandes.« Am 26. Februar schreibt er ganz ähnlich an Overbeck. Er ist zunächst erstaunt über die Beziehung der Geschwister, denn Elisabeth war »für Nietzsche fast nicht zu haben: so überhäuft ist sie mit Korrespondenz und so viel ist sie auf Reisen. Zu ihrem größten Leidwesen benimmt sich Nietzsche gegen sie im ganzen apathisch. Dies ist aber jetzt überhaupt in seinem Wesen. Er spricht nur ganz wenig, eine Unterhaltung ist mit ihm kaum mehr zu führen. Ein Lächeln, ein Kopfschütteln oder eine unverhältnismäßige Bewunderung – das ist so ziemlich alles, was sich ihm abgewinnen läßt. Sein Gedächtnis hat im Vergleich zum vorigen Jahr aufs bedauerlichste abgenommen: er findet sich in seiner Vergangenheit nicht oder doch wenig mehr zurecht. Im vorigen Jahr hörte ich ihn am Klavier spielen und erstaunte noch über die Logik und Steigerung in seinen Improvisationen: in diesem Jahr war das alles dahin. Er hat gar kein rhythmisches Gefühl mehr, alles ist verworren und falsch! – Sein Aussehen ist strahlend gesund, sein Gang lebhaft, wie früher: auf Spaziergängen gerät er gern ins Laufen. Beim Vorlesen hört er aufmerksam zu und scheint dem Sinne richtig zu folgen. Sehr zugenommen hat die Willenlosigkeit. Aus eigenem Antrieb einen Sessel zu verlassen, der ihm angewiesen war – ich glaube das kommt beinahe nicht mehr vor ... Bewußte Ziele seines Gehens gibt es nicht: ungeführt würde er fortwährend geradeaus gehen, solange der Weg kein unübersteigliches Hindernis bietet. – Wir fuhren auch zu vier nach Schulpforta; dort wollte Nietzsche nicht über die Schwelle zur Rektorwohnung, er deutete nur immer mit dem Finger dahin und scheute davor, wie der Teufel vor Faustens hingemaltem Drudenfuß ... Er erkannte die Örtlichkeiten ... nicht als alte Bekannte wieder: es war ihm alles neu.«

Auch der Mutter war das Verhalten des Patienten während Köselitz' Besuch aufgefallen. Sie versucht es (im Brief an Overbeck vom *28.* Februar) damit zu erklären, daß mit dem Besuch *und* der Gegenwart der Schwester zu viel Menschen um den leicht irritierbaren Kranken gewesen seien. Sie macht aber auch eine treffende selbstkritische Bemerkung: »daß ich vielleicht in meinen Ansprüchen an seinen Geist immer bescheidener geworden bin, vielleicht auch durch den damaligen Binswangerschen Ausspruch ... für das Gericht: ›unheilbar‹. Dieser Ausspruch hat mich zu unglücklich gemacht, und so ist mir jeder Funke geistigen Lebens ein Sonnen- und Hoffnungsstrahl, woran ich mich klammere.« Sie ließ sich vom äußerlich-körperlichen Wohlbefinden blenden.

Nun versucht sie vermehrt, sein Gedächtnis anzuregen und wundert sich, wie leicht und reichlich die Auskünfte fließen. Daß dabei viel Unzutreffendes mit unterläuft, kann sie meist nicht beurteilen, und nur einmal fällt ihr die Verwechslung von Aristophanes und Äschylus auf, aber sie fragt anderseits: »war nicht Frau Professor Bachofen trotz ihrer erwachsenen Kinder noch eine sehr hübsche Frau? – Jawohl, sagte er, und sie spielte wunderschön Klavier.« Frau Bachofen, 1845 geboren, 1865 verheiratet, konnte aber zur Zeit, als Nietzsche mit ihr musizierte, 1875-78, kaum »erwachsene Kinder« gehabt haben. Ebenso wenig konnte die

Mutter die Erinnerungsfehler feststellen, wenn er ihr (am 29. Juni) erzählte: »Auf der Tellsplatte habe ich meine Antrittsrede über Homer geschrieben und fand dort gute Gesellschaft, Herr und Frau Osenbrüggen, beste Kenner der Zürcher Geschichte, und Frau Exner, eine Rechtsgelehrte aus Wien.« (Vgl. dazu Bd. 1, S. 267 und 295.)

Die Mutter bemühte sich nun fast krampfhaft, vor sich und den Freunden und Bekannten ihr Bild vom – auch geistig – wieder erstarkenden »Herzenskind« zu erhalten. Ständig ließ sie sich von Besuchern und bei Besuchen, zu denen sie den Sohn mitnahm, sein gutes Aussehen bestätigen, auch »gute Unterhaltung« in munterem Gespräch, so um den 25. März 1891 von Edmund v. Hagen, »welcher geradeso wie Dr. Langbehn nicht zu überzeugen war, daß Fritz nicht richtig sei, und es nur der falschen Beurteilung anderer, die wir nicht Philosophen wären, zuschrieb«. Immerhin kam sich dabei Herr v. Hagen als Philosoph vor.

Auch der alte Schulfreund Pinder und Klärchen Krug sollen sich erfreut geäußert haben. All dem dürfte Köselitz' Vorbehalt gegen Langbehn entgegengehalten werden: man muß Nietzsche *vor* der Zäsur vom Januar 1889 gekannt haben, um den Abfall ermessen zu können.

Selbst der Mutter genügten mit der Zeit diese »Bestätigungen« nicht mehr. Sie wollte auch noch das Urteil des Arztes auf ihrer Seite haben und bahnte zu diesem Zweck eine Konsultation bei Prof. Binswanger an. Auch hier bewies sie wieder ihr unwahrscheinlich feines Gefühl im Umgang mit dem Patienten, denn eine brüske Begegnung hätte schlimme Folgen haben können. Nachdem Elisabeth zu einer Aussprache mit Binswanger in Jena gewesen war und »ganz erfüllt von dem Jenaer Besuch zurückkam«, arrangierte sie die Zusammenkunft im Hause Gelzer! »Die gute Frau Gelzer war am Bahnhof, welcher ganz nahe ist, und Fritz nahm sie gleich an den Arm und gingen zu ihnen. Bald erschien auch Professor Binswanger, den er wie einen alten Bekannten freundlichst begrüßte. Er unterhielt sich wie vorher Gelzers mit ihm, wo er meist alles beantwortete, sah aber nie die Betreffenden, sondern nur mich dabei an, was eben krankhaft ist, da er nur mich gewöhnt ist. Binswanger frug ihn, wie es mit den Augen ginge? da meinte er: ›sie sind eigentlich besser geworden'. Ob er Kopfschmerzen habe? ›Nie‹. Womit er sich beschäftige? ›Mit Klavierspielen und Singen‹ ... So war Binswanger doch wohl über eine halbe Stunde da, wir ließen dann Fritz bei der guten Frau Gelzer und ich begleitete ihn in das Nebenzimmer, wo er sich ganz befriedigt aussprach und meinte ›ich bin überrascht, wenn sein Zustand auch noch viel zu wünschen übrig läßt‹, aber die gleichmäßige Ruhe und eigentlich ganz natürliche Art schien ihm imponiert zu haben. Ich sagte ihm, wie seine Diät und ganze Lebensweise eingerichtet wäre, auch daß er weiter zwei Saalbäder die Woche genommen habe ... und er hieß alles gut, ›sein Aussehen wäre ja vortrefflich‹ ... Dennoch quäle ich mich weiter, wie sein geistiger Zustand mehr zu heben wäre ... Auch Lieschen ... quält sich mit mir, ob Binswangers Urteil das richtige sei ... Er meinte: ›Ruhe, Ruhe, und abermals Ruhe‹.«

Daß sich die Remission im Bereich des geistigen Lebens nicht mitvollziehen wollte, nahm die immer noch hoffende Mutter nicht einfach ergeben hin. Sie versuchte das Gespräch immer wieder auf Nietzsches philologische Vergangenheit zu lenken, soweit ihr das ihre nebenbei aufgenommenen Kenntnisse überhaupt gestatteten. Sie versuchte aber auch nach außen das Bild des körperlich erstarkenden Patienten mit einem Schein geistigen Erwachens zu ergänzen, indem sie ihn zu Briefen kleine Nachträge oder wenigstens Grüße schreiben ließ, die aber kaum spontan von Nietzsche formuliert, sondern von ihr diktiert, möglicherweise nach einer von ihr gefertigten Vorlage abgeschrieben sind, wie man etwa Erstkläßler einen Gruß an Onkeln und Tanten zu schreiben nötigt. So dürfte das 5-Zeilen-

Gedicht, das Nietzsche dem Brief der Mutter vom 22. Februar 1891 an Elisabeth nach Berlin anfügt, kaum »original« Nietzsche sein.

Vielleicht den frühesten derartigen Versuch riskierte die Mutter in einem Brief an Köselitz, worüber dieser am 17. September 1890 seiner Freundin Cäcilie Gusselbaur berichtet: »Auf dem Briefumschlag stand von Nietzsches Hand mit großen Buchstaben

– es grüßt Ihr – ... Freund N

nach ›Ihr‹ wollte er gewiß etwas anderes schreiben, etwa ›Ihr Narr‹ oder dergleichen: denn er hat Momente, wo er seinen Zustand fühlt. Unter einige Zeilen, die er in Jena an seine Schwester nach Amerika schrieb, setzte er ›der Irre‹! Es schnitt mir wieder ins Herz, als ich seine Schrift las.« Fast ein Jahr später sieht es noch etwa gleich aus, so wenn er dem Brief der Mutter an Overbeck vom 29. Juni 1891 anfügen darf: »Herzliche Grüße und Dank von Deinen [sic!] Freund Nietzsche«. Diesem grammatikalischen Fehler – dem/den, deinem/deinen zu verwechseln – begegnen wir in Nietzsches Jugendschriften vielfach, und er brauchte lange, bis er ihn weggeschult hatte. Offenbar saß er aus der täglichen Umgangssprache fest (wie etwa im Berliner Jargon). Nun, da er sich geistig nicht mehr in der Hand hat, bricht er wieder durch.

Im Sommer läßt die Mutter eine Photographie ihres Pfleglings herstellen. Gerade hier beweist sich die Entfernung von mütterlichem Wunschbild und Realität. Sie hält das Bild für so gut und einen Beweis seines hervorragenden Befindens, daß sie es an die Freunde Overbeck und Köselitz verschickt. E. Podach sagt (1932)B1282, es »zeigt Nietzsche ohne Krawatte und mit einem sehr kranken, schlaffen Gesichtsausdruck«. Ihn ohne Krawatte und Kragen, mit offenem Hemd zu lassen, war eine notwendige Maßnahme, um den starken Blutandrang resp. die Blutstauung im Kopf zu vermeiden, die sich einstellte, wenn er beim Lesen in eine nach vorn geneigte Stellung geriet. Er las oft, und »für das Leben gern, und zwar alles laut und mit solchem natürlichen Ausdruck, daß man glauben möchte, er müsse verstehen was er lese«. Ein halbes Jahr später (26. Febr. 92) berichtet Köselitz an Overbeck von dieser Lese-Leidenschaft: »Die größte Erregung zeigt er beim Lesen: das Blut steigt ihm da zu Kopf und seine Rede wird zu Gebell und Gepolter. Das beste ist da, man nimmt ihm das Buch aus der Hand. Von Verständnis dessen, was er liest, ist keine Rede mehr. Er liest die Seitenzahlen, die erste Zeile und eine Zeile aus der Mitte der Seite, dann wendet er um und macht es das ganze Buch hindurch so.«

Mit großem Bedacht und eiserner Konsequenz wird das Körperpflege- und Hygieneprogramm durchgeführt. »Wir *fahren* noch immer die Woche mindestens drei Male in die Saalebäder und *gehen* zurück, denn ich bin zu ängstlich, daß er sich bei dem Hingehen erhitzen könnte. Er drückt mir aber allemal auf dem Heimwege seine Freude über das Bad aus und wir denken, daß auch dies neben den drei bis vier Stunden täglichen Spaziergang seine Nerven stärken soll.« Es ist, nebenbei gesagt, auch eine großartige Leistung der nun immerhin 65 Jahre alten Mutter! Zu Nietzsches Geburtstag am 15. Oktober 1891 kam Köselitz von Annaberg nach Naumburg herüber. Unmittelbar äußert er sich nach keiner Seite über seinen Eindruck von Nietzsche. Erst am 26. Februar des kommenden Jahres zieht er kurz einen Vergleich zu seinem jüngsten Besuch vom 4. bis 6. Februar 1892: »Nietzsche taute erst am 3. Tage meines Dortseins etwas auf; die beiden andern war er sehr still, saß gewöhnlich in der Sofaecke und betrachtete seine Hände, wie als ob er sich wundere, daß sie noch zu ihm gehören. Nur selten hat er die volle Aufmerksamkeit beim Anhören eines andern. Auffällig war die Zartheit und Delikatesse, mit der er alle menschlichen Dinge behandelt, – ein Zeichen, daß sie ihm innerlich angeboren sind

... Sein Aussehen war gut; doch schien mir's, als sei es weniger blühend gewesen, als an seinem letzten Geburtstag ... Bewundernswürdig bleibt die Ausdauer der alten Frau Pastor; das Wissen um die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen hat noch keinen Augenblick abschwächend auf ihren Eifer gewirkt.« Dieses Wissen kommt endlich auch (am 31. März 1892) gegenüber Overbeck zum Ausdruck. Overbecks waren zur dringend gewordenen Erholung in den Süden gereist, und dabei von herrlichstem Wetter begleitet. Dazu schreibt die Mutter: »Auch wir haben dasselbe Wetter hier durchlebt, indem wir einige Tage das köstlichste Frühjahrswetter hatten ... während wir vorgestern bei einem furchtbaren Schneewetter unseren 13/4 stündigen Spaziergang Vormittag machten, unsern Wald in köstlichstem Weihnachtsschmuck antrafen und wir trotz der Schirme triefend nach Hause kamen. Ich halte aber trotz Wind und Wetters darauf, täglich unsere zwei Spaziergänge zu machen ... und es rächt sich jedes Mal durch eine weniger gute Nacht, wenn ich auch nur *einen* Spaziergang wie neulich bei strömendem Regen aussetze. Im ganzen muß ich ja leider berichten, daß von einer Besserung nicht die Rede sein kann. Er ist aber vor wie nach ein sehr lieber Patient, der nicht die geringste Angst einflößt, sondern den man immer liebkosen möchte, was auch reichlich geschieht und was ihm wohlzutun scheint ... Ich lese dazwischen ein Viertelstündchen ihm vor, wo er aber bald Neigung zu schlafen zeigt, eine Erscheinung wonach Binswanger schon lange gefragt und mit Bestimmtheit erwartet hat. Manche Tage ist er sehr still, ebenso lebhaft wieder andere Tage, erinnert sich da seines Basler Aufenthaltes, seines Pfortalebens ... ebenso seiner Leipziger Studienzeit, wo wir immer wieder Hoffnung schöpfen ... Auch muß man Tag und Nacht die größte Aufmerksamkeit beobachten, bei größter Regelmäßigkeit geht alles gut; alles wie es Professor Binswanger prophezeit hat, und [ich] glaube fast, daß die jetzige Pflege vielleicht gar nicht in Betracht zu ziehen ist gegen das, was noch vielleicht bevorsteht. Immer und immer ist aber meine Seele voll von innigem, innigem Danke gegen den lieben guten Gott, daß ich dieses Herzenskind *nur pflegen kann,* und werde es leicht oder schwer, mit demselben dankbar innigen Gefühl tun, und das Gebet zu Ihm haben, das liebe liebe Kind mir nur zu erhalten.« Das sollte ihr noch volle fünf Jahre geschenkt *und* auferlegt sein.

Bei Köselitz' Besuch im Oktober 1891 stand aber im Vordergrund des Gesprächs und füllte einige Briefe

der Handel mit Naumann.

Frau Förster hatte mit ihren Kolonialaktivitäten gute Fortschritte gemacht und endlich auch etwas Zeit übrig, sich um die Angelegenheiten ihres Bruders zu kümmern. Sogar ein Buch hatte sie geschrieben: ›Die Bernhard Förstersche Kolonie »Neu-Germania« in Paraguay', das im Juni 1891 herauskam und über das Köselitz am 12. Oktober an Overbeck schreibt: »Die Schrift der Frau Dr. Förster über Neu-Germania habe ich mit vielem Vergnügen gelesen: sie ist äußerst geschickt gemacht und hilft ihr jedenfalls viel zur Abhaltung unerwünschter Elemente, zur Herbeiziehung erwünschter und zur Aufklärung allerlei böswilliger Gerüchte.« Im Herbst 1891 bot nun Naumann der streitbaren Schwester seines unglücklichen Autors Anlaß genug zum Eingreifen. Er glaubte, sich die Ratlosigkeit der Mutter, die offenbare Inkompetenz von Köselitz sowie die Unklarheit der Rechtslage zu Nutzen machen zu können und brachte 2. Auflagen von ›Jenseits von Gut und Böse‹, der ›Genealogie der Moral‹ und des ›Fall Wagner‹ heraus. Getreu seinem Grundsatz, das Eisen zu schmieden, dieweil es warm ist, erfaßte er die Zeitströmung und das rasch

wachsende Interesse an Nietzsche. Womit er aber nicht gerechnet zu haben scheint, war die ebenso rasch wachsende Forderung der Nachlaßverwalter nach angemessener Beteiligung am finanziellen Ertrag des Verkaufserfolges. Aber auch er hatte umgekehrt eine Forderung aus den Druckaufträgen, nur wußte er jetzt plötzlich nicht mehr, wie hoch er diese stellen solle. Die Enttäuschung mit dem Zarathustra IV vor knapp einem halben Jahr konnte ihn jedenfalls nicht veranlassen, sie zu niedrig anzusetzen. Am 5. Oktober kann die Mutter Overbeck nur sagen: »Mit Naumann schwebt das Ganze, indem er sich vier Wochen Urlaub hinsichtlich einer Musterung über das Ganze erbeten hat.« Dann aber kam die massive Forderung: 3000 Mark, was ungefähr die Forderung der Nachlaßverwalter für die Erfolgsbeteiligung kompensierte, was nur allzu deutlich war. Das konnte man nicht einfach hinnehmen, auch kontrastierte dieses Verhalten zu stark zu seinen Beteuerungen und Entschädigungsverzichten im Frühjahr 1889, worüber sich hauptsächlich Köselitz verwunderte. Damals (am 13. Februar 1889 an Overbeck) erklärte er: »Mein Guthaben beträgt im Augenblick ohne Berechnung der buchhändlerischen Spesen, sowie ohne Berechnung der noch nicht verbuchten Auslagen für das angefangene Werk ›Ecce homo‹ M. 524.93 Pf. Ich habe bereits Herrn Köselitz mitgeteilt, daß ich bei dem traurigen Schicksalsschlag, der Herrn Prof. Nietzsche betroffen hat, auf die Abzweigung einer a Kontozahlung verzichte« (vgl. Dokumente 15). Nach dem Rückzug des Zarathustra IV hatte Köselitz (am 20. April 1891) an Overbeck geschrieben: »Naumann *fügt* sich! – muß das ein gutmütiger Mensch sein!!!« Jetzt, am 12. Oktober, kann er nicht begreifen, daß diese aufgezwungene »Gutmütigkeit« in eine harte Forderung umschlägt: »Naumanns 3000 Mark Druckkosten scheinen unglaublich. Wenn dem so ist, dann habe ich ihn wohl verkannt. Aus dem Verkauf z. B. von ›Jenseits‹ (5 M. Ladenpreis) muß er doch mindestens 2500 M. gelöst haben. Setzen wir die Druckkosten auf 800 M., so bleiben doch, diese selbst auf 1000 vollgemacht, immer noch 1500 M. Und selbst, wenn er so schamlos wäre, diese 1500 als Vertriebskosten anzusetzen, so müßte die Rechnung mit dem Saldo schließen.«

Auch für die »moralische« Zurücksetzung, daß er nicht »Verleger«, sondern nur Drucker und Kommissionär sei, zog Naumann seine Konsequenzen. Die lagernden Bücher waren demnach auch nicht *seine* Verlagsobjekte, sondern die des Autors oder dessen Rechtsnachfolger, und das schlug sich in »Lagergebühren« nieder. Da half Köselitz' noch so berechtigte Enttäuschung und Empörung nicht darüber hinweg. Nur in *einem* Punkte hatte sich Naumann tief ins Unrecht gesetzt, und hier konnte ihn Frau Förster denn auch packen: mit seinen eigenmächtig ausgegebenen zweiten Auflagen. Was sich da an Forderungen gegenüberstanden und wie die Dinge sich entwickelten, darüber klären uns drei Briefe auf: Köselitz an Overbeck am 23. Oktober und 14. November, die Mutter an Overbeck am 30. Dezember 1891B1283. Köselitz:

»Die Rechnung Naumanns ist wirklich haarsträubend hoch! Die Herstellung der Bücher mindestens ein Drittel höher, als sie jeder andre Drucker berechnen würde. Ich habe mit Fritzsch und Schmeitzner darüber Rücksprache genommen. Lagergeld (das kein anständiger Buchhändler berechnet) im 1. Jahr 56 Mark, dann 80 M., zuletzt sogar 100 M., so daß in den 5 Jahren allein 436 M. Lagergeld herauskommen! Von ›Jenseits v. G. und B.‹, von der ›Genealogie‹ und dem ›Fall Wagner‹ hat Naumann neue Auflagen (je 1000 Exemplare) gemacht, ohne einem Menschen etwas davon zu sagen, während er *dieses* Recht auf 2. Auflagen gar nicht hat. – Die ganze Rechnung ist kleinlich und steht in lächerlichem Kontrast zu dem Geschwätz von Aufopferung, Freundschaft und Uneigennützigkeit, mit dem er sich

bei Nietzsche und uns eingeschmeichelt hat. Nietzsche ist für Naumann nichts als ein Ausbeutungsobjekt. Nach dem persönlichen Eindruck, den ich von Naumann habe, hätte ich das nicht für möglich gehalten; ich hätte mir allerdings sagen können, daß ein wirklich hilfsbereiter, nobler angelegter Mensch nicht immer seine Uninteressiertheit im Munde führt; andererseits aber glaubte ich diesen Mangel an Geschmack dem Erstaunen eines Geschäftsmannes, der sich einmal auf ungewohnten Wegen ertappt, zu Gute rechnen zu müssen.

Frau Dr. Förster hat die Sache dem Rechtsanwalt Dr. Wilde in Naumburg übergeben. Es werden die Gutachten anderer Drucker eingeholt, neue Preise, überhaupt eine neue Rechnung gemacht, die Neudrucke womöglich mit 40 M. Honorar pro Bogen Naumann noch überlassen *usw.* usw.

Meine Frage – wenn Sie ihr ja Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen – ist nun: Sollten sich unter Nietzsches Papieren nicht frühere Rechnungen Naumanns befinden? Ich glaube kaum, daß die im Kontokorrent eingetragenen Herstellungspreise die sind, die Naumann Nietzsche s. Zt. gemeldet hat: 1000 Exemplare Jenseits (12 Bogen) 1290 M. (mit Umschlag), 1000 Exempl. Götzendämmerung (9 Bogen) 653 M., 1000 Exempl. Fall Wagner (33/4 Bogen) 418 M., 1000 Exempl. Zarathustra IV (10 Bogen) mit Portrait 700 M.

Mit der abweichenden Beurkundung der jetzigen Preise durch die ursprünglichen Fakturen wäre der Rechtssache natürlich sehr gedient. Ich halte die von Naumann jetzt angestellte Rechnung für eine freie Phantasie aus diesem Sommer, dazu gemacht, sich durch die am Ende herauskommende *Schuld* von 3000 M. (die die Erben Nietzsches nicht bezahlen) die Bücher spesenfrei im Verlag zu erhalten.« Und am 14. November 91: »Die Summe 580 M. für Herstellung der ›Genealogie‹ stimmt genau zur Summe im Kontokorrent.A246 Da hätte freilich Nietzsche selbst gegen die Höhe desselben protestieren müssen; jetzt ist es mit der Nicht-Anerkennung derselben wohl zu spät. Über Rechnungen etc. habe ich mit Nietzsche nie gesprochen: aber auch wenn dies geschehen wäre, würde ich die Sache schwerlich überlegt und beanstandet haben. Gegen die Herstellungskosten ist also wohl kaum etwas zu tun; es bleiben jedoch eine Masse andre Posten in dem viele Seiten haltenden Konto, mit denen man sich nicht zufrieden geben kann; sodann bleibt die unberechtigte Anfertigung neuer Auflagen.

Ob Frau Dr. Förster nach Paraguay gereist ist? Ich weiß auch das nicht. Gewiß wäre das für den Ausgang der Sache schlimm. Die Frau *Pastor ist* gar nicht geneigt, sich mit Advokaten herumzuschlagen; sie stimmte in dieser Angelegenheit, während ich dort war, keinen Augenblick mit ihrer Tochter überein; sie wollte lieber Unrecht leiden, als der Nötigung folgen, sich durch kostspielige Juristen Recht zu verschaffen. Dagegen läßt sich nur sagen, daß es nicht ihr, sondern ihres Sohnes Recht ist, das hier ausgefochten werden soll. Hätte sie eine genauere Kenntnis der Sachen, dann würde sie wohl nicht so sprechen: aber es liegt nicht in ihrem Wesen, sich in dergleichen hineinzufinden. Alles Exakte, Zahlenmäßige ist ihr fremd, und sie würde beim besten Willen nicht im Stande sein, diese komplizierte Angelegenheit zu der ihrigen zu machen.

Mein Vater, dem ich die Sache vortrug, meinte, daß hier schwerlich viel erreicht werden könne. Kaufmännische Forderungen, wenn sie nicht geradezu toll von dem zu Erwartenden abwichen, seien *nicht* leicht umzustoßen. Auch von herbeigerufenen, um ihr Urteil befragten Fachmännern müsse ein gewisser Spielraum im Preise dem ›Lieferanten‹ (welches herrliche deutsche Wort!) zugestanden werden.

Die unbefugt hergestellten *neuen* Auflagen müßte Naumann zu einem bestimmten Preis von den Nietzsches erwerben; Schmeitzner meinte, als ich ihn in Chemnitz sprach, zu 40 Mark pro Bogen. – Vertrieb etc. wäre alles dann Naumanns Sache *allein:* das Kontokorrent fiele also für diese 2. Auflage fort. Nun hat aber Schlaumeier Naumann das ganze Konto so eingestellt, daß, wenn diese Forderung an ihn heranträte, er mit seinem Guthaben von 3000 M. dagegen kommt! Und dann hebt sich beides gegenseitig auf oder es bleibt für die Nietzsches immer noch ein zu tilgender Rest. – Ich weiß wirklich nicht, ob man unter solchen Umständen die Meinung der Frau Pastor, daß man nur Rechtskosten haben und nichts erreichen werde, für so irrig halten soll. *Ich* kann mich aus gewissen Gründen nicht mit der Sache befassen. Was ich allenfalls tun könnte, wäre: dem Naumann einzuschärfen, wie er sich als bloßer Drucker und Kommissionär (und durchaus nicht Verleger) gegen alte und neue Auflagen zu verhalten habe. Leider hat Nietzsche aus unangebrachter Noblesse dem Naumann nichts Kontraktliches abverlangt! Mit einem solchen Schriftstück ließe sich die Luft sofort wieder säubern.«

Und die Mutter an Overbeck am 30. Dezember 91: »Jetzt hat sie [Elisabeth] die Naumanngeschichte mit wahrem Löwenmut durchgefochten, welch Zeugnis selbst der Justizrat ihr zugesteht, denn sie wäre mit einer Umsicht und Sachkenntnis verfahren, die ihn selbst in Verwunderung gesetzt hätte. Sie werden durch Herrn Köselitz vielleicht gehört haben, welch enorme Forderungen Naumann zu bekommen aufgestellt hatte, zuletzt ›wollte er sich mit 1500 M. begnügen‹. Lieschen dagegen wußte und hatte sich alle Beweise dafür verschafft, so auch von verschiedenen *guten* Buchdruckern die Sätze der Zahlungen, daß *er* nur zu zahlen habe. Er wurde deshalb verschiedentlich beschieden, erschien aber nicht, bis ihm angezeigt wurde, ›entweder anderen Tags zu erscheinen oder es würde an selbigem Tage alles der Staatsanwaltschaft zu strafrechtlicher Verfolgung übergeben werden, vorzüglich wegen der neuen Auflagen ... Darauf telegraphierte er, daß sein Neffe ... erscheinen werde, und zwar hatte ihn Lieschen gleich zum Justizrat bestellt ... Sie hat ihm zunächst eine tüchtige Rede, wegen der Handlungsweise seines Onkels, hinsichtlich seiner gezeigten Teilnahme und doch solcher Ausbeutung des Unglücks gehalten, und ihm das Gesetzlich-Strafrechtliche angezeigt. Natürlich war er vom Onkel mit Opposition ausgerüstet gewesen, hatte aber doch nach und nach alles zugeben müssen, und so wurde die Forderung unsererseits auf 3500 M. festgestellt und nachdem er *den* Tag wieder zum Onkel gereist war, wäre er anderen Tages wie ein Ohrwürmchen zurückgekehrt und nur das Wort gehabt ›wie Frau Doktor befehlen‹. Kurz, Naumanns 1500 M. sind gestrichen und 3500 M. in unseren Händen, um nachträglich seine unrechtmäßige Handlungsweise zu legalisieren, auch werden alle Verträge hinsichtlich der neuen Auflagen notarisch jetzt festgemacht. Lieschen hat ausgemacht, mit dem Neffen im Namen seines Onkels alles abzuschließen, Herrn Naumann aber nicht wieder sehen zu wollen.«

Nachdem man also gehörig gestritten hatte, fand man wieder den Weg der Versöhnung: am 9. Februar 1892 kam es zum Vertragsabschluß über eine Gesamt-Ausgabe mit Naumann als Verleger. Köselitz, der sich aus dem Streit herausgehalten, aber am Verhandlungsergebnis nicht uninteressiert war, weil er sich als Herausgeber sah, berichtet Overbeck am 26. Februar 1892: »Am 4.-6. Februar war ich wieder einmal in Naumburg, und am 8. Februar verhandelte ich mit Naumann, worauf am 9. der Neffe Naumanns (der das Geschäft einst übernehmen wird) sofort zu Frau Dr. Förster fuhr und einen Verlagskontrakt abschloß. Danach wird Naumann der Generalverleger Nietzsches: was jetzt noch Fritzsch hat, wird bei der 2. Auflage bei Naumann erscheinen. Bei diesen 2. Auflagen bezahlt Naumann

pro Druckbogen 50 M. (Bogenzahl wird stets nach der Bogenzahl der 1. Auflage gezählt). Bei der 3. und den folgenden Auflagen zahlt Naumann 30 M. pro Bogen. Ich glaube kaum, daß sich von irgend einem Verleger augenblicklich hätten günstigere Bedingungen erwarten lassen; ich redete deshalb Frau Dr. Förster zu. Fritzsch ist zwar ein anständiger Verleger, aber in dessen Verlag wird doch immer *Wagner* den 1. Platz haben. Wagner und Nietzsche, im Verlag eines Wagnerianers, vertragen sich nicht recht; der letztere wird da immer stiefmütterlich behandelt werden. – Fritzsch war bei meinem Aufenthalt in Naumburg auch einige Stunden dort; ich habe ihn sodann in Leipzig nochmals besucht. Er schien mir aber nicht gerade erpicht auf Nietzsche. Man hatte auch ihn, im Fall er auf den Gesamt-Verlag reflektiere, gebeten, seine Bedingungen aufzustellen. Im stillen hatte er ein großes Interesse, Nietzsche ganz zu erwerben; aber er gab es nicht zu erkennen. Es wurde dies erst klar, als der Kontrakt mit Naumann am 9. unterzeichnet worden war: Fritzsch soll da ganz entrüstet nach Naumburg telegraphiert haben.«

Der Mutter war nicht ganz wohl bei der Sache. *Sie* schrieb an Overbeck am 31. März: »Über die Naumannangelegenheit wundern Sie sich, wie ich mich wundere, ebenso Herr Köselitz über den abgeschlossenen Vertrag, welcher so günstig wäre; mir war er nur zu sehr verklausuliert und sah und hörte ihn nur als ich ihn unterschreiben mußte. Ich fand das Ganze, durch jungen Naumanns Anwesenheit wohl veranlaßt, gar *zu* beschleunigt, auch durch das Zureden des Justizrates mitveranlaßt, Lieschen hatte dann auch ihre Bedenken, doch wurden wir durch Herrn Köselitzens Brief, welcher ihn für *ausnehmend* günstig hält, beruhigt. Ach und die Zarathustraangelegenheit!«

Ja, der Zarathustra! Nun kam Teil IV im Rahmen der Gesamtausgabe doch zur Publikation. Der erste, mit allen vier Teilen vollständige Zarathustra kam denn auch – mit einer weitausgreifenden Einführung von »Peter Gast« – im Herbst 1892 heraus, und nur ein Jahr nach seiner Rückstellung Ostern 1892, wurde der Teil IV ausgeliefert; doch, kaum hatten sich die Wellen um die Erhaltung und das Gedeihen des Werkes gelegt, da mußte die Mutter ein neuer Kummer bedrücken:

Elisabeth reist nach Paraguay zurück

und überläßt die Mutter wieder völlig allein ihrer schweren Aufgabe. Ging sie für immer, oder mindestens für Jahre? Das war die bange Frage, auf die es jetzt noch keine bestimmte Antwort gab. Elisabeth sprach allerdings schon von einer möglichen baldigen Rückkehr. *Sie* wußte innerlich zu gut, daß ihre Position drüben auf die Dauer nicht zu halten war. So sehr diese Aussicht die Mutter befriedigen mochte – denn sie ließ auch dieses Kind nicht gerne ziehen –, so bedrückte sie doch ein ganz eigenartiges Bedenken: der deutliche geistige Rückgang und auch der körperliche Zerfall ihres Pfleglings, der sich genau nach den düsteren Prophezeiungen Binswangers vollzog: »Solche Zukunftsbilder des Schlimmerwerdens sind der einzige Milderungsgrund bei der Trennung von meinem Lieschen, ... Ein furchtbarer mir oft kaum zu überwindender Gedanke, und doch, wenn der Rückgang des Geistes unsres Geliebten immer mehr hervorträte, weiß ich schon jetzt aus Erfahrung, wie sie leidet und leiden *würde,* sie stellt sich das, glaube ich, gar nicht recht vor, auch daß sie bald wiederkommen könne meint sie, und ich mache sie nicht darauf aufmerksam. Lieber will ich sie *dann* einige Zeit betrübt wissen, als auch sie darunter so leiden zu sehen, was zu tragen dann wohl zu viel wäre und die Kraft zur Pflege erlahmen würde, das fühle ich. Ihr Hiersein ist uns ja eine große Freude, und wie

wird es mich bedrücken, wenn er in Zukunft, wie er es jetzt so oft tut, fragt, ›wo ist meine Schwester‹, und von ihr so liebevoll spricht« (an Overbeck, 1. April 1892).

Elisabeth fuhr am 2. Juni 1892 von Hamburg ab und kam am 26. Juni in Montevideo an. Nicht viel mehr als ein Jahr später tritt sie die endgültige Heimreise an und trifft Anfang September 1893 in Naumburg ein. Sie hatte sich durch den Verkauf des »Försterhof« in aller Form von der Kolonie getrennt. Zu Hause findet sie ihren Bruder in einem wesentlich reduzierten Zustand. Der Zerfall hatte sich rasch beschleunigt.

Die Befürchtung der Mutter, Elisabeth werde seelisch den Anforderungen der letztlich aussichtslosen Pflege, die nur noch ein Begleiten auf dem schauerlichen Weg in das düstere Ende sein konnte, nicht gewachsen sein, sollte sich glücklicherweise nicht bestätigen. So viel und so Berechtigtes Elisabeth später als Archivleiterin vorgeworfen wurde: als *diese* Aufgabe der physischen Fürsorge für den Bruder an sie herantrat, hat sie sie mit derselben Umsicht und Ausdauer gelöst wie die Mutter. Die geschwisterliche Liebe hat über alle Vorbehalte und Differenzen gesiegt, wie es früher auch von seiten des Bruders mehrmals und in anders nicht verständlicher Weise geschehen war. Die kreatürliche Bindung war zwischen diesen drei Menschen außerordentlich stark, sie war eine Wesensgrundlage, ohne die Nietzsches ganzes – geistiges und physisches – Leben nicht möglich war und nicht zu begreifen ist.

Die Mutter täuschte sich jetzt aber auch darin, daß sie glaubte, es sei ihr gelungen, vor Elisabeth die Einsicht in die Hoffnungslosigkeit der weiteren Entwicklung zu verbergen. Noch vor Elisabeths Abreise, am 17. Mai 1892, konnte Erwin Rohde an Overbeck schreibenB1284: »Ganz zufällig stieß ich auf Nietzsches Zarathustra IV. So ist er *doch* heraus! Ein wunderliches, aber oft ergreifendes Buch, an dem ich überall den tiefsten eignen Klang einer zum Abgrund hinab schreitenden Seele höre. Wie er sich so in seine Traumwelt förmlich familiär einlebt – ich kann das alles nur mit wehmutsvoller Erschütterung lesen. *Diese* Erfahrung, den *tiefsten* und *reichsten Geist* der einem begegnet ist, in Wahnsinn und die Unzugänglichkeit seiner Wahnwelt verschwunden zu wissen, – das klingt immer wieder auf in einem, mit einem unbeschreiblich traurig machenden Totenglockenklang. Er soll jetzt ganz aufgegeben sein, auch von den Seinen: so etwa schrieb mir Volkelt, nachdem er Nietzsches Schwester (die sich, nach Volkelts Beschreibung – wenn es nur nicht eine Verkennung ist! – geistig sehr gehoben haben müßte) in Jena gesehen hatte.« Und jetzt endlich, am 3. Juli 1892, gesteht auch die Mutter Overbeck: »Seitdem es mehr den Anschein hat, daß Prof. Binswangers Voraussage sich bewahrheitet und unseres Herzenspatienten geistiges Befinden nicht vorwärts, sondern immer mehr rückwärts geht, ist mir ein Bericht jedesmal eine Aufgabe, während ich früher mit wahrem Vergnügen an Sie darüber schrieb, immer in dem Wahne, daß es gegen die bisherigen Beschreibungen in der Anstalt so viel besser ging, und doch ist alles nur Einbildung gewesen, indem eine solche Krankheit, wenn auch langsam, aber doch (ihren) geistvernichtenden Weg geht, was das geübte ärztliche Auge natürlich gleich erkannt hat, was ich nun leider zugeben muß. Sein Äußeres ist sehr gut, ebenso sein körperliches Befinden, ich möchte fast sagen, normal zu nennen, aber sein lieber herrlicher Geist verarmt immer mehr, doch hat sein ganzes Wesen etwas so rührendes.« Sie muß ihm weiterhin die Hand auf die Stirn legen, und wenn sie ihm vorliest, da hält er ihre rechte Hand »stundenlang fast krampfhaft fest auf der Brust, und man fühlt, was das ihm für eine Freude und Beruhigung ist«.

Wie schlimm es bereits steht, schildert sie nur wenige Tage später Overbeck: »Heute war unser lieber Patient, als ich an seinem Bett mit ihm gleichzeitig

frühstückte (denn ich muß ihm alles reichen, auch größtenteils zu Mittag, ihn auch waschen und ausziehen und ihn jedesmal erinnern), höchst vergnügt, ... während er jetzt z. B. neben mir ganz still, hüben und drüben seine Hände auf die Arme des Großvaterstuhls gelegt und diese abwechselnd ansehend, dasitzt. Sein Gesicht sieht auch dabei wie in seinen gesundesten Tagen aus, so daß mir sein Leiden immer und immer ein Geheimnis bleibt ... Vor etwa 1/4 Jahr war ich mit ihm in Jena bei Binswanger. Derselbe freute sich über seinen Anblick, im übrigen war aber kein Wort aus Fritz zu bringen. Prof. Binswanger sprach seine Freude aus, daß ich ihn bei mir haben könne und liebt und verehrt Fritz in seinen Werken und bedauert, ›daß die Adlerfittiche des hehren Geistes meines *großen* Sohnes so früh gelähmt sind‹, schrieb er später.«

Vom September an muß die Mutter die Spaziergänge in die Abendstunden verlegen, »da er von Nachmittag an immer mehr oder weniger erregt ist, ... wo es gut ist, daß wir in Dunkel gehüllt sind, sei es auch nur zu schnelles Gehen an meinem Arm oder sich plötzlich davon losreißen oder kleine Kämpfe, daß ich ihn vor dem Fallen in den Chausseegraben bewahren will, da er am äußersten Rande am liebsten geht, und doch halte ich Bewegung des Körpers für das Beste auch für ihn, da er doch zu Hause nur von Stuhl zu Stuhl oder Sofa kommt. Außerdem baden wir ihn nunzwei- dreimal die Woche *warm* [in der Wanne!] und die Zwischentage bekommt er eine Abseife und Abspülung, danach im Bett sein Frühstück und darauf gehen wir.« Zu Hause sitzt er am Fenster und spielt mit »5 Portemonnaies, welche allerlei, außer kleinen Münzen, in sich bergen, und drückt über Hasekiels Kriegslieder, welcher in seinen Versen alle die Feldherren von 1866 nennt, sein Entzücken beim Durchblättern des Büchelchens aus ..., dann ißt er zu Mittag, wo es ihm immer recht gut schmeckt, verlangt aber *nie* nach Speise *von selbst ...* Gestern ... da Alwine, meine Treffliche, ihren Ausgehetag hatte, [und ich] nicht mit ihm gehen konnte, hat er sich bis 1/41 Uhr in seinem Bett noch weiter müde geredet. Er hat so stehende Sätze, die er vielfach wiederholt, so jetzt: ›ich bin tot weil ich dumm bin', auch umgekehrt sagt er es, oder ... ›ich bebe keine Pferde‹ anstatt liebe, welches Wort ich ihm hundertfach auf unseren Gängen wiederhole, bringt er es aber trotzdem selten richtig hervor, so diesen Morgen ... war es sein erstes Wort: ›ich bebe keine Pferde‹.« Denkt man an den Zwischenfall in Turin mit dem Pferd, an seinen Stolz, mit dem er sich »reitender Artillerist« nannte, so erhält dieser Ausspruch eine unheimliche Dimension.

Am 3. Oktober 1892 zerknittert er unvermittelt der Mutter das bereitliegende Briefpapier. Am selben Tage »war die Tochter unsres Oberpredigers Wenkel bei uns und spielte ihm einiges vor, auch von Wagner, er zeigte aber wenig Interesse, hatte aber Pläsier an ihrem Besuch, so daß ich sie gebeten habe, bald wieder zu kommen, da er sonst niemand Fremdes mehr sieht.«

Am 15. Oktober, zu Nietzsches Geburtstag, ist Köselitz in Naumburg. Er holt sich dabei die Manuskripte ab, die Overbeck nach seinem Wunsche dahin geschickt hatte und die gerade noch einen Tag zuvor angekommen waren. Merkwürdigerweise sagt er in seinem Brief vom 29. Oktober an Overbeck noch kein Wort über seine Eindrücke vom Patienten, wie sich auch die Mutter am 5. November gegenüber Overbeck gleichfalls ausschweigt. Köselitz schreibt jetzt nur eine – allerdings bedeutsame grundsätzliche – Darlegung über seine Arbeit an der neuen Ausgabe, und die Mutter weiß von einem Livländer namens Jürgenssohn aus Berlin zu berichten, der ihr eine Naturheilmethode empfiehlt, gegen die sie aber mißtrauisch bleibt. »Außerdem, daß wir jetzt eine Nacht um die andere fast schlaflos zubringen, indem er zwar in seinem Bett ganz vergnügt liegt, sich aber laut mit sich unterhält

und sich mit der rechten Hand die linke Brustseite reibt. Letzteres muß ich nun immer, indem ich zeitweise länger an seinem Bett weile, zu unterbrechen suchen, denn es geschieht ohne Aufsicht dann steigernd in einer Weise, daß er wie gebadet in seinem Bett liegt, und dagegen helfen weder gute noch strenge Worte, es ist eben eine Nervenaufregung.« Von dieser wieder auflebenden Bewegungsmanie war auch Köselitz tief beeindruckt, was er am 5. Januar 1893 Overbeck ausdrückt: »Das letztemal in Naumburg hat mich Nietzsche nicht wiedererkannt. Zu reden mit ihm war rein nichts mehr ... Beängstigend war das emphatische Wesen beim Lesen oder Monologisieren: ich hatte den Eindruck, daß er in diesem Zustand seine Mutter möglicherweise einmal erschlagen oder erwürgen könne. Vor zwei, drei Wochen schrieb sie mir aber, diese Überreizung hätte sich inzwischen verloren.«A247

Auch Overbeck berichtet sie am 8. Januar ähnlich: »Ich schilderte Prof. Binswanger seinen Zustand und er hielt es für eine schwere Gehirnreizung und neuen Fortschritt der Krankheit und ich solle ihn in die Privatklinik nach Jena bringen, wo er ihn in Behandlung nehmen wolle. Ich weiß, was der gute Binswanger über das ganze Leiden meines Sohnes denkt, und so konnte ich mich nicht entschließen, ihn von mir zu geben. Auch er hatte das erkannt und ließ mir durch jemand Befreundeten Mittel angeben, was ich aber bei dem Zustand nicht anwenden konnte, ohne augenblicklichen Gehirnschlag ... zu befürchten. Kurz, es war eine furchtbare Zeit, hat sich aber nach und nach wieder verloren, indem ich ... ihn bis gegen 12 Uhr [Mitternacht] in seinem Lehnstuhl, wo er noch am ehesten ein wenig einduselte und das Reiben mit der Hand auf dem Seitenstuhlarm abmachte und darum gar nicht wie im Bett aufregte, sitzen ließ. Diese Zeit ... hat aber seine Kräfte mitgenommen, indem sich die Gehirnlähmung jetzt auf das Rückgrat zu erstrecken scheint, denn er ist so steif, (so) daß wir kaum eine Stunde des Tages noch gehen.«

Im Frühjahr läßt die Mutter im Hause bauliche Veränderungen vornehmen. Vom Zimmer des Patienten wird eine Türe zur Veranda herausgebrochen und diese vergrößert. Damit wird leichtere und größere Bewegungsmöglichkeit geschaffen, was auch nötig war, denn mit den Spaziergängen wurde es immer problematischer, bis sie bald gänzlich eingestellt werden mußten; einmal wegen der Rückenversteifung, dann aber hauptsächlich wegen seines auffälligen und lauten Benehmens. Anfänglich versuchte es die Mutter und hatte vorerst damit Erfolg, wenige Schritte vor einer Begegnung ihm Gedichte vorzusagen, auf die er hinhörte und damit abgelenkt wurde und sein motorisches Geplauder für einen Moment einstellte. Als aber auch dies nichts mehr nützte und er ihr »mit stärkster Stimme in die Strophe fiel«, mußte sie auch das aufgeben, was sie viele Tränen kostete. Nun mußte sie die Ausflüge auf die nächste Umgebung des Hauses beschränken und in die Abendstunden legen. Zunächst wieder regelmäßig ließ sie sich von einem Kutscher in den Wald fahren, wo sie dann mit dem Patienten eine bis anderthalb Stunden im Schutze der Einsamkeit herumgehen konnte. Für die Fahrten war es ein Glück, daß der Kutscher halb taub war und von den Schreien des Insassen nicht irritiert wurde. In solches Schreien brach er bei völlig heiterem und gleichmäßigem Gesichtsausdruck aus, ohne jedes Anzeichen von Schmerzempfindung. Zu Hause fuhr ihn Alwine, seit 15 Jahren das treue Hausmädchen der Frau Pastor, im Rollstuhl. Überhaupt war Alwine in der immer schwerer, auch körperlich anstrengenderen Pflege mehr als bloß eine wertvolle Hilfe: sie trug ihr gut Teil!

Als Overbeck für den Sommer 1893 die Möglichkeit seines Besuches andeutet, muß ihn die Mutter darauf vorbereiten, daß ihn der Sohn wahrscheinlich nicht mehr erkennen werde. Auch an sie stellt er im März 1893 öfters die merkwürdige Frage: »Heißt du Franziska vielleicht?« Er wiederholt auch stereotyp einzelne Phrasen, so

»mehr Licht«, oder »summarisch tot«. Hatte er so etwas Ähnliches irgendwann früher aus einem Gespräch über seinen geistigen Zustand aufgenommen und reproduzierte nun das Gedächtnis diese »Aufnahme« mechanisch-besinnungslos?

Während so der Geist des Autors sich auflöste, wuchs die Ausbreitung und Wirkung seines Werkes unaufhaltsam, jetzt auch neu belebt durch die von Köselitz betreuten Neuauflagen bei Naumann auf der buchhändlerisch endlich gesicherten Grundlage des von Köselitz vermittelten Vertrages vom 9. Februar 1892. Köselitz, der Venedig verlassen und sich in seinen von Naumburg und Leipzig nicht sehr weit entfernten Heimatort Annaberg zurückgezogen hatte, arbeitete wie ein Besessener im Gefühl des Berufenseins an dieser Neu-Ausgabe, die er mit einführenden Vorworten versah, wobei er versuchte, aus seinen persönlichen Erfahrungen und Eindrücken aus der Zeit der engen Zusammenarbeit mit Nietzsche seine Interpretationen zu untermauern.

Im August oder September 1892 schrieb er der Mutter: »Für die neuen Auflagen der anderen Schriften Ihres Herrn Sohnes möchte ich gern die *von ihm benutzten Exemplare* dieser Schriften zur Hand haben. Er schrieb mir einmal, daß z. B. er den I. Band von ›Menschliches‹ ziemlich umgearbeitet habe! Für eine neue Auflage möchte ich diese Verbesserungen gern verwenden. Aber diese Bücher sind, glaube ich, auch in Basel bei Prof. Overbeck. Wie wäre es, verehrte Frau Pastor, wenn Sie sich die Kiste, die ja nicht ewig dort bleiben kann ... von Overbeck schicken ließen? So könnte ich im Oktober, wo ich vielleicht mir wieder die Freiheit nehme Sie zu besuchen, jene Bücher einsehen.« Overbeck sandte die Kisten (es waren fünf) wohlverpackt, so daß sie »in ausgezeichnetem Zustand hier angekommen, und zwar 24 Stunden vorher, ehe Herr Köselitz als unser lieber Geburtstagsgast bei uns eintraf, und so ließ ich gleich alles in dessen Logierstelle bringen, damit er darin schalten und walten konnte«. Das hat er dann auch getan!

Am 29. Oktober entschuldigt er sich bei Overbeck im alten freundschaftlichen und ergebenen Ton (»Ihr ewig dankbarer Schüler«) für das lange Stillschweigen, was wohl diesmal heißen soll: den Umweg der Anfrage über die Mutter. Dann aber entwickelt er ihm seine Gesichtspunkte für seine Edition:

»Daß das Vorwort zur 2. Auflage des Zarathustra von Ihnen gelesen worden ist, ehrt und freut mich. Ich glaube, dies Vorwort klärt manchen Herankommenden, der sich in das Wirrsal von Aphorismen etc. nicht hineinfinden kann, über Nietzsches Absichten auf. Ich habe namentlich die eine Seite von Nietzsches Lehre akzentuiert, – daß der Mensch zuerst *sich selbst* in die Gewalt bekomme: die Herren-Moral innerhalb der Trieb-Welt des einzelnen Menschen. Das übrige – Herr der anderen werden – ergibt sich dann von selbst. – Den ›Übermenschen‹ habe ich einstweilen zu einer Qualität, zu einem Abstractum gemacht, – obwohl ich weiß, daß Nietzsche die Sache auch noch anders meinte. Ich möchte erst ein Jahrzehnt verlaufen und die Leser Nietzsches sich an diese Auffassung gewöhnen lassen, ehe ich von den großen Zuchtmeistern rede, die Nietzsche für nötig hielt. Nietzsches Schriften deshalb nicht die höchste Schule der Vornehmheit zu nennen, weil etwas zu viel von vornehm darin die Rede sei – kann meines Erachtens kein Grund sein, sie dennoch so zu nennen. Nietzsche faßte den Begriff ›vornehm‹ neu, und es war dabei nicht zu umgehen, über die Sache selbst zu reden. Meine Kenntnisse sind nicht weit her: ich gestehe also, daß ich nirgends etwas Ähnliches, wie in Nietzsche, über Rangfragen gefunden habe. Am ehesten Plato – der aber als Psycholog naiv und ein Fasler ist. Der Cortigiano des Castiglione z. B. ist doch nur ein Buch in der Art von ›Der gute Ton‹, wie er in der Bibliothek von in die Gesellschaft eintretenden jungen Leuten sich findet. Castiglione schreibt für Adlige. Nietzsche kommt aber als *Volksorganisator* auf

die Frage zu, in einem demokratischen Zeitalter. – Daß Nietzsche den Leser zuweilen fühlen läßt, daß er sich selbst als vornehm empfinde – hat er das nicht mit allen gemein, die ein Recht hatten, ›sich‹ zu ›fühlen‹?

Selbst diese ganz plumpe Wendung: ›ich habe den Deutschen die tiefsten Bücher gegeben, die sie überhaupt haben‹ ist ganz in der Art großer Menschen unklug, eine stolze Dummheit – eben vornehm, wie Riesen vornehm sind; diese Wendung ist übrigens aus einem ungeheuren Schmerz geboren, (vielleicht ist es mir erlaubt, hier ein wenig nachzuempfinden;) ein Mensch, der sein Bestes gibt und dafür von den andern behandelt wird, als habe er ihnen damit wehe tun wollen – sagt zuletzt ganz ungeschlacht heraus, wofür er sich selbst hält, um nur endlich erlöst zu sein von all den Halbschierigen und Unentschiedenen um ihn herum. In Betreff seines Glaubens an das Betroffensein von Wahnsinn habe ich vieles mit Nietzsche erlebt, vielleicht Schlimmeres, als selbst Sie, verehrter Herr Professor. Zuweilen war es so toll, daß man hätte selbst den Verstand verlieren können, – unter einem fremden Volk, in schauerlichen, kalten, verwahrlosten Räumen verdoppelt sich die Schwere des Eindrucks. Aber von irgend einer Spur von Wahnsinn habe ich nichts gemerkt, – eher das Gegenteil davon. Daß ein schmerzzerfleischter Mensch die entsetzlichsten Vermutungen über die Zukunft seines Leidens anstellt, ist ganz natürlich; für den Übermenschen können sie aber nicht als Richtschnur bei der Beurteilung des Leidens dienen.

Doch – es fehlt mir die Ruhe, um diese Dinge geordnet und schärfer pointiert vorzubringen. Ich würde mich freuen, wenn mein Vorwort zum Zarathustra Sie reizte, auch *Ihren* Eindruck Nietzsches zu fixieren; denn nur durch die größere Zahl von Zeugenaussagen läßt sich, von Fernerstehenden, ein halbwegs zutreffendes Bild gewinnen. Freunde eines so außerordentlichen und merkwürdigen Menschen, wie Nietzsche's, haben sogar die *Pflicht,* ihre Erlebnisse mit ihm für kommende Zeiten aufzubewahren. Nietzsches Stellung zur Welt ist die des Künstlers: – die Welt ein sich fortwährend aus sich selbst gebärendes Kunstwerk! Was geht den Künstler schließlich der Immoralismus, Amoralismus oder irgend welcher Moralismus an: er sieht auf Schönheit, Gesundheit, Stärke, Glück, Hoheit, er will ›Rasse‹. Für mich ist dieser Standpunkt bezaubernd: daher werde ich, soviel an meiner Wenigkeit liegt, Nietzsches Wirkung in der Geschichte nicht zu vermindern suchen.«

Von solchen Gedanken beflügelt brachte Köselitz 1892 außer dem vollständigen ›Zarathustra‹ noch alle vier ›Unzeitgemäßen Betrachtungen‹ mit den dazugehörigen ›Ecce homo‹-Stellen heraus, und 1893 ›Menschliches – Allzumenschliches‹ vollständig (beide Teile), ›Jenseits von Gut und Böse‹ und die ›Genealogie der Moral‹; alle mit Einführungen versehen.

Mitten in diese Tätigkeit platzte nun aber »ein Ereignis, bei dem ich und die ganze Nietzsche-Sache in Unruhe geraten mußte:

Frau Dr. Förster ist aus Paraguay zurückgekommen!

Da gab es ein paar schlimme Tage, in denen ich am liebsten meine Herausgeberschaft an den Nagel gehängt hätte«, wie Köselitz am 19. September 1893 Overbeck schreibt. Er sollte sich nicht irren, und er war der erste, der die ganze Härte des neuen Regiments zu spüren bekam. Bei einer Begegnung in Leipzig fuhr ihn Elisabeth unvermittelt mit der Frage an: »Wer hat Sie denn eigentlich zum Herausgeber gemacht?« Der Konflikt spitzte sich rasch zu, und schon am 23. Oktober 1893 übergab ihr Köselitz den ganzen handschriftlichen Nachlaß Nietzsches, soweit er ihn zur Herausgabe oder Bearbeitung bei sich in Annaberg

hatte. »Ich glaube kaum, daß noch jemand existiert, dem diese Manuskripte leserlich wären«, schreibt er leise triumphierend Overbeck, woraus er seine Zuversicht schöpft, daß man in Naumburg nicht ohne seine wenigstens teilweise Mitherausgeberschaft werde auskommen können. Aber auch über diese Schwierigkeit setzte sich Elisabeth kaltblütig hinweg mit allen Risiken für die Edition dieser späten Nachlaß-Partien. Köselitz blieb vorherhand von jeder Mitarbeit ausgeschlossen, bis ihn Elisabeth sechs Jahre später, Anfang Oktober 1899, überraschenderweise ins Archiv berief, und er sich voll und ganz in ihre Methoden und Auffassungen einspinnen ließtB1285.

Nicht nur, daß sie ihn jetzt von jeglicher Mitarbeit ausschloß, sie verwarf auch seine bisherige Arbeit. Die von ihm redigierten Bände wurden eingezogen und eingestampft und eine neue Gesamtausgabe begonnen, für die sie Dr. Fritz KögelA248 als verantwortlichen Redaktor gewann, der zunächst einmal in Zeitungsartikeln die Köselitzsche Arbeit zerzausen und seine Vorreden als »irrtümlich« in die Ausgabe geraten abtun mußte. Köselitz spricht die Vermutung aus, daß Elisabeth zwei Jahre zuvor (1891 in Berlin) durch Vermittlung von Cosima Wagner auf Dr. Kögel gekommen war, von Haus aus zwar ein Philologe, wesentlich aber erfolgreich im Management der deutschen Eisenindustrie (Mannesmannröhren) tätig, der damit eine »speditive« Herausgebertätigkeit erwarten ließ, was auch aus finanziellen Erwägungen vonnöten war. Man brauchte Einnahmen aus den Büchern, denn die bescheidene Basler Pension hatte auch nur für eine bescheidene Lebensführung gereicht, wie sie früher Nietzsche und die letzten Jahre die Mutter geführt hatte. Nun aber wurde im Stile des »Försterhof« ein großes Haus geführt und Mitarbeiter engagiert. Schon der Mutter hatte in letzter Zeit die Basler Unterstützung nicht mehr gereicht: die Pflege des immer hilfloseren Patienten wurde aufwendiger – der wegen der Pflege notwendige Umbau des Hauses hatte Geld gekostet, und die Mutter verlor dadurch die letzte Möglichkeit, wenigstens von *einem* Mieter etwas zu bekommen.

Elisabeth ihrerseits brachte nichts mit. Trotz »Verkauf« des Försterhofs ging ihr persönlicher Vermögensanteil gänzlich in Paraguay auf.

So wird die Sorge, ja Angst verständlich, mit der sich die Mutter allemal an Overbeck wandte, wenn das Geld aus Basel auch nur wenige Tage ausblieb. Overbeck besorgte diese Übermittlung all die Jahre und wachte darüber, daß die ursprünglich auf sechs Jahre (ab 1879) vereinbarten Subsidien immer wieder verlängert wurden. Im Frühjahr 1890 (Sitzung am 20. März) hatte die das Heuslersche Vermächtnis verwaltende Kommission auf seine Anregung hin sogar einen vorsorglichen Zusatzkredit von Fr 500.- bewilligt, für den die Mutter Overbeck am 7. Juni dankte: »Nun auf die Geldfrage zu kommen. Da muß ich einmal offen anfragen, bekommt unser lieber Patient die von Ihrer alleinigen Güte ausgewirkte Zulage, auch wenn ich dieselbe vor der Hand nicht für ihn brauchte und das Geld für zukünftige Ausgaben vielleicht von Ihnen ... zurückgelegt werden könnte? Sollte er in der Besserung so fortschreiten, wird er später das Verlangen haben, zumal meine Tochter kommen sollte, da und dort zu sein, und hier könnte doch auch nichts vermietet werden, dann wird eben das Geld nötig sein, und ob die guten Basler weiter so unerschöpflich in ihrer gütigen Gesinnung zu meinem Sohn sind?« Der Zuschuß wurde also im Augenblick nicht benützt und blieb die folgenden Jahre als »Saldovortrag« in der Fondsrechnung stehen. Als Folge der Vormundschaftsregelung in Naumburg verlangte die dortige Behörde die Überweisung aller dem Mündel gehörenden Vermögenswerte (Sparkassenbuch, Wertschriften), die bis dahin Overbeck in Basel sorgfältig verwaltet hatte. Die Mutter

bestätigt den richtigen Empfang am 29. September und 5. Oktober 1890. Nun hatte sich Overbeck nur noch um die Basler »Pension« zu kümmern und die prompte viertel- resp. halbjährliche Überweisung zu besorgen. Dafür dankt die Mutter am 11. Dezember 1890: »Wie dankbar bin ich immer den guten Baslern, daß ich wenigstens vor Existenzsorgen gesichert bin durch deren Güte. Denn es sind natürlich zwei Wohnungen oben in unsrer Benutzung, unten eine frei und wird noch eine frei. Ich kann mich jetzt so wenig um Mieter kümmern.« Sie hatte aber doch noch einmal Glück mit ihren Logisvermietungen und konnte Overbeck auf die Mitteilung, daß auch 1891 der Extrakredit wieder bewilligt sei, am 29. Juni 1891 antworten: »Immer und immer haben Sie Mühe und Arbeit mit uns, ich bin aber von Ihrem guten Herzen überzeugt, daß Sie gern unserm lieben Patienten Opfer bringen. Auch der guten Basler gedenke ich immer in wahrer Dankbarkeit, daß nach dieser Seite keine Sorgen nötig sind, indem ich auch jetzt unten zwei Wohnungen besetzt habe.« Das sieht aber im Herbst bereits wieder anders aus. Offenbar hatte sie keine sicheren Dauermieter, sondern Mitarbeiter (Praktikanten?) vom Landesgericht, die rasch wechselten. Am 5. Oktober 1891 meldet sie Overbeck: »Ich kann mich jetzt so garnicht um die Unterkunft der Wohnung in meinem Hause kümmern, und da die Gerichtsherren nur ein halbes Jahr an dem hiesigen Gericht zu arbeiten haben, so ist natürlich ein ewiger Wechsel, so daß ich augenblicklich nur meinen sechsjährigen Mieter habe. Dazu in diesem Jahre, was so lange schwebte und endlich vor vier Wochen meine Ecke auch daran kam, mit Wasserleitung und Kanalisation und höchst nötiges Abputzen der äußeren Front des Hauses.« Sie weiß auch, daß diese Subsidien nicht auf Lebenszeit gesprochen sind und sich auch nicht auf einen Rechtsanspruch gründen. Darum gerät sie sofort in panische Angst, wenn die Geldsendung nur wenige Tage ausbleibt, so am 3. Juli 1892: »Eigentlich sollte ich wohl heute am dritten des Monats noch nicht schreiben ... aber nehmen Sie es mir nicht übel ... Ich bin durch Ihre gütige baldige Sendung der Pension bisher so verwöhnt, daß ich garnicht weiß, wie ich mir es deuten soll, und da die Gewährung derselben doch wohl nur von der Güte der guten Basler abhängig ist, so mache ich mir die schlimmsten Gedanken ... Durch die etwaige Nichtgewährung würde mir eine Zukunft von unendlicher kaum zu tragender Sorge bevorstehen, denn es würden mir wohl höchstens als Vormünderin die Zinsen seines kleinen Kapitals vom Gericht zur Verfügung gestellt werden, da sie mit peinlicher Sorgfalt über den Besitz eines solchen Kranken wachen. Ich selbst tue es mit womöglich noch größerer Peinlichkeit, habe aber doch – da es in diesem Jahre so viele unvorhergesehene Ausgaben [gab] und ich ein und einhalb Jahr nur einen Mieter im Hause hatte, auch jetzt noch keine Aussicht [für neue] vorhanden ist und zwei Wohnungen neu gemacht werden mußten, – einige hundert Mark von seiner diesjährigen Büchereinnahme zugesetzt, so sehr ich mich dagegen sträubte. Von jetzt an muß ich aber diese Einnahme, welche in ein paar tausend Mark bestand [aus dem Naumann- Vertrag] ... anmelden, und so wird mir alles in Zukunft auf das knappeste zugemessen werden, und doch kann man und will man unserm geliebten Kranken nichts abgehen lassen, ... ist doch seine Existenz eine an und für sich höchst bescheidene.« Wie es tatsächlich steht, eröffnet sie Overbeck einmal am 8. Januar 1893: »Wie erwünscht sie [die Geldsendung] auch dieses Mal kam, wage ich nicht recht zu beschreiben, werde aber noch einmal darauf zurückkommen, wenn ich morgen, durch Frau Pinders Schwager, Herrn Justizrat Wilde, welcher die Sache mit Naumann führt, das gewünschte Nähere Ihnen mitteilen kann«, um dann am andern Tag fortzufahren: »heute ... brachte mir nun Sophiechen Pinder von ihrem Onkel den beiliegenden Zettel ... Hinsichtlich des ›zur Hälfte verbrauchten' habe ich 1891, wo eben die

Einnahme nicht reichen wollte, 500 M. davon bekommen. Das Übrige war zu Reisen meiner Tochter, um einen geeigneten Verleger zu finden, um Rücksprachen zu nehmen, Aufstellungen von anderen Buchdruckern machen zu lassen und sie den unverschämten Forderungen Naumanns entgegen zu halten, nötig, ferner Professor Binswanger, welcher durchaus für die Behandlung meines Sohnes nichts nahm, meines Sohnes sämtliche Werke zu schenken und prachtvoll binden lassen, und was es noch alles für Ausgaben gab, um eben besonders bei Naumann etwas zu erzielen ... Und was davon übrig war, nahm meine Tochter zur Reise ... Da ich aber, wie es scheint, niemand für das Parterre finde, indem der letzte Herr nun auch auf ein Jahr zur Vertretung weggegangen ist, indem man sich doch wohl an (der) Anwesenheit meines geliebten Kranken im Hause stößt, so geht es eben sehr knapp her, und meinem geliebten Sohn will ich doch nichts abgehen lassen, was zu seiner Pflege, Stärkung, Erleichterung, in das Bad hin- und herfahren usw. nötig ist. Ich und mein ausgezeichnetes Mädchen werden ja jetzt mit dem Heben allenfalls noch fertig, ... und der liebe Gott wird ja helfen, daß das liebe Kind nicht noch schwerer zu handhaben ist und wir für ihn einen Wärter nötig hätten. Wenn Sie daher, mein guter Herr Professor, für ihn gütigst eintreten wollten, daß ihm die Pension wieder bewilligt werde, so würde ich Ihnen unsagbar dankbar sein.«

1894 war im Dreijahresturnus ein Termin für die Bewilligung der Weiterführung. Und Overbeck setzte sich ein. Sein Einfluß und Ansehen bei den maßgebenden Kollegen war dazu gewichtig genug.

Mittlerweile waren auch die Einnahmen aus dem Verlagsvertrag an Zinsen gelegt worden, die etwas aushelfen mußten. Jedenfalls kann die Mutter am 29. März 1894 Overbeck berichten: »Meinen allerherzlichsten Dank für die viele ... Mühe, welche Sie Gütiger damit gehabt haben. Komme ich mir doch am 1. April und 1. Oktober, wo auch noch meine halbjährige Pension von 170 M. dazukommt, wie ein halber Krösus vor, weiß aber auch, daß dieser Reichtum ein halbes Jahr vorhalten muß, nebst den Zinsen vom guten Fritz, die mir seit 1. Oktober gewährt worden sind. Was gibt es aber auch für Zinsen usw. an diesen Terminen zu bezahlen! Glücklich sind wir nur, daß wir das eigene Haus haben, denn wer würde uns als Mieter jetzt nehmen, und wenn auch nehmen, wer uns behalten.«

Das also war die ökonomische Grundlage, auf welche der Haushalt der drei Frauen (Mutter, Elisabeth, Alwine) mit ihrem Patienten bauen konnte: Das Haus der Mutter, in das »Fritz« noch kurz vor dem Zusammenbruch von seinem Geld investiert hatte, seine Basler Pension von 1600 M. im Jahr, und die Einnahmen aus seinen Büchern resp. die Zinsen von diesen als Sparvermögen zurückgelegten Einnahmen. Der kranke Nietzsche trug finanziell eine Familie!

Auf die Dauer war das aber eine zu schmale, und in bezug auf die Basler Pension auch zu unsichere Grundlage. Das erkannte Elisabeth richtig und frühzeitig. Und sie sah die Lösung in

Gründung und Betrieb eines Nietzsche-Archivs

Weder die Mutter noch etwa Rohde und schon gar nicht Overbeck konnten sich für den Schritt begeistern und hatten gute Gründe für ihre Vorbehalte. Diese lagen aber mehr im Bereich des Ethischen als der harten Realität der wirtschaftlichen Existenz. Und die Zukunft hat dann auch Elisabeth auf dieser Ebene recht gegeben. Allerdings, *wie* sie das Archiv führte, seine Aufgabe auffaßte, sich selbst dabei sah, das alles bot der Kritik offene Angriffsflächen. Die Angriffe wurden auch vorgetragen, und sie schlug mit einer Rücksichtslosigkeit zurück, die einer Nietzsche dienenden

Anstalt unwürdig war. Sie versagte genau da, wo es namentlich Overbeck befürchtet hatte: sie ließ es an Würde und Geschmack fehlen, worüber es zum Zerwürfnis mit ihm kam. Doch das gehört in eine ›Geschichte des Nietzsche-Archivs', die hier nicht zu schreiben ist!A249

Organisatorisch ging Elisabeth im Ansatz von der richtigen Überlegung aus: wenn schon ein Nietzsche- Archiv ins Leben gerufen werden sollte (über welches »wenn schon« die Meinungen bereits bei der Gründung auseinandergingen), so war einmal keine Zeit zu verlieren. Das von vielen Seiten sich meldende Interesse an Nietzsche mußte genutzt, die vielen Anfrager befriedigt werden. Zum andern mußte das Institut möglichst breit abgestützt sein, und dafür bot sich die fortdauernde Teilnahme der Freunde am Schicksal des Kranken als Fundament. Elisabeth ging sofort daran, auch ältere Freundschaften zu reaktivieren, so mit der vermöglichen Meta v. Salis, der sie schon am 18. November 1893 ihre Pläne für ein Nietzsche-Archiv darlegte und die dann in den folgenden Jahren zu den wesentlichen Garanten der Institution »Nietzsche-Archiv« gehören sollte. Daß Elisabeth im übrigen in ihrer Konzeption das damalige »Goethe-Archiv« in Weimar zum Vorbild nahm, zeigte sie schon sehr bald in der Wahl ihrer Mitarbeiter sowie darin, daß es kein »offenes« Archiv war, das der interessierten Wissenschaft zur Verfügung stand (wie heute etwa die Handschriftensammlungen der großen Bibliotheken oder des »Goethe- und Schiller-Archivs« in Weimar). Die heutigen Archive verfolgen den Zweck, möglichst viel Quellenmaterial zu sammeln, um sie der Wissenschaft konzentriert – und damit bequem – zur Verfügung zu halten. Die damaligen Archive, vorab das Goethe-Archiv und noch mehr das Nietzsche-Archiv bis nach dem Tode von Frau Dr. Förster (8. November 1935), sammelten, um die Quellen privatem Besitz und damit möglicher freier Veröffentlichung zu entziehen und sich eine Monopolstellung in der Auswertung zu schaffen, womit die Versuchung zum Mißbrauch gegeben war, dem Elisabeth auch erlag.

Das finanzielle Unglück der Mutter, die Parterreräume ohne Mieter zu haben, kam Elisabeths Plänen entgegen. *Hier* richtet sie ihr erstes »Archiv-Zimmer« ein, in das sie nach der Weihnachtsfeier am 24. Dezember 1893 die Mutter erstmals führt. Es sollte das letzte Mal sein, daß die Mutter ein sie so erfüllendes und befriedigendes Weihnachtsfest feiern konnte, über das sie am 29. Dezember Overbeck berichtet: »Lieschen ... war [nach einer Influenza] aber am heiligen Abend wieder so weit wohl, daß wir uns einen Baum putzten und zwar nach meines Sohnes Wunsch, als ich ihn frug, ob einen kleinen oder großen: ›natürlich einen recht großen‹. Außerdem hatten wir ihm ein kleines SymphoniumA250 beschert, mit glockenreinen Tönen, welches wir den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin spielen ließen, als wir das Zimmer mit dem brennenden Baum betraten ... Er ließ sich unweit des Christbaumes vor demselben in einen Sessel nieder und wir hüben und drüben, sein Gesicht strahlte, er sah sich nach dem Pianino um, ob von da die Töne kämen und brach, ohne irgendwie aufgeregt zu sein, mehrmal in die Worte aus: ›das ist doch das Schönste im ganzen Hause‹. Natürlich strahlten wir mit, ob dieser unerwarteten Wirkung auf ›unser Engelsherz‹, wie ihn nur Lieschen nennt ... Wir beide bescherten uns nichts, sondern versparen alles auf das ›Archivzimmer‹.« Und über den Patienten kann sie anfügen: »Im Ganzen ist jetzt unsres geliebten Kranken Zustand ein befriedigender zu nennen, er ist ruhiger, schläft meist die ganze Nacht, lacht auch gern einmal und mit welch lauter Stimme, hat guten Appetit und es bekommt ihm ... Bei sonnigen Tagen fahre ich ihn auf unserer reizenden Veranda ... im Rollstuhl auf und ab, und sonst fahren wir zwei-dreimal die Woche in das Bad, lassen uns auch wieder abholen, was ihm am besten bekommt; die Spaziergänge sind aber noch eingestellt«, und sie

blieben es auch, bis auf wenige Versuche, wie sie die Mutter drei Monate später (am 29. März 1894) schildert: »Das Aufschreien – und mit *welcher* Stimme, aber meist mit dem heitersten Gesicht, – ist das Angreifendste, vor allem auch das Hüten, daß es niemand hört, und je mehr ich ihm zurede, je mehr tut er es, so daß es auch das beste ist, wenn ich ganz allein mit ihm im Krankenzimmer bleibe ... Das Baden setze ich mit ihm auch fort, nur das Spazierengehen, wo ich immer einmal schüchterne Versuche vor unserem sonnigen Hause bis hinter der Mauer, wo auch köstliche Sonne ist, mache und wo es auch leidlich geht, wenn er auch, wir sind kaum um die Ecke, fragt: ›wo ist unser Haus‹ und selig ist, wenn wir wieder davor stehen ... Doch ist es selten und nur an ganz ruhigen Tagen vorzunehmen, ebenso geht es nicht mehr, ihn im Fahrstuhl fahren zu lassen ... Auf der offenen sonnigen Veranda ... glückt [es] manchen Tag auf eine viertel Stunde. Heute mußte ich ihn aber schon nach etlichen Schritten des Aufschreiens wegen, wobei er ganz vergnügt und keineswegs unheimlich aussieht, in das Innere der Veranda auf seinen Lehnstuhl wohlverwahrt bringen ... Eine gute Idee war es auch von meiner Tochter, daß unten aus zwei Zimmern ein großes gemacht worden ist, wo jetzt alle Besuche empfangen werden, denn man hört dort unsern Geliebten gar nicht ... Damit und mit der ganzen Einrichtung wurde ich von meiner guten Tochter an meinem Geburtstag, wenn auch nicht überrascht, aber ich sah alles zum ersten Male fertig«, denn sie war krank, Influenza, und konnte an diesem Tag zum ersten Male wieder über die Treppe hinab. Sie legte sich aber »trotz aller furchtbaren Schwäche« nicht zu Bett, um in der Pflege des Sohnes zu helfen. Sechzehn Nächte schloß sie kein Auge. »Wie es sonst mit der Herausgabe der Werke ... steht, werden Sie durch Herrn Köselitz und Prof. Rohde, welcher so gütig war zur Beratschlagung zu kommen, erfahren haben; mich lassen Sie schweigen.«

Die Mutter bekam zwar vorderhand die Vorgänge um die Gesamtausgabe nur »am Rande« mit, sie mußten ihr aber so schon zu einer Quelle zusätzlicher Sorge werden. Sie schätzte Köselitz, hatte zu ihm ein Vertrauen, das nahe an das zu Overbeck herankam. Daß er nun von der Tochter so kurzweg und in so brutaler Weise »eliminiert« wurde, mußte sie schmerzen. Die gleichzeitige Abkühlung der Beziehung zu Overbeck durch Elisabeth bedeutete für sie den Verlust der wertvollsten Stütze; sie wurde einsam gemacht. Noch ein Jahr später, am 28. März 1895, bittet sie darum inständig um den Besuch Overbecks mit seiner »lieben Frau Gemahlin«. Sie hat Platz im Hause, weil Elisabeth mit ihrem Archiv bereits aus den erst umgebauten Parterreräumen in eine andere Liegenschaft umgezogen ist: »Auch brauchen Sie meine Tochter, welches Zerwürfnis ich, ebenso mit dem guten Köselitz, *tief* beklage, nicht zu sehen bekommen, wenn Sie nicht wollen. Letzteren grüßen Sie doch gütigst (habe ich doch stets mit aller Entschiedenheit seine Partei genommen) auf das Herzlichste. Wer weiß, ob Sie beiden besten Freunde meines Sohnes nicht auch für dessen Mutter einstehen müssen, (die) einzig und allein seine Erziehung geleitet, da er noch nicht 5 und Lieschen 3 Jahre alt war, als sie den Vater verloren.« Sie fühlt sich auch irgendwie von ihrem Sohne getrennt, mindestens von seinem Werk, auf das sie trotz aller Vorbehalte mit einem gewissen Stolz sah, und einseitig auf die Funktion der Krankenwärterin zurückgeworfen.

Die Disposition dieser ersten »Gesamtausgabe« zeigt allerdings eine auch der Mutter unverständliche Merkwürdigkeit: sie begann mit »Band II«!

Für Band I hatte sich Naumann eine Biographie vorgestellt, die er von Köselitz erwartete. Im Grunde war die Idee Naumanns, die Einführung in Nietzsche mit einer Biographie zu beginnen, gar nicht so abwegig. Sie wurde ihm aber nicht von der eigenen Einsicht in die ungewöhnliche Subjektivität, die biographische Abhängigkeit

von Nietzsches Werk eingegeben, sondern sollte ihn von der Korrespondenz entlasten, die er in Beantwortung unzähliger diesbezüglicher Anfragen zu führen hatte.

Köselitz nahm den Plan zunächst an und versuchte im Freundeskreis zu Informationen zu kommen, die seine Erfahrungen ergänzen oder stützen konnten. So meldet Carl v. Gersdorff am 15. August 1893 Overbeck: »Gestern erhielt ich ein erfreuliches Lebenszeichen von Köselitz ... daß er auf die Anregung Naumanns, eine Biographie unseres unvergleichlichen Freundes zu schreiben, reagiert und auf die ausgiebige Unterstützung aller derer rechnet, welche Beziehungen zu ihm gehabt haben. Ich will gern meine Erinnerungen auffrischen und festzuhalten suchen, sie auch Köselitz zur Verfügung stellen, da ich weiß, daß er diskret ist. An seiner Befähigung zu dieser großen, ernsten, rühmlichen Aufgabe kann ich nicht zweifeln. Seine philosophische und musikalische Begabung, sein Ernst und seine Begeisterung für die Sache lassen etwas Gutes erwarten. Wissen Sie, daß im letzten Buchhändlerjahr 1000 Exemplare vom Zarathustra verkauft sind? Daß in Frankreich besonders viele Leser zu finden sind? Jedenfalls bessere Leser als in Deutschland.«

Dann aber überwindet Köselitz die Verlockung bald – oder er schrickt vor dem Umfang der Arbeit zurück –, und bemerkt am 19. November 1893 an Overbeck: »Ich habe nie ernstlich daran gedacht, die von Naumann für den I. Band angekündigte Biographie zu schreiben.« Das war auch nicht mehr notwendig, denn Elisabeth war bereits an der Arbeit. Es waren verschiedene Beweggründe, die sie trieben. Dabei dürfte die Nachfrage, welche der Hauptgrund für Naumann gewesen war, für sie die geringste Bedeutung gehabt haben. Wichtiger war, Köselitz oder gar noch anderen zuvorzukommen, und unter diesen »anderen« fürchtete sie ihre Erz- und Erbfeindin Nummer eins: Lou Salomé, jetzt Frau Andreas-Salomé, die seit 1891 in verschiedenen Berliner Zeitschriften Aufsätze über Nietzsche hatte erscheinen lassen (aus denen dann 1894 ihr Buch ›Friedrich Nietzsche in seinen Werken‹ entstand) und sich dabei als ehemalige Freundin als besonders eingeweiht und berufen ausgab. Jedenfalls ist ein anderer alter Freund Nietzsches, Heinrich Romundt, fest davon überzeugt und belegt es in seinen Briefen an Overbeck mit Zitaten, daß die Biographie von Elisabeth Förster in erster Linie eine polemische Gegenposition zu Lou Andreas-Salomé ist. Er nimmt öffentlich eindeutig für Lou Andreas-Salomé Partei und zieht sich damit den unheilbaren Zorn der Archivherrin zu, mit allen Konsequenzen. Sie droht ihm geradezu, wenn er sich nicht still und gefügig verhalte, ihn als Wissenschaftler und Publizisten völlig zu vernichten! Sie hat ihn in ihrer Biographie dann auch dementsprechend »behandelt«, indem sie ihn verschwieg. Overbeck, der durch die Briefkontakte mittelbar in den Streit gezogen war, hat sie in gleicher Weise die »Rücksicht« widerfahren lassen, ihn so wenig als möglich zu nennen, mit der ihm mitgeteilten »feinfühligen« Begründung, daß es ihm als Theologen eher unbequem sein könnte, wenn seine Freundschaft mit dem Antichristen Nietzsche zu sehr in die Öffentlichkeit käme!

Auch Overbeck lehnte die Interpretationen von Lou Andreas-Salomé nicht unbedingt ab, er fand, es sei bei allen Mängeln immer noch das beste, was gegenwärtig über Nietzsches Philosophie geschrieben werde. Er nahm ihr allerdings übel, wie sie ihre »Freundschaft« herausstellte. Er wußte zu viel über die Intima und kannte die kurze Dauer von knappen sieben Monaten, als daß er diese Berührung für hinreichend zu solch anmaßendem Ausweis anerkennen konnte. Köselitz verhielt sich bedeutend kritischer, etwa, wenn er am 29. September 1893 Overbeck schreibt: »Die Lou ... ist allerdings die feinst organisierte Nietzsche-Essayerin, und meine Beiseiteschiebung mag barbarisch sein: aber vor nichts graut mir mehr, als vor einem

Nietzsche, wie *sie* ihn schildert, als Gabriel Marischen Neuropathen und Schwächling, ähnlich dem Chopin, der durch die Sand'schen und Liszt'schen Schilderungen wahrscheinlich ganz entstellt in unserer Vorstellung lebt ... Es fällt mir ein, daß ein Pole ... ein Buch ›Friedrich Nietzsche und Frédéric Chopin‹ geschrieben hat ... Dieser Pole [empfand] Nietzsche als so eine Art Nocturnen-Chopin auf denkerischem und sprachlichem Gebiet, – und an diesem Mißgriff ist die Lou wohl mit ›schuld‹.«

Aus welchen Impulsen auch immer geschaffen, diese Biographie nahm einen Umfang an, der weit über den dafür reservierten I. Band der Gesamtausgabe hinausging. Im April 1895 erschien bereits ein Band I als selbständige Publikation, dem Ende Dezember des folgenden Jahres vom zweiten Band ein erster Teil folgte. Es mußte also der Text für den ersten Band der Gesamtausgabe beschafft werden, und dazu bestimmte Elisabeth die ›Philologica‹, die Fachpublikationen des Studenten und jungen Professors der Klassischen Philologie, also die Diogenes Laertius–, Hesiod- und Homerarbeiten. Dazu wandte sie sich an den alten Freund und anerkannten Fachmann Erwin Rohde.

Jedoch, auch dieser Schritt war nicht unbedenklich. Rohde hatte soeben sein großes Hauptwerk ›Psyche‹ vollendet, an dem er viele Jahre gearbeitet und dabei seine Kräfte bis zur Erschöpfung aufgezehrt hatte. Um einen allfälligen Rest hatte ihn außerdem die Verzweiflung über den Zustand der deutschen Universitäten auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften gebracht. So war er mit seinen 48 Jahren bereits ein alter, gebrochener Mann, geschwächt von einem schleichenden Herzleiden, dem er wenige Jahre später (am 11. Januar 1898) erlag. Das muß man stets bedenken, wenn man über Rohdes nicht immer leicht verständliches Verhalten in diesen Jahren urteilen will.

Mit Nietzsche war es zum Bruch gekommen, weil Rohde dessen philosophischen Weg nicht nur nicht mehr mitvollzog, sondern scharf verurteilte. Geblieben war eine schwärmerische romantische Jugenderinnerung aus der Zeit der gemeinsamen Studienjahre, wo sie sich unter den Zeptern Schopenhauers und Wagners fanden, die für Rohde jetzt noch die leuchtenden Leitsterne blieben. Aus diesem Erinnerungsschatz wurde jetzt das Andenken, die Hingabe, das Mitleid mit dem einstigen Freund und die Verehrung für den Menschen Nietzsche, wie er einmal gewesen war, genährt. Das taugte aber alles nicht als Grundlage, um in Fragen der Werkedition und des dazugehörenden Nachlasses (etwa vom ›Zarathustra‹ an) sinnvolle Entscheidungen zu treffen. Elisabeth ging es freilich auch nur um die ›Philologica‹. Und da war nun Rohde wieder zu sehr »Fachmann«, als daß er nicht deren Schwächen, ihr fachlich Unzureichendes erkannt hätte – worüber sich übrigens Nietzsche selber schon früh im klaren war! Diese seine Arbeiten mißfielen ihm sogleich nach dem Erscheinen und er fand »vieles darin geradezu falsch«. Nietzsches Philologica sind für die Philologie nicht von Bedeutung, das konnte der Philologe Rohde erkennen, aber sie sind für die Nietzsche-Kenntnis aufschlußreich (Demokritstudien!), wofür Rohde kein Sensorium mehr besaß. Dafür besaß er es eher für die Ideale der Frau Förster. Am 14. März 1893 konnte er Overbeck schreiben: »Gestern las ich in der deutschen Rundschau ein plumpes Geträtsch eines Berner Professors und Berliner Juden, genannt Stein, über Nietzsche. Schändlich.! ... Er hat ein stupid freches Buch über stoische Psychologie geschrieben und meint nun, er wär'sch. Einer von der ganz Dickfingerigen, frech überall hineingrapsenden und schnüffelnden Sorte der ganz ordinären Literaturjuden. (Es gibt auch eine etwas erträglichere Spezies.) Solches Volk gerät jetzt über Nietzsche! Im Übrigen scheint es ja eine ganze Nietzsche-Literatur, von grünen Jünglingen

ausgeführt, zu geben: die kenne ich auch nicht. Aber diese nicht einmal grünen Universitätsrüpel à la Stein sind jedenfalls noch abscheulicher.«

Beide, Frau Förster und Erwin Rohde, hatten nie begriffen, daß Friedrich Nietzsche ein Ereignis der *europäischen* Geistesgeschichte, seine Philosophie, aus der Antike, speziell den Vorsokratikern ausgehend, ein Bestandteil der abendländischen Philosophie überhaupt ist. Sie haben ihn auf die schmale Spur einer deutschnationalen »Erweckung« gesetzt und damit den Grund für die verhängnisvolle Entwicklung und Fehlinterpretation gelegt.

Zu Ostern (April) 1894 war Rohde auf Wunsch der Frau Förster in Naumburg, um die Disposition der (neuen!) Gesamtausgabe zu besprechen, für die am 24. April 1894 mit Naumann ein neuer Verlagsvertrag abgeschlossen wird, womit sich Frau Förster unerhört gestärkt und »legitimiert« vorkam. Erst Monate später, am 27. Dezember 1894, berichtet Rohde Overbeck über diesen Besuch: »Ich sah den Unglücklichen selbst: er ist völlig stumpf, erkennt – außer Mutter und Schwester – niemanden mehr, *spricht* sogar kaum alle Monat einmal einen Satz, war auch körperlich ganz zusammengehutzelt, schwach und klein geworden, übrigens von gesunder Gesichtsfarbe, kurz, ein tränenerweckender Anblick! Aber er fühlt offenbar nichts mehr ... auf eine schreckliche Art ist er im ›Jenseits‹ von allem *epekeina*. Seine Schwester hat mit löblicher Energie die Herausgabe der Schriften selbst in die Hand genommen ... Der treffliche Köselitz hatte sie völlig verballhornt, Nietzsches *Stil* korrigiert – *zu* dumm! – und aufdringliche Einleitungen beigegeben. Es *mußte* in der Tat ein Ende gemacht werden, und die neuen Herausgeber machen, finde ich, ihre Sache vortrefflich. Ich selbst habe unendliche Massen von philologischen Heften mir schicken lassen und durchgesehen, aber zur Veröffentlichung reifes – bei weiten und vielen Ansätzen – nicht gefunden. Ob die schon wissenschaftlichen Philologica in der Gesamtausgabe aufgenommen werden, weiß ich nicht; ich habe eigentlich *nicht* dazu geraten. Sie nehmen ohnehin zuviel auf: ja den halb blödsinnigen Ecce homo fast ganz. Frau Förster war übrigens sehr betrübt über die scharfe, fast feindselige Art, in der Sie bei Gelegenheit der Neuausgabe ihr gegenüber getreten seien: es muß doch wohl ein Mißverständnis Ihrerseits hierüber zu Grunde liegen, denn wirklich, ich habe das ja in der Nähe gesehen, die gute Frau hat in der Sache wie in der Gesinnung Ihnen gegenüber nur die besten und löblichsten Absichten und Gesinnungen.«

Gegenüber den von Rohde so hervorgehobenen Herausgeber-Fähigkeiten der Frau Förster war und blieb Overbeck aber mißtrauisch, namentlich weil er ihr Taktgefühl sehr niedrig einschätzte. Einwände ganz anderer, auf die Sache bezogener Art, äußert später Rudolf SteinerB1286: »Daß Frau Förster- Nietzsche in allem, was die Lehre ihres Bruders angeht, vollständig Laie ist. Sie hat nicht über das Einfachste dieser Lehre irgend ein selbständiges Urteil ... Frau Elisabeth Förster-Nietzsche fehlt aller Sinn für feinere, ja selbst für gröbere logische Unterscheidungen; ihrem Denken wohnt auch nicht die geringste logische Folgerichtigkeit inne; es geht ihr jeder Sinn für Sachlichkeit und Objektivität ab. Ein Ereignis, das heute stattfindet, hat morgen bei ihr eine Gestalt angenommen, die mit der wirklichen keine Ähnlichkeit zu haben braucht, sondern die so gebildet ist, wie sie sie eben zu dem braucht, was sie erreichen will. Ich betone aber ausdrücklich, daß ich Frau Förster-Nietzsche niemals im Verdachte gehabt habe, Tatsachen *absichtlich* zu entstellen, oder *bewußt* unwahre Behauptungen aufzustellen. Nein, sie *glaubt* in jedem Augenblick, was sie sagt. Sie redet sich heute selbst ein, daß gestern rot war, was ganz sicher blaue Farbe trug.« Und Steiner mußte es wissen, denn keinem war es in diesem Maße möglich, die philosophischen Fähigkeiten der Frau Förster zu prüfen, wie ihm, hatte

sie ihn doch im Herbst 1896 als ihren persönlichen Haus- und Privatlehrer für Philosophie berufen! Köselitz' hämische Glosse vom 7. Oktober 1897 an Overbeck: »Wie es scheint, duldet Frau Dr. Förster nur Junggesellen um sich, also Leute, um welche die leise Möglichkeit einer Liaison mit ihr schwebt. Jetzt hat es ihr der Dr. Steiner angetan«, dürfte eher verraten, wie es Köselitz wurmte, ausgeschlossen zu sein, als eine zutreffende Charakteristik der Herausgeber-Auslese zu geben. Immerhin waren sie alle im Alter um die dreißig. Aus einer ganz anderen Welt, in der Sache vergriffen, aber menschlich ansprechend, ist der Wunsch der Mutter (31. Dezember 1894): »Ich finde, daß man im achten Band den schrecklichen ›Antichrist‹ und mehrere Gedichte weglassen konnte, ich empfinde darüber *bitteren Kummer:* hat er doch schon mehr als genug darüber in seinen Werken gesagt, und ich begreife jetzt doppelt seine Worte: ›Lies es nicht Mutterchen, es ist von einem ganz anderen Standpunkt aus geschrieben.‹ Überhaupt finde ich, daß Philosophie nichts für Frauen ist, wir verlieren den Boden unter den Füßen.«

Fremd ist ihr Philosophie überhaupt, fremd ist ihr die Philosophie ihres Sohnes im besonderen, aber sie maßt sich kein Urteil an, sie hat nur einen Wunsch. Fremd ist ihr auch die ganze Betriebsamkeit in und um das »Archiv«, sie sieht nur noch mit Besorgnis

das langsame Versinken des geliebten Kindes in völlige Stumpfheit.

Und über all das berichtet sie Overbeck als dem einzigen Menschen, dem sie vorbehaltloses Vertrauen schenkt: »Daß wir, da er auch beim Baden so laut war, zu Bädern im Hause greifen mußten. Es ist freilich etwas umständlich, da wir wegen des Lautseins nur sein gut verbarrikadiertes Schlafzimmer dazu benutzen können, und so sind immer 20 Eimer in die Wanne zu tragen und ebenso wieder fortzuschaffen ... Ich bade ihn nun einen Tag um den andern, was ihn nebst der Massage im Zwischentag etwas zu beruhigen scheint« (3. Juli 1894).

»So sitzt neben mir mein guter Sohn und uns gegenüber ein Maler aus BerlinA251, welcher uns sein liebes Bild in Öl festhalten soll ... Ich muß gestehen, daß es recht angreifend ist, denn der gute Fritz hält wenig stand; hoffentlich gelingt es!« Das Bild wurde aber nicht gemacht, um »uns« sein leibliches Andenken zu erhalten, sondern im Zusammenhang mit dem von der Schwester aufgezogenen Nietzsche-Rummel durch die Ausstellungen zu wandern. »Das neueste ist, daß meine Tochter mit dem Archiv ... nicht weit von uns ein eigenes Heim gegründet hat ... War ich auch keineswegs einverstanden mit dieser Trennung, so muß ich es doch jetzt zugeben, daß es wohl so das Richtige ist, da seine leibliche Pflege und die seiner geistigen Güter nicht recht zu vereinbaren war. Durch letzteres waren doch den ganzen Tag die Herren im Hause, außer dem vielen anderen Verkehr, und ich sonach den ganzen Tag in der Flucht, Türen zu schließen, des Lautseins halber, und Luft ist doch unserem lieben Kranken unbedingt nötig ... Jetzt nun ist vom ersten Oktober an der zweite Direktor des Goethe-Archivs, Herr v. d. Hellen, als Mitarbeiter anstelle des Herrn Dr. Zerbst, welcher sich nicht dafür eignete, mit Frau und zwei Kinderchen von Weimar hierher nach Naumburg gezogen, und so ist der Verkehr in meiner Tochter Haus ein äußerst lebhafter geworden; beide sind, ebenso Herr Kögel, sehr musikalisch, und es sollen z. B. jetzt wöchentlich musikalische Abende stattfinden und von unseres Geliebten musikalischen Sachen eine Auswahl zum Druck getroffen werden. Das alles paßt nicht in ein Haus, wo ein derartiger Kranker sich befindet, und offen zu sein, reicht auch meine Spannkraft höchstens bis 10 Uhr aus« (11. Oktober 1894).

Dr. Max Zerbst (geb. 1. Sept. 1863 in Jena) war seit April, Kögel assistierend, Mitarbeiter gewesen. Er wurde per 1. September, mit dem Auszug aus dem Hause der Mutter in eigene, größere Räume (Grodlitzerstraße 7) durch den bisher »raschesten« Mitarbeiter des Goethe-Archivs in Weimar ersetzt.A252 Eduard v. d. Hellen (1863-1927) hatte innerhalb von acht Jahren sechzehn Bände Goethe-Briefe herausgebracht! Wenn man schon den editorischen Wettlauf mit dem Vorbild Weimar wenigstens der Menge nach gewinnen wollte, so war es durchaus realistisch, die entsprechenden Mitarbeiter von dort herauszukaufen. Aber das alles paßte wirklich nicht in das Haus der Mutter; darin hatte *sie* recht – und Elisabeth mit ihrem Auszug.

Am Schluß ihres Briefes kündet die Mutter noch an: »Morgen will Herr Professor Deussen von Berlin aus auf einige Tage kommen und wird bei *mir* logieren, wenigstens die Nächte, denn den Tag wird er wohl mehr mit den Herren [des Archivs] verbringen.« Es war zu Nietzsches 50. Geburtstag am 15. Oktober. Die Erinnerung an diese letzte Begegnung mit dem alten Freunde dürfte sich Deussen tief ins Gedächtnis gegraben haben, so daß hier das Bild, wie er es in seinen Lebenserinnerungen festhältB1287, wohl stimmt: »Er saß dort still und teilnahmslos ohne jemanden zu beachten, nur die mitgebrachten Blumen erregten für kurze Zeit sein Interesse, und der ihm vorgelegte Kuchen wurde gierig verzehrt.«A253

Aus allen Berichten von Besuchern, nächsten ehemaligen Freunden, geht hervor, daß Nietzsche jetzt schon, Herbst 1894, völlig stumpf war und niemanden mehr erkannte, außer Mutter, Schwester und Alwine.

Ende Februar 1895 befällt Nietzsche zum ersten Male seit dem geistigen Zusammenbruch eine zusätzliche akute Erkrankung. Die Mutter berichtet Overbeck am 28. März, nach überstandener Angst, davon: »Ich merkte, daß mein lieber Patient kurzen Atem hatte ... so daß ich augenblicklich zum Arzt schickte, welcher zu seinem und unserm Schrecken über 40 Grad Fieber konstatierte. Es wurde möglichst schnell ein Bad von 28 Grad bereitet, doch war er so hinfällig, daß ihn der Arzt mit seinem Heilgehilfen in das Bad und heraus tragen mußte. Am anderen Tag wurde dasselbe wiederholt und ihm nichts, ebenso tags vorher, als das kälteste Wasser und Haferschleim gereicht. Am dritten Tag war das Fieber schon ziemlich vorüber, und am vierten ganz, so daß ich ihm von da ab Bouillon und alles wie gewöhnlich wieder reichen konnte; der Arzt kam die bösen Tage täglich dreimal, indem eine Lungenentzündung durch das viele Sitzen und Liegen oder mehr eine Stauung der Lunge vorhanden war; diese Angst aber meine Lieben! Jetzt ist er aber Gott sei gelobt und gepriesen, recht hübsch mit seinem körperlichen Befinden daran.« Und ausgerechnet in dieser Zeit bricht Elisabeth wegen einer ihrer phantastischen Briefgeschichten (an sie gerichtete Briefe Nietzsches seien ihr in Paraguay gestohlen worden und würden ihr jetzt von einem Erpresser in Chemnitz zum Rückkauf angeboten) einen Streit vom Zaun mit diesem treubesorgten Hausarzt Dr. Oscar Gutjahr, der – in stetem Kontakt mit Prof. Binswanger in Jena – seit der Übersiedlung des Patienten nach Naumburg das Befinden überwacht und sich auch um die Mutter sorgt. Elisabeth wirft ihm in ausschweifenden Briefen vor, unter dem Einfluß der Mutter gegen sie Stellung zu beziehen und fällt dabei die niederträchtigsten Urteile über die Mutter. Dr. Gutjahr überschüttet sie mit Unflätigkeiten, die ohne weiteres zu einem Injurienprozeß genügt hätten. Gutjahr war aber die Gegnerin zu minderwertig, und er verzichtete auf einen Austrag vor GerichtB1288. Die Mutter bekam zwar nicht alle Details zu wissen, sie spürte aber die unheilvolle Spannung und litt darunter; darum jetzt auch die Bitte um Beistand an Overbeck (s. o. S. 168).

Weiteren Kummer bereitete der Mutter die so rasch zusammengeschriebene Biographie aus der Feder ihrer Tochter, deren erster Band im April 1895 erschien.

Mit gezielter Absicht sah sie sich darin weitgehend verschwiegen, was sie schmerzlich empfand. Köselitz glaubte zu wissen (so am 16. November 1896 an Overbeck), daß sie sich in der ersten Erregung mit dem Gedanken trug, selber eine Biographie ihres großen Sohnes zu schreiben, was natürlich nicht im Bereich ihrer Kräfte lag.

Die einzige wirkliche Freude des Jahres erlebte sie am 24. September: Overbeck kam auf der Durchreise von Dresden (wo er seine Verwandten besucht hatte) nach Basel für einige Stunden nach Naumburg. Zuvor, am 19. September, hatte er mit Elisabeth eine Unterredung in Leipzig, bei der er ihr die Mitteilung biographischer Fakten für ihre Arbeit zusicherte, im übrigen aber die Unvereinbarkeit ihrer Standpunkte in der »Auswertung« von Nietzsches geistigem Nachlaß festgestellt wurde. Doch das berührte das Verhältnis der Mutter zu Overbeck nicht. Sie beneidete ihre Tochter um den Vorzug dieser Begegnung und bat Overbeck inständigst um dieselbe Gunst. Es sollte das letzte Mal sein, daß sie ihn und daß er den Freund sah. In seinen Erinnerungen schildert Overbeck die BegegnungB1289: »Welch fürchterliche Veränderung war mit Nietzsche seit 1890 vor sich gegangen! Ich sah ihn am bezeichneten Tage vormittags und nachmittags wiederholt wieder. Er verließ die ganze Zeit nicht seinen Krankenstuhl, sprach mit mir kein Wort, ja richtete auf mich nur noch bisweilen einen gebrochenen, halb feindseligen Blick und machte mir überhaupt den Eindruck eines todeswunden, edlen Tieres, das sich in den Winkel zurückgezogen, in dem es nur noch zu verenden denkt. Ob er mich überhaupt noch wiedererkannt, blieb mir ganz verborgen, ja, ob er überhaupt noch der Sprache mächtig, zweifelhaft, wobei ich mich scheute, meinen Zweifel durch Erkundigungen bei der armen Mutter zu beseitigen.«

Bald nach diesem Besuch, im November 1895, verschlechterte sich der Gesundheitszustand des Patienten nochmals in bedenklicher Weise. Es stellten sich Krampfzustände am Kinn ein, die ihm das Schlucken so erschwerten, daß die Mutter zu fürchten begann, er werde keine Nahrung mehr aufnehmen können und so elendiglich zugrunde gehen müssen. Doch diese Krämpfe lösten sich bald wenigstens so weit, daß sie nur noch intermittierend und für kurze Fristen auftraten, so am 27. März 1896, an dem die Mutter berichtet: »... doch hindert es ihn nicht mehr in dieser Weise wie im Anfang ... und so hat der oft einen Tag um den anderen eintretende Zustand nicht mehr das *furchtbar* Beängstigende und verliert sich vielleicht ganz, da wir der schönen Jahreszeit entgegengehen.«

Die Erleichterung, welche die Mutter ob dieser harmloseren Form des Krankheitsfortschrittes empfand, auch die Wohltat des uneingeschränkten Lobes, das ihr Prof. Binswanger anläßlich eines seiner periodischen Besuche in Naumburg aussprach, wurde fast gleichzeitig überschattet von geschäftlichen und finanziellen Manipulationen ihrer Tochter, die für sie undurchsichtig blieben, und deren hilfloses Opfer sie schließlich wurde (vgl. das nächste Kapitel »Die Basler Pension«).

Die Briefe an Overbeck im Jahre 1896 berichten eigentlich nur noch davon, und nur ein einziges Mal, zum Jahresende, vernehmen wir etwas vom Patienten: »Im Ganzen ist sein Befinden und Aussehen fast unverändert zu nennen, wenn nicht die stundenweise Lähmung (wie es Binswanger nennt) eintritt. Er besuchte neulich wieder gelegentlich unseren lieben Kranken, allerdings gerade als Fritz einen recht guten Tag hatte, und schien förmlich überrascht zu sein, ihn so zu finden. Er sagte wiederum: ›Frau Pastor, ich mache Ihnen mein Kompliment; soll man glauben, daß dies ein Mann von 52 Jahren ist.‹ Ich mußte auch etwas Eßbares haben, weil er sehen wollte, ob das Kauen und Schlucken wegen der zeitweisen Lähmung gut ginge, und war auch damit ganz zufriedengestellt. Von Weihnachten zu Weihnachten

[er]wartet man freilich mit Wehmut die Verbesserung seines Geistes; früher noch Freude am Christbaum, wenn auch nur schwach habend, schlief er diesmal vor demselben ein. Auch sein Gang zeigt von großer Mühsal, besonders an manchen Tagen wie heute. Dennoch muß man Gott danken wie es geht«, und wie es seit zwei Jahren immer etwa gleichbleibend ging. So am 31. Dezember 1894: »Er hat einen Tag um den andern, teilweise geht es auch schon in der Nacht an wie heute morgen um 3 Uhr, seinen lauten Tag, wogegen höchstens vieles Laufen in seinem dazu eingerichteten großen untern Zimmer, sogenannten Promenadenzimmer, früherem Archiv, etwas hilft, was er eben, wenn auch mit üblichen Jubeltönen, an meinem Arm getan hat, und liegt jetzt etwas beruhigter auf dem Sofa neben mir, während er dann den andern Tag viel zum Schlaf neigt.« Und am 8. April 1895: »Ich glaube sogar, Sie würden sich ... über sein Aussehen freuen, wie z. B. heute, wenn auch nach einer beiderseitigen völlig durchwachten Nacht. Er hat aber am Tage die Nacht nachgeholt und sitzt so hübsch und gut aussehend neben mir auf der Veranda, welche für ihn die größte Wohltat ist. Wir machen aber auch, freilich nur durch alle Zimmer, unsere kleinen viertelstündigen Promenaden dazwischen. Kurz, es *geht,* man frage mich nur nicht *wie,* ich bin aber glücklich, ihn überhaupt bei mir zu haben, und dieses Gefühl hilft das unendliche Herzeleid tragen, besonders auch, da *er* nicht leidet.« Der Wechsel von ruhigen und »lauten« Tagen und Nächten beherrschte weiter das Bild. Am 6. Oktober 1895 schreibt sie: »Jetzt 8 Uhr abends scheint sich die Lebhaftigkeit schon wieder zu melden und hält gewöhnlich sich steigernd seine 24 Stunden an, so daß wir keinem schönen Sonntag entgegengehen, und so kehrt der Zustand einen Tag um den anderen wieder. Die vergangene Nacht war eine gute zu nennen, und so hilft der liebe Gott von einem Tag zum andern, denn ich fühle mich dann gleich gestärkt.«

Um den 20. Dezember 1895 macht Prof. Binswanger wieder einen seiner Besuche, war vom Aussehen des Patienten angenehm überrascht und spendet der unermüdlichen Pflegerin das schöne Kompliment: »Ihre Pflege ist prachtvoll, ja prachtvoll.« Ihr Glaube und ihre Ausdauer waren auch durch alle diese Ängste, Tag- und Nachtwachen und Enttäuschungen über den unaufhaltsamen Fortschritt der Krankheit nicht zu brechen, bis sie selbst von einer Krankheit erfaßt wurde. Anfang April 1897 schreibt sie – zum letzten Male – an Overbeck: »Ich litt aber seit Weihnachten an Magen- und Darmkatarrh, wozu sich jetzt eine böse Influenza eingefunden und mich gänzlich heruntergebracht hat, da Appetit und Schlaf gänzlich bis gestern mangelten, so daß ich den Tag auch meist zu Bett vor Schwäche zubringen muß, und nur aufstehe, wenn es die Hilfsleistung unseres Geliebten bedarf. Der Doktor, welcher täglich seit 10 Tagen kommt, hält vom Schreiben und *allen* Besuchen ab, bis auf meine Tochter, welche gestern und so oft als möglich bei mir ist. Gott Lob nur, daß ich mit meiner trefflich bewährten Alwine bis jetzt die Pflege noch tun kann, da ich im übrigen mich ganz lahmgelegt fühle. Der Arzt ist mit seinem Aussehen und Zustand zufrieden, freilich die Füße sind äußerst schwerfällig geworden.«

Der Zustand der tapferen Frau verschlimmerte sich rasch. Hinter dem »Darmkatarrh« stand eine tückischere Krankheit. Am 20. April 1897 ist die Mutter im Alter von 71 Jahren und zweieinhalb Monaten durch den Tod von aller Müh' und allem Kummer befreit worden, der sich gerade in der letzten Zeit noch einmal verstärkt über sie gebreitet hatte mit dem Ende der Basler Pension.

Mit dem Tod der Mutter endete für Friedrich Nietzsche »Naumburg«.

IV. Die Basler Pension

(1879-1897)

Die Rente, welche Nietzsche bei seinem Abschied von der Universität Basel 1879 zugesprochen wurde, bestand aus drei recht unterschiedlichen Teilen. Gemeinsam war ihnen nur, daß von seiten Nietzsches gemäß den damaligen sozialen Strukturen kein Rechtsanspruch bestand, und daß sie auf sechs Jahre befristet waren, also bis 30. Juni 1885.

Fr. 1000.– wurden vom Regierungsrat (der Kantonsregierung) zu Lasten der Staatskasse bewilligt. Ab 1. Juli 1885 wäre ein neuer Beschluß vonnöten gewesen, der aber unterblieb, weil sich niemand darum kümmerte und es vielleicht nur Overbeck bewußt war, daß ein neuer Antrag als Grundlage für einen solchen Beschluß eingereicht werden müßte. Overbeck mag – wahrscheinlich mit gutem Grund – befürchtet haben, daß mit einem solchen Antrag die Frage grundsätzlich neu behandelt würde und daß dabei ein negativer Regierungsratsbeschluß zu erwarten sei. So handelte er nach dem Grundsatz »quieta non movere« (etwa: Dinge, die auf sich beruhen, soll man nicht aufrühren), denn der Betrag wurde weiterhin ausbezahlt, irrtümlich, weil eben ab 1. Juli 1885 die Rechtsgrundlage fehlte.

[Curt Paul Janz: Biographie: III. Naumburg. Friedrich Nietzsche: Werke, S. 2810 (vgl. Janz-Nietzsche Bd. 3, S. 121 ff.) (c) C. Hanser Verlag]

Weitere Fr. 1000.– trug der »Heuslersche Vermächtnisfonds«, welcher der Jurisdiktion der Regenz der Universität, also einem Professorenkollegium anheimgestellt war. Dieser Fonds hat nichts mit der Gelehrtendynastie der Professoren Andreas Heusler zu tun, sondern war ein Teil des testamentarischen Vermächtnisses eines »Friedrich Heußler, Bürger allhier«A254, welcher der Stadt Basel (ähnlich wie wenige Jahre zuvor der berühmte Christoph Merian) Fr. 705000.– vermachte (in heutiger Kaufkraft mehrere Millionen), davon »Legire ich der löbl. Universität allhier Einmal Hunderttausend Franken in neuer Währung, um deren jährlichen Zinsbetrag unter hülfsbedürftige, Alters oder Krankheitshalber austrettenden Profeßoren u. Lehrer, deren Wittwen oder Waisen zu vertheilen«. Nach Ablauf der sechs Jahre wurde der Beschluß jährlich verlängert, bis 1897. Der Heuslersche Vermächtnisfonds trug eine ganze Reihe solcher Stipenden an Studien–, Forschungs–, Witwen- und Rentnerzuschüssen. Der »Curator fiscorum academicorum« legte jedes Jahr der Regenz die Liste der Begünstigten vor, welcher in der Regel ohne weitere Diskussion, sei es in einer Sitzung, sei es auf dem Zirkularwege, zugestimmt wurde. So blieb ab 1885 der Beitrag zur Pension für Nietzsche routinemäßig auf der Liste. Hier lag also für die Weiterzahlung die Rechtsgrundlage vor.

Das letzte Drittel von Fr. 1000.– kam aus Kreisen der »Freiwilligen Akademischen Gesellschaft«. Es war nicht die Gesellschaft, welche die Auslage trug! Es war damals üblich, für solche Zwecke besondere »Subskriptionslisten« aufzulegen und es liefen denn auch mehrere derartige Subskriptionen gleichzeitig. Die Gesellschaft übernahm lediglich den Einzug der zugesicherten Beträge bei den betreffenden Mitgliedern und stellte sie der Staatskasse zu, welche dann die Auszahlung zusammen mit dem Anteil des Staates besorgte. Im Falle Nietzsches erfolgte die Zahlung all die Jahre an Franz Overbeck zur Weiterleitung. Auch die Subskription der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft verpflichtete ihre Unterzeichner zunächst nur auf die sechs Jahre, dann wurde die Weitergewährung alle drei Jahre, also 1885, 1888,

1891 und zum letzten Male 1894 jeweilen mit einer neuen Spenderliste wieder gesichert. Auch hier bestand die Rechtsgrundlage für die verlängerte Auszahlung.

Die bleibende Grundlage war das Rundschreiben des Präsidenten der Gesellschaft, Altbürgermeister Carl Felix Burckhardt-Von der MühllA255 vom 6. Juni 1879: »Herr Professor Niezsche [sic!] hat in Folge seiner andauernden Krankheit und Arbeitsunfähigkeit die Entlassung von seiner Stelle an hiesiger Universitaet verlangt und erhalten. Derselbe befindet sich in solchen oekonomischen Verhältnißen, daß er für die nächste Zeit einer Pensionierung nothwendig bedarf. Die T. Curatel hat daher einen jährlichen Betrag von fr. 3000 für die nächsten 6 Jahre für diesen Zweck ins Auge gefaßt, sieht sich aber nicht in der Lage, aus Staatsmitteln und aus dem Legat Heusler mehr als 2/3 davon flüssig zu machen, so daß es sehr erwünscht wäre, wenn eine Anzahl von Freunden des Herrn Niezsche sich bereit finden wollten, die fehlenden f. 1000 für genannte Zeit zu übernehmen.

Der Unterzeichnete anerbietet zur Besorgung dieser Angelegenheit die Vermittlung der Academischen Gesellschaft, während allerdings die Gesellschaftscaße selber für diese Verwendung nicht sollte in Anspruch genommen werden.

Ich darf die traurige Lage des Herrn Niezsche als Ihnen Allen bekannt voraussetzen und daher das vorstehende Gesuch wohlwollender Aufnahme bestens empfehlen, wobei aber selbstverständlich Jedem der Tit. Adreßaten volle Freiheit gewahrt sein soll. Eventuell wäre ich für Nennung fernerer allfähiger Theilnehmer verbunden, und bitte um. confidentielle Behandlung der Sache.«

Auf der von Carl Felix Burckhardt eröffneten Subskriptionsliste trugen sich weiter ein (in dieser Reihenfolge):

Prof. Wilhelm Vischer-Heusler (1833-1886; der Sohn von Nietzsches Tutor Prof. W. Vischer-Bilfinger)
Prof. J. J. Merian (1826-1892)
Regierungsrat Dr. Carl Burckhardt-Burckhardt (1831-1901)
Frau Rosalie Sarasin-Brunner (1826-1908, die Witwe des 1862 verstorbenen Bürgermeisters Felix Sarasin)
Emil Thurneysen-Merian (1815-1886; Bandfabrikant)
Joh. Georg Fürstenberger-Vischer (1833-1897; 1867-1897 »Seckelmeister« = Kassier der Freiw. Akadem. Ges.)
Prof. Karl Steffensen-Burckhardt (1816-1888)
Dr. Joh. Jak. Bachofen-Burckhardt (1815-1887)
»Ehinger« (wahrscheinlich Bankhaus Ehinger & Co.)
Prof. Andreas Heusler-Sarasin (II; 1834-1921)
Dr. Ludwig Sieber (1833-1891; seit 1871 Bibliothekar, 1883 Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek)
Prof. Eduard. Hagenbach-Bischoff (1833-1910, Physiker; seit 1877 Mitglied des Erziehungsrates)
Prof. Heinrich Schiess-Gemuseus (1833-1914; 1864-96 Vorsteher der Augenklinik; der erste Ordinarius der Basler Universität f. Ophthalmologie, Nietzsches Augenarzt während seiner Basler Jahre)
Karl Sarasin (1815-1886, Ratsherr, Regierungsrat)
Frau Emma Vischer-Bilfinger (1815-1893; die Witwe von Prof. W. Vischer)
Die gezeichneten Beträge schwanken zwischen Fr. 25.- und 120.–, und da sich J. J. Bachofen nur für 3 Jahre verpflichtete, ergaben sich für diese ersten 3 Jahre je ein Jahrestotal von Fr. 1025.–, nachher Fr. 975.–.

Blickt man auf die Jahrgänge der Donatoren, so sieht man, daß bei der letzten Erneuerung im Juni 1894 nicht mehr viele von ihnen am Leben waren und jedenfalls durch neue ersetzt werden mußten, für die weniger die persönliche Beziehung zu Nietzsche eine Rolle spielte, als die verwandtschaftliche oder gar Erbbeziehung zu den früheren Unterzeichnern. In diesem Sinne wandte sich dann auch der dermalige Vorsteher, Dr. Isaac Iselin-Sarasin, an die Subskribenten, vorgängig jedoch (am 13. Mai 1894) an den betagten Seckelmeister Georg Fürstenberger: »So viel ich weiß, sind die Verhältnisse des Herrn Nietzsche dieselben geblieben, so daß der Wegfall dieser Pension für ihn schmerzlich wäre. Ich werde daher die bisherigen Subscribenten anfragen, ob sie geneigt sind, ihre Beiträge fortzusetzen, und danke Ihnen bestens für die Erneuerung der Ihrigen.

Es ist selbstverständlich, daß die Mühe, diese Subscriptionen einzusammeln, nicht mehr Ihnen obliegen darf, und ich bin mit dem größten Vergnügen bereit, das Nöthige zu besorgen. Ich bitte Sie auch, mir die Liste Rütimeyer zusenden zu wollen, damit ich die Unterschriften einsehen kann.

Ueberhaupt bitte ich Sie, vollständig über mich zu verfügen, wenn ich Ihnen irgend etwas abnehmen kann.«

Die Einladung zur Subskription vom 14. Mai lautete dann: »Sie hatten im Jahre 1891 die Güte, Ihre Beiträge für eine Pension an Herrn Professor Nietzsche für weitere drei Jahre bis 30. Juni 1894 zu erneuern laut beifolgender Liste. Die finanziellen Verhältnisse des Herrn Nietzsche sind dieselben geblieben und es ist höchst wünschenswerth, ihm die bisher durch Vermittlung der academischen Gesellschaft gewährte Pension auf weitere drei Jahre zu sichern.

Ich erlaube mir daher, indem ich die letzte Subscriptionsliste beilege, Ihnen eine neue Liste vorzulegen und Sie zu ersuchen, in dieselbe die Beiträge zeichnen zu wollen, welche Sie für die drei Jahre vom 1. Juli 1894 bis 30. Juni 1897 zu leisten geneigt sind.«

Von den Donatoren von 1879 sind jetzt noch dabei: Georg Fürstenberger, Frau Rosalie Sarasin- Brunner, Prof. A. Heusler-Sarasin und Prof. Schiess- Gemuseus. Als Erben setzten die Tradition fort Frau Thurneysen-Merian, Frau Vischer-Heusler, Frau Steffensen-Burckhardt, und neu dazu traten die beiden Schwiegersöhne der Frau Rosalie Sarasin: Eduard Vischer-Sarasin, Architekt und der derzeitige Vorsteher der Gesellschaft, Dr. Isaac Iselin-Sarasin (1851-1930; 1893-1906 Regierungsrat), weiter A. Burckhardt- Heusler, Frau Merian-Burckhardt, Ad. Merian (Bruder des Prof. J. J. Merian), Frau Merian-Thurneysen. Es waren also immer dieselben Altbasler Familien, die ihrem ehemaligen Professor die Treue hielten.

Ein peinlicher Zwischenfall

Weil dieser Rententeil vierteljährlich zusammen mit dem Staatsbeitrag ausbezahlt wurde (die Zahlung aus dem Heuslerfonds erfolgte halbjährlich) und auch nach 1885 zunächst der Staatskasse angewiesen wurde, zahlte der Staatskassier routinemäßig den vollen Beitrag weiter. Erst als ihm Nietzsches geistiger Zusammenbruch 1889 bekannt wurde, sah er sich die regierungsrätliche Verfügung genauer an und konstatierte zu seinem nicht gelinden Schreck, daß er seit vier Jahren je Fr. 1000.– widerrechtlich ausbezahlt hatte. Das war eine peinliche Situation für den sonst sicher gewissenhaften Mann. Die Sache durch eine Rückforderung still zu tilgen, dafür bestand kaum Aussicht. So mußte er es seinem Vorgesetzten, dem zuständigen Regierungsrat melden, der denn auch entsprechend sauer reagierte, worauf die

Antwort aus dem »geistigen« gegen das »politische« Basel nicht ohne einen hämischen Unterton erfolgte.

Der Sekretär des Erziehungsdepartementes, H. Zehntner, schrieb unter dem 6. September 1889 an Prof. Hagenbach-Bischoff: »Herr L. David hat soeben entdeckt, daß die Pension *Nietzsche* eigentlich schon lange abgelaufen ist und sowohl von denUniv.- fonds als vom Staat u. akadem. Gesellschaft seit mehrern Jahren ohne Beschluß bezahlt wird. Wie sichs beim Heuslerfonds oder akadem. Ges. verhalten mag, weiß ich nicht, aber von Staatswegen ist der Betrag von 1000 frs (an die 3000 frs) nie verlängert worden und die 6 Jahre, gerechnet vom 26 Juni 1879, auf 1 Juli 1885 abgelaufen. Herr Reg.-R. Zutt ist der Ansicht, es solle jedenfalls die Staatspension sistirt werden, es sei auch zur Erneuerung kein Grund. Dieser will jedoch über die Sache gerne vorerst Ihre Ansicht vernehmen.« Darauf antwortete Hagenbach am 7. September: »Die ›Entdeckung‹ des Herrn David, daß die Pension an Herrn Nietzsche ›ohne Beschluß‹ weiter bezahlt wurde, ist in Betreff des Universitätsfonds ganz unrichtig. Bei der Erkrankung des Herrn Nietzsche wurde eine Pension von fr. 1000.- auf 6 Jahre beschlossen. Seit Ablauf dieser Zeit (1885) wurde jedes Jahr die Pension *neu beschlossen,* worüber die Protokolle der Regenz Aufschluß geben können.

Ich bemerke noch, daß die 1000 fr. nicht aus dem Zulagefonds (fiscus universitatis), über dessen Ausgaben Erziehungsrath, Regierungsrath beschließen, sondern aus dem Heusler'schen Vermächtnisfonds bezahlt werden, über dessen stiftungsgerechte Verwendung die Regenz nach § 25 des U(niv.)-G(esetzes) entgültig beschließt unter Vorbehalt der nachträglichen Genehmigung der Rechnungsablage, u. zwar auf Antrag der Komission zum Heuslerschen Legat. Von der Universitätsverwaltung u., so viel ich weiß, von der Akad. Gesellschaft ist somit ganz concret in dieser Sache gehandelt worden u. da konnte somit Herr David nichts entdecken; mit der Auszahlung der Staatspension habe ich nichts zu tun und kann darüber keinen Aufschluß geben.

Wenn der Staat die Pension in Zukunft nicht mehr zahlt, so wird das für Nietzsche, der jetzt in einer Irrenanstalt versorgt ist, sehr peinlich sein, allein ich begreife es. Nähere Auskunft über die Verhältnisse des unglücklichen Hr. Nietzsche kann am besten H. Prof. Overbeck geben u. falls es gewünscht wird, bin ich gerne bereit, dieselben einzuziehen u. dem Herrn Vorsteher des Erz.-Dep. zu übermitteln.« Und nach Unterschrift: »Die Beiträge der Akad. Ges. wurden, wie auch an Rechn. (pag. 10 des Jahrb. 1881) zu ersehen ist, aus div. ›separaten‹ d. h. für diesen Zweck bestimmten Subscriptionen bestritten. So viel ich weiß, hatten sich die Spender auch für 6 Jahre verpflichtet u. sind dann aufs Neue begrüßt worden.« Noch am selben Tag läßt der Regierungsrat durch seinen Sekretär Zehntner antworten: »besten Dank für Ihre gef. Mittheilungen, aus denen hervorgeht, daß, wie wir vermutheten, die Sache betr. Pension Nietzsche vollkommen en règle ist, sofern akad. Gesellschaft und Heuslerfonds, die nicht unter Regierungskontrolle stehen, beteiligt sind, und fehlerhaft einzig was die staatliche Seite betrifft. Da einmal die Sache zur Sprache gekommen ist, so ersucht Sie nun Herr Reg.-R. Zutt, mit Herrn Prof. Overbeck Rücksprache zu nehmen, um zu erfahren, ob die 1000 frs. Zuschuß vom Staat wirklich noch nötig seien. Herr R. R. Zutt zweifelt sehr daran und findet es zudem stossend daß die Pension im Ausland verzehrt wird. Wenn kein absolutes Bedürfnis sich nachweisen läßt, so würde ohne Zweifel der Regier.R. wenig geneigt sein, die Bewilligung zu erneuern.« Die Bemerkung, daß »die Pension im Ausland verzehrt wird«, dürfte für die Altbasler und Akademiker von dem »Metöken« Zutt besonders grotesk gewirkt haben, dessen Familie aus dem badischen Bruchsal stammte, über

Kriegstetten (im Kanton Solothurn) in die Schweiz gekommen war und erst 1860 das Basler Bürgerrecht erwarb. Das sind Nuancen, die im damaligen Basel zu beachten sind. Leidtragende dieser latenten Spannungen war allerdings schlußendlich die Familie Nietzsche.

Nun wandte sich der Herr Staatskassier Lucas David am 13. September auch an Prof. Overbeck direkt mit einem Schreiben: »Ich halte es für meine Aufgabe, Ihnen zu berichten, daß ich *nicht mehr berechtigt bin,* Ihnen zu Handen des Herrn Professor Dr. Friedrich Nietzsche den jährlichen Betrag von Fr. 1000 *auszubezahlen,* welchen die Staatskasse an dessen Ruhegehalt bis jetzt beigetragen ... Es sind nun die später verabfolgten Beträge, da dieser Fall ganz exceptionell ist, Ihnen nur aus *versehen* für Herrn Nietzsche ... zugestellt worden; ich hoffe aber, daß der Tit. Erziehungsrath die nach 1885 erfolgten Zahlungen *gutheißen* wird in der Berücksichtigung der fortwährenden Krankheit des Erwähnten.

Derselbe ist auch *nie* seit 1885 trotz dem er doch genau die Dauer seiner Pension kennen mußte, beim hoh. Regierungs- od. Erziehungsrath um eine *Verlängerung* des Staatsbeitrages an seine Pension eingekommen und hat *auch Ihnen, Tit. nichts* von der *Dauer der Pension, Allem nach zu schließen, eröffnet,* was Beides doch *geboten gewesen wäre..* Diese Angelegenheit ist mir, wie jedenfalls auch Ihnen, hochgeehrter Herr, *sehr unangenehm,* und habe ich hierüber mit dem Hr. Vorsteher des Erziehungswesens, Herrn Regierungsrath Dr. R. Zutt, an den ich auch Sie in der Sache verweise, gesprochen.« Die massenhaften Unterstreichungen in diesem Schreiben (kursive) verraten die Erregung und Betroffenheit des guten Mannes. Sein Vorwurf an Nietzsche, dieser habe offenbar Overbeck schlecht informiert, trifft aber nicht. Gerade Nietzsche selber machte sich kaum Gedanken über die Zusammenhänge. Viel eher mußte sich Overbeck selber betroffen fühlen, und er konnte in dieser Situation denn auch kaum etwas anderes tun, als auf den Staatsbeitrag zu verzichten, was er ruhig wagen konnte, denn mittlerweile wußte er genau Bescheid, was an Mitteln für die Pflege in Jena gebraucht wurde, und für einen allfälligen Mehrbedarf hatte er aus dem Freundeskreis inzwischen genügend bindende Zusagen für Zuschüsse erhalten. Außerdem ist anzunehmen, daß er mit den Kollegen jetzt schon die Möglichkeit, aus dem Heuslerschen Fonds einen zusätzlichen Betrag zu erhalten, vorsah. Einem entsprechenden Antrag Overbecks auf Fr. 500.– wurde sowohl 1891 wie 1892 entsprochen, allerdings verzichtete dann Frau Pastor Nietzsche auf den Bezug, weil sie im Augenblick keinen Bedarf dafür sah und nicht mehr beziehen wollte als unbedingt nötig war.

So konnte Hagenbach nach Rücksprache mit Overbeck dem Regierungsrat am 25. September berichten: »Herr Prof. Nietzsche befindet sich dermalen in der Irrenanstalt Jena u. ist, einige ganz unbedeutende Ersparnisse abgerechnet, ganz auf das angewiesen, was er von Basel erhält. Herr Overbeck, der Alles besorgt, glaubt mit 2000 fr. im Jahr auskommen zu können, wenn nichts Unerwartetes dazu kommt. Der Beitrag der akad. Gesellschaft von fr. 1000, ... ist, so viel ich weiß, noch für 2 Jahre gesichert u. der Beitrag aus dem Heuslerschen Vermächtnisfonds von fr. 1000 ist bis jetzt ohne Anstand jedes Jahr bewilligt worden. Herr Overbeck ist somit der Ansicht, daß es in Zukunft möglich sei, ohne Staatsbeitrag durchzukommen.« So blieb die Basler Pension ab 1. Juli 1889 um diesen Betrag reduziert auf Fr. 2000.- (Mk. 1600.-) im Jahr, getragen von den beiden jährlich resp. alle drei Jahre zu erneuernden Fonds und Subskriptionen. Über diese doch recht labile Grundlage wußte die Mutter sehr wohl Bescheid, und sie war sich auch bewußt, daß »die guten Basler«, wie sie sich immer ausdrückte, nicht so viele Jahre in ihrem Wohlwollen verharrt hätten, wenn dieses nicht ständig durch die Bemühungen und das Ansehen

Overbecks genährt worden wäre. Es ist eine perfide Verdrehung, um das Ansehen Overbecks herabzusetzen, wenn Frau Förster später (am 7. September 1897) an Prof. K. Von der Mühll schrieb: »Meine geliebte Mutter wurde nun 14 Tage ungefähr vor ihrem Tod an diese vergangene Geschichte durch einen Brief von Prof. Overbeck erinnert. Er schrieb ihr, daß die Basler Pension von jetzt an nur noch zur Hälfte gezahlt würde: die gute Mutter meinte: ›da hast du also doch Recht gehabt, daß die Basler Pension nicht auf Lebenszeit gewesen ist‹ das hatte sie immer aus den Briefen von Prof. Overbeck herausgelesen.«

Eine erste Krise

stellte sich 1894/95 ein. Die neue (dritte!) von Dr. Kögel redigierte Gesamtausgabe der Werke war bis Ende 1894 bis zum Band acht mit dem ›Antichrist‹ gediehen und brachte dank des neuen, wesentlich günstigeren Vertrages mit Naumann bedeutende Einnahmen. Damit stellte sich in Basel die Frage, ob die Pension, die eben kein Anspruch, sondern eine Sozialhilfe war, noch zu rechtfertigen sei. In der Freiwilligen akademischen Gesellschaft war die Frage vorderhand entschieden: im Mai 1894 hatten die Donatoren wieder für drei Jahre subskribiert, deren Fr. 1000.– waren also wieder bis Ende 1897 gesichert. Anders lag die Sache beim jährlich zu erneuernden Heuslerfonds. Der Rektor der Universität für 1895 und damit auch Vorsitzende der Kommission für den Heuslerschen Vermächtnisfonds, der mathematische Physiker Prof. Karl Von der Mühll-His (13. Sept. 1841-9. Mai 1912; 1872-1889 Professor in Leipzig, dann in Basel), wandte sich am 12. Januar 1895 um Auskunft an den ihm aus seiner früheren Tätigkeit dort persönlich bekannten Prof. Max Heinze in Leipzig, von dessen Verbundenheit mit Nietzsche er wohl wußte: »Bei Feststellung der Pensionen für das Jahr 1895 ist bemerkt worden, daß Sie, hochgeehrter Herr Geheimrath, nach einer Aeußerung Ihres Kollegen Wech (?) über die gegenwärtigen Verhältnisse des unglücklichen Friedrich Nietzsche Auskunft geben könnten. Wie Sie wohl von früher her noch wissen, besteht irgendeine Verpflichtung zur Fortgewährung einer Pension hierseits in keiner Weise. Ferner kommt in Betracht, daß die Mittel beschränkt sind, und daß möglicher Weise die Unterstützung in solchen Fällen ungenügend oder gar nicht erfolgt, wo einerseits die Leistung für die hiesige Universität u. anderseits die Bedürftigkeit ungleich größer sind. Daher wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir zu Handen der Kommission, welche der Regenz Vorschlag zu machen hat, genauen Aufschluß geben könnten.«

Heinze hatte zunächst, nach dem Erfolg der Gesamtausgabe, den Eindruck, der Basler Beitrag sei nicht mehr vonnöten, erkundigte sich aber vorsichtigerweise noch bei Frau Förster, was dieser zum Anlaß wurde, Prof. Von der Mühll am 4. Februar direkt einen ausführlichen Bericht aus ihrer Sicht der Dinge zu schreiben: »Mein theurer Bruder hat schon früher den Gedanken u. Wunsch ausgesprochen, daß es ihm doch vergönnt sein möchte die Basler Pension aufzugeben. Deshalb sprach ich in diesem Spätherbst mit seinem ihm seit seiner Erkrankung bestellten Vormund Stadtrath Dr. Oehler in Magdeburg ... Ich muß nun sagen, daß er die Sache als einen Wunsch meines Bruders ernstlich erwog, aber solche schwerwiegende u. beunruhigende Gründe dagegen vorbrachte, daß ich wohl einsehen mußte, daß ich etwas vor der Hand sehr Unbedachtes gefordert hatte ... Unsere kleine Familie besteht aus meiner Mutter, meinem Bruder und mir selbst. Die bescheidenen Einnahmen meiner Mutter u. die meinigen erlöschen fast sämmtlich mit unserem Tode oder gehen in andere Hände über. So lange wir zusammen leben und Eins für das Andere sorgt, so vermindern sich die Ausgaben für unsern theuren Kranken

ganz bedeutend, nun könnte es aber doch sein, daß wir Beide *vor* unserm geliebten Pflegling sterben (Hölderlin ist 74 Jahre alt geworden) dann müßte er in eine Anstalt gebracht werden und von was sollte dann die für seine Stellung nöthige Pension bezahlt werden? – Mein Bruder besitzt 1075 M .... Zinsen, wenn er auch noch durchaus ein wenig Kapital dazu erhielte, so könnte er doch kaum in einer *guten* Anstalt zweiter oder dritter Klasse untergebracht werden – ein wahrhaft entsetzlicher Gedanke für unsre liebenden Herzen!

Sie werden nun vielleicht gehört haben, daß mein Bruder durch seine Bücher gute Einnahmen gehabt hat, das ist auch richtig aber das ist eben das Kapital, was für ihn angelegt worden ist, von dem er jetzt die 1075 Mark Zinsen hat. Als mein Bruder erkrankte, besaß er ungefähr noch 12000 M. Kapital, durch jahrelange Kuren u. besonders durch das *Selbstdruckenlassen* seiner Bücher war eben sein kleines Vermögen auf dieses Minimum zurückgegangen ... Der Buchhändler forderte nach seiner schweren Erkrankung von der Vormundschaft 1500 M. Druck- u. andere Unkosten, obgleich mein Bruder schon so viele Tausende dafür gezahlt hatte. Er hatte damals ein unglaublich unvortheilhaftes Abkommen mit dem Buchhändler getroffen; mit großer Mühe und nach vielen Unannehmlichkeiten brachte ich in drei Jahren Ordnung in diese verworrene Angelegenheit.

Seitdem hat sich nun das Ganze geändert: der Vormund hat keine Unkosten mehr für die Bücher zu zahlen, sondern nimmt bedeutendes Honorar für ihn ein, was er aber *nur* als endlich zurückgezahltes Kapital betrachtet u. fast ganz auf Zinsen legt. Mein Bruder besitzt jetzt 29000 M. in Papieren ... Diese Einnahmen wären noch besser gewesen, wenn nicht ... eine unrechtmäßige schlechte Gesammtausgabe herausgekommen wäre, von der wir 3500 Bände einstampfen mußten. Natürlich kostet die jetzige Gesammtausgabe mit so ausgezeichneten Kräften wie: Hr. Dr. Kögel und Hr. Dr. v. d. Hellen große Summen, aber die Hauptsumme der Unkosten trägt die Firma Naumann u. ich selbst ... Der Vormund meines Bruders sagte mir, daß es absolut unmöglich sei auf die Basler Pension zu verzichten ... Das Ganze bedrückt mich, denn ich fürchte man giebt in Basel meinem armen Bruder die Pension ungern, auch wollte er Basel nicht gern zu sehr belasten. Ich selbst bin ganz unvermögend; den Rest von flüssig zu machendem Geld habe ich zur Ehre meines inniggeliebten Bruders zur Einrichtung u. Aufrechterhalten des Nietzsche-Archivs verbraucht, was ja zur Gesammtausgabe als Grundlage unbedingt nöthig ist. Meiner armen Mutter darf ich von der ganzen Angelegenheit überhaupt nichts sagen, ... denn sie hält die Basler Pension als das einzige Sichere ... außer den wenigen Zinsen: daß seine Bücher überhaupt noch Einnahmen ergeben werden, bezweifelt sie *durchaus.* Ich glaube ja auch, daß nach der Gesammtausgabe überhaupt größere Einnahmen nicht mehr kommen werden; wer kauft in Deutschland philosophische Bücher? Die Bücher meines Bruders sind durchaus *nicht* für die *Menge bestimmt:* wenn es nach mir gienge, dürften sie nur an ganz *Wenige,* die ihn verstehen, verkauft werden, deshalb ist mir der enorm theure Preis ganz recht ... Doch ich will auf den Hauptzweck meines langen Briefes zurückkommen, ich bin so bekümmert, daß ich Basel nicht entlasten kann, ich hätte es so *gern* gethan. Vielleicht könnte ich aber den folgenden Vorschlag machen:

Wäre es nicht möglich, daß die Basler Universität mit dem Vormund eine Art Vertrag abschließt? Die Vormundschaft meines Bruders verpflichtet sich: wenn die Basler Universität ihm noch bis zum 1. Jan. 1900 seine bisherige Pension giebt, an den Fonds, aus dem mein Bruder seine Pension bezieht, 10.000 frs nach dem Tode des theuren Kranken auszuzahlen. Ich bitte Sie dringend einen Vertrag zu

formulieren, der für die Schweiz u. Deutschland u. die Erbin meines Bruders (meine Mutter) u. deren Rechtsnachfolger verbindlich ist.

Ich lege Ihnen die ganze Angelegenheit warm ans Herz! Meinen inniggeliebten armen Bruder vor Dürftigkeit zu schützen ist mein einziges Bemühen, aber auch all seine persönlichen Wünsche zu erfüllen, ist meine heilige Pflicht u. deshalb wünsche ich so *innig* Basel nicht zu stark zu belasten ... Sollte mir noch ein besserer Vorschlag einfallen, so werde ich mir erlauben mich an Sie zu wenden. Sie können sicher sein, daß *Niemand* eifriger es wünschen kann die Basler Pension aufzugeben, als *ich es* thue, aber ich darf auch nichts veranlassen was unserm armen so ganz hilflosen Kranken oder meiner von Sorgen so bedrückten Mutter das Leben erschwert. Der oben erwähnte Vorschlag scheint mir ganz gut. Es versteht sich von selbst, daß die 10.000 frs auch ausgezahlt werden wenn der theure Kranke nicht mehr fünf Jahre lebt. Während dieses Zeitraums der fünf Jahre wollen wir nun jeden Pfennig Honorar zurücklegen, vielleicht auch sonst ein Arrangement treffen, daß der Theure unter allen Umständen vor Noth geschützt ist.«

Auf diesen Erguß muß ihr Prof. Von der Mühll nochmals klargemacht haben, daß es nicht an *ihr* läge zu *verzichten,* sondern an der Regenz, zu *bewilligen,* und daß zur Zeit und bis 1897 nur noch die 1000.– Fr. der Akademischen Gesellschaft gesichert seien. Darauf schlägt sie am 16. Februar einen andern Ton an: »Daß man meinem armen Bruder überhaupt seine Pension *nehmen* kann und zwar ganz u. gar, das scheint mir, in einer Zeit, wo für den schlichten Tagelöhner für die Jahre der Krankheit u. Hilflosigkeit gesorgt wird – scheint mir als etwas ganz Unglaubliches. Ich fürchte ich habe mich neulich falsch ausgedrückt: ich sagte Ihnen doch, daß nur dadurch sein kleines Vermögen wieder zusammengekommen ist, daß die Gesammtausgabe herauskam – das bedeutet aber, daß unter *vier* Jahren an keine neue Ausgabe u. Einnahmen ... zu denken ist. Es kommen nun zwar aus den ungedruckten Schriften noch zwei drei Bände wohl heraus aber *wann,* weiß man noch gar nicht, da sehr sehr mühselige Entzifferungsarbeiten zuerst dazu zu machen sind. Die Basler Universität muthet also einem ihrer berühmtesten ehemaligen Mitglieder zu von einem Einkommen von Eintausend Mark zu leben. Soviel kostet aber ein Wärter ... sobald die Lähmung u. Schwerfälligkeit noch mehr zunimmt ... Ein Mann von der Bedeutung meines Bruders u. in seiner schweren Krankheit u. Hilflosigkeit kann doch nicht der Unterstützung seiner so unvermögenden Anverwandten anheimfallen? Ich hatte neulich die ganze Frage falsch verstanden: ich glaubte man bitte uns auf die Basler Pension zu *verzichten* u. ich schrieb Ihnen deshalb, daß wir das in dem Augenblick thun werden, wo wir sicher sind eine feste bescheidene Einnahme für unsern armen Kranken zu haben ... Ich sage nochmals, daß wir in fünf Jahren wohl soweit sein mögen, weil ich denke: in vier Jahren können wir die Gesammtausgabe noch einmal herausgeben.«

Man gab sich mit dieser Auskunft offenbar zufrieden, denn der Betrag zur Pension für Nietzsche passierte in der Liste mit den andern Posten diskussionslos. Aber schon im nächsten Jahr hoben die Zweifel wieder an, diesmal, einer Anfrage zuvorkommend, durch zwei Briefe von Frau Förster erregt. Prof. Karl Von der Mühll berichtet über diese Korrespondenz Overbeck am 7. Dezember 1895: »In meiner Antwort habe ich mich im Wesentlichen auf die Mittheilung beschränkt, wir wollten alle hier mit einem Vertrag, wie dem vorgeschlagenen, nichts zu thun haben, und wir müßten die weitere Unterstützung von hier aus befürworten, bis wir die Überzeugung gewonnen haben, daß für die Pflege des Kranken genügend Mittel anderweit vorhanden seien.« Frau Förster hatte also noch einmal ihren Plan mit dem Renten-Vorschuß-Vertrag vorgetragen, um zu festen Einnahmen zu kommen. Sie hatte sich

aber inzwischen finanziell noch anders abgesichert. Elisabeth ertrotzte von ihrer Mutter und dem Vormund Oehler, daß sie ihr alle Rechte – und damit Einnahmen – aus den Publikationen abtraten. Sie bewies damit jedenfalls eine untrügliche Witterung für das Geschäft.

Die Schwester erwirbt die Autorenrechte

Sie legte die Schlinge geschickt: obwohl sie wußte, daß der Beitrag der Akademischen Gesellschaft noch bis 1897 gesichert war, und ihr Prof. Von der Mühll »die weitere Unterstützung« aus dem Heuslerfonds zusagte, ängstigte nun *sie* Ende November die Mutter mit der sie »tief erschreckenden Kunde«, daß diese Pension »meinem armen Sohn nächstens entzogen werden soll«, wie sie Overbeck am 28. November 1895 klagt und ihm weiter berichtet: »Auch hörte ich durch Dritte, daß meine Tochter wohl von einer Art Rückzahlung gesprochen habe, was doch unmöglich von ihr im Ernst gemeint sein kann«, und sie erbittet sich von Overbeck rasche Antwort, eventuell sogar telegraphisch, denn am Sonntag (1. Dezember) kommt ihr Neffe Adalbert Oehler zur Besprechung einer sie »furchtbar aufregenden Sache«, zu deren Entscheidung das sichere Wissen um die Basler Pension wichtig ist. Elisabeth hat nämlich einen Ersatz für diese Pension bereit: Wenn die Vormundschaft (Mutter und Stadtrat Oehler) ihre Rechte aus dem Verlagsvertrag an sie – Elisabeth – abtreten, zahlt sie 30000.- Mark und verspricht der Mutter eine Rente von 1600.- Mark jährlich. Die Mutter mißtraut dieser so glänzenden Offerte, sie kann sich nicht vorstellen, woher plötzlich das viele Geld kommen soll. »Von Freunden«, wird ihr beteuert, aber verschwiegen, wer diese »Freunde« sind, auch, ob und welche Bedingungen an diese Großzügigkeit geknüpft sind. Am 6. Dezember 1895 gesteht sie Overbeck: »...und kann der an mich gerichteten Forderung durchaus keinen Geschmack abgewinnen und so wird mir der Entschluß so schwer und quält mich förmlich. Auch mein Neffe ... konnte nicht recht zu einem endgültigen Entschluß kommen, oder vielmehr kam dazu, um mir nur Ruhe zu schaffen, ich finde aber jeden Tag mehr Gründe *dagegen,* als dafür zu sein.« Sie sagt ihm auch, warum sie nicht an dieses Geld glaube: »Es gibt der Ausgaben zu viel, so daß nur wenig hinterlegt werden kann und ich z. B. weder von seinen Zinsen noch aus dem Archiv je etwas erhalten habe.« Endlich, kurz vor Weihnachten, hat man sie mürbe gemacht, und gedemütigt und im bitteren Gefühl, letztlich ein Unrecht getan zu haben, schildert sie Overbeck am 27. Dezember 1895: »Es liegen recht schwere Wochen hinter mir, doch ehe ich Ihnen dies alles schriftlich auseinandersetze, ist es wohl das Beste Ihnen das betreffende Dokument beizulegenA256, woraus Sie ersehen werden, daß das Nietzsche-Archiv mit allen, auch seinen Naumannschen Honoraren an meine Tochter übergegangen ist. Ich wurde mit dem Vertrag vollständig überrascht und zwar in der Art, daß ich abends durch meinen Neffen in Magdeburg das Schriftstück zugeschickt bekam und am andern Tag schon von Liesbeth die Stunde bei dem Notar zur Unterschrift bestimmt war. – Man hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn ich habe mich volle vier Wochen gesträubt und endlich weil ich glaubte, selbst krank zu werden und weil auch mein Neffe einen Brief über den anderen schrieb, ich solle ruhig unterschreiben, habe ich es getan; auch den guten Professor Heinze Leipzig noch telegraphisch den Tag vorher bat zu kommen und der Gütige ... in jedem Punkt *meine* Ansicht *vollständig* teilte, da er den Vertrag schon von Lieschen erhalten hatte ... Ich empfand es überhaupt als eine Begriffsirrung meiner Tochter, mir den Geistesschatz meines Sohnes, unseres gemeinsam geliebten Kranken, also unseren *Familienschatz* für

fremdes Geld mir und vor allem meinem Sohn, welcher doch Namen hat, *abkaufen* zu wollen, denn ich sah nicht den *geringsten* Grund ein, daß eine Veränderung stattfand. Weder ich noch mein Neffe haben Lieschen noch Kögel je etwas in den Weg gelegt ... Zu Heinze hat Lieschen als Hauptgrund angegeben, darüber bestimmen zu können, Briefwechsel womöglich ankaufen usw .... So kam denn anderen Tags mit meiner Tochter der Notar hierher, weil ich leidend war, und habe die mir blutsauer gewordene Unterschrift getan. – Woher meine Tochter ihre Existenzmittel, Besoldung für Kögel, idealen Zwecken dienen und die 1600 Mark mir zu zahlende Pension für den guten Fritz (›die wohl nur, sagte Professor Heinze, auf dem Papier stehen‹) hernehmen will, das weiß sie wohl selbst kaum, da Lieschen außerdem nicht weiß mit Geld umzugehen ... Das Beste ist, daß seit der Unterschrift heiteres Wetter ist und wir so einen schönen heiligen Abend verlebten.«

Nun konnte Frau Förster in Basel großzügig auftrumpfen. Sie tat sich auch in puncto Eigenlob keine Gewalt an und überfiel Prof. Karl Von der Mühll am 12. Januar 1896 mit einem ihrer redseligen Briefe. Sie entschuldigt sich, daß sie seinen letzten Brief irgendwo in Weimar, Leipzig oder Berlin habe liegen lassen, wird aber später, wenn sie ihre Papiere wieder zusammen hat, antworten. Sie will dann auch »den Vormund meines Bruders bitten Ihnen eine genaue Darstellung der ganzen Verhältnisse zu geben u. Sie und er können dann frei entscheiden was den Verhältnissen u. dem Sinn meines Bruders nach in der Pensionsangelegenheit zu thun am angemessensten scheint. Meine Mutter hat von Alledem auch nicht die leiseste Vorstellung, da mein Vetter ... alle Geschäfte besorgt ... Das war das Unglück bei der jetzigen Vertragsangelegenheit, daß plötzlich die arme Mutter ohne jede Sachkenntnis nur nach persönlichen wunderlichen Vorstellungen entscheiden wollte. Sie werden sich wundern, daß der Vertrag schließlich doch noch zu Stande kam? Das ist nun so gekommen: die Wenigen, welche die Sachlage überschauen konnten: drei ausgezeichnete Juristen, die Firma C. G. Naumann u. ein Freund, eröffneten zugleich den Sturm gegen meine so unglaublich unlogische Mutter; die Sache spitzte sich so zu, daß man ihr wahrscheinlich die Vormundschaft genommen hätte, wenn sie den für meinen theuren Bruder so außerordentlich günstigen Vertrag nicht unterzeichnet hätte, da entschloß sie sich, obgleich noch sehr ärgerlich. Erst hinterher kam heraus, daß das, was die Sachverständigen am Meisten entrüstet hat, nämlich die absichtliche Verkennung meiner, wie die Guten sagen, ›geradezu bewunderungswürdigen' Handlungsweise, nur mein eigener Fehler gewesen war. Ich kann nämlich weder vorher noch nachher über meine Thaten reden, da glaubte die gute Mama es sei nicht viel daran. Rein zufällig ergreift vor wenigen Tagen einer der Sachverständigen das Wort u. schildert wie ich die Verhältnisse vor fünf Jahren getroffen habe, (in) welch grenzenloser Verwirrung! Da der Druck seiner Bücher von meinem Bruder selbst besorgt worden war, so fanden sich Schulden u. Darlehen zurückzuzahlen vor in der Höhe von 5000 M. u. außerdem höchstens noch 10-12000 Mark Vermögen; und jetzt nach fünf Jahren hat mein Bruder 60000 M. Vermögen u. ich biete für den Fall des Aufhörens der Pension noch 1600 M. Rente, das wäre, hat er gemeint, doch eine geradezu stupende Leistung, die nur durch die außerordentliche Liebe zu meinem Bruder zu erklären wäre ... Die Firma C. G. Naumann hatte eine mündliche Verabredung mit meinem Bruder als endgültig genommen u. sie überhaupt mißverstanden ... Ich wurde von Niemand unterstützt. Overbeck war so wunderlich den Gegner zu unterstützen u. hatte den Irrthum geradezu sanctionirt. Hätte dieser Irrthum fortbestanden, so wäre mein Bruder ganz ganz arm u. allein auf die Basler Pension angewiesen u. nun sind wir doch so weit, daß wir die Frage der Pension discutiren können. Sodann hatte der Sachverständige

noch besonders hervorgehoben: wie ich aber in noch höherem Maße für das geistige Erbe meines Bruders gesorgt hätte; das Archiv begründet, die Gesammtausgabe geschaffen, summa summarum eine wahrhaft erstaunliche Fülle von guten Thaten verrichtet hätte. Zuletzt hat er wohl noch der Opfer gedacht, die ich gebracht habe, Alles was ich an Geld, Zeit u. Arbeitskraft besäße hätte ich dafür geopfert ... Dieses Gesammtbild meiner Vortrefflichkeit, ... hatte meine gute Mutter schließlich überwältigt. Seitdem ist sie wie umgewandelt u. all die liebenswürdigen Eigenschaften ihrer Natur zeigt sie nun auch mir ... Ich muß Sie noch bitten Overbeckische Bemerkungen nicht als irgendwie entscheidend zu betrachten. Er versteht von der ganzen Situation absolut nichts, hat mir all die schwierigen Verhältnisse nur erschwert u. sich mir gegenüber durchaus unangemessen benommen. Ich habe mit Geheimrath Rohde darüber gesprochen, er mißbilligte Overbecks Benehmen sehr, meinte aber die Frau wäre daran schuld, sie sei bemüht, Overbeck von allen seinen alten Freunden wegzudrängen, das mag seine Entschuldigung sein.«

Frau Förster muß Rohde bei seinem Besuch in Naumburg mit Klagen und spitzen Bemerkungen gegen Overbeck furchtbar zugesetzt und ihn damit in eine zwiespältige Lage versetzt haben. Er schätzte Overbeck hoch, und die Freundschaft mit dem als integer verehrten Gelehrten war ihm teuer. Andererseits konnte er den Aktivitäten der Schwester seines Freundes, mit der er sich seit seiner Studentenzeit doch auch menschlich verbunden fühlte, nicht alle Qualitäten absprechen. Die Spannung zwischen Frau Förster und Overbeck empfand er nicht unbegründet als mindestens bedauerlich, wenn nicht gar für das literarische Nachleben Nietzsches verhängnisvoll. So versuchte er den Ausgleich und stellte sich einerseits bei Frau Förster schützend vor Overbeck, allerdings auf eine Weise, die nicht ungeschickter und unzutreffender hätte sein können, indem er die »Schuld« auf die Frau schob, andererseits versucht er in einer bemühenden Korrespondenz Overbeck zu freundlichem Einlenken gegenüber Frau Förster zu bewegen, wozu dieser wiederum keinen Anlaß sah. So verliefen Rohdes Versöhnungsbemühungen ohne Erfolg, trübten aber glücklicherweise das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden alten Nietzschefreunden nicht. Overbeck ließ sich jedenfalls nie anmerken, daß er von der Bemerkung gegen seine Frau im Brief der Frau Förster Kenntnis bekommen hätte. Möglicherweise – man möchte es annehmen – hat auch Prof. Von der Mühll von dieser »Information« keinen Gebrauch gemacht, wie er denn überhaupt über diesen Brief gelassen hinwegging und die Weiterführung der Pension befürwortete.

Der Curator fiscorum academicorum, Prof. Hagenbach-Bischoff, nahm den Betrag für Nietzsches Pension auch für 1896 nochmals in seine Liste auf, bemerkte aber in einem Rundschreiben an die Kommissionsmitglieder vom 26. Februar 1896: »Es ist zu hoffen, daß in Zukunft die Bezahlung einer Pension an Herrn Prof. Nietzsche überflüssig wird, da aber dermalen nach den eingezogenen Erkundigungen die ganze Lage etwas kritisch ist, so könnte leicht das plötzliche Abbrechen im jetzigen Moment Verlegenheiten für den Kranken zur Folge haben. Sollte sich im Laufe des Jahres das Zahlen der Pension als unnötig erweisen, so würde selbstverständlich die beschlossene Summe nicht oder nun halb ... ausgerichtet.«

Die angesprochenen Kommissionsmitglieder waren mit der Erledigung auf dem Zirkularwege einverstanden, es wurde keine Sitzung abgehalten, und damit stand der Betrag wieder im Budget. Prof. Hagenbach jedoch beruhigte sich nicht so schnell bei der Sache und schrieb am 29. Februar 1896 an seinen Kollegen Von der Mühll: »Sie erhalten den Brief der Frau Förster zurück. Ich habe denselben gelesen. Wenn die 60.000 M. Vermögen da sind u. außerdem noch eine Rente von 1600 M.

geschaffen werden kann, könnten wir getrost mit der Pension aufhören. Aber der ganze Inhalt u. besonders die Form des Briefes ist der Art, daß wir vor Allem von einer nüchternen Person Auskunft erhalten sollten. Sehr erwünscht wäre ein sachlicher Bericht vom Vormund: College Overbeck weiß jedenfalls, wer Vormund ist u. man könnte denselben vielleicht um Auskunft bitten.« Das tat Prof. Von der Mühll, worauf Overbeck die Anfrage über die Frau Pastor an Stadtrat Oehler in Magdeburg richtete, der dann am 30. März die klaren Auskünfte gab:

»1. *Sichere* Einnahmen sind zur Zeit nur die Zinsen von 29600 M. Wertpapieren welche zu 31/2% jährlich rund 1000 M. betragen.

2. Autorenhonorare stehen dem Professor Nietzsche nicht mehr zu. Vielmehr sind sämmtliche Rechte aus den Verlagsverträgen auf die Schwester, Frau Dr. Förster-Nietzsche übertragen worden ...«

Dann schildert er die Gründe, warum die Vormundschaft für die Abtretung der Autorenrechte eingetreten sei: die Vormundschaft konnte keinen Einfluß auf die Gestaltung der Gesamtausgabe durch Dr. Kögel und Frau Förster nehmen, weil sie dazu fachlich nicht kompetent war, andererseits konnte sie die mit dieser Ausgabe verbundenen Risiken nicht verantworten. Bei den ersten, relativ leicht und ohne großen Arbeitsaufwand zu edierenden Werkbänden erschien das Risiko zwar klein, ja, es war ein Gewinn zu erwarten; der schwer zu entziffernde Nachlaß von vorderhand fragwürdigem Interesse jedoch konnte untragbare Verluste nach sich ziehen. Die Vormundschaft darf aber von Gesetzes wegen und aus der Natur ihrer Aufgabe ihr Mündel nicht solchen Risiken aussetzen. Dagegen stand ein anderes Risiko: die geistige Hinterlassenschaft *dieses* Mündels verkümmern zu lassen. »Dieser Zwiespalt in den Pflichten der Vormundschaft trat nun bei dem ganzen Unternehmen so arg in einzelnen Fragen an den Tag. Es ist daher der Ausweg gefunden, daß die gesammten Verlagsrechte auf Frau Dr. Förster übertragen worden sind. Ihre Gegenleistungen, soweit sie materieller Art sind, bestehen darin, daß sie einen festen Betrag von 30.000 M. an die Vormundschaft zu zahlen hatte, ferner sofern u. soweit die von der Universität Basel bisher gewährte Pension von 1600 M. jährlich entzogen werden sollte, hierfür aufzukommen hat und endlich alle Ausgaben der Gesammtausgabe und der Verwaltung des Nietzsche-Archivs zu tragen hat. Die von Frau Dr. Förster vertragsmäßig übernommenen Leistungen stehen indessen auf sehr unsicherem Boden. Sie selbst hat ihr gesammtes Vermögen dem Kolonial-Unternehmen ihres Mannes in Paraguay geopfert. Die oben erwähnten 30.000 M. sind ihr von Verehrern des Professor Friedrich Nietzsche *geliehen, sie* hat dieselben mit 3% zu verzinsen. Wenn die Veranstaltung der Gesammtausgabe gut vorwärts schreitet, der Absatz der Bücher sich günstig entwickelt und die recht erheblichen Unkosten des ganzen Unternehmens sich (bald) einschränken lassen, so wird ja wohl Frau Dr. Förster das leisten können, was sie auf ihre Schultern genommen hat. Aber ob die oben erwähnten Voraussetzungen so eintreten werden, ist noch sehr fraglich ... Hiernach kann ich *zur Zeit* nicht darauf rechnen, daß, wenn die bisher von der Universität Basel und deren Stiftungen freundlichst gewährte Pension wegfallen sollte, Professor Nietzsche einen entsprechenden Ersatz in den von Frau Förster übernommenen Leistungen erhalten wird. Ich glaube allerdings zu wissen, daß Frau Dr. Förster über diesen Punkt etwas anders denkt. Sie rechnet mit der Zukunft: es kann auch sein, daß sie richtig rechnet. Wenn ich indessen pflichtmäßig über die Vermögenslage berichten soll, so kann ich nur von den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart ausgehen.

3. Die früher dem Professor Friedrich Nietzsche von Freunden gegebenen Vorschüsse, – hauptsächlich zur (Deckung) der Unkosten des Verlags einzelner

Werke – sind in der Hauptsache zurückgezahlt; doch besteht noch eine Schuld von 1000 M. welche nach Maßgabe der eingehenden Mittel zurückgezahlt werden soll.

4. Die Mutter – Frau Pastor Nietzsche – bezieht eine sehr geringe Pension: ich glaube von 300-400 M. jährlich: sie hat ein Haus in Naumburg, auf dem einige tausend Mark Hypotheken haften.A257 Früher hatte sie das Haus vermiethet, sodaß sie daraus eine für ihre überaus bescheidenen Bedürfnisse genügende Einnahme zog. Die Krankheit ihres Sohnes macht es indessen nothwendig, daß das Haus von Niemand als ihr bewohnt wird. Das Haus verursacht daher seit Jahren nur Ausgaben, bringt aber keinerlei Einnahmen ...

Wie die Entscheidung jetzt auch ausfallen möge, so bitte ich Euer Hochwohlgeboren, die Versicherung entgegen zu nehmen, daß ich der Universität Basel und ihren Behörden und Mitgliedern stets dankbar bleibe auch für das meinem Vetter Friedrich Nietzsche bewiesene Wohlwollen.«

Adalbert Oehler teilte nun auch seiner Tante in Naumburg endlich mit, was es mit den 30000.– Mark auf sich habe. Am 2. April berichtet sie davon Overbeck: »Ich erfuhr, daß die betreffenden 30.000 *geliehen* waren, was meine Annahme, die ich von Anfang an hegte, nur bestätigte. Das Ganze ist eine Komödie, aber man muß zum schlimmen Spiel gute Miene machen, wenn man sich nicht die wenigen Jahre, welche einem vielleicht noch beschieden sind, verderben will und will mich daran freuen, wenn Alles gut glückt. Einen Begriff, *warum* es geschehen, werde ich vielleicht erst in diesem Moment bekommen, wo mein Neffe geschäftlich nach Naumburg kommt ... Eben waren zwei Berliner Herren hier, welche für den Tag sich bei meiner Tochter gemeldet hatten.« Was sie aber offenbar noch immer nicht zu wissen bekam: woher das Geld stammte, und darum wußte sie auch nicht, warum die »Berliner Herren« kamen.

Elisabeth hatte sich an verschiedenen Orten bei »Freunden« und »Verehrern« um ein Darlehen bemüht. (Das war die Reise, in deren Verlauf sie den Brief von Prof. Von der Mühll irgendwo liegen ließ.) Sie hatte aber keinen Erfolg, weil sie keine Sicherheiten bieten konnte. Nun trieb sie ein gefährliches Doppelspiel: Der Mutter kann sie die Verlagsrechte nur entwinden, wenn sie ihr dafür die 30000 Mark bietet, diese aber bekommt sie nur, wenn sie der Mutter die Verlagsrechte entwunden hat. Sie täuscht nun im Abtretungsvertrag den Besitz dieser 30000 Mark vor, erreicht damit den Besitz der Verlagsrechte und kann erst jetzt, gestützt auf diese, auf die Suche nach Freunden gehen, welche als Bürgen für ein Darlehen gutstehen. In der vordersten Linie dieser Freunde steht Meta von Salis. Diese war sie schon im Oktober um ein Darlehen von 500 Mark angegangen, das sie prompt erhielt, um jenen ominösen Brief aufkaufen zu können, der ihr angeblich in Paraguay gestohlen und jetzt von Chemnitz aus angeboten war. Sie muß ein eminentes Interesse am Besitz (und der Vernichtung?) dieses Briefes ihres Bruders gehabt haben. Die laufenden Archiv-Einnahmen reichten aber nicht aus (ihre Reisen 1895 nach Turin, Sils, Basel, hatten zu viel gekostet), deshalb war sie auf das Darlehen von Meta v. Salis angewiesen.

Aber auch jetzt, nachdem sie den Abtretungsvertrag in Händen hatte, brachte sie die Darlehensfrage nicht vorwärts. Am 30. Dezember 1895 berichtet sie ganz niedergeschlagen Meta v. Salis darüber, auch daß Dr. Kögel die Sache in Berlin weiter verfolgt und eine Möglichkeit gefunden habe, allerdings müßten dabei Bürgen einstehen, und sie fragt Meta v. Salis um eine Bürgschaft von5- 6000 Mark, gesichert durch Wertpapiere (also das tatsächliche Vermögen des Bruders!). Noch am 24. Januar 1896 muß Elisabeth an Meta v. Salis von einer Schwierigkeit berichten, welche das Darlehen in Gefahr brachte. Dr. Kögel und Dr. Hermann Hecker waren

dafür, das Geld bei v. d. Heydt aufzunehmen, Graf Harry Kessler und Dr. Raoul Richter bevorzugten Robert v. Mendelssohn. Wie die Entscheidung auch falle, konnte es an einem Bürgen fehlen. Elisabeth schlägt nun Meta v. Salis vor: Meta v. Salis übernimmt 10000 Mark, sie selbst 2000.- und Dr. Richter, Graf Kessler und Dr. Hecker je 6000.–. Am 26. Januar kam dann der Bürgschaftsvertrag zustande, durch dessen Garantien die 30000 Mark bei Robert v. Mendelssohn (persönlich, nicht vom Bankhaus) auf 5 Jahre, d. h. bis 1. Februar 1901, flüssig wurden. Als Bürgen standen zur Verfügung: Frl. Dr. Meta v. Salis, Dr. Hermann Hecker, Graf Harry Kessler und Dr. Raoul Richter, die je für 6000 Mark hafteten. Für die verbleibenden 6000 Mark trug offenbar Mendelssohn selber das Risiko.A258 Es ist nicht ohne bittere Ironie, daß das Nietzsche-Archiv, welches später einmal zu einem geistigen Zentrum des Nationalsozialismus umfunktioniert wurde, letztlich zu seiner Entstehung jüdischen Kapitals bedurfte, was Nietzsche selber vorausschauend am 9. Dezember 1888 seinem Heinrich Köselitz geschrieben hatte: »Wissen Sie bereits, daß ich für *meine* internationale Bewegung das ganze *jüdische Großkapital* nöthig habe?« Vielleicht zeigte sich bei Frau Förster eine Erinnerung daran, als sie sich 1933 bei aller Verehrung für die Person des »Führers« und sein nationales Programm scharf und eindeutig gegen die Judenverfolgungen aussprach als eine bösen Verirrung unter dem Einfluß schlechter Berater.

In Basel fielen die von Stadtrat Oehler in seinem Brief vom 30. März angesprochenen Entscheidungen völlig unbeeinflußt von all diesen Machenschaften. Der jährliche Betrag stand wieder im Budget 1896 des Heuslerfonds, und den Brief von Oehler leitete Prof. Von der Mühll umgehend an Franz Overbeck weiter mit den Worten: »Ich habe Herrn Stadtrat Dr. Oehler in Magdeburg den Empfang angezeigt und für den Bericht bestens gedankt. Nach meiner Ansicht liegt für uns die Sache ganz klar und einfach: Wir suchen die Unterstützung von f. 2000.– für jedes Jahr wieder flüssig zu machen, bis der Arme erlöst ist.«

Dennoch kam mit dem Jahr 1897

das Ende der Basler Pension.

Zunächst hörte die Subskription in der Akademischen Gesellschaft per 30. Juni 1897 auf. Am 15. Juli referiert G. Preiswerk (Buchhalter?) in einem Schreiben an den Seckelmeister Dr. RudolfSarasin- Vischer über die Schwierigkeit, nach dem Tode von Georg Fürstenberger überhaupt noch den Gesamtbetrag zusammenzubringen und beantragt, den Anteil Fürstenberger zu Lasten der allgemeinen Rechnung zu übernehmen. »Bevor ich dieses Virement buche, gebe ich Ihnen von der Sache Kenntnis. Finden Sie für nöthig, daß dem Herrn Vorsteher Mittheilung gemacht werde, so bin ich dazu bereit, würde jedoch mein Gewissen nicht für belastet halten, wenn ich meinen Vorschlag von Ihnen acceptirt sähe.« Der Angesprochene war mit einer »stillen« Erledigung um so mehr einverstanden, als »nach einer Mittheilung unseres Herrn Vorstehers [Dr. Iselin-Sarasin] bei den Subscribenten keine Geneigtheit zur Erneuerung der Subscription Nietzsche« mehr bestand. Den meisten fehlte die persönliche Beziehung zu Nietzsche doch zu sehr, und außerdem dürften auch die durch die Presse gehenden Erfolgsmeldungen des inzwischen nach Weimar verlegten Nietzsche-Archivs da und dort mit Mißbehagen aufgenommen worden sein. Offensichtlich schien da keine Not zu herrschen.

Der Beitrag von Fr. 1000.– aus dem Heuslerschen Fonds war indessen noch einmal für das ganze Jahr 1897 bewilligt worden und kam auch noch voll zur Auszahlung; er wäre es auch ohne das Gesuch von Vormund Oehler vom 21. Juni 1897 an Prof. Karl Von der Mühll: »Die in meinem vorjährigen ausführlichen Bericht

gegebene Darstellung ... trifft auch heute noch zu ... Nach dem leider viel zu früh erfolgten Tod der Mutter von Friedrich Nietzsche habe ich als Vormund desselben mit Frau Dr. Förster das Abkommen getroffen, daß dieselbe die vollständige Pflege und Unterhaltung ihres Bruders, sowie alle laufenden Ausgaben für ihn übernimmt, während sie die laufenden Einnahmen ihres Bruders erhält. Diese Einnahmen belaufen sich – ohne die Pension von Basel – auf rund 2100 M. Ich brauche nicht näher darzulegen, daß sie die Kosten der Pflege und Unterhaltung ihres Bruders, mit dem sie im nächsten Monat nach Weimar in ein gesund und einsam gelegenes Villengrundstück ziehen will, hievon allein nicht bestreiten kann, daß sie vielmehr Opfer bringen muß, um die von ihr übernommene Verpflichtung durchzuführen. Da nun gerade jetzt durch die Auflösung des Naumburger Haushalts und durch bauliche Änderungen in dem neuen Heim in Weimar im Interesse des Kranken erhebliche Ausgaben entstehen, so würde ich es mit lebhaftem Danke begrüßen, wenn die für dies Jahr noch fälligen Raten der Pension gezahlt werden könnten. Auf Vorschlag von Frau Dr. Förster möchte ich dagegen den Versuch machen, fortan ohne die bisher gewährte Pension auszukommen. Wir haben allen Anlaß, für die dem Kranken von den Behörden der Universität und seinen Freunden gewährte wesentliche Hülfe von ganzem Herzen dankbar zu sein. Wir hoffen aber, daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen möglich sein wird, für die Zukunft darauf zu verzichten ... Ich bitte nun im Interesse des Kranken den Vorschlag machen zu dürfen, daß, wenn wider Erwarten die Verhältnisse sich derart ungünstig gestalten sollten, daß weitere Hülfe geboten erscheint, mir gestattet sein möge, diese Hülfe von Ihnen zu erbitten ... Ich möchte auch diese Gelegenheit nicht unbenützt lassen, um Ihnen, hochverehrter Herr Professor und sämmtlichen Beteiligten für die dem unglücklichen Kranken geleistete wirksame Hülfe von Herzen zu danken.«

Prof. Von der Mühll nahm in außerordentlicher Weise persönlich Anteil an Nietzsches Schicksal, wie aus verschiedenen Briefen an Frau Förster hervorgeht. So bewegte ihn auch jetzt der Wegfall der Beiträge aus dem Kreis der Akademischen Gesellschaft ab 1. Juli, und er äußert an Overbeck die Absicht, den Heuslerfonds für einmal zusätzlich in der entsprechenden Höhe zu beanspruchen, falls jener Teil wirklich wegfallen sollte. Er glaubte jedoch vorderhand noch an eine Weiterzahlung wenigstens für das Kalenderjahr. »Sollte das nicht der Fall sein, so würde ich den Versuch machen, von der Regenz noch für dieses Jahr f. 500.– bewilligt zu erhalten, und das damit motivieren, daß durch den Tod der Mutter und die Übersiedelung nach Weimar außerordentliche Kosten entstanden sind und daß es nicht anständig wäre, diese letzte Unterstützung zu versagen. Vielleicht wäre auch von der Akademischen Gesellschaft noch die Summe zu erhalten.« Das war sie nicht, wie ihn Overbeck am 27. Juni aufklären mußte. Im Juli setzte nun Von der Mühll dem Stadtrat Oehler die Dinge nochmals detailliert auseinander und mußte ihm dabei die Erklärung abgeben, daß mit Ende 1897 auch die Zahlungen aus dem Heuslerschen Vermächtnisfonds endgültig aufhören werden, weil ein neuer schwerer Unterstützungsfall eingetreten war durch die Erkrankung des Prof. Franz Misteli, der seit 1874 vergleichende Sprachwissenschaft lehrte. Auch Stadtrat Oehler gegenüber erklärt Von der Mühll seine Absicht, für 1897 noch einen Sonderbeitrag von Fr. 500.– zu erreichen, was jetzt noch möglich sei, weil die Pension Misteli erst ab Januar folgenden Jahres den Fonds belaste, er müsse aber zur Stützung seines Antrages ein besonderes Bedürfnis nachweisen, deshalb bittet er Dr. Oehler: »Nur sollte ich Ihre ausdrückliche Erklärung haben, daß die f. 500.- nothwendig sind, vielleicht auch noch etwas eingehendere Begründung«, die aber nie eingetroffen zu sein scheint, denn der Antrag unterblieb. Von der Mühll schließt seinen Brief mit der Versicherung: »Ich

werde mein Möglichstes thun, damit der Ehrenpflicht von hier aus bis zu Ende genügt werde, u. stelle mich Ihnen ganz zur Verfügung, wenn wider Erwarten u. Hoffen in Zukunft noch eine Unterstützung sich als nothwendig erweisen sollte.«

Sie erwies sich glücklicherweise als nicht mehr notwendig, was Frau Förster in einem weit ausholenden Brief vom 7. September 1897 Prof. Von der Mühll in ihrer pathetischen Weise bestätigt: »Der Vormund meines Bruders hat mir einen Brief von Ihnen zur Beantwortung geschickt. Ich nehme mit FreudenVeranlassung Ihnen bei dieser Gelegenheit auszudrücken wie dankbar ich immer der Universität Basel u. Allen, die sich dort für meinen theuren Bruder so warm u. zartfühlend interessiert haben, gewesen bin, daß sie von ihm u. meiner theuren Mutter die Sorge fernhielten. Mein lebhafter Wunsch war es immer, daß die Pension in Basel für meinen Bruder entbehrlich wäre, er hatte sich so oft darüber ausgesprochen wie peinlich es ihm sei, ein so kleines Gemeinwesen so lange Zeit zu belasten ... Wenn ich jetzt versuche nur von dem auszukommen, was uns unsre gemeinsamen litterarischen Einkünfte gewähren, wenn ich die Universität Basel *nicht* um Fortsetzung wenigstens eines kleinen Theiles der Pension bitte, so thue ich dies Alles nur weil ich von dem Gedanken durchdrungen bin in allen meinen Handlungen die Wünsche meines theuren Bruders zu erfüllen u. dazu gern jedes Opfer bringen möchte.« Auch ihre Opferbereitschaft wurde von der weiteren Entwicklung in und um das Archiv und den Nietzsche-Nachlaß nicht in Anspruch genommen. Sie spielte bald »große Dame« wie eine gutsituierte Potentatin.

Mit dem Erlöschen der Basler Pension riß aber die letzte positive Verbindung mit »Basel« ab. Alle Hemmungen und Rücksichten gegenüber Overbeck erübrigten sich nun, und er mußte der Frau Förster immer häufiger als Zielscheibe ihrer Aggressivität dienen, während er keinen andern Wunsch hatte, als in Ruhe gelassen zu werden und nichts mit dem Archiv-Rummel zu tun zu haben. Er hatte am 31. März 1897 seine Professur niedergelegt, war von der Regierung unter Verdankung seiner langjährigen ausgezeichneten Dienste emeritiert worden und wollte nun einen ruhigen, ungestörten Lebensabend genießen. Er legte dem »Archiv« nichts in den Weg, aber er wollte nicht in dessen Aktivität mit einbezogen werden. Diesen Wunsch hat ihm Frau Förster mit ihren unablässigen Angriffen und Begehren gründlich vergällt. Damit war die unheilvolle Spannung zwischen Basel und Weimar gegeben.

Die in diesem Kapitel ohne nähere Quellenangabe zitierten Briefe nach unedierten Originalen im Staats- Archiv Basel-StadtB1290«: Universitäts-Archiv III 17/6, Privat-Archiv 340/F 1 und Nachlaß Overbeck in der UniversitätsbibliothekB1291

V. Weimar

(Juli 1897 – Ende August 1900)

Nietzsche hat sich nur einmal in eine »Gesellschaft« eingelebt und ist von ihr aufgenommen und getragen worden: von den Altbasler Familien der Burckhardt, Heusler, His, Merian, Sarasin, Thurneysen, Vischer, und er hatte ein starkes Gefühl dieser Verbundenheit. Noch am 20. Oktober 1887 schreibt er an den Basler Kapellmeister Alfred Volkland im Begleitbrief zu seinem'Hymnus an das Leben': »Bei der Basler Gesellschaft ... würde er mir lebhaftes Interesse erregen. Es gibt keinen Ort, wo man so viel gute Gesinnung gegen mich alten Philosophen hat ...«B1292 Seine Beziehungen zum Wagnerkreis waren anderer Art. Hier war es nicht eine

Gesellschaft führender (und vermögender) Gelehrter und Handelsherren, sondern interessante Einzelpersönlichkeiten. Es konnten sich Freundschaften einstellen, aber keine Verankerung.

Diese erlosch nun mit dem Ende der Pension 1897 auch weitgehend. Und im selben Jahr war durch den Tod der Mutter auch der Mutter*boden*, Naumburg, für ihn geschwunden, Naumburg, das ihm nie zur Heimat wurde.

Beziehungen zum »Volk«, Verankerung in einem Volkskörper blieb ihm fremd; darum auch seine häufigen Ausfälle gegen den Nationalismus seiner Zeit. Weder in Basel *(wo* dies aus der Stellung an einer öffentlichen Lehranstalt gegeben war) noch in Sils, Genua oder Nizza stellte sich eine tiefere Verbundenheit mit der Bevölkerung ein. Nietzsches Umgang beschränkte sich immer und überall auf Akademiker und kleinen Adel (oder, wie in Basel, führende Familien). Er nahm es darum Jacob Burckhardt übel, daß dieser sich zuweilen auch mit den Stadtbürgern (»Philistern«) in der Weinstube traf.

Seine geistigen Kräfte hatten ihn längst verlassen, und nun verlor er – bewußtlos – auch die Produkte seines Geistes, sie waren in den Besitz seiner Schwester übergegangen. Und endlich fiel auch er selber, sein vegetierender Körper, ihr zu: er wurde ein Bestandteil ihres Archivs, allerdings ein ganz besonderer, ein Kultgegenstand.

Elisabeth war bereits am 1. August 1896 mit dem Archiv nach Weimar umgezogen. Sie behauptete dort besser arbeiten zu können, namentlich an der Biographie, mehr Anregung zu empfangen, näher an den Quellen zu sein. Sicher, Weimar war gegen Naumburg eine geistig bedeutend anregendere Umgebung. Und zudem erhielt das Archiv allein schon aus dem »mit Sitz in Weimar« ein gehobeneres Ansehen, man wurde äußerlich ranggleich mit Goethe, und Elisabeth war die letzte, die sich gescheut hätte, diese Trumpfkarte virtuos auszuspielen. Auch Besucher, namentlich bedeutende Besucher, waren hier eher zu erwarten. Sie brauchte auch nicht mehr die Mitarbeiter des Goethe-Archivs von Weimar wegzulocken. Und daran hatte sie einen großen Bedarf. Zunächst zog sie im Herbst 1896 Rudolf Steiner an sich. Er mußte ihr Unterricht in Philosophie geben. Am 5. Dezember trägt sie ihm an, Herausgeber im Nietzsche- Archiv zu werden, was Steiner, auch nach wiederholtem Angebot, strikt ablehnte. Zu seinem nicht geringen Erstaunen verbreitete Frau Förster dennoch die Kunde, sie hätte ihn als Herausgeber gewonnen. Das führte natürlich zu einer Spannung mit dem bisherigen Mitarbeiter Dr. Kögel, der sich, damit seine Sympathien bei der Herrin völlig verscherzend, mit Frl. Gelzer aus Jena verlobt hatte. Kögel wurde im Juni 1897 entlassen, Steiner verließ gleichzeitig seine »Lehrstelle«. Im Herbst 1898 kommt Dr. Arthur Seidl als neuer Mitarbeiter. Er bekommt aber nichts besseres zu tun, als die angeblichen Fehler Kögels zu korrigieren. Nach einem Jahr nimmt auch er den Abschied und wird ersetzt durch Dr. Ernst Horneffer, zu dem sich später noch dessen Bruder Dr. August Horneffer gesellt. Ende Oktober 1899 kann Frau Förster schließlich Heinrich Köselitz für die Briefausgabe an das Archiv binden (vgl. B1293).

Es ging also recht turbulent und wenig systematisch zu in diesem Archiv, das sie zuerst in der Wörthstraße 5 angesiedelt hatte. Aber das genügte ihr nicht, es war ihr nicht repräsentativ genug. Und nun entwickelte Frau Förster eine erstaunliche Systematik und Hartnäckigkeit. Sie brachte es zustande, daß Meta v. Salis am 20. Mai per 1. Juli 1897 das frei über Weimar gelegene Haus »Silberblick« an der Luisenstraße 30 für 39000.– M. erwarb und ihr als Archiv zur Verfügung stellteB1294. Auf dem leichten Höhenzug gegenüber, der auf der andern Stadtseite das Tal der Ilm begleitet und faßt, erhob sich bereits das neue, am 26. Juni 1896 bezogene

Gebäude des »Goethe- und Schiller-Archivs«, wozu das 1885 gegründete Goethe-Archiv durch Gewinnung des Schiller-Nachlasses 1889 erweitert war. Am 20./21. Juli 1897 konnte Elisabeth vorerst mit dem Archiv im »Silberblick« einziehen. Sie ließ sofort Handwerker und Gärtner kommen und nahm Umbauten vor, für welche die Besitzerin aufkommen mußte und wofür sie sich bei Meta v. Salis hinterher, am 24. August, mit der phantasievollen Ausrede entschuldigt: »Also meine geliebte Meta, der Irrtum war, daß ich das Haus als meines Bruders Haus betrachteteB1295.« Dann verfolgt sie unmittelbar darauf den Plan, das Haus in ihren Besitz zu bekommen und offeriert Meta v. Salis dafür 40000 M., was sie innerhalb Jahresfrist durchsetzt. Der Kaufvertrag lautet auf den 1. Juli 1898. Dabei mutet sie Meta v. Salis zu, für den Betrag, den sie nicht zahlen kann, ihr als Hypothekargläuberin zu dienen. Schließlich wird die Hypothek von 19000.– M. von der Sparkasse Weimar übernommen. Die 21000 M., die sie selber aufzubringen hat und erst nach verschiedenen nicht eingehaltenen Versprechungen am 1. April 1899 mit einer Restzahlung von 14470.– M. tilgt, beschafft sie sich aus dem Verkauf des mütterlichen Hauses in Naumburg im Mai 1899 für 15000.- M., das sicher nicht in ihren alleinigen Erbbesitz übergegangen war. Vorderhand ist allerdings der »Silberblick« formell im Besitz ihres Vetters und Vormunds ihres Bruders, Stadtrat Dr. Adalbert Oehler in Magdeburg.

Das neue Archivhaus bot nun immerhin so viel Platz, daß Elisabeth ihren Bruder zur weiteren Betreuung zu sich nehmen konnte, sogar mit der treuen alten Alwine für die ungebrochene Weiterführung der gewohnten Pflege. So scheint der Patient in seiner Apathie das Ausbleiben der Mutter nicht bemerkt und den Umzug nach Weimar gut überstanden zu haben. Am 8. August erfolgt dann innerhalb von Weimar der Umzug der Personen von der Wörthstraße in den »Silberblick« – am gleichen Tage entschläft in Basel sanft Jacob Burckhardt.

Der Umzug, vielmehr der Einzug Nietzsches, muß ein spektakuläres Ereignis gewesen sein. »Ein alter Bekannter von Basel her, Ludwig von Scheffler, schildert ...: ›Auf dem gegenüberliegenden Ackerjoche erhebt sich eine zerbrochene holländische Mühle ... Da wird ein Wohnhaus nicht weit davon errichtet! Wirklich ein häßliches Haus! Wie es im Sommer so öd, so schutzlos in der Glut des Tages dasteht, hat der Witz des Weimarer Philisters nicht so unrecht, wenn er es die ›Villa Sonnenstich‹ benennt. Wie kann man darin wohnen? Und dennoch! Eines Tages kommt mein kleiner Sohn aufgeregt aus der Schule: ›Papa weißt Du? Droben ist ein wahnsinniger Philosoph eingezogen!‹ Ich weise den Knaben zurecht, denn meine Ahnung wird sehr bald bestätigt. Die Schwester Nietzsches ist mit dem kranken Bruder nach Weimar gekommen! Ich gehe in den Garten und suche die schönsten Rosen zum Strauße aus. Dann steige ich hinauf, zu der Villa in der Höhe, das Herz voll beweglicher Gedanken, die der Erinnerung an die Jugend gehören. Wie damals am Spalentorweg öffnet mir eine Dame die Türe! Ich erkenne sofort das Gesicht. Was sonst zur gegenseitigen Verständigung gehört, wird in minutenlanger herzlicher Begrüßung gegeben. Die Schwester Nietzsches führt mich in eine Art Salon. Er war schon damals pietätvoll fast ganz dem Andenken des großen Bruders gewidmet. Seine Bilder an den Wänden, Bücher, Manuskriptsammlungen von ihm überall in Ordnung aufgereiht, aber doch mannigfaltig zerstreut! Dann treten wir instinktiv ans Fenster, die Aussicht zu erfassen. Vor uns die Mühle! Frau Förster weist mit wehmütiger Miene auf sie hin: ›Ein Gleichnis unseres Daseins! Ohne Flügel!‹ Und ich erfuhr nun weiter, daß eine Schweizer Verehrerin des Philosophen das seltsam gelegene Haus für ihn erworben. Hier in der Stille und Abgelegenheit hoffte sie noch auf eine Art Heilung seiner kranken Nerven.‹B1296« Über erste Besuche schreibt Elisabeth an Meta v. Salis: »Inzwischen hatte ich so angenehmen Besuch: erst Graf

Kessler und dann Frau v. Petery und übermorgen kommt Stöving, ... Daß Dr. Meyer in Berlin das Bild von Stöving für 2000 Mk gekauft und nun für das Archiv geschenkt hat? Das Bild ist leider noch auf einer Ausstellung und kommt erst im September. Graf Kessler ist jetzt unser Berater in bibliographischen Dingen, wir wollen eine neue kleine Ausgabe des Zarathustra machen, die jetzige ist doch im Stile von Jungen-Damenlyrik ausgefallenB1297.«

Im November kam Resa v. Schirnhofer drei Tage zu Besuch. Es war ihre erste Begegnung mit Nietzsches Schwester. In ihren ErinnerungenB1298 berichtet sie darüber: »Es war natürlich, daß Elisabeth Förster-Nietzsche mir vorschlug, ihrem Bruder einen Besuch zu machen, obzwar ich selbst diesen Wunsch nicht geäußert hatte, da ich befürchtete, das freundliche Erinnerungsbild aus der Zeit unserer früheren Begegnungen könnte durch den Eindruck seiner krankhaft alterierten äußern Erscheinung getrübt werden ... Unbeweglich, teilnahmslos, in eigener Abgeschlossenheit saß er wie ein Automat da, wohin fremder Wille ihn gesetzt hatte. Ich erinnere mich nicht, ein Begrüßungswort gesprochen und die bange Steifheit, die mich ergriff gegenüber dieser mir einst bekannten, jetzt so fremden, stummen Persönlichkeit überwunden zu haben ... So schied ich traurig grübelnd, was wohl an Gedanken und Gefühlen sich noch bewege hinter der undurchdringlichen äußeren Maske in dieser Lebensgestalt, die das Siegel menschlicher Hilflosigkeit an sich trug und in der jeder Funke geistigen Lebens erloschen schien. Frau Elisabeth wünschte über meine Begegnungen und Gespräche mit ihrem Bruder manches zu hören und frug mich unter anderm auch ob er mir über Stirner und sein Buch ›Der Einzige und sein Eigentum‹ gesprochen habe. Ich besann mich ein wenig und antwortete dann, mich nicht erinnern zu können diesen Namen von ihm gehört zu haben. Das schien sie nicht zu befriedigen und die Frage anders formulierend insistierte sie: ob ich mit Erinnerungssicherheit behaupten könnte, daß er ihn *nicht* genannt hätte. Ich kam mir wie ein Delinquent im Verhör beim Untersuchungsrichter vor und sagte, ich könnte nur erklären, daß sich dieser Name weder in meinem Notizbuch aus jener Zeit noch in meinem Gedächtnis als von Nietzsche genannt vorfände. Sie kam aber mehrmals auf diese Frage zurück und erhielt immer dieselbe Antwort. Damit war jedoch der Kern der Frage, ob Nietzsche Stirner gekannt habe, nicht beantwortet, denn mir gegenüber nicht genannt, ist nicht gleich ihm selbst unbekannt. Daß aber Frau Elisabeth diese Frage stellte, ist sehr erklärlich, da R. Schellwien (1892) und Henri Lichtenberger (1874) in ihren Studien über Max Stirner einige Parallelen mit Nietzsche's Theorien gezogen haben.« Die Frage, ob Nietzsche Stirners Hauptwerk von 1845 gekannt habe, scheint bis heute nicht endgültig entschieden. Elisabeth bestritt es (aus verständlichen Gründen) energisch, Köselitz zweifelte daran, Franz und Ida Overbeck waren überzeugt davon. Frau Overbeck erinnerte sich bestimmt diesbezüglicher Gespräche (vielleicht 1874, im Anschluß an die Publikation Lichtenbergers?), und Franz Overbeckt stützte sich zudem auf das Zeugnis Adolf Baumgartners [Dokumente 18]. Um dieselbe Zeit wie Resa v. Schirnhofer kam auch der Schriftsteller Karl Böttcher (1852-1909), der am 4. Dezember 1897 im Rigaer TagblattB1299 und 1900 in seinem Buch ›Auf Studienpfaden‹B1300 seine Eindrücke schildert: »Beim Eintritt in das geräumige, von zwei Seiten erhellte Zimmer finde ich es leer. Doch nein – da –, in der Ecke, auf dem Sofa hinter dem dicht herangeschobenen Tisch, ruht im Schlafrock eine etwas zusammengezogene Gestalt ... Er schläft, der Kranke schläft in langen ruhigen Atemzügen ... Tiefliegende, etwas krankhaft zusammengekniffene Augen, blasse, auf der Brust ruhende Hände. Die Unterhaltung mit der Schwester geht im Flüsterton weiter ... Wir gehen zurück in die Bibliothek ... Nach einiger Zeit betrete ich das Wohnzimmer des Kranken

nochmals. Er hat sich jetzt vom Schlaf, dem süßen, erhoben, und hockt auf einem Stuhl am Fenster. Die breiten Schultern sind niedergebeugt auf ein dickes Buch, in dem er scheinbar liest, obgleich er es verkehrt in der Hand hält. Große, lebhafte Augen funkeln mir entgegen: Es ist, als fange er an, in seinen Erinnerungen zu suchen, wer wohl der fremde Mann da vor ihm sein mag. Dann aber neigt er sich wieder über das Buch, ohne von der Schwester und mir weiter Notiz zu nehmen ... Manchmal stößt er wie im Selbstgespräch einige Worte hervor. ›In diesem Hause wohnen lauter gute Menschen‹ ... und später ›Ich habe viele schöne Sachen geschrieben' ... Es wird ihm ein Stückchen Brot (Kuchen?) gereicht; anscheinend schmeckt es ihm. ›Das ist ein schönes Buch‹ meint er ernst.

Nicht wie Lenau, der erregt tobte, nein – wie einst Hölderlin wird Friedrich Nietzsche von einer Art elegischen Wahnsinns umnachtet; er ist ruhig, stellt sich sanft, aber freud- und leidlos. Völlig zerstört liegt seine seelische Tätigkeit darnieder: erloschen sein Gedächtnis, erloschen die Urteilskraft, erloschen die Phantasie; verstumpft der sonst himmelansteigende Springquell des Geistes, einstmals in herrlichster Regenbogenpracht in der Sonne funkelnd ... die blauen, in geistiger Umnachtung flimmernden Augen.«

Adalbert Oehler berichtet Meta v. SalisB1301 nur kurz, daß er Sonntag den 19. Dezember erstmals im »Silberblick« gewesen sei. Sonst werden die Nachrichten über den Zustand des geistig Erloschenen spärlich, aber diese wenigen widersprechen alle völlig der Darstellung, wie sie Elisabeth in ihrer Biographie gibt, wo sie ein Wiedererwachen des Geistes, vernünftige Gespräche und auch eine gewisse körperliche Beweglichkeit behauptet, bis zu einem Rückfall im Sommer 1898, den sie als »leichten Schlaganfall« diagnostiziertB1302. So berichtet eine Nichte, Marie Schenk, in Weimar am 22. November 1897, an Meta v. Salis lediglichB1303: »Dem Kranken geht es erträglich und scheint ihm das Massieren, welches von sachkundiger Hand ausgeführt wird, wohl zu tun.« Das ist alles.

Am 12. September 1898 meldet sie dann Meta v. Salis: »Überhaupt war Tante im Juli so zufrieden mit dem Befinden des Kranken, daß sie beinahe die Hoffnung hegte, es könne eine Wendung zum Besseren eintreten. Aber es war leider Täuschung. Ein Professor aus JenaA259, welchen Tante kommen ließ, erklärte das Leiden für unheilbar.« Auf die Phasen solcher Scheinbesserungen folgten wieder die Rückschläge, die allemal dann um eine Stufe tiefer führten. So hat im Mai 1899 die Schwester wieder den Eindruck eines »Schlaganfalles«, von dem sich der Patient noch einmal etwas erholt, so daß Marie Schenk im folgenden Monat, am 29. Juni 1899, berichten kann: »Mit dem Befinden von Friedrich Nietzsche ist es sehr wechselnd. Neulich hatte Tante Förster große Angst um sein Leben, da er 36 Stunden ohne Lebenszeichen von sich zu geben da gelegen hat. Gestern schrieb mir meine Schwester Martha aus Weimar, ›ihr Mann ging jetzt fast täglich in das Nietzsche-Archiv, hoffentlich bereite das Fußleiden dem armen Kranken in Zukunft nicht noch mehr Qualen, die Pflege sei jedenfalls dadurch sehr erschwert'. Er hat sich, wie es scheint, am Fuß aufgelegen und soll dies sehr schmerzhaft sein.«

Von einem Besuch im September 1899, bei dem Marie Schenk aber offenbar den Patienten nicht zu sehen bekam, schreibt sie am 30. Dezember 1899 an Meta v. Salis: »Friedrich Nietzsche soll es erträglich gehen. Als ich zuletzt im September in Weimar warA260, konnte Tante nicht genug schildern, wie er viel wohler aussähe und auch sonst sein Zustand wieder besser sei. Es wechselt aber immer sehr und sieht Tante auch alles im rosigen Lichte.«

Von der Art dieser Beurteilung und dem Bild, wie es wirklich war, geben die paar Zeugnisse eine hinreichende Vorstellung.

Im Mai 1898 läßt Elisabeth den Bildhauer Max Kruse aus Berlin kommen, um eine Marmorbüste zu gestalten. Heute steht sie im Nietzschehaus in Sils- Maria, nachdem sie über viele Jahre beinahe verschollen war. Damals jedoch wurde sie beachtet – oder verschaffte ihr Elisabeth Beachtung. Jedenfalls kam der Großherzog von Weimar, eigens um diese Büste zu betrachten, ins Archiv. »Der Kranke soll bei den Sitzungen geduldig gewesen sein und den Verhältnissen nach gut ausgesehen haben.« Schon im darauffolgenden September ließ Elisabeth den Bildhauer Arnold Kramer aus Dresden kommen, um eine Nietzsche-Statuette anzufertigen. In den letzten Lebensmonaten durfte der Kunstmaler Hans Olde (1855-1917) den in die Betrachtung eines Sonnenunterganges Versunkenen zeichnen. Überhaupt durften ausgewählte Besucher den Kranken sehen, wobei stets die Stimmung und der Zauber eines Rituals über der Szene gewahrt bleibt.*

Die wohl schwärmerisch-exzentrisch überhöhteste Schilderung gibt uns Freifrau v. Ungern-Sternberg, die Nietzsche auf der Reise nach Sorrent im Oktober 1876 noch als Freiin v. d. Pahlen kennengelernt hatte, von ihrem letzten Besuch wenige Wochen vor Nietzsches Tod, also etwa im Juli 1900B1304 B1305: »Ein Wiedersehen, ersehnt und gefürchtet, sollte mir auf meine dringende Bitte nach drei Tagen vergönnt sein – und mit mir zugleich einer kleinen Tafelrunde vertrauter, alter und neuer Freunde. Zu großer Genugtuung gereichte es mir, Gast (Köselitz), den Mann mit dem goldenen empfänglichen Herzen und dem ausdrucksvollen Musikerkopfe kennen zu lernen. Jüngst gewonnene Anhänger, ein junges Ehepaar von harmonischer Bildung, Adelsmenschen nicht allein der Geburt, sondern der Gesinnung, vervollständigten den sympathischen Kreis ... Nur durch ein von ihr [der Schwester] ersonnenes System raffinierter Pflege, im wesentlichen darauf beruhend, daß mit Stellung und Lager den Tag über je alle zwei Stunden gewechselt wurde, konnte dem armen Dulder die Pein des Wundliegens erspart werden. So führte er, körperlich schmerzlos, ein friedliches, beschauliches Dasein, geborgen in der Hut unermüdlicher Liebe und Fürsorge, die mit jeder Sonne sich für ihn erneute ... Wie ward mir, da ich ihn erschaute in der Hoheit seines Wesens, der so unendlich vertieften Schönheit seelischen Ausdrucks! Die Schönheit des Auges zumal, von keiner Brille mehr verhüllt, war geradezu überwältigend. Von diesen tieftraurigen Augensternen, die in die Ferne zu schweifen und doch nach innen zu schauen schienen, ging eine mächtige Wirkung aus, ein magnetisches geistiges Fluidum, dem sich keine sensitive Natur entziehen konnte. In weiße Gewänder gehülltA261 ruhte er auf einem Diwan, dem ich zaghaft mich nahte, eingeführt von den Worten der Schwester: ›Liebling, hier bringe ich Dir eine liebe Freundin, der wir uns häufig gemeinsam erinnert haben.‹ Mit beiden Händen umfaßte ich seine schmale, abgezehrte Rechte – dieselbe, die unsterbliche Gedankenreihen, aere perennius, auf das Papier gebannt hatte – und flüsterte: ›Wir sind uns dereinst, lang, lang ist's her, in Italien, in Genua und Pisa, begegnet.‹ Prüfend, sinnend weilte sein Auge auf mir und suchte dann, unter Schütteln des gewaltigen Hauptes, mit stummer Frage den Blick der Schwester, die ihm sanfte liebevolle Koseworte zuraunte. Unter den Händen von Meister Peter Gast entquollen dem Flügel herrliche Klänge, mächtige Tonwellen, die den Kranken wie mit Zaubergewalt ergriffen und, einem elektrischen Funken gleich, seinen Organismus durchzuckten. Seliges Entzücken malte sich in seinen Mienen, der ganze Körper erbebte in fieberhafter Erregung – und siehe da, neues Leben durchströmte die durchscheinenden, gelähmten Hände. Sie brachen die Fesseln der Erstarrung und bewegten sich gegeneinander zum Zeichen des Beifalls. Nicht genug konnte er sich tun in dieser Kundgebung der Freude; schon schwiegen die Saiten- doch Aug in Aug mit der Schwester, beredtes Mitempfinden

dort heischend und findend – zitterte die wonnige Erregung, ein wahrer Sturm der Begeisterung nach, in Mienenspiel und nicht enden wollendem Beifallsklatschen. Ein Schauspiel für Götter, das zu schauen mir beschieden. Feuchten Auges, von unaussprechlichen Empfindungen durchwogt zogen die Zeugen dieses seelischen Aufruhrs sich zurück. Händedruck und Tränen lösten die Spannung der Seele.«

Das war die Wirkung von Peter Gasts Klavierspiel! Nach jahrelanger Entfremdung, ja gehässiger Feindschaft von seiten der Frau Förster, begann sie im April 1898 den für die Entzifferung der letzten Handschriften Unentbehrlichen als Mitarbeiter wiederzugewinnen mit der Übersendung eines eben erschienenen Bandes mit Nietzsche-Gedichten und mit einer persönlichen Widmung. Köselitz reagiert noch durchaus sarkastisch darauf und schreibt Overbeck am 14. April 1898B1306: »Über die hineingeschriebene Widmung ›Herrn Peter Gast mit den herzlichsten Grüßen von der Herausgeberin‹ hätte ich beinahe gelacht. Naumann ist von der engelholden Dame wieder einmal beim Staatsanwalt verklagt worden. Sie weiß fast nichts als die Menschen zu beunruhigen, zu quälen, zu schinden und mit der offenbarsten Ungerechtigkeit zu beurteilen. Den Dr. Kögel, der gearbeitet hat wie ein Trakehnergaul, nannte sie ›faul‹ etc. Ich selber freue mich dabei, damals, als das Lama aus Amerika zurückkam, so kurzen Prozeß mit ihr gemacht zu haben.« Frau Förster läßt sich nun Zeit, ihre Geste der Versöhnung langsam wirken zu lassen, ihr Ziel verliert sie aber darob nicht aus den Augen, und am 15. November des folgenden Jahres (1899) schreibt Köselitz dem darob wohl nicht wenig erstaunten OverbeckB1307 »Verehrter Herr Professor! Zu Ihrem Geburtstag bin ich im Geiste bei Ihnen, um Ihnen von ganzem Herzen Glück und Gesundheit zu wünschen, sodann aber auch, um Ihnen wiederum die schauderhafte Verzögerung meiner Antwort auf Ihren gütigen letzten Brief abzubitten. Selbst diese Zeilen werden zu spät zu Ihnen kommen, da ich nicht nur mit der Vorbereitung unseres morgigen Museumskonzertes, sondern auch mit der Krankenpflege meiner 80jährigen Mutter über die Maßen beschäftigt war und bin.

Den Nachbericht Dr. Seidl's zum VIII. Band Nietzsche erhielt ich wohl gleichzeitig mit Ihnen. Die kleine, mit deutschen Lettern gedruckte Ausgabe, zu der dieser Nachbericht gehört, ist noch nicht auf dem Markt.

Da es den Anschein hat, als suchte Frau Dr. Förster Sie, verehrter Herr Professor, zu escroquiren und an Ihrer Stelle (F. O.) die Pariserin Frau Ott zu setzen – wenn auch nur auf S. 455 des genannten Nachberichtes –, so bin ich mit Ihrem Proteste dagegen durchaus einverstanden. Dr. Arthur Seidl ist übrigens schon seit einigen Monaten vom Archiv weg. Er ging nach München, seiner Vaterstadt, und zwar *ohne* Verdruß mit Nietzsches Schwester. Jetzt ist dort Dr. Horneffer, ein wirklich ausgezeichneter Mensch.

Woher ich das alles weiß? – Ich bin vom 11.-14. Oktober selbst in Weimar gewesen! Ich erhielt im Laufe des Jahres mehrere sehr umfangreiche Briefe aus dem Archiv, die ich nicht beantwortete. Anfang Oktober kam nun ein Brief, der mir *die Herausgabe von Nietzsches Kompositionen* an's Herz legte, in einer Weise, die mich diesmal weder zum Lachen noch zum Weinen brachte und mir tatsächlich akzeptabel schien. Zufällig hatte ich in Weimar in anderen Angelegenheiten zu tun, und so scheute ich mich nicht, zu dem herrlichen Silberblick, vor welchem Weimar ungefähr wie Florenz von San Miniato aus gesehen daliegt, hinaufzusteigen. Unser Wiedersehen war natürlich, als wäre nichts geschehen. Erst am dritten Tag kamen wir auf unsre Differenz zu sprechen. Leider kann ich die Geschichte mit Dr. Kögel nicht beginnen, sie würde mich zu weit ab führen.

Das Archiv ist entzückend eingerichtet, – Nietzsche ruht, in ein weißes Flanellkleid gehüllt, oben den ganzen Tag auf einem Diwan, nicht übel aussehend, sehr ruhig geworden, einen träumerisch und mit sehr fragendem Blick ansehend. Als ich ihm auf dem Klavier, ganz sanft, das Pria che spunti in ciel l'aurora vorspielte, schien es wie aus der Tiefe seines verschwommenen Gedächtnisses aufzuleuchten: er klatschte ganz matt und fast unhörbar in seine Christushände. Gekannt hat er mich wohl kaum mehr.

Nietzsches Schriften verbleiben in Naumanns Verlag. S. Fischer in Berlin veranstaltet nur eine Prachtausgabe des Zarathustra in 500 Exemplaren; – wahrscheinlich ist sie im Stile der allermodernsten Faxenzierateri: denn Frau Förster sagte bei ihrer Erwähnung, sie wasche ihre Hände in Unschuld. Das Recht zu dieser Sonderausgabe hatte sich Frau Förster von Naumann einräumen lassen.

Anfangs Dezember gehe ich nochmals nach Weimar: bei meinem ersten Besuch konnte ich über dem Vielerlei von Spazierfahrten, neuen Bekanntschaften, aktenmäßigen Einblicken in die Vorgänge der letzten Jahre und sonstigem Drum und Dran, nur einen flüchtigen Blick in die vorhandenen Musikalien tun.

Nun aber muß ich schließen. Ich bin begierig zu erfahren, was Sie über mein Verhalten denken. Zu seiner Beurteilung gehörte freilich viel Material, mit dessen Aufzählung ich augenblicklich nicht einmal anfangen darf.

Mit den herzlichsten Wünschen und Grüßen an Sie und die hochgeehrte Frau Professor, bin ich wie immer Ihr in ewiger Dankbarkeit ergebener Schüler Heinrich Köselitz.«

Frau Förster hatte in Wahrheit nicht die Musikausgabe, sondern die Briefausgabe vor. Und in dem Material dazu fanden sich auch Stellen, die Köselitz nicht einmal aufzählen durfte: Nietzsches harte, wohl auch ungerechte Bemerkungen über den Freund als »Tölpel« und schwerfälligen Geist, als Belastung. Soll das in die Ausgabe kommen? Und unter welchen Bedingungen war Frau Förster bereit, diese Stellen zu tilgen und auf die Publikation zu verzichten? Darüber konnte und durfte der in die Enge getriebene Köselitz nicht einmal seinem so hoch verehrten ehemaligen Lehrer Auskunft geben (vgl. B1308).

Als Anfang April 1900 Köselitz' Mutter in Annaberg gestorben war, konnte er endgültig nach Weimar umziehen, wo er zunächst Lisztstraße 22 Logis bezog. Am 4. August 1900 berichtet er Overbeck über sein Leben und seine Eindrücke (bereits aus seiner neuen Wohnung Luisenstraße 13/II, also näher am Archiv)B1309: »Es war eine höchst bewegte Zeit, die ich hinter mir habe, und sobald ich glaubte, Ihnen bestimmt sagen zu können, *wo* ungefähr ich mir die Ehre geben dürfte, Sie wiederzusehen, gestaltete sich plötzlich wieder alles anders. Jetzt liegen nun die Dinge so, daß ich die nächsten Jahre *hier* zu bleiben gedenke, ja ich will mich am 3. September verheiraten! Mit einem Liebchen, das ich bereits 10 Jahre habe: mit dem jetzt 26 Jahre alten Frl. Elise Wagner aus Leipzig.

Ich bin nun durch die Entzifferung der letzten Nietzscheschen Manuskripte, sowie durch die Umarbeitung des ›Löwen von Venedig‹ (der im Winter hier herauskommen soll) fürchterlich in Anspruch genommen, auch gesellschaftlich. Ich dachte nun, ob Sie, verehrter Herr Professor, Ihr Weg nicht vielleicht über *Frankfurt-Eisenach-Weimar-Leipzig* nach Dresden führen könnte. Dann dürfte ich hier die ungeheure Freude erleben, Sie und die hochverehrte Frau Professor, wiederzusehen. Daran, daß Frau Förster uns ins Gehege kommen könnte, ist gar nicht zu denken. Sie tut keinen Schritt in die Stadt, sie fährt nur noch in der Equipage, mit Kutscher und Diener in Livree auf dem Bock. Sie ist die reine Hofdame geworden, als unterhaltliches Wesen in aristokratischen und Hofkreisen viel begehrt.«

Köselitz hat also auch jetzt noch ein durchaus kritisch-distanziertes Verhältnis zur Archivherrin. Der Besuch Overbecks kam wohl im September zustande, war aber nur kurz. Köselitz blieb also dauernd und einseitig der Overbeck feindlichen Beeinflussung durch Frau Förster ausgesetzt, der er nur zu bald erlag und schließlich sogar die völlig aus der Luft gegriffene Hypothese vertrat, Overbeck habe die »Sage« von der luetischen Grundlage von Nietzsches Erkrankung erfunden, der entsprechende Eintrag im Jenaer Krankenjournal sei nur auf seine Auskunft gestützt erfolgt. Das war eine Behauptung, die durch Binswangers Zeugnis eindeutig widerlegt wurde, vom Archiv aus – von Frau Förster und Köselitz – in der Kontroverse mit Möbius nach 1902 aber dennoch hartnäckig weiter aufrechterhalten blieb.A262

Das Ende

Es ist das sich oft wiederholende traurige Bild seit Alexander des Großen Tagen, daß sich Diadochen, Epigonen und Häretiker über der Frage zerstreiten, wer der echte Erbe eines großen Vermächtnisses sei – und daß sie sich damit weiter und weiter von der Substanz, vom Geist dieses Vermächtnisses entfernen und schließlich noch dessen Bild trüben.

So lange Nietzsches Körper noch lebte, zeigten sich diese Kontroversen wohl noch etwas verdeckt, wie Wetterleuchten am Horizont. Wie lange wäre diese Zurückhaltung noch geübt worden, nachdem der Geist doch schon elf Jahre tot war? Wirkte die Magie der Kultstätte mit ihrer einmaligen, lebendig-toten Reliquie so stark?

Die endliche Erlösung des Patienten am 25. August 1900 brachte auch die Befreiung von dieser Pietätspflicht. Sie öffnete aber auch die Schleusen für die in alle Richtungen auseinanderfließenden Ströme der Nietzsche-Exegese, die bis in die antipodischen Pole von Heiligenverehrung und tödlichem Haß reichen – noch heute.

Und wie hebt sich gegen diesen weltweiten Lärm und Streit das stille Abscheiden des tapferen Dulders aus einem tragischen Leben ab. Diesmal ist es Frau Stadtrat Mathilde Schenk-Nietzsche, die Mutter der Marie Schenk, die am 30. August 1900 Meta v. Salis kurz, aber wohltuend ohne Pathos berichtet: »In letzter Woche litt der Verstorbene an Katarrh, welcher dann auch die Lunge ergriffen hatte. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend (den 24./25. August) bekam er einen Schlaganfall. Am Sonnabend Morgen wurde mein Mann früh 8 Uhr zur Frau Dr. E. Förster-Nietzsche gerufen und fand er den Kranken bewußtlos röchelnd, und an Händen und Füßen leicht zitternd, zwischen 11-12 Uhr Mittag tat er den letzten Atemzug. Sonntag früh reiste mein Mann, von der Schwester des Verstorbenen beauftragt, nach Röcken um alles zur Beisetzung auf dem Erbbegräbnisplatz seiner Eltern einzuleiten und vorzubereiten ... Am frühen Morgen des Dienstag wurde die Leiche nach Röcken überführt.«

Elisabeth Förster versandte als persönliche Anzeige:

»Heute Mittag gegen zwölf Uhr entschlief mein geliebter Bruder

Friedrich Nietzsche

Weimar, den 25. August 1900«

Die Anzeige des Archivs wurde unterzeichnet von Peter Gast, Arthur Seidl, Ernst und August Horneffer und lud zur Trauerfeier im »Silberblick« am Montag, den 27. August ein mit dem Programm:

1. Trostgesang der Freundinnen von Frau Förster: »Klänge« (Gedicht von Claus Groth) von Johannes Brahms (»Wenn ein müder Leib begraben«)
2. Rede von Ernst Horneffer

3. Klagegesang der Frauen: »Quae fremuerunt gentes« von Palestrina.

Die musikalische Zusammenstellung verrät den kundigen Musiker Peter Gast. Nietzsche hatte in seiner Jugend zwei Gedichte von Groth vertont, eines, dessen Text später auch Brahms übernahm, und er hatte sich von einem weiteren Groth-Gedicht zu einem Klavierstück anregen lassen (vgl. Bd. 1, S. 89, 110, 116). Er hat auch ein 5stimmiges ›Miserere‹ komponiert, deutlich unter dem Einfluß intensiver Palestrina-StudienB1310.

Am Dienstag den 28. August fand nachmittags 4 Uhr die Bestattung im Erbbegräbnis in Röcken statt[B1311]:

1. Geläute der alten Glocken (die ihm schon zur Geburt, dem Vater zum frühen Tode erklungen waren)
2. Gesang eines Männerchores
3. Rede von Oberbürgermeister Dr. Adalbert Oehler [jetzt Oberbürgermeister in Halberstadt]
4. Männerchor
5. Abschiedsworte: Prof. Max Heinze, Carl v. Gersdorff, Dr. Carl Fuchs
6. »Bekenntnis« von Peter Gast
7. Männerchor
8. Abschiedsworte aus der Trauergemeinde (alles Zarathustra-Zitate), dann schloß sich die Gruft unter einer mächtigen Platte, wie Nietzsche sie dem Grab des Vaters gestiftet hatte.A263

Es war gewiß eine würdige und ergreifende Feier. Aber – war sie Nietzsches Wesen und Denken gemäß? Er hatte stets Aufrichtigkeit bis zur letzten Konsequenz gefordert, kompromißlos den Schein bekämpft. Entsprach diese Feier seiner Forderung?

Auf dem Friedhof einer christlichen Kirche und unter deren Geläute sprach man Abschiedsworte aus dem Buch des Antichristen Zarathustra. Und es scheint niemand aus der Trauergemeinde hier ein Gefühl für den ungeheuren Riß, ja die unüberbrückbare Kluft gehabt zu haben, die zwischen Ort und Tun, zwischen Anspruch und Wirklichkeit klaffte. Wenigstens hat sich der damalige Ortspfarrer die Peinlichkeit erspart, in irgendeiner Form an der Feier teilzunehmen, womöglich sogar noch einen »Segen« zu sprechen: er war den Tag »dienstlich abwesend« und hat nur pflichgemäß im Kirchenbuch die Bestattung registriert und dazu in der Rubrik »Stand und Confession des Verstorbenen« eingetragen: »In Röcken geboren am 15. Oktober 1844 als Sohn des damaligen Pfarrers Nietzsche und sonach evangelisch, nach seinen philosophischen Werken aber antichristlich.«

Und noch einer wäre gewesen, der unter dem Zwiespalt gelitten hätte: Overbeck. Aber er war nicht zugegen. Er hat sich nicht absichtlich, etwa aus Scheu, ferngehalten, wie ihm das nachträglich unterschoben wurde. Es war wieder einmal einer jener unheilvollen Zufälle im Spiel, die oft unverhältnismäßige Folgen haben.

Nach dem frisch-fröhlichen Brief von Köselitz vom 4. August hatte Overbeck keine schlechten Nachrichten aus Weimar erwartet. Er antwortete am 7. August auf dieselbe Weise, gab aber dennoch vorsichtigerweise seine nächsten Pläne bekannt[B1312]: »Donnerstag über 8 Tage (= 16. August) geht's in die Vogesen, wo wir bis Ende des Monats bleiben, – Gasthaus zu den 3 Ähren bei Colmar im E(lsaß). Von Anfang September an ist Villa Königswald in Klotzsche bei Dresden unser Quartier. In den 2oer Tagen ebengenannten Monats passieren wir Weimar und

wissen uns nun selbst nichts Besseres, als Sie daselbst in Ihrem jungen Hausstande auf ein paar Stunden aufzusuchen.« Aus irgendeiner momentanen Verwirrtheit – vielleicht in Gedanken an seinen eigenen Aufenthalt daselbst – adressiert Overbeck den Brief nach *Dresden* statt Weimar. So kam er nie zu Köselitz, sondern nach über einem Jahr, am 25. Oktober 1901, an Overbeck nach Basel zurück. Damit wußte Köselitz die Ferienadresse Overbecks nicht und richtete sein Schreiben vom frühen Morgen des 25. August nach Basel: »Das längst Befürchtete – Nietzsches Tod – scheint heute oder diese Nacht eintreten zu wollen. Sie kommen gewiß, das Antlitz, des unsterblichen Freundes nochmals zu sehen – wenn auch vielleicht nicht auf diese Zeilen hin, so doch gewiß auf ein etwaiges Telegramm, das Ihnen die Trauerkunde bringen wirdB1313.« Bis es dann von Basel an Overbeck ins Elsaß umgeleitet war, war es für die Reise sowohl nach Weimar wie nach Röcken zu spät. Vielleicht war das für ihn ein Glück und hat das Schicksal es Overbeck erspart, von seinem toten Freund in einer zwiespältigen Zeremonie Abschied nehmen zu müssen. Er durfte ihn in seiner lebendigen Erinnerung bewahren, als das leuchtende Beispiel eines Menschen, der ein mühvolles Leben um der Erfüllung einer von ihm als aufgetragen empfundenen Aufgabe willen standhaft getragen hat – sein »Amor fati« – und eine Leistung, ein Werk hinterließ, das stets als Herausforderung vor uns stehen wird und in seiner Vielschichtigkeit zwar viele Möglichkeiten des Zuganges und der Erklärung bietet, kaum aber in seiner Ganzheit von *einem* Betrachter gesehen, von *einem* Bearbeiter ausgemessen werden kann.

Allein die Aufgabe, Nietzsche als Menschen in seiner Zeit und im Fluß der Zeiten zu sehen, im Kontext seiner Umwelt und der bis in die frühe Antike zurückreichenden geistigen Strömungen, sprengt jedes übliche Maß.

* Nachtrag zu S. 215:
Die Kunsthistorikerin Hildegard Gantner-Schlee hat in einem fundierten AufsatzB1314 nachgewiesen, daß der Bild-Auftrag an Olde von der Zeitschrift PAN ausging und anfänglich von Elisabeth Förster nicht gerne gesehen wurde. Durch Vermittlung von Harry Graf Kessler konnte Olde von Anfang Juni bis Anfang August 1899 in Weimar arbeiten, stets beaufsichtigt von Frau Förster.

In dieser Zeit entstanden 7 Ölbildnisse, 1 Federzeichnung, 17 Kohle- bw. Bleistiftzeichnungen, 5 Radierungen und 16 Photographien. Aus diesem Material gestaltete Olde die berühmt gewordene Radierung für den PAN, an der allerdings noch auf der Platte auf Verlangen und vorgezeichnet von Frau Förster an den Stirn- und Kinnpartien derartige »Korrekturen« gemacht werden mußten, daß Olde später, am 13. Dezember 1900 in einem Brief an seine Frau, das Bild als eine »Verhunzung« bezeichnete.

Genau genommen ist es als Nietzsche-Bildnis eigentlich unzutreffend.

Nachträge zur II. Auflage

Dank einer Renovation sind auf der Grabplatte in Röcken die folgenden Inschriften wieder lesbar geworden:

Hier
ruht in Gott
Carl Ludwig
Nietzsche

Pfarrer zu Röcken
Michlitz und Bothfeld
geboren 11. Oktober 1813
gestorben 30. Juli 1849
Ihm folgte in die Ewigkeit nach
sein jüngster Sohn
Ludwig Joseph
Nietzsche
geboren 27. Februar 1848
gestorben 4. Januar 1850
Die Liebe höret nimmer auf
1. Cor. 13.8

Reiner Bohley weist aufgrund der Kirchenbücher in seinem Aufsatz »Friedrich Nietzsches christliche Erziehung« (Nietzsche-Studien 1987 S. 167 Anm. 19)B1337 nach, daß hier zwei Daten irrtümlich sind: Geburt des Vaters Carl Ludwig Nietzsche wäre 10. Oktober (so schon Blunck, vgl. Bd I S. 36), der Todestag des Söhnchens Joseph der 9. Februar 1850. Wobei immer noch die Frage bleibt, welche Überlieferung die zuverlässigere ist; wahrscheinlich wohl doch die Kirchenbücher.

Zu Band II

Seite 18 Zeile 8/9 v. u.: Im Gästebuch (publ. im Kurprospekt Wiesen) hat sich Nietzsche am 29. Mai eingetragen.

Zwei Beiträge zur Pathographie

1. *Ein ophthalmologischer Befund* geht davon aus, daß Nietzsches Augen kraß unterschiedlich kurzsichtig waren. Um das völlig zu korrigieren, mußte er Gläser von weit auseinanderliegenden Dioptriewerten tragen, was derart differierende Bildgrößen ergibt, daß sie im Zentralorgan nicht mehr in Übereinstimmung gebracht werden konnten. Diese Spannung erzeugt extreme Kopfschmerzen, Irritation und daraus Schwindelgefühl. Oder aber, die Korrektur wurde auf eine »mittlere« Spannung angeglichen (reduziertübertrieben) mit demselben Effekt des unausweichlichen Kopfschmerzes und, bei permanenter Undeutlichkeit der Bilder, des Schwindels. Eine Teillösung wäre vielleicht gewesen, immer ein Auge – abwechselnd – völlig abzudunkeln, mit dem Risiko der Übermüdung des aktiven Auges.

2. *Eine hereditäre Komponente.* Reiner Bohley schildert in seiner quellenmäßig abgesicherten Arbeit »Nietzsches christliche Erziehung« (Nietzsche-Studien 1987, S. 164) den Vater, Carl Ludwig Nietzsche, in vielfältiger Weise. Dabei ist die Pathographie interessant: Die Übereinstimmung der Symptome mit den uns aus der Nietzsche-Biographie bekannten ist frappant. Hier haben die Mediziner noch ein weites Feld Arbeit zu leisten. Besonders einzugehen wäre dabei auf die Frage nach einer hereditären Form von Epilepsie, auf die neuerdings allen voran Hans Erich Lampl hinweist.

Daß sich Nietzsche mit dem Phänomen »Epilepsie« intensiv auseinandergesetzt hat, ist aus dem Nachlaß hinreichend zu belegen. Und er tut es in einer Weise, die den Schluß nahelegt, daß hier allerpersönlichste Erfahrung zugrundeliegt – ob aus

eigenem Erlebnis oder Beobachtung, kann vorläufig offen bleiben, bis auch hier medizinisch-psychiatrische Fachkompetenz urteilt.

Aber nicht nur das Problem der »heiligen Krankheit« der Antike, das den Gräzisten Nietzsche beschäftigen könnte, es ist das ganze komplexe Gebiet der psycho-somatischen Abhängigkeiten, das ihn je länger je mehr, vorrangig in seinem letzten wachen Lebensjahr geradezu fesselt. Und hier begibt er sich durch intensive Lektüre der einschlägigen Fachliteratur in die zeitgenössische Schule von Paris, allen voran Charles Férés, aus dessen Werk er ausgiebig exzerpiert. Selbst die spezifische Fach-Terminologie dieser Schule prägt den Stil der Notizen der letzten Zeit. (Nachweis durch Hans Erich Lampl in Nietzsche-Studien 1986, S. 225)

Spannende Aufgaben für die Nietzsche-Philologie und die Nietzsche-Exegese.

Textdokumente

1.

Zu Band 1, Seite 734

Staats-Archiv Basel-StadtB1315: Belege (Protokolle und Schreiben) zur Beurlaubung Nietzsches 1876/77, chronologische Folge: die Texte werden hier, soweit sie nicht bereits publiziert sind, vollständig zitiert.

1. Nietzsches Gesuch um Beurlaubung vom 19. Mai 1876 an den Präsidenten der Universitäts-Curatel, Dr. Carl Burckhardt (publ. HKG Br. IV / S. 276) 8

2. Sitzung der Curatel vom 26. Mai 1876. Protokoll in »Universitätsakten« T 2,3 S. 511: 9. Sitzung, 26. Mai, alle Mitglieder anwesend. Herr Prof. Dr. Nietzsche ersucht, mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit und zum Zweck einer größeren Reise nach dem Süden um Bewilligung eines Urlaubs für das Jahr 1876 auf 1877, vom Wintersemester an gerechnet. Es sei selbstverständlich daß er für dieses Jahr auf seinen Gehalt verzichte.
/. Ist beim Erziehungs-Collegium auf Ertheilung eines jährigen Urlaubes für Herrn Prof. Nietzsche anzutragen. Von seinem Verzicht auf Gehalt ist nur soweit Gebrauch zu machen daß auf seine Kosten das nöthige Vicariat am Pädagogium bestritten werden soll.

3. Begleitschreiben der Curatel zum Antrag an das Erziehungs-Collegium vom 26. Mai 1876 (publ. bei Stroux S. 82/83)B1316

4. Erziehungs-Collegium; 11. Sitzung am 2. Juni 1876: Protokolle S 4,5 S. 168 f. anwesend: Herr Pfarrer Respinger, Herr Ad. Burckhardt.
Curatel der Universität und des Paedagogiums stellt den Antrag es möge Herrn Prof. Nietzsche für das Jahr vom 15. Okt. 1876/77 zu einer Reise nach dem Süden Urlaub ertheilt werden. Das Gesuch sei in den Gesundheitsumständen des Herrn Nietzsche begründet. Derselbe verbinde aber damit zugleich den Zweck die classischen Stätten kennen zu lernen. Herr Nietzsche verzichte zwar für die Zeit seiner Abwesenheit auf Gehalt, doch erscheine es billig ihm, nachdem er nun 7 Jahre gegen mässigen Gehalt, erst in letzter Zeit 4500 Fr., vortreffliche Dienste geleistet, keine weitere

Einbusse zuzumuthen als dass er seinen Vicar am Pädagogium zu entschädigen habe, was etwa 1200 Fr. ausmachen werde.
/. Ist nach diesem Antrag zu verfahren.
5. Sitzung der Curatel vom 6. Juli 1876; Protokolle T 2,3 S. 515 f.). Wird die Ersetzung des Herrn Prof. Nietzsche, während der Dauer seines Urlaubes, als Lehrer des Griechischen an der III. Cl‹asse› des Pädagogiums, in Berathung gezogen. Tit. Präs. eröffnet dass sich Hr. Prof. Mähly für dieses Vicariat zur Verfügung stelle unter der Voraussetzung dass ihm die lateinischen Stunden an der II. Cl. abgenommen würden. Aus der Auskunft welche Herr Rector Burckhardt über das Pensum gibt, erhellt dass eine solche Combination mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verbunden sein würde. Da überdies jedes Provisorium mit Uebelständen verknüpft ist, so erscheint es besser nur eines, und nicht zwei zu schaffen. Unter diesen Umständen erscheint es als das Zweckmässigste, das Vicariat dem Herrn Dr. A. Burckhardt, der an den zwei untern Classen des Päd. den griechischen Unterricht ertheilt und Anfangs dieses Jahres mit Erfolg an der III. Cl. vicariirt hat, überdies von den 6 Stunden 4 ohne irgend eine Veränderung im Pensum ertheilen kann, zu übertragen.
/. Wird auf das Anerbieten des Herrn Prof. Mähly nicht eingetreten, sondern Herr Dr. Ach. Burckhardt ersucht während der Abwesenheit des Herrn Prof. Nietzsche dessen Pensum in der III. Cl. zu übernehmen. Für diese Stunden ist ihm der gleiche Gehalt wie für seine andern Stunden am Päd. auszuweisen.
6. Zwischenprotokoll der Curatel v. 22. Oktober 1877 (durch Circulation') T 2,3 S. 558/59: Herr Prof. Nietzsche ersucht um Urlaub für den nächsten Winter bezüglich des Unterrichts an der 3. Classe des Pädagogiums. Alle seit einem Jahr angewendeten Heilversuche seien erfolglos geblieben und neuerdings sei ihm von den Aerzten alles Lesen und Schreiben auf Jahre hinaus untersagt worden wofern er nicht das Augenlicht gänzlich zu verlieren Gefahr laufen wolle. An der Universität hoffe er seinen Verpflichtungen wenigstens einigermassen genügen zu können. Herr Nietzsche stellt Entschliessungen bezüglich seiner gesammten hiesigen Thätigkeit in Aussicht.
/. Ist beim Erziehungsrath für das nöthig werdende Vicariat ein Nachtragscredit auszuwirken und eventuell Hr. Dr. A. Burckhardt um Fortführung des Unterrichtes zu ersuchen.
7. Curatel; 15. Sitzung, Montags den 5. November 1877; T 2,3 S.559.
Beschluss des Erziehungsrathes vom 1. November bewilligt, behufs Vertretung des Herrn Prof. Nietzsche am Pädagogium während des laufenden Wintersemesters, dem Vicar, Herrn Dr. Ach. Burckhardt ein Honorar von 190 Fr. p. Jahr und wöchentl. Stunde.

2.

Zu Band 1, Seite 764

*Allgemeine Musikalische Zeitung.*B1317
Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Chrysander.
Leipzig, 24. und 31. Januar 1877.
XII. Jahrgang, Nr. 4 und 5

L. van Beethoven's Neunte Symphonie.
(Eine öffentliche Vorlesung, gehalten in Basel am 29. Novbr. 1876,

bei Gelegenheit einer Aufführung zur Einweihung
des neuen Concertsaales.)

Von S. Bagge.

Von Beethoven's neunter Symphonie habe ich zwar an dieser Stelle schon einmal gesprochen, und zwar bei Gelegenheit eines Gesammtbildes von Beethoven's Leben und Schaffen, das ich vor einiger Zeit hier zu entwerfen versuchte.A264 Doch konnte ich sie damals begreiflich nur kurz berühren. *Heute*, wo dem berühmten Werke in Basel bei einer besonders festlichen Gelegenheit eine neuerliche und vollständige Aufführung bevorsteht, wird es vielleicht nicht unpassend sein, auf dasselbe näher einzugehen, und den allerdings dankbaren, aber auch in mancher Beziehung äusserst schwierigen Versuch zu wagen, diejenigen Hörer des Werkes, welche vielleicht den Wunsch haben, einen Musiker sich darüber gründlicher aussprechen zu hören, unserer Symphonie gegenüber auf den möglichst richtigen, für Genuss und Verständnis besten Standpunkt zu stellen. Ich sagte »äusserst schwierig«, weil dieses Werk Fragen hervorruft, die für die richtige Beurtheilung desselben von entscheidender Wichtigkeit sind, Fragen, deren völlig befriedigende Beantwortung aber selbst Capacitäten ersten Ranges nicht ganz gelungen ist.

Es wäre gewiss falsch, wenn ich die mancherlei Bedenken und Ausstellungen, die gegen die neunte Symphonie ausgesprochen worden sind, mit Stillschweigen übergehen und mich lediglich einer begeisterten Apotheose hingeben würde. Doch werde ich mich hierin kurz fassen, um nicht in Lob und Preis des herrlichen Werkes allzu sehr beengt zu sein.

Am leichtesten ins Gewicht fallen alle jene Aeusserungen, die sich auf die »*übermässigen Schwierigkeiten* der Ausführung« beziehen. Ein Künstler wie Beethoven durfte und vermochte wohl vorauszusehen, dass der fortschreitenden Orchestertechnik später verhältnissmässig leicht erscheinen werde, was augenblicklich fast unmöglich schien. Wenn das Werk nur durch innere Vortrefflichkeit ein Anrecht auf die Werthschätzung der Zukunft sich *erwarb*, dann durfte sein Schöpfer mit Seelenruhe jene Klagen überhören, die besonders auf *instrumentalem* Gebiet nicht von Belang waren.

Ein zweites Bedenken wurde nicht selten gegen die *Formgestaltung* der neunten Symphonie geäussert. Sie sollte unverständlich, formlos und übermässig lang sein, dabei vielfach unerquicklich, mühsam, nicht wie die anderen Werke des Meisters von dem hellen Strahle des Genius erleuchtet. Hierin haben sich ebenfalls in den 52 Jahren, die das Werk besteht (es ist 1823/24, also 3-4 Jahre vor Beethoven's Tod, im Zustande völliger Taubheit componirt) die Ansichten sehr geändert, man hat noch ganz andere Unverständlichkeiten, Längen und mühsame Productionen hinnehmen und verstehen lernen müssen, so dass Dem, der den Entwicklungen der schaffenden Kunst gefolgt ist, die neunte Symphonie wie ein *reines Himmelsgebilde* dagegen erscheint. Aber allerdings muss man gelernt haben, sich in den Geist eines Meisters vertiefen, man darf nicht mehr wie sonst verlangen, dass ein Meister sich unter allen Umständen auch zu der *niedrigsten* Verständnisstufe eines Zuhörers herablasse und ihm blos *das* biete, was ihm *sofort* gefällt. Ich will damit nicht etwa sagen, dass die reine Kunst, die keines Commentars bedarf, nicht im Allgemeinen höher stehe als eine Kunst, zu der man mühsam den Schlüssel suchen muss. Allein Letzteres ist auch bei Beethoven's neunter Symphonie nicht der Fall: sie setzt blos eine der Zeitbildung entsprechende und aus näherem Verhältniss zur Kunst hervorgehende Aufnahmsfähigkeit voraus; sodann etwa noch eine gewisse Freiheit von Vorurtheilen, solchen etwa, die man sich leicht aus der Musik anderer Nationen holt. Die *deutsche* Musik hat eben zu allen Zeiten das Eigne gehabt, mehr als einen blossen

Ohrenschmaus, einen geistigen Genuss, eine wahre Herzenserhebung bieten zu wollen und bieten zu können; und kein anderes Werk von Beethoven bietet gerade Solches in so hohem Maasse als die neunte Symphonie.

Noch einen *dritten* Punkt muss ich berühren, der oft genug zum Vorwurf für Beethoven gemacht worden ist, während freilich von anderer Seite gerade aus ihm Beethoven's *reformatorisches* Wirken und ein von ihm aus zu datirender Umschwung in der Kunstentwicklung abgeleitet werden. Ich komme hier auf den Boden historischer Thatsachen und muss auf jenen Punkt näher eingehen.

Es handelt sich um die Verwendung des *Gesanges* in einer *Symphonie*, worin die Einen (nicht ganz mit Unrecht) eine Verletzung der nöthigen Einheitlichkeit der Kunstmittel, eine unerlaubte Vermischung der Kunstgattungen erblicken wollen, während die Anderen dieses Vorgehen als eine befreiende That, als einen Beweis betrachten, dass Beethoven selbst den Gesang für *nöthig* gehalten habe, um eine vollkommene Wirkung der Musik zu erzielen.

Dass Beethoven mit seiner neunten Symphonie keinen Bruch mit der Vergangenheit oder mit der bis dahin gültigen Kunst, keine Revolution *beabsichtigte*, geht aus verschiedenen Umständen klar hervor, die man bisher oft übersah oder wissentlich ignorirte. Schon dass er seinem Werke nicht den einfachen Titel »Symphonie« gab, sondern: Symphonie *mit Schlusschor* über Schiller's Gedicht »An die Freude«, deutet hinlänglich an, dass er selbst sein Werk als ein *ausnahmsweise* so geformtes betrachtete und betrachtet wissen wollte; dass er sein Finale als eine unregelmässige Zugabe ansah, welche er *diesmal* anzuhängen sich erlaubte, ohne im Mindesten solche zwiespältige Form als einen Fortschritt, als eine nothwendige Consequenz früherer Entwickelungen zu betrachten. Zweitens hat Beethoven Skizzen zu einer *zehnten* Symphonie niedergeschrieben, in welcher *kein* Gesang vorkommen sollte. Wäre es Beethoven's Meinung gewesen, mit der Instrumentalmusik allein sei keine volle Wirkung zu erzielen, wie dies von Freunden der »Zukunftsmusik« behauptet wird, so wäre es doch sehr inconsequent von ihm gewesen, nach einer Symphonie *mit* Gesang wieder eine zu schreiben *ohne* Gesang. Auch wäre es ebenso inconsequent von seiner Seite, wenn er blos bei *Orchester*musik Gesang einzuführen für künstlerisch nothwendig gehalten hätte – er musste dann auch Quartette und Sonaten mit Gesang, vielleicht mit Einzelgesang, schreiben, was ihm glücklicherweise nie in den Sinn gekommen ist.

Also mit all dem Gerede, Beethoven habe *zum Gesang greifen* müssen, um seine letzten Offenbarungen auszudrückenA265 ist es nichts. Vielmehr erklärt sich Alles aus seiner *Verlegenheit* über die Form, in welche er das Schiller'sche Gedicht kleiden wollte. Dieses Gedicht hatte ihn nun einmal so stark gefesselt, seine Phantasie so mächtig angeregt, dass er sich nothwendig durch musikalische Betonung dieses Gegenstandes entledigen musste. Schon die zahlreichen melodischen Motive, die er zu den ersten Worten des Gedichts *ent*worfen und wieder verworfen hat, zeigen deutlich seine Verlegenheit, das Ringen und Suchen nach der passendsten Form. Hierzu kam noch eine andere Frage. Beethoven sah wohl, dass er das *ganze Gedicht* in seiner grossen rhetorischen Breite nicht brauchen könne. Als *Strophen*lied für Chor war es schon damals mehrfach componirt, aber diese Form zog ihn nicht an, da sie ihn der Möglichkeit beraubte, dem reichen Détail des Inhaltes musikalisch nachzugehen. Das Gedicht aber in seiner ganzen Ausdehnung »durchzucomponiren«, wie man den Gegensatz des Strophenliedes nennt, hätte ein monströses und am Ende langweiliges Werk ergeben müssen. Beethoven, dem beim Lesen wohl auch *instrumentale* Tongedanken aufgestiegen sein mochten, gedachte nun ein vocal-instrumentales Werk daraus zu machen, und, sonderbar genug, er

dachte zuerst an eine *Ouvertüre*. Diese Form musste von ihm, ihrer unvermeidlich beschränkten Dauer wegen, wohl sogleich aufgegeben werden; dagegen bot ihm die Symphonie Gelegenheit zu ungehinderter Entfaltung, und namentlich die nothwendigen *Gegensätze*, um den Ausdruck der Freude vorzubereiten, gewissermaassen zu *motiviren*. Was das Gedicht nicht bot: die der Freude vorausgehenden Leiden und Kämpfe, konnte er durch Instrumentalmusik zum Ausdruck bringen und dem *Jubel* der Freude durch Hinzutritt des *Gesanges* dann ein erhöhtes Colorit geben. Diese Idee ergriff Beethoven mit Begeisterung und er dachte nicht, dass man ihm dafür entweder Vorwürfe wegen verletzter Einheit der Klangorgane machen, oder dass extreme musikalische Parteien ihm kunstrevolutionäre Tendenzen daraus schmieden würden. Denn wahrlich, er durfte glauben bewiesen zu haben, dass er mit der reinen Instrumentalmusik vollkommene Wirkungen im reichsten Maasse erzielt hatte und durfte der Befürchtung nicht Raum geben, dass man das Schaffen seines ganzen Lebens gering achten werde zu Gunsten eines Unicums, eines ausnahmsweise gestalteten Kunstwerkes.

Soviel und wahrscheinlich genug für Ihre Geduld über die Streitfrage der künstlerischen Berechtigung der gemischten Kunstform, welche Beethoven in der neunten Symphonie anwendete. Ein dankbareres Gebiet der Betrachtung bietet vielleicht der musikalische und poetische Inhalt des Werkes im *Einzelnen*, und auf diese zwei Punkte lassen Sie mich jetzt eingehen.

Es ist Beethoven's bekannte Eigenthümlichkeit, dass er sich selbst niemals wiederholen wollte, vielmehr stets bedacht war, in jedem neuen Werke einen besonderen Inhalt, unter mannigfaltigen Modificationen der Form, auszuprägen. Vergleichen wir die neunte Symphonie mit ihren Vorgängerinnen, so ist es nicht allein die oben berührte Mischung von Instrumentalmusik und Gesang, welche auffällt, sondern es sind eine Menge Punkte, in welchen Beethoven, um zuerst von formell-musikalischen Dingen zu sprechen, sich als ganz neu zeigte. Man könnte vielleicht das Wesentliche dahin zusammen fassen, dass man sagt, er habe in der neunten Symphonie weniger in contrapunktischer Durchführung, worin er ja ohnehin stets unerschöpflich war, das Neue gesucht, sondern in den *organischen Einleitungen* und *Einkleidungen*. Das Princip der *Vorbereitung* scheint das ganze Werk zu beherrschen. Schon das Finale selbst, dessen Hauptinhalt doch Gesang ist, hat eine lange und sehr merkwürdige vorbereitende Einleitung. Zu diesem Finale sind wieder, wie schon gesagt, die drei ersten Sätze eine vorbereitende Einleitung. Aber auch diese drei Sätze selbst (oder doch die zwei ersten) haben ihre besonderen Einleitungen, die ich vorhin *organisch* nannte, weil es keine *Introductionen* sind, wie sie in der ersten, zweiten, vierten und siebenten Symphonie vorkommen, nämlich langsame Sätze, die dem ersten Allegro vorausgeschickt werden, die aber ihrem thematischen Stoffe nach nichts mit diesem gemein haben; sondern Einleitungen, die das kommende Thema gleichsam vor unseren Augen entstehen lassen. So besonders im ersten Satze das Werden des Themas aus einem mehr rhythmischen als melodischen Motiv, gleichsam aus einem Urkeim. Und im *zweiten* Satze. dem Scherzo, wirft Beethoven zuerst das rhythmische Hauptmotiv in viermaligen Octavsprüngen hin, bevor er, nach einer Generalpause, das wirkliche fugirt gehaltene Thema ausklingen lässt. Im *Adagio* leitet er das Thema durch zwei sehr merkwürdige Takte ein, die zwar nicht, wie vorhin, organisch genannt werden können, aber doch als eine wunderbare Einkleidung oder Vorbereitung erscheinen. Diese zwei Takte erinnern an die zwei *Einleitungs-Noten*, die er dem Adagio der grossen B-Sonate Op. 106 nach London nachschickte. Unstreitig die interessanteste Einleitung aber ist die zum Finale selbst, die theils aus neuem Stoff, theils aus

*Nach*klängen der vorigen Sätze, theils aus instrumentalem *Vor*klang des künftigen Freudethemas gewoben ist: Eine merkwürdige Disposition, dergleichen Beethoven vorher nie versucht hatte.

Was die Form der Sätze im Uebrigen betrifft, so ist dieselbe, vom Finale abgesehen, im Wesentlichen die feststehende bewährte Symphonie- oder Sonaten-Form mit nicht bedeutenden Modificationen in Anlage, Tonartwechsel u. s. w., Modificationen, deren wichtigste ich hier kurz anführen will.

Im ersten Satze geht Beethoven von der bis dahin üblichen und auch von ihm in allen vorhergegangenen acht Symphonien festgehaltenen Repetition des ersten Theils ab, vielleicht nicht zum Vortheil für den ersten Eindruck, weil der reiche und ganz eigenthümliche Inhalt des ersten Theils vielleicht nicht gleich völlig begriffen wird. Aber Beethoven wird wohl seinen guten Grund gehabt haben, und wenn ich nicht irre, so lag derselbe gerade in dem *Werden und Entstehen* des Themas, das er nicht zweimal in derselben Tonart und in allen Punkten übereinstimmend vorführen mochte. Dass Beethoven den Seitensatz nicht wie gewöhnlich in die Parallel-Durtonart F-dur sondern nach B-dur setzte, ist für den Musiker interessant, auch vielleicht von Einfluss auf die ästhetische Wirkung, doch hier nicht näher zu erörtern.

Das *Scherzo* fällt durch seine grosse und breite Anlage auf. Dieses Symphoniestück war früher, als Menuett, nichts weiter als ein kurzes Intermezzo, ein heiterer Ruhepunkt zwischen ernsthaft ausgearbeiteten Sätzen. Beethoven baut es diesmal, entsprechend dem grösseren Umfange des Ganzen, zu einem ausserordentlich weitläufigen, aber auch grossartigen Stücke aus. Nicht allein, dass die Haupttheile an sich sehr lang sind, er lässt auch jeden Theil zweimal spielen, und selbst nach dem sogenannten Trio, wo sonst die Repetitionen wegfallen, fordert er für den ersten Haupttheil Wiederholung. Nur eine so reiche und freie Erfindung, wie Beethoven sie hier entwickelte, konnte vor Ermüdung schützen und trotz der Länge einen reichen Genuss verschaffen. Er durchläuft aber auch hier das ganze Tongebiet, und die Kühnheit der Modulationen, sowie die rhythmischen Hülfsmittel erregen bei jedem Musiker und Musikfreunde Erstaunen und Bewunderung.

Das *Adagio* enthält eine merkwürdige Abweichung vom Gewohnten dadurch, dass Beethoven die Einheit des Taktes und Tempos fallen lässt, indem er als Seitensatz ein Thema in bewegterem $3/_4$-Takt verwendet. Für damalige Zeiten etwas Unerhörtes, wenn man nicht etwa aus Beethoven's früheren Werken selbst hie und da analoge Freiheiten schon kennen gelernt hatte.

Das *Finale* endlich erscheint auf den ersten Blick als ein Convolut rhapsodisch zusammen gehäufter Stücke. Doch ist die *Fantasieform*, welche hier angewendet ist, an sich nichts Neues, vielmehr bekanntlich schon von Mozart in herrlicher Weise benutzt. Nur gerade in der *Symphonie* ist ihre Anwendung Beethoven für diesen Fall vorbehalten geblieben. Uebrigens ist hier die an sich freie Form wieder gebundener, weil Beethoven zugleich die *Variationenform* benutzte. Das Thema, welches Beethoven zu den ersten Textesworten »Freude, schöner Götterfunken« erfunden hat, spielt in den mannigfachsten Umbildungen den ganzen Satz hindurch und bildet den Ariadnefaden, an welchem man sich rein musikalisch durch den ganzen Satz hinausfinden kann; es kommt nur darauf an, es in seinen Verwandlungen wieder zu erkennen. So bildet es z. B. in dem marschartigen Stück B-dur $6/_8$ und dem darauf folgenden Orchester-Fugato, dann in der Doppelfuge in D-dur $6/_4$, und in den Orchesterfiguren der letzten Allegros den beständigen thematischen Stoff, der nur noch mit dem Motiv des »Seid umschlungen« alternirt oder sich combinirt. Von einem Auseinanderfallen der Form kann unter diesen Umständen keine Rede sein: es ist nicht blos ein unbestimmtes geistiges oder Gefühlsband vorhanden, sondern ein

sehr bestimmtes rein musikalisches, und damit scheint mir für das Finale jeder Vorwurf nach dieser Seite hin beseitigt.

Giebt nun unsere neunte Symphonie nach ihrer formellen Seite hin dem *Musiker* unendlich viel zu denken, zu bewundern und zu studiren, so ist dies doch das Geringste an der Sache, wenn man andererseits den Vorwurf Beethoven's nach seiner *ideellen* oder *poetischen* Seite hin betrachtet und in seiner grossartigen Ausführung auf sich wirken lässt.

Beethoven beabsichtigte, wie vorhin bemerkt, seine Hörer die ganze Stufenleiter des Schmerzes und der Freude durchlaufen zu lassen, und zwar nicht blos Schmerz und Freude des *Individuums*, sondern, wie ich in meiner früheren Vorlesung andeutete: sein mit den Geschicken der Völker, ja der ganzen Menschheit sich beschäftigender Geist war durch das Schiller'sche Gedicht und durch die noch immer alle Denkenden stark beschäftigenden Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit ganz nach dieser Seite hin gewendet, und er schuf unter dem starken Eindrucke dieser Gedanken. Um jene Stufenleiter künstlerisch zu fixiren, disponirte er über den Inhalt der vier Sätze factisch wie folgt: Im ersten Allegro sollte der Schmerz und das machtvolle Auflehnen gegen das Fatum in echt pathetischer Weise sich austoben. Darauf sollte im Scherzo der Humor sein Recht erhalten, aber in einem des grossen Gegenstandes würdigen und ihm entsprechenden grossen Stile; das *burleske* Wesen durfte dabei vorkommen, doch nur in zweiter Linie: der Humor mußte im Ganzen scharf und ätzend sein, ja mitunter an den Hohn streifen. Dann sollte ein Adagio von tiefstem Gefühlsleben einen versöhnenden Gegensatz herstellen, ein Adagio das gleichsam die himmlischen Freuden malte. – Diese sind aber dem Menschen auf seinem Erdenwallen nicht beschieden, er darf sie nur ahnen und als Preis der Erdenkämpfe betrachten. Daher beginnt das dem Ausdrucke der Freude gewidmete Finale zuerst mit dem schroffen Gegensatz eines markerschütternden Aufschreies und einer Reihe an die ewige Gerechtigkeit gerichteter Fragen, in Gestalt von Instrumental-Recitativen, deren Beantwortung allmälig den Sturm beschwichtigt und das Herz der Freude öffnet, die nun als Instrumental-Melodie sich leise vernehmen lässt und allmälig den ganzen Raum einzunehmen scheint. Doch nochmals verwirren sich die Dinge, die *Leidenschaften* erwachen, und noch einmal droht der Schmerz obzusiegen; da tritt der *Gesang* ein, seine bewährte Macht über das menschliche Herz zu entfalten. Hiermit ist der Bann des Bösen gelöst und von nun an steigern sich Friede und Freude an Hand der Worte Schiller's bis zum begeisterten Dithyrambus. Betrachten wir nun die einzelnen Sätze noch näher und sehen zu, durch welche besonderen musikalischen Mittel Beethoven auf unsere Phantasie wirkt, durch welche Mittel es ihm gelingt, unsere Empfindungen nach seiner Absicht zu lenken und den Genuss eines Tonwerkes durch Ideen-Association mit einem, poetisch-ergreifenden *geistigen Genuss* in Einklang zu bringen.

Merkwürdig genug ist gleich der Anfang des *ersten Satzes*. Dieses Schwirren der leeren Quinte *a-e*, ohne ausfüllende Terz, worauf jener Urkeim des Themas umher wankt, es gleicht dem eintönigen unbestimmten Zittern eines Stoffes, der noch keine Form hat; daher man diesen Anfang auch gern mit dem Chaos vergleicht. Für das empfindliche Tongefühl und Nervenleben liegt aber etwas Beängstigendes in dieser Leere – man wird vorbereitet und gestimmt höchst ernsthafte, ja unheimliche Dinge zu vernehmen. Da bricht nach 16 Takten das Thema in D-moll herein, wie aus Erz gegossen, in scharf markirten Zügen, als Symbol einer Kraft, gewachsen, es mit allen Dämonen des Bösen aufzunehmen. Den D moll-Dreiklang von oben nach unten durch zwei Octaven durchmessend, fesselt uns daran auch der zackige Rhythmus und das Unisono, welche namentlich den grossartig-markigen Zug herstellen. Dieses

Thema birgt, wie ich nebenbei bemerken will, eine Anzahl kleinerer Motive in sich, von denen jedes Selbständigkeit genug besitzt, um aus sich heraus viele neue Bildungen zu erzeugen, wie dies Beethoven, in seiner bedeutenden Kraft thematischer Entwickelung, denn auch reichlichst ins Werk setzt. Dieses Thema steht nach allen Seiten selbst unter Beethoven's Hauptthemen einzig da und ist mit nichts Anderem zu vergleichen. Der ganze erste Satz erhält durch dasselbe eine sehr ausgesprochene düstere und doch energische Färbung, die übrigens auch dort festgehalten ist, wo andere Motive eingreifen; so z. B. sind die kurzen Seiten-Motive, wo der Satz nach B-dur übergeht, zwar entweder tröstenden oder milden Charakters, aber doch von so ernster Haltung, dass der Charakter des Ganzen auch nicht einen Augenblick gestört wird. Seine Culminationspunkte erreicht aber der erste Satz in zwei Stellen, die eine nach der Durchführung im zweiten Theil, die andere am Ende des Satzes.

Nachdem Beethoven schon zu Beginn des zweiten Theiles durch den so einfachen und doch wunderbaren Pianissimo-Eintritt von D-dur (nach der leeren Quinte *a-e),* durch den Wechselgesang des Themas in G- moll, durch die herrliche Ritardando-Stelle der Holzbläser, das kraftvolle in C-moll beginnende Fugato u. s. w. unser Interesse im höchsten Grade erregt hat, stürzt er sich auf einmal nach einem kurzen Crescendo in den Sextaccord von D-dur, *fortissimo,* und lässt dort jenes chaotische Motivspiel des Anfangs der Symphonie auf eine ganz andere Art hören: die Pauken rollen ununterbrochenen Donner, die Bläser halten sämmtlich jene leere Quinte fest, die Contrabässe tanzen in Octavsprüngen herum, alswürden sie vom Wirbelsturme gepeitscht; endlich will sich das volle Thema entwickeln, aber es kann nicht recht aufkommen in dem herrschenden Tumult. Dergleichen muss man *gehört* und wo möglich im Orchester mitspielend erfahren haben, um eine Idee zu bekommen von dem grossartig grauenvollen Spiele, welches die Töne hier treiben. Die Stelle macht den Eindruck einer *Katastrophe*, als ob Himmel und Erde einen Vernichtungskampf mit einander führten. – Die andere Stelle gegen Ende des Satzes ist der *basso ostinato,* eine zweitaktige Figur, die *pp crescendo* bis *ff* siebenmal sich wiederholt, und worüber oben die Blasinstrumente eine wunderbare Klagemelodie führen; dann aber folgt wieder einer jener Schmerzensausbrüche, wie sie nur ein Beethoven malen konnte, ohne unkünstlerische Musik zu machen. Die Chromatik feiert hier ihren Triumph, aber sie ist auch an dem Punkte angelangt, wo sie nicht mehr überboten werden kann, ohne den Boden der *edlen* Kunst aufzugeben.

Im *Scherzo* zeigt Beethoven zunächst wieder einmal seine grosse symphonistische Kunst in der Erfindung solcher Themas, die von *jedem* Instrument können aufgenommen und mit eigenthümlicher Wirkung durchgeführt werden. Das Thema dieses Scherzo beginnt mit einem Motiv in punktiertem Rhythmus, und einen Octavensprung enthaltend. Es giebt nichts Einfacheres als diese Figur; aber gerade diese Einfachheit befähigt sie, überall anwendbar zu sein; selbst die Pauken, die sonst in Quinten oder Quarten gestimmt sind, lassen sich diesmal nach Beethoven's Willen zur Octave bequem finden. Nun ist es aber in der That unerhört, was Beethoven aus diesem unscheinbaren Motiv nicht allein thematisch entstehen lässt, sondern was für Wirkungen von schlagendem Humor, ja man möchte sagen sarkastischem Witz, er durch Anwendung der verschiedenen Tonwerkzeuge hervorbringt. Merkwürdig sind hier, ausser den Pauken, die sonst so friedfertigen Waldhörner anzuhören, wie sie sich in den Octavsprüngen herumtummeln. Ich meine die Stelle im zweiten Theile, wo nach dem *pianissimo crescendo* ins Thema *fortissimo* übergeleitet wird. – Ausser dem *instrumentalen* Verwendungsgeschick kommt Beethoven ferner noch sein Genie in rhythmischen Umbildungen zu statten.

Dass es vier und dreitaktige Satzgruppen giebt, hat man freilich vor Beethoven schon gewusst und hat beide Arten angewendet. Aber zum Zweck *humoristischen Ausdrucks* plötzlich aus dem viertaktigen in den dreitaktigen Rhythmus überzugehen und wieder zurück, das war doch vor Beethoven noch Niemand eingefallen. Diese Stelle (sie befindet sich im zweiten Theil *vor* jener Stelle der Hörner) ist von *burleskem* Effect, wozu die spielenden Instrumente, hauptsächlich Pauken, Fagotte und andere Holzbläser, das ihrige redlich beitragen. Desto schärfer klingt darauf jene *fortissimo*-Stelle, wo

[Curt Paul Janz: Biographie: IV. Die Basler Pension. Friedrich Nietzsche: Werke, S. 2910
(vgl. Janz-Nietzsche Bd. 3, S. 181 ff.) (c) C. Hanser Verlag]

zu dem stets bleibenden vollständigen D moll-Accord der Hörner und Trompeten in jenen erwähnten Octavsprüngen und punktirtem Rhythmus sich das ganze Thema abspielt, das doch auf die drei Hauptaccorde der Tonart gebaut ist. Das ist auch Humor, aber einen Humor *dieser* Art nennt man im gewöhnlichen Leben »Galgenhumor« und Beethoven kann, wie überhaupt als Erfinder des Humors in der Musik, so auch als Erfinder dieser Art Humors bezeichnet werden.

Reizend klingt darauf das Trio in *D-dur*, das sich wie ein verfrühtes Siegeslied ausnimmt, aber zugleich durch die Begleitung der Fagotte einen komischen Anstrich erhält.

Wie soll man nun aber das folgende Adagio mit Worten preisen? Beethoven scheint dasselbe geradezu den elyseischen Gesängen abgelauscht zu haben, denn das sind Klänge wie aus einer anderen besseren Welt, wo alle Leidenschaften schweigen, wo es keinen Zorn und Hass mehr giebt. So denken wir uns ungefähr die seligen Gestalten, die im Elysium ohne laute Freude, aber glücklich dahin wallen und nur der fernen Lieben gedenken, von denen sie noch geschieden sind. Dergleichen lässt sich besser empfinden als aussprechen. Fragt man sich aber, durch welche Mittel Beethoven solchen Eindruck hervorbringt, so kommt man in Verlegenheit, und man kann nur sagen; durch die *einfachsten*! Eine Melodie in langgezogenen Tönen, in schlichten aber auch eindringlichen Intervallen auf- und absteigend; später figurirt, aber freilich nicht blos *verziert*, sondern in sich wieder höchst ausdrucksvoll ausgebildet. Dazu eine sehr einfache Harmonie, aus den einfachsten Accorden der Tonart gebildet, aber auch jedem Melodieton sich eng anschliessend, ohne alle leidenschaftlichen Vorhalte oder Vorschläge – dies Alles getragen von den geistigsten, den *Streich*instrumenten, die Blasinstrumente blos als Hintergrund oder Staffage; ein glockenreiner Satz, frei von Allem, was als herbe Dissonanz stören könnte – soweit vermag etwa die Analyse den Gründen jener Wirkung beizukommen; das eigentlich Geistige derselben ist unsagbar, es entzieht sich der Ergründung und bleibt als Räthsel vor uns stehen.

Noch auf einige einzelne Momente dieses Adagios lassen Sie mich hinweisen, als auf besonders eigenthümliche und schöne Tongedanken. Es sind dies auch hier wieder, wie bei Beethoven so oft, jene vermittelnden oder Uebergangsstellen und Anhänge oder Codas, welche bei anderen Componisten meist geringfügig behandelt oder kurz und bedeutungslos abgemacht werden. So die stillen und ahnungsvoll verharrenden Einleitungen zu dem zweiten Thema im $3/_4$-Takt. Dann jener Es-dur, nach Es-moll und Ces-dur übergehende Mittelsatz, wo die zarteren Blasinstrumente an das Motiv des ersten Themas so wundersame Gänge anknüpfen und vom *pizzicato* der Streicher nicht minder merkwürdig begleitet werden. Ferner der herrliche enharmonische Uebergang zur zweiten Variation der Violine. Endlich die ganze Coda, besonders aber der gänzliche Schluss mit dem Pauken-Solo und

seinen aus Moll und Dur gemischten Klängen. Beethoven ist in der That ein freigebiger Tonkünstler, der, nachdem er das Beste in seinen Hauptmelodien gegeben, nun auch noch in allen Nebenpartien eine Fülle von Schönheiten über uns ausgiesst.

Ich gelange nun zum Finale, welches fast ein selbständiges Kunstwerk zu nennen wäre, wenn nicht in seiner instrumentalen Einleitung Rückerinnerungen an Motive der ersten Sätze, gleichsam Citate, vorkämen. Mit diesem Finale verlassen wir den bedenklichen Boden immerhin subjectiver Auslegungen und betreten insofern festeres Land, als der *Text* uns ganz bestimmte poetische Vorstellungen übermittelt und wir nur zuzusehen brauchen, welche Tonmittel Beethoven verwendet, um denselben musikalisch gerecht zu werden, oder vielmehr um dieselben in eine etwas phantastische Welt, aber auch in eine höhere Atmosphäre voll Duft und Glanz zu erheben.

Zwar in der Einleitung, die sehr vielgestaltig, stehen wir immer noch rathend da und fragen uns, was das Alles wohl bedeuten soll. Ich habe meiner Auffassung schon vorhin Worte geliehen, dass Beethoven nochmals Freude und Leid in schärfsten Gegensätzen neben einander bringen wollte, um dem Ausdruck des endlichen Sieges der Freude noch mehr Wirkung zu geben. Wie er dies anfängt, ist ebenso originell wie grossartig. Wer hat je vor Beethoven's neunter Symphonie auf Orchesterbässen Recitativ spielen lassen? Ist es aber nicht ein feiner Zug, durch Recitative, welche der *Gesangsmusik* entnommen sind, auf diese *vorzubereiten*? Und ebenso gewiss ist, dass sich für diese ungestüm anpochenden Sätze keine anderen Instrumente eigneten als gerade diese Contrabässe und Violoncells. Der Hauptgrund für Beethoven lag aber wohl auch darin, dass überhaupt die *Bass*partie im Finale gleichsam den Reigen führt. Die ganze Hauptmelodie zu dem »Freude, schöner Götterfunken« tritt zuerst instrumental in den *Bässen* als Solo auf. Der Beginn des Gesanges ist ein *Bass*- oder Bariton-Solo, und abermals ist es die *Baritons*timme, welche jene Melodie zuerst, als Unterstimme des Satzes, intonirt.

Wunderbar ist nun der Uebergang von dem herben Moll, in welchem sich jene Recitative zuerst bewegen, zum hellen Dur, nachdem das Freudenmotiv sich in vier Takten hat vernehmen lassen. Und nicht minder schön der Aufbau des nun austönenden Themas von unten nach oben, sowohl die dreistimmige Ausführung, wo Violoncells und Bratschen die Melodie in der Tenorlage bringen und zwischen ihnen und dem Bass die Fagotte eine eigenthümliche Mittelstimme spielen, als auch die folgende vierstimmige, mit der herrlichen Gegenmelodie der Violoncells. Vom *pianissimo* bis zum *ff* sich erhebend, zeigt dieser Satz schon *ohne Gesang*, wie Instrumente *Freude* ausdrücken können.

Ich komme endlich zu den *Vocal*sätzen, die jedoch noch einige Male durch Instrumental-Ritornells, Einleitungen u. s. w. unterbrochen werden. Beethoven hat von den acht Strophen des Gedichts nur drei nebst einem Chor-Refrain benutzt, dies Alles aber in völlig freier Ordnung. Zur Ausführung bedurfte er nun eines *Haupt*themas, das verschiedene Umbildungen zuliess, dann noch eines oder einiger *Neben*themas als Contrast; und der contrapunktische Musiker in ihm verlangte, dass mindestens zwei dieser Themen auch könnten *zugleich* gesungen werden – es musste also etwas doppelter Contrapunkt dabei sein, welcher die beliebige Versetzung der Stimmen über einander weg möglich macht. Beethoven fand diese Themas, indem er der Hauptmelodie »Freude, schöner Götterfunken« u. s. w. ein Motiv zu »Seid umschlungen« entgegen stellte und dasselbe so einrichtete, dass es mit jener Melodie zu gleichzeitiger Combination gebracht werden konnte. Die vorhin erwähnten »*Umbildungen*« des Hauptthemas fand er in variationenartiger *Figurirung*

und in *rhythmischer* Umgestaltung. Zu jener gehören die Stellen des Soloquartetts (später auch vom Chor gesungen): »Freude trinken alle Wesen« u. s. w., zu dieser das marschartige Stück B-dur $6/_8$-Takt, wo die Umwandlung in Tripel-Rhythmus mit Synkopen das Thema vollständig neu erscheinen lässt; dann jene Doppelfuge D-dur $6/_4$, wo die Umbildung weniger stark ist. Zu diesem thematischen Stoff kommt noch eine selbständige Betonung jener Worte, die auf Beethoven selbst einen bedeutenden Eindruck gemacht haben mögen, und die er nun wieder in eindrucksvollsten Motiven austönt: »Ihr stürzt nieder, Millionen« u. s. w. – Betrachten wir dies Alles mit dem poetischen Auge, so finden wir nicht allein das Ganze dem Sinne des Gedichtes sehr entsprechend; vieles Einzelne ist von so eigener Wirkung auf Phantasie und Gefühl, dass man sich auch hier nicht Rechenschaft zu geben vermag über die geheimen Ursachen dieser Wirkungen. So erstens jener Marsch in B-dur. Wie malerisch ist er angelegt! Die Worte des Gedichts »Freudig wie ein Held zum Siegen« haben offenbar in Beethoven's Fantasie das Bild des Siegeszugs eines Helden erweckt. Zuerst hört man, wie von Weitem, nur den Bass, dann etwas mehr; endlich scheint der Aufmarsch um eine Ecke zu biegen, der Schall kommt plötzlich früher zu uns, und die Melodie, die von bacchantischem Rausch angeweht scheint, ertönt in den hierfür so passenden Holzblasinstrumenten und Hörnern, mit dem Zubehör der sogenannten Janitscharenmusik. Ein Tenorsolo das wohl den Helden selbst oder dessen Herold andeuten soll tritt ein, gefolgt von Männerchor, dies Alles an Hand der so reizend, umgeformten Freude- Melodie. Zuletzt geht Alles in ein echt bacchantisch- wildes Wesen über, die Instrumente toben sich in einer Fuge aus, deren Thema ebenfalls aus dem Freude-Motiv gebildet ist, bis der volle Chor wieder mit dem einfachen Thema eintritt, wozu aber das Orchester sein wildes Treiben fortsetzt. Da plötzlich verstummt Alles, und die Männerstimmen, gleichsam ein Priesterchor, der blos im Einklang singt, wie die alten Griechen, intonirt das »Seid umschlungen, Millionen«, welches eigenthümliche Motiv vom vollen Chor wiederholt wird. Was aber nun folgt, ist höchst eigenthümlich. Hat Beethoven an die unvermittelten Dreiklänge des Palestrinastiles, oder an noch frühere musikalische Seltsamkeiten gedacht, jedenfalls fühlen wir uns in eine ganz fremde Welt versetzt, wenn Beethoven seine Tenore und Bässe bei den Worten »Brüder, überm Sternenzelt« in einer sehr fern liegenden Tonart eintreten lässt; und wie Orgelbrausen in einer Kirche klingt darnach das volle F-dur des Chores. Hierbei hat es aber nicht sein Bewenden, die Stelle wird immer merkwürdiger und schöner: zuerst jener wunderbar demüthige Gesang in G-moll »Ihr stürzt nieder«, der in einer Kirchenmusik nicht andächtiger könnte ausgedrückt sein; dann jene Erhebungen der Harmonie durch lauter frappante Dreiklänge bis hinauf zum Es-dur, wo sämmtliche Stimmen ganz hoch oben das »über Sternen muss er wohnen« *ff* intoniren. Da löst sich plötzlich die Vorstellung der Erhabenheit in die Vorstellung der Unendlichkeit und der eigenen Nichtigkeit auf, ein Accord, der sich gleichsam bis an die Grenzen des Möglichen aufbaut, ertönt *pp* mit einem geheimnissvollen Zittern der Violinen, das dem Zittern des Sternenlichtes gleicht; und dieser Accord bleibt unverrückt stehen, sich selbst gleichsam ins Unendliche ausdehnend. Vor dieser Stelle kann man nicht anders als mit Bewunderung stehen, mit Bewunderung darüber, welch hohen Vorstellungen die Musik in der Hand eines grossen Meisters passende und ergreifende Töne zu leihen vermag.

Mit der folgenden Doppelfuge nimmt Alles einen sich immer steigernden dithyrambischen Zug und Charakter an. Doch benutzt Beethoven die Worte »wo dein sanfter Flügel weilt« noch zu einem wunderbaren Intermezzo, indem er die vier Solostimmen (mit plötzlicher Wendung von D-dur nach E- und H-dur und ebenso

plötzlichem langsamen Tempo) zu einer höchst ausdrucksvollen Malerei jener »sanften Flügel« verwendet, deren Bild der Dichter gebraucht, um die beste Wirkung der Freude, dass die Menschen Brüder werden, anschaulich zu machen. – Nun aber geht Alles in tollen Jubel über; man wird beim Hören selbst mit in den Strudel gerissen, so dass man am liebsten möchte mitsingen und mitjubeln. Dieses bacchantische Wesen, das alle Besonnenheit ausschließt, muss auch den Vocalsatz Beethoven's an dieser Stelle rechtfertigen oder entschuldigen; musikalisch und gesanglich kann man dies freilich nicht, und in aller Bescheidenheit gegenüber dem grossen Genius wäre vielleicht die Frage erlaubt, ob dieselbe Wirkung nicht mit an sich besseren Mitteln hätte erreicht werden können.A266

Den unmittelbaren Eindruck des grossartigen Werkes werden wir nächsten Samstag durch eine voraussichtlich vortreffliche Aufführung selbst erleben. Möglich, dass im *Einzelnen* andere Bilder in Ihrer Phantasie aufsteigen werden, als die, welche ich als die meinigen mitgetheilt habe; denn die Instrumentalmusik wirkt auf verschiedene Menschen verschieden. Aber darin werden Sie mit mir übereinstimmen, dass das Werk uns nicht blos einen hohen *musikalischen* Genuss gewährt, sondern dass es auch erhebend und beseligend auf den *ganzen Menschen* wirkt. Aus den Gefühlen des Schmerzes werden wir hinauf gehoben bis in die Regionen der höchsten Freude, und wir empfinden die letztere um so stärker, je tiefer wir uns vorher in das Leid versenkt haben. Beethoven predigt hier in Tönen die alte Wahrheit, dass Friede und Freude das Ideal sind, dem alle Menschen zustreben. Aber nicht Wohlleben, Leichtsinn und Gleichgültigkeit führen uns dahin, es wird nur durch *Kämpfe* und *Schmerzen*, zuweilen durch herbe Entbehrungen errungen. Und so sagt auch Beethoven in den schmerzlichen Partien seiner neunten Symphonie nichts Anderes, als was Goethe seinem alten Harfner in den Mund legt: »Wer nie sein Brot mit Thränen ass, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend sass, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!«

3.

Zu Band 1, Seite 765

»Musikalisches Wochenblatt«
herausg. v. E. W. Fritzsch, Leipzig
VIII.B1318 Jahrg. 1877 N° 14, 30. März 1877

Musikalische Philister

Uns ist der *Musiker* ein Wesen, das, wie Pythia, »mit rasendem Munde redet«; er steht – wie in mythischer Vorzeit auch diese – im Dienste des Dionysos; seine Macht ist seine hinreissende Begeisterung, und sein herrliches Arge, dass er Ordnungen stürzt.

Der *Musikant* ist ein anderes Wesen: er geigt und pfeift, um vor allen Dingen zu leben; ist also Banause. Von seinem Handwerk weiss er, dass es in einer Beschäftigung mit Tönen besteht. Die Welt wird durch ihn nicht gestört.

Der *musikalische Philister* aber ist ein gemeinschädliches Individuum. Er will mehr sein, als er ist, – nämlich mehr, als Musikant. Zu dieser Anmaassung drängt ihn seine Eitelkeit. Er, der theoretische Mensch, gibt vor, dem dionysischen Genius auf seinen Pfaden folgen zu können, derweil ihm Kopf und Herz eingeschnürt sind. Er spricht und schreibt über Musik und hält von ihm Geschriebenes für würdig genug, es der Welt vorzulegen; womit er zugleich die Art seines Maassstabes, den er an

Geistesproducte legt, untrüglich zu erkennen gibt. Urtheilskraft ist eine kärglich, gespendete Gabe, und das Gescheute wie das Dumme werden mit denselben Lettern gedruckt; wer wollte da zu streng mit der Oeffentlichkeit ins Gericht gehen, wenn sie nicht unterscheidet, und ihr vorwerfen, warum sie die einfältigsten Schwätzer ertrage? Lassen wir das jetzt! – Wir aber halten es für unsere Pflicht, Leute dieses Schlages an den Pranger zu stellen und nicht zu schweigen. Von ihrem Thun werden sie deshalb nicht lassen, das wissen wir. Aber es gilt, dem Siegeslauf der Menschheit den Weg zu bahnen; dieses geschieht hier nicht besser, als indem Jene bezeichnet werden, damit sie wisse, dies seien die Säumigen und Trägen, an ihnen werde vorbei geschritten. Freilich ist ihre Zahl gross, doch liegt für uns ein Trost in ihrem Alter.

Heut greifen wir nur Einen heraus, mit dem Vorsatz, später Andere derselben Sorte ins Verhör zu nehmen.

bestes Wissen haben. Wo aber fände er für das Labyrinth der modernen Seele einen eingeweihteren Führer, einen beredteren Seelenkündiger, als Wagner? Durch Wagner redet die Modernität ihre *intimste* Sprache: sie verbirgt weder ihr Gutes, noch ihr Böses, sie hat alle Scham vor sich verlernt ... Wagner *resümirt* die Modernität. Es hilft nichts, man muß erst Wagnerianer sein ...«

Es versteht sich von selbst, daß nur einem so durchdringenden, so gesund, überzeitlich gewordenen Blicke, wie dem Nietzsches, Wagner als typischer *décadent* erscheinen kann. Unserer Zeit erschien er bisher als das Gegenteil.

»Daß man sich in Deutschland über Wagner betrügt, befremdet mich nicht: die Deutschen waren noch nie Psychologen; sie sind damit dankbar, daß sie mißverstehn. Aber daß man sich auch in Paris über ihn betrügt! wo man beinahe nichts Anderes mehr ist, als Psycholog. Und in Petersburg! wo man Dinge noch errät, die selbst in Paris nicht erraten werden! – Wie verwandt muß Wagner der gesamten europäischen décadence sein, daß er von ihr nicht als décadent empfunden wird! Er gehört zu ihr: er ist ihr Protagonist, ihr größter Name ... Man ehrt sich, wenn man *ihn* in die Wolken hebt. – Denn daß man nicht gegen ihn sich wehrt, das ist selbst schon ein Zeichen von décadence. Der Instinkt ist geschwächt. Was man zu scheuen hätte, das zieht an. Das Schädliche als schädlich empfinden, sich etwas Schädliches verbieten *können*, ist ein Zeichen noch von Jugend, von Lebenskraft.« »Ich stelle diesen Gesichtspunkt voran: Wagners Kunst ist krank. Die Probleme, die er auf die Bühne bringt – lauter Hysteriker-Probleme –, das Konvulsivische seines Affekts, seine überreizte Sensibilität, sein Geschmack, der nach immer schärfern Würzen verlangte, die Instabilität seines Temperaments, die er zu Prinzipien verkleidete, nicht am wenigsten die Wahl seiner Helden und Heldinnen, diese als physiologische Typen betrachtet (– eine Kranken- Galerie! –): Alles zusammen stellt ein Krankheitsbild dar, das keinen Zweifel läßt. Wagner est une névrose. Und damit auch ist Wagner der *moderne Künstler* par excellence, der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst ist auf die verführerischeste Art gemischt, was heute alle Welt am nötigsten hat, – die drei großen stimulantia der Erschöpften: das *Brutale*, das *Künstliche* und das *Unschuldige* (Idiotische).«

*

Von außerordentlicher Wichtigkeit für die Beurteilung Wagner's ist, was vor Nietzsche noch Niemand deutlich gesehn und hervorgehoben hat: *das Schauspielerische* an ihm. Als Schauspieler macht er Musik (– *nicht* als Musiker), als

Schauspieler macht er seine Bühnenstücke (– *nicht* als Dramatiker). »Zum Drama fehlte ihm die *harte* Logik; er wich instinktiv der psychologischen Motivirung aus, – womit? – damit, daß er immer die Idiosynkrasie an deren Stelle rückte ... Sehr modern, nicht wahr? sehr pariserisch! sehr décadent!« Nietzsche giebt Beispiele dafür.

Das Erste, was Wagner im Geiste schaut, ist der Höhepunkt einer Handlung und zwar der Attitüde nach, der Szenerie, dem Malerischen nach. Er sieht z. B., fast mit dem Auge Fra Bartolomeos, eine Fußwaschung; was zu ihr hin, was von ihr wegführt, ergiebt sich aus einer technischen Ökonomik, die keine Gründe hat, subtil zu sein. »Es ist *nicht* das Publikum Corneilles, das er zu schonen hätte: – bloßes 19. Jahrhundert! bloße Deutsche!« »Man nehme irgend eine Peripetie, irgend einen ›Knoten‹ Wagners unter das Mikroskop – man wird dabei zu lachen haben, das verspreche ich. Nichts erheiternder als der Knoten des Tristan, es müßte denn der Knoten der Meistersinger sein. Wagner ist *kein* Dramatiker, man lasse sich Nichts vormachen. Er liebte das Wort ›Drama‹: das ist Alles – er hat immer die schönen Worte geliebt. Das Wort ›Drama‹ in seinen Schriften ist trotzdem nur ein Mißverständnis (– *und* eine Klugheit: Wagner that immer vornehm gegen das Wort Oper).« In einer Anmerkung macht Nietzsche darauf aufmerksam, daß das Wort Drama falscherweise stets mit »Handlung« übersetzt worden sei. Das antike Drama hat große *Pathoszenen* im Auge – es schloß gerade die Handlung aus (verlegte sie *vor* den Anfang oder hinter die Szene).

Auch seine *Musik* macht Wagner als Schauspieler. Für die älteren Komponisten lag die Norm der Theatermusik in den Formen der reinen Instrumental-, der Kammermusik. Die Oper, als Zwittergattung, hat eben *keine Norm in sich selbst*: sie balanzirt zwischen den Ansprüchen der Musik und denen des Dramas hin und her. Wagner hatte den Mut, die Ansprüche der Musik, als Kunst für sich, in der Oper zurückzuweisen, ihre Gesetze, die in langen Mühen von tief ästhetischen Menschen festgestellt waren, über Bord zu werfen, dagegen als ihre einzige Direktion Wort und Gebärde seines Dramas geltend zu machen. Es muß aber gesagt werden, daß die Musik der Älteren, trotz ihrer beibehaltenen Gesetzlichkeit, ebensogut »Mittel des Ausdrucks« war, wie bei Wagner, und daß seine eigentliche Neuerung (also von den Konzessionen, die er hier und da gemacht hat, abgesehen) die ist, daß seine Musik *ohne* Text nicht mehr als solche verstanden werden kann, wie es die ältere Musik wurde. In der Oper der Alten war die *Musik* die Hauptsache. Für die *Sinne* – ist sie's auch heute noch: Wort und Handlung wird durch sie fast ganz verdeckt. (Oder findet sich Jemand, der z. B. die lange Erzählung des Gurnemanz *ohne* Textbuch dem Wortlaut nach versteht? Mit dem Textbuch in der Hand ist man – schon und noch – *kein* ästhetischer Zuhörer.) Nur im abstrakteren, unsicheren, leicht irre zu machenden Norden gelingt es, die Aufmerksamkeit von der Musik weg angeblich ganz auf Wort und Handlung zu richten, sodaß die Musik nur als halbbeachtetes Nebenher genossen wird und Niemand an dem formlosen Durcheinander und Quodlibet der Musik Anstoß nimmt, das z. B. unter der eben genannten Erzählung des Gurnemanz hinläuft.

Wagner degradirte die Musik in der Oper zur ancilla dramaturgica, zum Kommentar, oft zum allerkleinlichsten, mitunter selbst kindischen. Was er »dramatischen Stil« an seiner Musik nennt, ist schlechter Stil, ja sogar *Nicht-Stil*. Man preist diese Lockerung, diese Anarchie, diese Zucht- und Planlosigkeit als – »Fortschritt«; nach Nietzsche ist es nur eine Entartung des musikalischen Instinkts. Wagner hat *die Musik krank gemacht* – nicht nur der Empfindung nach: auch im Formalen. »Er hat beinahe entdeckt, welche Magie selbst noch mit einer aufgelösten

und gleichsam *elementarisch* gemachten Musik ausgeübt werden kann. Sein Bewußtsein davon geht bis in's Unheimliche. Das Elementarische *genügt* – Klang, Bewegung, Farbe, kurz die Sinnlichkeit der Musik. Wagner rechnet nie als Musiker, von irgend einem Musiker- Gewissen aus: er will die Wirkung, er will Nichts als die Wirkung. Und er *kennt* das, worauf er zu wirken hat! – Er hat darin die Unbedenklichkeit, die Schiller hatte, die jeder Theatermensch hat; er hat auch dessen Verachtung der Welt, die er sich zu Füßen legt! ... Man ist Schauspieler damit, daß man Eine Einsicht vor dem Rest der Menschen voraus hat: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein. Der Satz ist von Talma formulirt: er enthält die ganze Psychologie des Schauspielers, er enthält – zweifeln wir nicht daran! – auch dessen Moral. Wagners Musik ist niemals wahr. – Aber *man hält sie dafür*: – und so ist es in Ordnung.« »Was bedeutet Wagner für die Musikgeschichte? – *Die Heraufkunft des Schauspielers in der Musik*: ein kapitales Ereignis, das zu denken, das vielleicht auch zu fürchten giebt. In Formel: ›Wagner und Liszt.‹ Noch nie wurde die Rechtschaffenheit der Musiker, ihre ›Echtheit‹ gleich gefährlich auf die Probe gestellt. Man greift es mit Händen: der große Erfolg, der Massen-Erfolg ist nicht mehr auf der Seite der Echten, – man muß Schauspieler sein, ihn zu haben! In Niedergangs-Kulturen, überall, wo den Massen die Entscheidung in die Hände fällt, wird die Echtheit überflüssig, nachteilig, zurücksetzend. Nur der Schauspieler weckt noch die *große* Begeisterung.«

Weshalb schrieb Wagner Bücher? – »Ist es, daß seine Musik zu schwer verständlich ist? Oder fürchtete er das Umgekehrte, daß man sie zu leicht versteht, – daß man sie *nicht schwer genug* versteht? – Thatsächlich hat er sein ganzes Leben Einen Satz wiederholt: daß seine Musik nicht nur Musik bedeute! Sondern mehr! Sondern unendlich viel mehr! ... ›*Nicht nur* Musik‹ – so redet kein Musiker. Nochmals gesagt, Wagner konnte nicht aus dem Ganzen schaffen, er hatte gar keine Wahl, er mußte Stückwerk machen, ›Motive‹, Gebärden, Formeln, Verdoppelungen und Verhundertfachungen, er blieb Rhetor als Musiker – er mußte grundsätzlich das ›Es bedeutet‹ in den Vordergrund bringen; er war zeitlebens der Kommentator der ›Idee‹.« – Nietzsche weist nach, wie Wagner damit der *Erbe Hegel's* wurde: was die Hegelei in der Philosophie, das ist die Wagnerei in der Musik.

Doch widerstehen wir der Versuchung, weiter zu zitiren! Wir wählten absichtlich nur Stellen, die spezieller Drama und Musik Wagners betreffen, im Bewußtsein, daß wir auf den eigentlichen Gehalt von Nietzsches Buch nur vorbereiten können, und daß der gebildete Leser dieses kulturhistorisch wichtige Aktenstück ohnehin selbst kennen lernen wird.

Ist man Wagnerianer, so hat man es als Verhängnis zu beklagen, daß gerade Nietzsche, die erste und letzte Autorität in Sachen der Wagner-Interpretation, jene innere Umwandlung durchmachte, die ihn weit über die Tendenzen Wagners und unserer Zeit hinaustrug. Seine antiromantische, antichristliche, antirevolutionäre, antidemokratische Kultur, kurz seine *Vornehmheit*, scheidet ihn (und schied ihn) für immer von Wagners Sache. Wenn er früher darüber sich täuschte, so war er in demselben Irrtum, in welchem sich Wagners Freund Graf Gobineau befand, als er (der guten Geschmack genug hatte, sich vom Parsifal wegzudenken) in den Nibelungen seine Ahnen, seine alten Wikinger wiedererkennen wollte. Aber Nietzsche erkennt nun auch in den Helden Wagners die ganze Modernität der Seele, das unentschiedene Hin und Her zwischen Herren- und christlicher Moral, wieder. Schon die Musik Wagners, diese allermodernste *musica sensibilissima,* erscheint ihm als Sprache für altnordische Helden ungereimt, unnatürlich.«

Soweit Peter Gast. Die Kritik, welche wir selber an Nietzsches Schrift zu üben haben, kann kürzer ausfallen, als wir zunächst geglaubt. Es dürfte kaum die Aufgabe dieses Kunstblattes sein, die philosophische Beleuchtung noch erhellen oder verdunkeln zu wollen, die Nietzsche (gleichfalls nach unserer Überzeugung einer der geistvollsten und tiefsten Denker unserer Zeit) der ganzen Kultur der Gegenwart angedeihen läßt, auch wenn wir dazu befähigt wären, was wir nicht sind. Es ist ferner zur Betrachtung der jüngsten Streitschrift gar nicht nötig, solchen Versuch zu wagen. Wir dürfen getrost die Berechtigung der Nietzscheschen Kulturbetrachtung annehmen, wenn auch nicht zugeben, und selbst von dieser Annahme aus die Beweiskraft der Ausführungen in Sachen Wagners bestreiten.

Hier handelt es sich eben nicht um ein Prinzip, um ein Gesetz, mit dessen Anerkennung oder Ableugnung Wagner steigt oder sinkt. Man kann die Nietzschesche Weltanschauung nicht nur teilen, sondern sogar selber in sich geschaffen haben und doch Wagner im höchsten Maße achten – Friedrich Nietzsche der Jüngere beweist es Friedrich Nietzsche dem Älteren selbst. Es handelt sich um *Anwendungen* des Gesetzes auf den einzelnen Fall, hier auf den »Fall Wagner« also, um Diagnosen. Der Kulturarzt Nietzsche der Jüngere stellte auf Grund der vom Kulturforscher Nietzsche entdeckten Gesetze Richard Wagner ein glänzendes Gesundheitszeugnis aus, der Kulturarzt Nietzsche der Ältere auf Grund derselben Gesetze ein Krankheitszeugnis. Wer Recht hat, kann erst die Sektion des »Patienten« beweisen – vorläufig aber lebt Richard Wagner noch.

In der That, Nietzsches Anschauungen über Wagner lassen sich weder beweisen, noch widerlegen. Dem und Jenem wird auch in Peter Gasts Ausführungen dies und das »aus dem Herzen gesprochen« sein, viel Mehreren wird es als gröblichster Irrtum erscheinen. Keiner wird erweisen können, daß er Recht hat. Denn nur Gedankenfehler lassen sich logisch widerlegen, nicht Empfindungsfehler. Wer will mich widerlegen, wenn ich sage: mich erfreut, mich kräftigt Wagner, mich feuert er an? Für mich ist er dann eben schön, wie er für Nietzsche häßlich ist. Ich bin dann freilich auch ein »décadent«. Aber auch er ist ein Kind seiner Zeit und kann nichts anderes sein: wenn nun auch die Bezeichnung unserer Zeit als einer Zeit der »décadence« das Urteil eines »décadent« wäre? Erst wenn sie selber, der große Patient, gestorben ist, kann der Kulturforscher der Zukunft das Urteil versuchen, ob der Kulturarzt der Vergangenheit für seine Diagnose die *wesentlichen* Merkmale zusammengefunden, zusammenempfunden hat, oder *unwesentliche*.

Sehr möglich allerdings schiene uns eine Widerlegung Nietzsches dort, wo er den *Musiker* Wagner bespricht, bei dem eigentlichen »Musikanten-Probleme« demnach, dem titelsgemäß die ganze Schrift, in Wirklichkeit aber nur ein Teil derselben gewidmet ist. Denn hier handelt sich's nicht um Diagnosen, sondern um Grundsätze, die aus von *allen* Seiten anerkannten Thatsachen logisch abzuleiten sind, in eben dieser Ableitung also der verstandesgemäßen Kritik Boden zum Nachschreiten gewähren. Es müßte nur, bevor eine derartige Widerlegung der Mühe lohnte, von Nietzsche eine Widerlegung der Wagnerschen Theorien geboten werden. So lange er nur, wie in seiner neuesten Schrift schlichtweg dekretirt: Wagner hat Unrecht, weil ich das jetzt so finde – kann keiner veranlaßt sein, eine Ansicht vom Wesen der Musik zu widerlegen, die nicht begründend aufgestellt, sondern obgleich sich doch Jahrzehnte lang eine große Literatur eben ihre Irrtümlichkeit nachzuweisen bemüht, plötzlich souverän als selbstverständlich alleinwahr vorausgesetzt wird.

Nietzsches Schrift berührte *uns* im Gegensatze zu Peter Gast als eine sehr unerfreuliche Erscheinung. Nicht etwa, weil sie Wagner angreift. Sie spricht nach unserer Überzeugung von des Nachsinnens im höchsten Grade werten Gedanken;

sie ist die Äußerung eines Mannes, den vornehm zu belächeln oder überlegen abzuthun, keinem Menschen einfallen dürfte, der sich aus der Fülle seiner Ideen je einmal den geistigen Hunger vermindert hat. Wer diese Flugschrift bespotten wollte, bewiese nur, daß er von Nietzsche so gut wie gar nichts weiß. Und dennoch ist der »Fall Wagner« höchst unerfreulich, schon durch den *Ton* der Schrift. Nietzsche thut eben das darin, was wir ihm gegenüber vermieden zu sehen wünschen: denselben Mann, den er einst als einen der Größten bewundert hat und den er als einen der Bedeutendsten noch jetzt anerkennt, glaubt er in witzigem Antithesenspiel von oben herab behandeln zu dürfen.

Die Thatsache der Sinnesänderung eines der hervorragendsten, vielleicht schlechtweg des hervorragendsten der »Wagnerianer« steht fest. Hätte uns dieser eine ruhig sachliche Entwickelung der Gründe gegeben, welche seine früheren Gründe aufhoben – wir hätten ihm nur *Dank* geschuldet: unwahrscheinlicher Weise, weil er uns überzeugt, wahrscheinlicher, weil er zu einer scharfen, zur Widerlegung führenden Prüfung den Anlaß gegeben hätte. So wie die Schrift vorliegt, wirkt sie fast als die Gabe eines überaus espritreichen Feuilletonisten, der mit großen Gedanken spielt. Daß diese seine eigenen sind, sichert ihm das Recht auf unsere tiefere Teilnahme. Aber das letzte Ergebnis bleibt doch das Bedauern, daß Friedrich Nietzsche diesmal wie [ein] Feuilletonist geschrieben hat.

12.

Zu Band 2, Seite 662

Aus: Carl Spitteler ›Meine Beziehungen zu Nietzsche‹B1329
[nach Bemerkungen zu Nietzsches ›Fall Wagner‹:]

Der Schuß hatte nicht getroffen, und Nietzsche hatte nichts davon als den Rückstoß. Das versetzte ihn in lodernden Zorn. Und in seinem Zorn plante er einen zweiten, noch viel heftigeren Angriff, einen rücksichtslosen »Krieg« gegen Wagner, die ganze neuere Musik mitinbegriffen. Wie viele Teile heiligen sachlichen Wahrheitseifers, wie viele Teile persönlicher Rachsucht und verletzter Eitelkeit dieser kriegerische Grimm enthielt, wer vermöchte das auseinanderzulesen? Kurz, ein Vernichtungskrieg sollte geschehen. Für diesen Krieg sah er sich nach einem Genossen um, und da ich der einzige gewesen war, der ihm frohlockend zugestimmt, erschien ich ihm als der gegebene Verbündete. Das wäre ja soweit auch ganz richtig und vernünftig gewesen, ich würde in der Tat mit Vergnügen, obschon ich seine Hoffnung auf Erfolg keineswegs teilte, mit ihm gegen die moderne Musik zu Felde gezogen sein; denn wir bekannten ja hier, wie in so manchen anderen Dingen, denselben Glauben und dieselbe Überzeugung, urteilten sogar in fast allen Einzelheiten übereinstimmend. Allein nun kamen die Bedenken. Welcher Art die Bedenken waren, und warum sie sich erst für den zweiten Feldzug meldeten und nicht für den ersten, habe ich nicht zu enträtseln. Seine einstige Freundschaft mit Wagner? Die rücksichtslose Heftigkeit, mit welcher der zweite Krieg geführt werden sollte? Mir scheint, nach dem ›Fall Wagner‹ war nichts mehr zu verderben. Wie dem auch sein möge, die Tatsache ist da: es kam ihm der Gedanke, den zweiten Krieg nicht wie den ersten, ehrlich und offen mit erhobenem Banner, sondern lieber aus dem Hinterhalte zu führen, den Bundesgenossen ins Treffen zu schicken und diesem heimlich die Waffen zu liefern. Er bat mich daher, ich möchte an seiner Statt eine Schrift von demselben Umfang wie der ›Fall Wagner‹ herstellen und (unter meinem Namen) herausgeben, welche

den Titel haben sollte ›Nietzsche contra Wagner‹ und den Untertitel ›Aktenstücke aus Nietzsches Werken‹. In dieser Schrift sollte ich nachweisen, daß er, Nietzsche, keineswegs, wie die deutsche Kritik irrtümlich behaupte, eine späte plötzliche Sinnesänderung gegenüber Wagner vorgenommen habe, sondern daß er tatsächlich schon seit zehn Jahren gegen Wagner Krieg führe. Das könne und wolle er aus seinen Werken beweisen. Die Beweisstellen (auf die er mich vorläufig hinwies – es waren ihrer acht) wolle er selber zusammentragen, eigenhändig abschreiben und mir zusenden. Ich wiederum sollte eine fulminante Vorrede dazu schreiben, die einer Kriegserklärung gegen Wagner und die ganze moderne Musik gleichkäme. Darauf konnte ich nun selbstverständlich nicht eingehen; ich würde meine Leser zu beleidigen fürchten, wenn ich glaubte erklären zu müssen, warum nicht. Ich antwortete ihm also, daß ich sehr bedauere, seinen Vorschlag nicht annehmen zu können, da es mir richtiger scheine, wenn jeder von uns das, was er zu sagen habe, unter seinem eigenen Namen selber sage. Das schrieb ich nicht ohne schwere Besorgnis, wie er wohl diesen Bescheid aufnehmen würde, da ich ja seine Reizbarkeit und Empfindlichkeit in Eitelkeitsangelegenheiten aus Erfahrung kannte; allein, ich konnte keinen anderen Bescheid geben, selbst auf die Gefahr hin, mich deswegen mit Nietzsche zu überwerfen. Während ich mit Spannung eine Rückäußerung auf meinen Bescheid erwartete, erhielt ich eine hastig geschriebene Postkarte (gestempelt Turin, 12. Dezember), es wäre ihm verwichene Nacht eingefallen, man würde doch entdecken, daß er als Urheber dahinter stecke, es ständen zu private Dinge darin, er komme daher von seinem gestrigen Vorschlag zurück. Von meinem ablehnenden Bescheid kein Wort. Natürlich, er konnte den noch gar nicht empfangen haben, der war erst unterwegs, mein Brief und seine Karte hatten sich gekreuzt. Also, er nahm seinen Vorschlag zurück, oder richtiger ausgedrückt, der Vorschlag krebste zurück, einzig aus Furcht vor Entdeckung. »Ich bitte um Nachsicht«, lautete die letzte Zeile; beiläufig bemerkt, die letzte Zeile, die ich überhaupt von Nietzsches Hand besitze (einen bedauerlichen und bedauernswerten Wirrwarr abgerechnet, der mir einige Monate später seine Geistesumnachtung offenbarte). Es hätte der Bitte um Nachsicht nicht erst bedurft, damit ich tat, was zu tun war. Eines Freundes Blöße deckt man zu; es hat keine Menschenseele eine Silbe von all dem erfahren. Wäre der ganze Handel lauterer gewesen, hätte Nietzsche vor allem seinen Vorschlag statt eitel aus Klugheitsgründen, aus edleren Bedenken zurückgezogen, so würde ich noch ein übriges getan haben, das was ich immer zu tun pflege, wenn einem Freund in der Übereilung ein Fehler entschlüpft: ich hätte seinen Brief zerrissen und aus meinem Gedächtnis gelöscht.

13.

Zu Band 3, Seite 45

»Gutachten«, angeblich von Dr. Baumann, Turin
(publ. E. Podach B1330)

Kräftige Körperkonstitution, keine körperlichen Mißbildungen und konstitutionelle Krankheiten. – Außerordentliche geistige Befähigung, sehr gute Erziehung, Unterricht von ausgezeichnetem Erfolge. – Gemütsbeschaffenheit träumerisch. Extravagant in diätetischer und religiöser Beziehung. Erste Krankheitsspuren datieren vielleicht schon seit längerer Zeit, mit Bestimmtheit erst seit dem 3. Januar 1889. – Heftige Kopfschmerzen mit Erbrechen, die Monate lang dauerten, gingen

voraus. Schon 1873-77 häufige Unterbrechungen seiner Lehrtätigkeit wegen excessiven Kopfschmerzen. – Sehr bescheidene ökonomische Verhältnisse. – Zum 1. Mal geistig gestört. Ursächliche Momente: Übermäßiges Vergnügen oder Verdruß. Symptome gegenwärtiger Krankheit: Größenwahn, geistige Schwäche, Abnahme des Gedächtnisses u. Abnahme der Gehirntätigkeit. – Stuhlgang regelmäßig, Urin stark sedimentierend. – Pat. ist gewöhnlich aufgeregt, ißt viel, verlangt beständig zu essen, dabei ist er nicht im Stande etwas zu leisten und für sich zu sorgen, behauptet, ein berühmter Mann zu sein, verlangt fortwährend Frauenzimmer. – Diagnose: Hirnschwäche. – Wurde vom unterzeichneten Arzt nur einmal gesehen. – Dr. Baumann, Turin.

14.

Zu Band 3, Seite 65

Allgemeine Schweizer Zeitung 1889 Nr. 34 Samstag 9. Februar
verantw. Herausgeber: A. Joneli
(Erscheint wöchentlich sechs Mal in Basel)B1331

»*Die Götzendämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophirt*« lautet der Titel des letzten Werkes, welches Friedr. *Nietzsche*, früher Professor der classischen Philologie an unsrer Hochschule, veröffentlicht hat. Da dieses Buch voll absonderlicher Gedanken auch von der Kritik vielfach unter ganz unrichtigen Voraussetzungen vorgenommen und besprochen wird (siehe »Basl. Nachr.« v. 4. ds.), so kommen wir gerne dem Ersuchen nach, das ein Freund des Philosophen an uns stellt und veröffentlichen zur Richtigstellung des Urtheils über die Schrift und zur Orientirung über deren Verfasser nachfolgende Zeilen:

Die »Götzendämmerung« sollte das letzte Werk des originellen Denkers Friedrich Nietzsche sein, jenes Denkers, der auch in unserm Basel seine zahlreichen Bekannten und Freunde zählt, aber Anhänger und Glaubensgenossen schwerlich viele; jetzt umschattet ihn im Irrenhause zu Jena die Nacht unheilbaren Wahnsinns. Man musste dies bei jeder neuen Publication in steigendem Grade befürchten; man sah den gräßlichen Dämon näher und näher kommen; in der »Götzendämmerung« hat sich auch über das unglückliche Gehirn des Philosophen bereits der Schleier der Dämmerung ausgebreitet, und darum werden sich die kaum getroffen fühlen, gegen die er seine wuchtige Keule schwingt. Nietzsche stellt die Welt auf den Kopf; was uns Menschen heilig ist, verdammt er; was wir mit Grauen betrachten, beleuchtet er mit bengalischem Licht. Was er eigentlich wollte, darüber ist sich dieser beklagenswerthe Hamlet nie klar gewesen; eine Welt nach *seinem* Recepte construirt, wäre ein Unding, ein Wirbel von Widersprüchen, eine Unmöglichkeit gewesen. Das Denken allein richtete einen Mann wie N. nicht zu Grunde. Geist und Körper litten bei ihm an hereditärer Belastung. Wer ihn kannte, wird in tiefster Wehmuth mit dem Dichter sagen müssen: »Welch edler Geist ist hier zerstört!«

15.

Zu Band 3, Seite 69, 145

C. G. Naumann an Franz Overbeck 14. Januar 1889B1332

Leipzig, den 14. Januar 1889

Herrn Prof. Dr. Overbeck, Basel.

Mit tiefem Bedauern habe ich von Ihren Zeilen vom 11. Januar a. c. dankend Kenntnis genommen; und da ich bei Ihnen als Freund unseres unglücklichen, beklagenswerthen Herrn Prof. Nietzsche wohl das gleiche Interesse der Wahrung seiner materiellen Interessen voraussetzen kann, welches mich als Verleger beseelt, so erlaube ich mir, mich nachstehend mit der Bitte um Rath an Sie zu wenden, ob Sie meinen Vorschlägen hinsichtlich der im Druck befindlichen Schriften des Genannten glauben beistimmen zu können.

Zunächst handelt es sich um die Broschüre Nietzsches ›Götzendämmerung‹ oder ›Wie man mit dem Hammer philosophiert‹. Dieselbe ist mit Anfang Nov. druckfertig und sollte Anfang dieses Jahres versandt werden. Ich glaube dies auch jetzt unbeanstandet thun zu sollen, zumal ich damals auch noch nicht das Geringste von seiner geistigen Umnachtung in der Correspondenz merkte.

Gleichfalls druckfertig bis zum Druck ist eine den ›Fall Wagner‹ ergänzende Broschüre, betitelt ›Nietzsche contra Wagner‹, ich hatte bereits das Impressum des Autors in den Händen, weil aber das Papier zu dem Werke noch nicht geliefert war, sandte ich unaufgefordert Anfang Januar noch einen vollständigen Abzug zur Beschwichtigung des Autors ein, vielleicht dass sich solches unter den Papieren gefunden haben dürfte.A275 Auch hier stehe ich nicht an, den Druck und die Herausgabe zu Ende zu führen und würde, falls Sie sich in der Angelegenheit nicht orientirt zeigen, nöthigenfalls mit Herrn Heinrich Köselitz Berlin SW Lindenstraße 116IV correspondiren, welcher ja die Correcturen davon besorgt hat.

Als drittes Opus des Verfassers und dessen Lebensgeschichte enthaltend besitze ich das fertige und wiederholt von demselben gesichtete Manuscript ›Ecce homo‹, wovon 2 Bogen zum Druck fertig sind, das jedoch aus dem letzten Vierteljahr stammt, in dem sich das Leiden des Autors jedenfalls durch Ueberarbeitung wohl ausbildete.

Alle diese Schriften sollten dem Hauptwerke seines Lebens: ›Die Umwerthung aller Werthe‹, vorausgehen und dazu dienen, auf dasselbe aufmerksam zu machen und war für alle diese Werke eine Auflage von 1000 in Aussicht genommen. Ja der Verfasser fand eine solche für Deutschland sogar viel, schliesst aber diesen Satz mit den Worten: »in Frankreich rechne ich, *allen Ernst's,* auf 80-400000 Exemplare«, welcher Satz mich schon bedenklich machte.

Mit der Bitte um thunlichste Beschleunigung dieser Antwort oder Einsendung dieser Zeilen an die oben aufgeführte Adresse des Herrn Köselitz zeichnet

hochachtungsvoll

C. G. Naumann

Heinrich Köselitz an Franz Overbeck 22. Jan. 1889

Berlin 22. Jan. 89

Verehrter Herr Professor!

Die Sachen bei Naumann stehen nicht schlecht. Das Debet ist circa 650 Mk (incl. *Herstellung* der »Götzendämmerung«; was dieses Buch einbringt, ist also später noch abzuziehen). Kurz, im Ganzen scheint Ausg. und Einnahme im Gleichgewicht zu schweben.

Das Manuscr. von »Ecce h.« habe ich gelesen und mitgenommen. Wirklich eine *feuerspeiende* Vorrede zur ›Umwerthung.‹ Jedenfalls muss diese Schrift heraus,

wenn auch erst später. Ich gedenke eine Reinschrift davon zu machen und Ihnen vorzulegen. Das Manuscr. bedarf noch ein wenig der Redaction.

»N. contra W.« wäre der eine der Brüder Naumann *nicht* abgeneigt, herauszugeben. Der »Fall Wagner« wird, wie ich mich selbst überzeugte, lebhaft verlangt, vielleicht wäre es mit N. c. W. ebenso.

Auf S. 31 streichen wir Zeile 7-9 (mit diesen 3 Zeilen sollte das Buch anfangs schließen u. dann das Gedicht folgen). Seite 17 stellen wir den Urtext her, also anstatt: »wer wäre unfähiger Etwas von W. zu verstehen also z. B. d(er) j(unge) K(aiser)?« – wer wäre unf(ähiger) Etw(as) v. W. z. v(erstehen) als die Strohköpfe der Bayr(euther) Blätter? – Die erste Stelle üb(er) den Kaiser S. 3 kann ihrer Harmlosigkeit halber vielleicht stehenbleiben. Ich will das Ganze nochmals genau durchprüfen und sobald ich fertig bin, Ihnen, verehrter Herr Professor, gleichfalls vorlegen. Naum(ann) sagt, wir könnten den Satz noch einige Zeit stehen lassen, er braucht die Lettern nicht.

Naum. hat ein kulturhistorisch interessantes Geschäftsbuch für die Angelegenheit Nietzsche. Man ersieht aus demselben genau, wieviel u in welche Städte von den Schriften gewandert sind. Naum. war in letzter Zeit mit der Entschliessung über *Erwerb* seiner Nietzscheschen Schriften beschäftigt; die Katastrophe schnitt gerade hinein. Naum. steuert darauf los, selber zu verlegen.

Aus Ihrem soeben eintreffenden mit großer Dankbarkeit aufgenommenen Brief ersehe ich, daß Ihnen das *V. Buch* (vor 2 Jahren geschrieben) der *Fröhl. Wissensch.* nicht bekannt zu sein scheint. S. 15 f. in N. contra W. *ist* daher, wenn ich nicht irre; auch S. 29 – 33.

Die Geldangabe 1000 fr. (von Frl. v. Salis) ist richtig, sie steht im Brief v. 9. Dec.

Ich muss leider zu v. Krauses, um Unterricht zu geben. Widemann ist gestern Abend gekommen, hat mich ein Wenig von der Absicht, Ihnen eher zu schreiben, abgehalten. Er sieht gut aus, und ersucht mich, ihn Ihnen wie der hochgeehrten Frau Professor angelegentlich zu empfehlen.

Morgen gedenke ich Ihnen, verehrter Herr Profesor, noch Einiges zu schreiben.

Es grüßt Sie inzwischen Ihr dankbar ergeb. Schüler

K.

Heinrich Köselitz an Franz Overbeck 25. Jan. 1889

Berlin 25. Januar 1889

Verehrter Herr Professor!

Die Herstellung von nur 50 Exemplaren der Broschüre »N. contra W.« würde das Conto Nietzsche *belasten,* während die *Veröffentlichung* wahrscheinlich die Kosten wieder hereinbrächte. Naum. hatte bereits das nöthige Papier angeschafft, jenen theuren Artiikel, auf dessen Beibehaltung Nietzsche etwas hielt – und in der That, es *musste* in einem gewissen vornehmen Gewande erscheinen.

Durch das Faktum von N.'s Irrsinn, wenn es allgemeiner bekannt wird, scheint mir N.'s Litteratur auf einige Zeit entwerthet. Ich möchte daher, daß sein Conto solange es geht, womöglich auf einen Ueberschuß zu bringen ist. Die »Umwerthung aller Werthe« war auf 3 Bände angelegt. Wer sollte das drucken? Vermehrt sich die Nachfrage nach N.'s früheren Sachen, so findet Naum. am Ende die Courage. Bei meinem Leipziger Besuch gestand er, eben durch den jüngsten Unglücksfall sie verloren zu haben, hoffe sie aber bei zunehmender Kauflust des Publicums wiederzufinden.

Sollten N.'s Sachen aus Turin angekommen sein, so haben Sie, verehrter Herr Professor die Güte, meine Correktur von »N contra W« eines Blickes zu würdigen. Das *Intermezzo* Seite 6-7 fällt fort, es kommt ähnlich in »Ecce homo« vor. Andre Weglassungen oder Änderungen gab ich vorgestern an. Auch Seite 17 würde ich die allererste Fassung beibehalten (damit die armen Bayreuther nicht zu sehr misshandelt werden); sie lautete: »wer wäre unfähiger, Etwas von Wagner zu verstehen, als der ›deutsche Jüngling‹, der deutsche Junker?« –

Ich persönlich bin kein grosser Freund der Wagner- Bekämpfung.A276 Die Dankbarkeit, ja die Bewunderung vor diesem Manne ist zu groß, als daß ich Jemandem gleich das Recht zur Aneignung von N.'s Ansicht zugestehn könnte. Nietzsche wollte u. A., daß Dr. Fuchs einen Vortrag über Wagner drucken läßt, den er in Danzig im Okt. gehalten; er wollte auch, daß meine Sätze im »Kunstwart« vorangedruckt würden. Ich erklärte mich aber *gegen* den Druck *des* Fuchsischen Vertrags. Was ich von diesem in einem Brief an N. las, ging mir zu weit. Es war Alles mehr eine *Respectskündigung,* als eine ernstliche Kritik. Das Liebesgespräch im 2. Act des Tristan nur eine Conversation über das Wörtlein »und« zu nennen, ist stark – nein, ist einfach flach. Gerade dieser Act scheint mir die colossalste Leistung W's auf dem Gebiet der Lyrik, etwas unerhört Neues, von dem sich, ehe es existirte, Niemand eine Vorstellung hätte machen können. Von hier aus giebt es auch noch ungeheure Aussichten für den strengen Musiker; das Tadelhafte ist der saloppe Bau der Musik, der Mangel an großer übersichtlicher symphonischer Anordnung, etwa in der Art eines weiten und breiten Rondo's. Wagner war nicht nur ein Décadent, selbst N. hat ihn nicht nur als solchen empfunden.

Sobald Sie, verehrter Herr Professor die Turiner Sachen angesehen haben, geben Sie mir vielleicht eine kurze Notiz darüber. In ›Ecce h.‹ wird die ›Umw. aller W.‹ als fertig hingestellt; nur fürchte ich, daß sich diess bloß auf den Gedankenkreis und nicht auch auf die litterar. Gestalt bezieht.

Diesen Abend sind Widemann und ich bei Prof. Jacobsen eingeladen, dem dänischen Geiger an der Hochschule f. M(usik). Die Zeit drängt wieder. Widemann läßt sich Ihnen wie der hochverehrten Frau Professor abermals empfehlen; sich ihm von Herzen anschließend bin ich Ihr dankbar ergebener Schüler

K.

Heinrich Köselitz PK an Franz Overbeck;

Poststempel Berlin 30. 1. 89

Verehrter Herr Professor! Sie haben tausendmal Recht: »N. c. W.« bleibt unveröffentlicht. Der Gesichtspunct, von dem aus ich die Sache ansah, war namentlich der finanzielle: ich wollte N's Conto bei Naum. günstiger gestellt sehen. Aber – die Veröffentlichung wäre beinahe eine Täuschung der Besitzer von N's früheren Sachen. Zu dem Gedicht »Von der Armuth d. R.« muss sich noch eine Anzahl Lieder Zar's im Nachlaß finden, sodaß es sich leicht in dieser Sammlung unterbringen lassen wird. – Heut habe ich leider wenig Zeit; aber morgen hoffe ich Naum. schreiben zu können u ihn u. A. zu fragen, wie viel er für 20-25 verbesserte Abzüge auf einfachem Papier berechnen würde. S. 29 bis 33 steht, wie mir einfällt, in ähnlicher Weise im *Vorwort* zur »Fröhl. W.« S. 24-28 wahrscheinlich in »Jenseits v. G. u. B.«, ebenso wie S. 15. Doch kann ich mich irren; ich habe alle diese Sachen nicht bei mir, muss mich auch jetzt hüten, mit ihnen zu sehr in Berührung zu kommen. Mit der Versendung der Götzdg begann Naum. gleich bei meinem Dortsein;

ich sehe in den Schaufenstern bereits seit 8 Tagen Exemplare. Das Buch ist schon seit Anfang Dec. fertig, wurde aber nicht versandt, weil N. c. W. erst heraus sollte. Mitten im Druck kam aber wieder die Verfügung N's, N. c. W. solle doch unterbleiben etc. Kurz, Sie treffen vollkommen die Absicht Ni.'s, wenn Sie, verehrter Herr Professor, *gegen* die Publication sind. In Verehrung grüsst Sie einstweilen Ihr K.

C. G. Naumann an Franz Overbeck 8. Febr. 1889

(Leipzig) 8. Febr. 1889

Sehr geehrter Herr Professor!
Ich schulde Ihnen noch eine Antwort auf Ihr geschätz. Schreiben v. 16. p., kann solche in dessen gewißermaßen nur proforma mittheilen, weil ja Alles bereits durch den Besuch des Herrn Köselitz erledigt ist u Sie über m. Angelegenheiten orientirt sind, ich dagegen über Ihre Ansichten durch genannten Herrn Kenntniß erhalten habe.

Im *Allgemeinen* glaube ich auch, daß für die nächste Zeit dieser Modus beizubehalten ist, weil sie in der N(ietzsche)schen Angelegenheit gewiss sehr viel zu thun haben u froh sein werden eine Correspondenz zu erledigen; ich gestatte mir daher, wider Erwarten ganz wichtige Fragen vielleicht ausgenommen, m. ferneren Wünsche u Fragen durch Herrn Köselitz zu stellen u bitte um einen gegentheiligen Bescheid, falls Ihnen dies nicht genehm sein sollte.

Dagegen muß ich Sie heute mit einer directen Frage belästigen. Gestern kam eine, heute 2 Anfragen, an mich nach der gegenwärtigen Adresse des(?) Herrn Professor Nietzsche; die gestrige Anfrage kam aus Petersburg, Adresse mir momentan nicht im Gedächtniß; die heutige erste Anfrage kam v. Herrn Max Seiling in Helsingfors, die 2te v. Hofbuchhändler (Fritzsch) Wilhelm Friedrich her! Die beiden ersten Herren habe ich an Ihre w Adresse verwiesen, die Karten sind beide bereits fort.

Bei Eingang der 3ten Anfrage fühlte ich sofort, daß ich m. Beginnen nicht fortsetzen kann, denn dadurch würde ich Ihnen nur eine große Menge Correspondenz, wahrscheinlich ohne jeden Nutzen aufbinden u ich bitte daher um Bekanntgabe Ihrer Ansicht, wie ich mich in vorliegenden Fällen zu verhalten habe, da es doch nicht angeht, daß der Eine dies, der Andere jenes schreibt; aus diesem Grunde theile ich Herrn Friedrich heute noch mit, daß mir momentane Adresse nicht bekannt ist, ich dagegen in den nächsten Tagen genaueres berichten würde. Bis jetzt habe ich in den Blättern noch nichts gelesen, daß die Krankheit N'sches bekannt geworden wäre u weiß ich daher nicht, ob man öffentlich darüber schreibt, denn in diesem Fall wird es sehr schnell kommen, daß der traurige Fall auch in der Presse des breitern besprochen wird.

Ich selbst habe das traurige Ereigniß nur seinem früheren Verleger Herrn E. W. Fritzsch mitgetheilt u dies war sehr gut, weil gerade von einem Herrn Wirth ein großer Artikel im Mus. Wochenblatt c/$_a$ N erscheinen sollte, welcher unter diesen Umständen sofort zurückgezogen wurde u für später, natürlich unter ganz abgeänderter Form reservirt bleiben soll, Fritzsch versichert mir, noch gegen Niemand etwas geäussert zu haben, als zum Autor des Artikels; man kann dies ruhig glauben, da ja E. W. F. mit seinen Werken selbst in dieser Frage engagirt ist.

Götzendämmerung ist stark a/cond. verlangt worden u ich habe die letzten Wochen viel zu thun gehabt. Baarabsatz war nur gering, dagegen glaube ich nach wie vor, daß sich das Werkchen bezahlt macht.

Wagner c/a Nietzsche habe ich in 100 Exemplaren gedruckt, damit die Schrift nicht verloren geht. Wie viel darf ich Ihnen senden?

Gütige Antwort erbittend zeichne

hochachtungsvoll erg.
Naumann

Franz Overbeck an Heinrich Köselitz 8. Febr. 1889
Briefzettel ev. als Beilage zum Brief v. 5. (Abschrift Ida Overbeck)

Lieber H. K. Soeben habe ich an N. nach Leipzig in Fraktur geschrieben, mir direkte Beantwortung meiner neulichen Anfragen erbeten, mich auch über das über N. c. W. eben Gehörte beschwert. Sobald ich von ihm selbst Bescheid habe, gedenke ich mich mit Ihnen an der Ankaufung zu betheiligen und auch Andere dazu zu veranlassen. Es schon jetzt zu thun hält mich ein nach allem Geschehenen begreifliches Misstrauen ab, mit welchem ich besorge, wir könnten mit jenen angeblich 100 Exemplaren zum Besten gehalten werden und der Druck, wenn der Artikel ginge, weiter gehn. Sollte N. weiter schweigen, so schicke ich ihm Prof. Heinze über den Hals, der am Orte ist u sich jedenfalls der Sache energisch u praktisch annehmen wird.

Mit herzlichem Gruß Ihr stets ergebener F. Overbeck

C. G. Naumann an Franz Overbeck 13. Febr. 1889

Sehr geehrter Herr Professor,
Ich war gerade dabei Ihr w. erstes Schreiben zu beantworten u freue mich nun aufrichtig, daß zur richtigen Zeit noch Ihr w. Schreiben v. 10. ds. eintraf, denn ich konnte mir gar nicht enträthseln, was eigentlich die Ursache Ihres Unwillens, den ich allerdings abwehren musste, gewesen sei.

Jedenfalls säume ich keinen Augenblick ein freundl. Schreiben an Sie zu richten u will dasselbe, da es wohl etwas lang werden wird u die Uebersichtlichkeit darunter nicht leiden soll, in für sich abgegrenzten Absätzen eintheilen.

1.) Bis heute habe ich von Niemandem eine Anzeige erhalten, wer der gegenwärtige Zustandsvormund des Herrn Prof. N. ist; jedenfalls kann ich nur ahnen, daß Sie, geehrter Herr Professor, es sind u bitte ich mir dies gelegentlich zu bestätigen.

2.) In der Annahme, daß Sie die gedachten Pflichten übernommen haben, verhandelte ich mit Ihnen durch Herrn Köselitz u genannter Herr hat mir versichert Ihnen Alles getreulich zu berichten. Noch das letzte Wort beim Abschied des Herrn K. war meinerseits: »Also es bleibt dabei, ich schreibe Herrn Professor Overbeck nicht, Sie besorgen dies in meinem Namen«! Dies war mehrfach besprochen worden, damit Sie nicht zu viel Correspondenz haben sollten, wir stellten uns diese Art der Erledigung leichter für Sie vor. Wenn nun Herr K. Ihnen Genügendes nicht mittheilte, so ist dies sicher nicht meine Schuld, ich werde aber bestimmt Alles nachholen u Ihnen jede gewünschte Auskunft sofort zugehen lassen, bis die ganze Angelegenheit später ein Mal in ein ruhigeres Fahrwasser kommt; dann werde ich mich zur Weitergabe meiner Mittheilungen der Mittelsperson des Herrn Köselitz bedienen.

3.) Die »Götzen Dämmerung« war in der Verlagsanzeige bereits 2 Tage an das Börsenblatt abgegeben, als Ihr w. Brief v. Januar eintraf. Mein Bruder u Associer

konnte dies in der Fabrik nicht wissen und hat im guten Glauben stehend, Ihnen vielleicht eine andere Mittheilung gegeben. Hauptsache ist jedoch, daß ich bei Eintreffen Ihres w. Schreibens die Anzeige allerdings noch zurückziehen konnte, es lag indessen dafür kein Grund vor, weil Sie im Princip nicht gegen das Erscheinen des Werkchens waren.

4.)Es ist mir sicher nie eingefallen, »Nietzsche contra Wagner« auch nur mit einem einzigen Exemplar in den Handel zu bringen, weil *Sie* gegen die Herausgabe der Schrift sind. Mit Herrn. Köselitz vereinbarte ich, daß 50 Abzüge für die Freunde des Herrn Prof. N gemacht werden sollten, um solche gratis zu vertheilen. Ich habe in letzter Stunde noch 100 Abdrucke genommen, weil 3 X 50 Bogen Papier in Beziehung auf den sonstigen Herstellungswerth des mit vielen Correcturen gefertigten Schriftchens in keinem Verhältniß stehen und eine weitere Vervielfältigung für Freunde u Bewunderer des Herrn Prof. N. nach abgelegtem Satz in nochmaliger Anfertigung zu theuer werden würde. Die 50 Exemplare hätten M 5, 50 Pf. weniger gekostet, dies war das Facit des Exempels.

Von den 100 Exemplaren, deren Erscheinen ich Ihnen sofort mittheilte, stellte ich Ihnen die von Ihnen gewünschte Anzahl bereits zur Verfügung u gehen die entbotenen 10 Exemplare an Ihre w. Adresse ab, zu welchen ich auch eine G. D. lege, welche ich Ihnen aus Versehen noch nicht zusandte; ich bitte Letzteres zu entschuldigen. Herr Köselitz hat mich vorläufig um 12 Exemplare ersucht u wird mir die Adressen mittheilen, an welche er sie vertheilt. Auch Sie darf ich wohl um die Gefälligkeit ersuchen, damit ich die Empfänger in mein Auslieferungsbuch eintrage u somit später ein Mal eine gewisse Controle ausgeführt werden kann, resp. damit doppelte Versendungen vermieden werden. Herr Professor N. war ja im Gewähren von Frei-Exemplaren stets sehr liberaler Gesinnung.

5.) Bezüglich dieser Broschüre N c/$_a$ W möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch auf den beifolgenden Brief des Herr Wirth lenken; ihm hatte ich 1 Exemplar dieser Schrift versprochen, da er so liebenswürdig war seinen Artikel c/$_a$ N. sofort zurückzuziehen, sobald er den Unglücksfall erfuhr. Dieser Artikel erscheint in nächster Zeit in gänzlich veränderter Form, es ist mit keiner Silbe das Leiden des Herr Prof. erwähnt u die Angelegenheit rein sachlich behandelt, weil sich der Verfasser – ein Verehrer Wagners u großer Bewunderer Nietzsches – sagt, daß gegenwärtig ein gegenseitiges Raisonnement ausgeschlossen bleibt. Was die *neueste* Broschüre für eine Wirkung auf Herrn Wirth ausübte, sagt Ihnen der einliegende Brief. Ich kann nicht anders, als ich muß ihm beistimmen, die letzte Schrift ist präcißer (!) als »Der Fall Wagner«, es ist schade, daß die Schrift der Welt vorenthalten bleiben soll. Die Bemerkungen des Herr W. bezüglich der finanziellen Seite übergehe ich, er kennt das Verlagsverhältnis nicht. Recht aber hat er, daß die Schriften des Herrn Prof. N. durch Herausgabe der Broschüre wenigstens bekannter werden u dies ist doch sicher die Hauptsache, welche nicht aus den Augen verloren gehen darf.

Können Sie sich zur Herausgabe noch entschliessen, wobei vielleicht nur einige kleine politische Sätze fortzulassen sind, so wäre der Zeitpunkt der Bayreuther Festspiele nicht schlecht gewählt u ich würde den Satz sofort stehen lassen; ich bitte also nochmals um Ihre gütige Antwort in dieser Beziehung. Mit Freiexemplaren müsste man dann allerdings jetzt vorsichtig verfahren um das Interesse nicht zu untergraben; auch den Preis müsste man billig stellen, vielleicht 75 Pf., denn 50 Pf. ist zu wenig, da die finanzielle Seite auch zu beachten ist. Der von mir auf einl(iegender) Factura Ende Dezember normirte Preis v. M. 1.25 Pf. basiert auf einer Mittheilung des Herrn Prof. N., welcher mir schrieb, daß »W c/$_a$ N« genau so stark werden solle, wie »Der Fall W.«. Letzteres Buch hatte ich aber im Verkauf zu hoch

gehalten, es sollte s. Zt. auch stärker werden! Der Verkauf hat darunter aber nicht gelitten.

6.) Meine Abmachungen mit Herrn Prof. N. bezüglich des Verlags, beruhen auf einer mündlichen Vorlage, Herr Prof. Nietzsche war im Jahre 1886 bei mir und frug, ob ich seine Schriften der Art in Verlag nehmen wollte, daß ich selbe druckte, verlegte u er schließlich für den Fehlbetrag aufkäme, sobald die Werke nicht den Betrag der Herstellungskosten einbrächten, letzteres ist bei einem rein philosophischen Verlage fast selbstverständlich, denn abgesehen Herr Prof. N. gewißermaßen eine kleine feste Gemeinde für sich habe, so ist selbe nicht ausgedehnt genug um die Herstellungskosten großer Werke zu sichern, andertheils gab Herr Prof. N. stets eine zu große Zahl von Freiexemplaren ab, die in Verbindung mit den unbedingt nöthigen Rezensionsexemplaren einen beträchtlichen Theil der meistens sehr kleinen Auflagen decimirten.

Als Vergütung für den buchhändlerischen Debit wurden meinerseits Herrn Prof. N. die üblichen 5% der gesammten Baar- u. a. Conto Auslieferung angegeben, ein eventueller Ueberschuß sollte für die Herausgabe fernerer Werke verwendet werden. Dies sind die getroffenen Vereinbarungen zwischen Herrn Prof. N. u mir, es existirt, wie bereits gesagt, nur eine mündliche Aussprache darüber u ich kann wohl sagen, daß ich *nie* Herrn Professor N. auch nur um einen Pfennig Geld gebeten habe, mir waren die N.schen Schriften von früher her bekannt, da ich selbe fast alle gedruckt habe u ich war von der hohen Bedeutung derselben so überzeugt, daß ich bei Herauskommen seines Hauptwerkes selbst den ausgedehntesten Credit gewährt haben würde.

Im Jahre 1886, bei Erscheinen des »Jenseits« hatte mir Herr Prof. N. zu viel Casse eingesandt, weswegen er mich bat den Betrag v. M. 282. 86 Pf an Herrn E. W. Fritzsch auszuzahlen, was ich sofort gethan habe; sonst bin ich immer im Vorschuß gewesen u mein Guthaben beträgt im Augenblick ohne Berechnung der buchhändlerischen Spesen, sowie ohne Berechnung der noch nicht verbuchten Auslagen für das angefangene Werk »Ecce homo« M 524.93 Pf. Ich habe bereits Herrn Köselitz mitgetheilt, daß ich bei dem traurigen Schicksalsschlag, der Herrn Prof. N. betroffen hat, auf die Abzweigung einer a Contozahlung verzichte u kann nicht begreifen, daß er Ihnen solches nicht mitgetheilt hat! Ich lebe der festen Ueberzeugung, daß sich die Bücher mit der Zeit decken u sind hiezu meistens die Gelegenheitsschriften die Ursache dazu; es wird in der nächsten Zeit allerdings langsamer gehen, weil letztere Schriften jetzt fortfallen u somit eine große Ruhepause eintreten kann, was durch ein Erscheinen der Schrift N c/$_a$ W vermieden werden könnte, anderseits ist zu bedenken, daß noch eine gewisse Einnahme für Ostermesse 89 in Aussicht steht, denn Etwas wird von den a condition gesandten Exemplaren sicher verkauft sein, ich rechne bestimmt darauf.

6.) Verfolg! Eine eigentliche buchhändlerische Abrechnung kann der Natur dieses Betriebes gemäß erst Ostern 1890 stattfinden, da die G. D. erst im Januar 89 verschickt wurde. Anfang Dzbr 88 war das Buch allerdings fix und fertig gedruckt und gebunden, ich hatte indessen meine guten Gründe mit einem *solchen* Buche nicht zur Weihnachtszeit herauszugehen, es würde vom Sortimenter nicht genügend beachtet worden sein.

Im Juni 89, wenn die Buchhändlermesse vorbei ist, werde Ihnen sicher das Facit des finanziellen Erfolges des Fall Wagner mittheilen.

7.) Mein höchster Wunsch wäre, wenn mit der Zeit der Verlag so viel einbringen könnte, daß man wenigstens die »Umwerthung« nicht ganz fallen lassen muß. Ich habe schon einige Mal nach diesem Manuscript gefragt, doch ist mir eine Antwort bis

jetzt noch nicht zu Theil geworden. Sollte dieses Buch, von dem mir Herr Prof. N. bereits so viel geschrieben hat, nicht vorhanden sein, oder sich in einem Zustand befinden, daß es sich selbst als Fragment nicht zur Herausgabe eignet? Haben Sie doch die Güte, mir hierüber Ihre Ansicht gelegentlich zukommen zu lassen. Ich selbst glaube, daß von N'schen Schriften der Welt nichts verloren gehen darf; darum bin ich auch jetzt noch zu jedem Opfer bereit, es hängt also nur von Ihnen ab, wie Sie hierüber denken.

8.) Zarathustra IV Theil. Dieses Buch habe ich vor meinen in 7 [?] gemeldeten Abmachungen mit Herrn Prof. N. direct für denselben gedruckt u zwar in der kleinen Auflage von 40 Ex; ich habe dabei s. Zt. den entfallenden Druckkostenbetrag erhalten u musste sämmtliche Exemplare an Herrn Köselitz senden, ja Herr Prof. N. war in diesem Falle so eigen, daß er auch die Ablieferung der Erstdrucke u Correcturabzüge verlangte, welchem Ersuchen genau nachgekommen wurde.

Es ist wohl erklärlich, daß die gegenwärtigen Monate, hart hinter dem Unglücksfall liegend, nicht dazu geeignet sind, sich sofort über die literarische Hinterlassenschaft des Herrn Professor schlüssig zu machen; indessen darf doch wohl auch dieses Werk nicht so verkümmert bleiben u ich bitte s. Zt. um Ihre gütige Aussprache hierüber.

9.) Um Sie in Allem en fait zu stellen, theile ich Ihnen noch mit, daß ich 2 Tage vor Eintreffen Ihres w. Januarbriefes – die Trauernachricht enthaltend – eine Conferenz mit Herrn E. W. Fritzsch hatte, in welcher ich denselben im Auftrage des Herrn Professor interpellirte, warum er eigentlich letzterem gegenüber so exorbitante Forderungen gestellt habe. Fritzsch theilte mir mit, daß er von Hrn. Prof. N. tief beleidigt worden sei u dies eigentlich durch seine Forderung habe ausdrücken wollen. Nach eingehender Aussprache kamen wir überein, daß Herr Prof. N. ihm einen Betrag für den Verlag bieten solle u wolle er dann mit mir weiter verhandeln! Selbstredend ist diese Angelegenheit durch die Zeit überholt, Fritzsch hat wohl am meisten durch die Krankheit des Herrn Professor verloren.

Ich theile Ihnen dies nur deshalb mit, weil Sie in den Briefschaften des Herrn Prof. ein Schreiben v. November von mir (erhalten) finden werden, in welchem ich bat, keine Ueberstürzung bezüglich des Ankaufs obwalten zu lassen. Ich war bereits ermächtigt 13000 Mark zu bieten u nur um einige Tage Aufschub zu bitten, doch kam mir diese Summe so ungeheuerlich vor, daß ich es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren konnte u lieber dem Herrn Professor N. erst die nöthigen gegentheiligen Vorstellungen machte. Es war so gut!

10.) Beiliegend sende ich Ihnen noch einen Brief des Herrn Dr. Widmann, der gewiß Ihr Interesse erregen wird. Es wird Ihnen bekannt sein, daß gedachter Herr im Berner Bund beim Fall Wagner eigentlich in aller Form von N. Abschied nahm. Trotzdem konnte ich mich in Hinblick auf die eingesandten Recensionen des Berner Bund nicht entschließen, die G. D. ihm gegenüber todt zu schweigen u sandte das Exemplar ein. Ich bin froh, dies gethan zu haben u bin fast versucht Herrn Dr. Widmann 1 Exemplar N $c/_a$ W zu senden, selbstverständlich als Aufmerksamkeit, nicht zur Besprechung. Geben Sie hiezu Ihre Erlaubnis? Ich bin fest überzeugt, daß Hrn Dr. W. ganz andere Perspectiven sich aufthun u bin nicht in letzter Linie begierig seine Meinung über die letzte Schrift zu hören.

11.) Es wird Sie vielleicht auch interessieren, daß ich mit einem Herrn Brodbeck in Liestal einen Vertrag zur Herausgabe eines Buches geschlossen habe, welches, der Geschenkliteratur angehörend, nächste Weihnachten unter dem Titel »Geistesblitze berühmter Männer« heraus kommen wird. Dieses Buch circa 17 Bogen stark, enthält so viele Zitate Nietzsches, daß ich mich eigentlich in der Hauptsache deswegen zur

Erwerbung des Manuscriptes bestimmen ließ, weil ich mir sagte, das muß den Nietzscheschen Schriften zu Gute kommen! Hoffen wir das Beste davon!

Jetzt, geehrter Herr Professor, habe ich Ihnen Alles mitgetheilt, was ich auf dem Herzen hatte; es ist zwar viel geworden u ich wünsche, daß Sie mein Schreiben nicht ermüdet, indessen ich glaubte es sei besser ein ordentliches Fundament zum gegenseitigen Verstehen zu schaffen, weil dann fernere Aussprachen leichter sind u kürzer werden können.

Ich hoffe daher auf Grund ms Heutigen Ihre Ansichten zu hören, werde weitere Fragen sofort beantworten u begrüße Sie

mit vorzüglichster Hochachtung ergeben
G Naumann

Anbei:
(Erbitte gütigst zurück)
1 Brief Dr. Widmann
1 " ms Einlage Dr. Wirth
1 Postkarte K. A. Brodbeck
1 Faktura

C. G. Naumann an Franz Overbeck 14. Febr. 1889

Gestern nach Absendung m. w. Schreibens war noch Herr Wirth bei mir, um sich nach dem Eindruck seines Briefes zu erkundigen. Ich konnte ihm nur mittheilen, daß ich seinen Brief Ihnen zugesandt hätte u in der Angelegenheit Nichts thun könnte, Ihnen als Zustandsvormund des Herrn Prof. N. in dieser Sache des ziemlich letzten Werkes N.sches billigerweise doch die alleinige Entscheidung obläge.

Herr Wirth war gewissermaßen ganz unglücklich u sendet mir heute wiederum einen Brief, welcher sich an verschiedene Aussprachen, die ich mit ihm hatte, anlehnt. Ich halte es für m. Pflicht Ihnen auch diesen Brief zur gef. Durchsicht zu überreichen u kann bloß noch hinzu fügen, daß mir das warme Interesse des Herrn (Fritzsch) Wirth, die klaren Widerlegungen desselben in Beziehung auf m. Einwürfe, sowie das dabei beobachtete bescheidene Benehmen, ausserordentlich wohl that.

Ohne Mehr für heute, begrüße *ich* Sie, hochgeehrter Herr Professor

als Ihr stets ergebener
C. Naumann

Franz Overbeck an Heinrich Köselitz 17. Febr. 1889
(Abschrift Ida Overbeck)

Mein lieber Herr Köselitz,

Zwar ließ mich was ich Ihnen gestern vor 8 Tagen geschrieben habe keine sofortige Antwort eigentlich erwarten, doch habe ich in diesen für uns so aufgeregten Tagen ein so starkes Bedürfnis über Ihr Ergehen stetig unterrichtet zu sein und bis auf diese Woche haben Ihre häufigen Briefe dieses Bedürfniss auch in solchem Maaße gestillt, daß mich Ihr längeres Schweigen nun wieder unruhig macht. Doch würde ich auch heute weiter warten, wenn ich nicht auch sonst Anlaß hätte Ihnen wieder meinerseits von dem was inzwischen gegangen ist Kenntniss zu geben. Meine Correspondenz mit Naumann hat jetzt ein ziemlich lebhaftes Tempo und leider auch durch den Zwang der Umstände einen ungethümlichen Umfang angenommen. Am selben Tage

wo ich an ihn die Äusserung meines Mißvergnügens, von dem ich Ihnen schon Meldung gethan habe, richtete, sass er endlich selbst über einer Antwort an mich, die ich mit der Bitte um Remission beilege. Ich antwortete sofort – die Erkrankung N.'s als eigentliches Geheimniss nicht mehr, aber stets discret zu behandeln und auf keinen Fall in gewöhnlicher Weise weiter zu erzählen, wobei ich übrigens noch falsch angab, daß in den hiesigen Zeitungen von der Sache noch nichts laut geworden sei; am Tage vorher war ihrer in recht tactloser und unangenehmer Weise in der Allgemeinen Schweizer-Zeitung gedacht wordenA277 und bat mir abermals endlich ausführliche und genaue Auskunft über N.'s Vertrag mit ihm und die Abtragung seiner Schuld aus. Darauf eine Riesenepistel, die mich in der Hauptsache sehr zufrieden stellte, auch mit der Erklärung des Verzichts auf sofortige Regulirung von N.s Conto. Dabei erfuhr ich mit Dank gegen Sie, daß Sie aus Rücksicht auf meine Zeit es übernommen mir für Naumann Bescheid zu geben und begreife nur zu gut, daß im Drang dieser Tage dieser Bescheid mich über ein paar besonders wichtige Punkte für mich im Dunkeln gelassen hat. Aber »N. c. W.« gab wieder Anlaß zu Beschwerden. Von einem Nebenpunkte abgesehen vor Allem die indiscrete Behandlung, welche die Sache, wie sich nun durch die Einmischung eines Dr. M. Wirth, des Verfassers des in beiliegendem Brief erwähnten im musikal. Wochenblatt zurückgezogenen Artikels herausstellte, durch Naum. erfahren hatte. Von diesem Herrn legte mir Naumann zwei Briefe an ihn bei, welche ihn in Kenntniss von meinem Widerspruch gegen die augenblickliche Publikation von N. c. W. zeigen und nun höchst emphatisch für eine solche plädiren. Ich habe nun gegen die Einmischung eines unter dem Schein des Bewunderers verborgenen intimen Gegners Nietzsches in eine *solche* Frage auf das entschiedenste protestirt, namentlich erklärt, daß ich zu dem Wirthschen für Naum. aus leicht begreiflichen Gründen bestechenden Gedanken, im nächsten Sommer N. c. W zur Zeit der Bayreuther Feste in 800-1000 Exemplaren erscheinen zu lassen, damit, wie Herr Wirth sich ausdrückt, Nietzsche von der »Wagnerschen Fluth« mit gehoben würde – in Wahrheit, wie die Briefe zeigen, damit N. c. W Herrn W[irth] in seiner eigenthümlichen Stellung als leidenschaftlicher Wagnerianer auf eigene Faust, als Hecht in jener Fluth unter allen übrigen Karpfen, die mit darin schwimmen, Beistand leiste – unter den gegenwärtigen Umständen, soweit es auf mich ankäme, *niemals* meine Einwilligung geben würde. Ich müsse, fügte ich hinzu, lachen, so traurig der Hintergrund meiner Äußerung sei, wenn ich bedenke, was Ni[etzsche], der auf Reinheit der Luft und Sauberkeit und Schärfe der Gegensätze so hohen Werth legte, zu solchen Machinationen mit seinem Nachlaß sagen würde. Die beiden Wirth'schen Briefe habe ich zurückbehalten und mir von N. die Erlaubnis ausgebeten, sie Ihnen bei einem muthmaßlich in den nächsten Wochen stattfindenden Wiedersehen mitzutheilen. Besteht noch Aussicht dazu? Lieb wäre es mir, wenn es nicht vor dem 7. März etwa stattfände und Sie insbesondere die erste Hälfte der betreffenden Märzwoche, also die Tage vom 3-6 März vermieden. Kommen Sie vorher nach Leipzig, so lassen Sie sich von ihm meinen Brief vom 15. u 16. des M. zeigen. Vorläufig bemerke ich zu Ihrer Orientirung daß er gegen Naum, trotz aller darin geäusserten Unzufriedenheit, durchaus verbindlich gehalten ist. Denn es handelt sich seinerseits nur um einzelne Ungeschicklichkeiten, während ich sonst im Allgemeinen für seine Anständigkeit und seinen guten Willen die entschiedensten Beweise habe. Unter Anderm, daß auch die 100 Exemplare von N. c. W. gegen meine durch Sie veranlasste Annahme, nicht gegen Entgelt vertheilt werden sollten. Nun habe ich ihm vorgeschlagen, zu den mir schon zugeschickten 10 Exemplaren noch 10 Andere mir zukommen zu lassen, und sie mir insgesamt mit 20 Mark

anzurechnen. Ein paar Freunde (ich denke an Rohde und Gersdorff) würde ich zu einer gleichen Bestellung veranlassen, der Sinn dieser Bestellungen solle aber kein anderer sein als diese Exemplare uncontrollirter Circulation zu entziehen. Einen kleinen Rest möge er selbst nach Belieben an ihm bekannte zuverlässige Interessenten mittheilen, doch mit der ausdrücklichen, auf dem Umschlag der nun fertigen Exemplare leider ganz unterlassenen Notification, daß es sich um eine Mittheilung eines Manuscriptes, keines eigentlichen Buchs handle. Ferner war ich um Bestätigung der Annahme gebeten, daß ich N.s »Zustandsvormund« sei. In irgend einer *rechtlichen* Form, antwortete ich, sei ich es nicht, sondern nur als Freund sei ich eingetreten. Nun habe er sich zu erklären, ob er mich mit voller Klarheit darüber, dennoch als solchen Vormund anerkenne. Bevor ich darüber vergewissert sei, müsse ich ihm, nicht aus irgend welchem (gar nicht vorhandenem) Mißtrauen, sondern um zu wissen was ich thue und erreiche und auch vor Gewissheit darüber und Folge und Bedeutung meiner Erklärungen N.s Rechte und Interessen nicht zu verletzen, Auskunft über andere Fragen (Manuscripte N.s, vor allem das der Umwerthung, Zukunft von Zarathustra IV) verweigern. Und hiernach bäte ich Sie einstweilen auch sich zu verhalten, wenn Sie in den Fall kommen in diesen Dingen Rede zu stehen. Wir müssen endlich in einen festen, uns übersehbaren Gang kommen, und nicht mehr Abentheuern so ausgesetzt wie bei N. c. W. sein. – Lege Naum. Gewicht auf eine formelle Regelung der Vormundschaftsfrage, so würde ich solche veranlassen. In diesem Falle sei natürlich Alles N.s Schriften Betreffende einstweilen still gestellt. Vorgestern schrieb auch Frau Pastor N. wieder. Sie hat ihren Sohn noch nicht wieder sehen dürfen, und auch nach dem was sie von Prof. Binswanger gehört muss ich annehmen, daß noch Alles beim Alten in N.s Zustand steht. Vorgestern habe ich mir hier von Prof. Wille bestätigen lassen, was mir bis dahin nur in nicht ganz zuverlässiger Form zugekommen war, daß N. schon seit 2 Jahren nur mit Chloral und andern der neuesten Narcotica der Art geschlafen hat. Das hat sein jetziges Unglück nicht herbeigeführt, aber gefördert.

Mit herzlichem Lebewohl für heute in Eile

Ihr stets treu ergebener
F. Overbeck

C. G. Naumann an Franz Overbeck 21. Febr. 1889

Sehr geehrter Herr Professor,
Den Eingang Ihres w. Schreibens v. 15. ds. M. dankend bestätigend, habe ich vor allen Dingen Ihnen mitzutheilen, daß ich durchaus keinen Grund habe Ihre Autorität in der Angelegenheit des Herrn Prof. Nietzsche anzuzweifeln und die Adoptierung Ihrer Ansichten meinerseits etwa davon abhängig zu machen, daß Sie gerichtlich als Zustandsvormund erklärt werden. Wenn ich Sie in dieser Hinsicht um eine Antwort gebeten habe, so geschah es nur, damit auch ich Klarheit über diese offene Frage bekam, denn es konnte ja leicht möglich sein, daß ich in Zukunft wieder mit einem andern Herrn in Verhandlung treten musste.

Sie haben aus meinen Maßnahmen gesehen, daß ich mich bis jetzt streng Ihren Wünschen untergeordnet habe, einige vielleicht noch für Sie offene Fragen werden stets dasselbe bestätigen. Ich verspreche Ihnen, daß es stets so bleiben soll, auch sehe ich wirklich keinen vernünftigen Grund m.seits ein, Ihren Wünschen entgegen zu arbeiten.

Wenn Sie mit dieser meiner Erklärung einverstanden sind u wir demnach in dieser Beziehung conform gehen, so darf ich nun wohl anderseits um gelegentliche gütige Beantwortung der in meinem letztergebenen gestellten, noch nicht beantworteten Fragen bitten. Ich weiss ja, daß gerade jetzt die Zeit nicht drängt, begreiflich indessen werden Sie es finden, daß man über das Schicksal einer Sache, der man, ich kann es wirklich ohne jede Selbstüberhebung sagen, sehr, sehr viel Zeit u Arbeit gewidmet hat, gern Aufschluss haben möchte.

Was nun die Wirth'sche Angelegenheit in Beziehung auf N c/a W betrifft, so kann ich nicht unterlassen Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich überhaupt Ihre Maßnahmen mit diesem Zwischenfall zu aktiviren suchte; es ist mir wirklich nicht eine Ahnung davon beigekommen, welche Arbeit ich Ihnen durch meinen Wunsch aufgebürdet habe! Eine möglichst kurze Erklärung wird Sie indessen davon überzeugen, daß ich auf Grund älterer Besprechungen den Versuch machen zu müssen glaubte, von dem sich gerade darbietenden Wirth'schen Zwischenfall im Interesse der N'schen Schriften Gebrauch machen zu sollen, denn an ein Interesse m.seits ist hier gar nicht zu denken.

Als Herr Professor N. das letzte Mal bei mir war, bat ich denselben vor Herausgabe seiner »Umwerthung« einige kleine, billig abzustossende Broschüren zu schreiben, in welchen er immer u immer wieder auf sein Hauptwerk hinweisen möchte; er griff diesen Gedanken sofort auf u sicherte mir die Ausführung zu. Es ist wohl kaum nöthig hierbei noch zu erwähnen, daß ich dabei an den »Fall Wagner« gedacht habe, vielmehr waren es Broschüren in der Art u Weise der G. D. welche ich im Sinne hatte; Thatsache dagegen ist es, daß der Fall Wagner das Interesse an Herrn Prof. N. in weiteren Kreisen wiederum ausserordentlich belebt hat, die G. D. dagegen wird es nicht minder in andern Sphären thun. Der finanzielle gute Stand, des Verlages drückt den Erfolg am besten aus.

Wenn ich nun endlich im Besitz der langersehnten Broschüre dafür war, mit Hinweglassung der anstössigen Stellen von N c/a W, durch dieses Schriftchen nochmals ein weiteres Absatzfeld zu gewinnen, so werden Sie meine geschäftliche Tendenz begreiflich finden u haben Sie mir dies bereits mitgetheilt. Ihre Einwendungen dagegen sind indessen so bedeutender Art, daß ich mich vollkommen bescheide u diese Angelegenheit nur dann wieder aufnehmen werde, sobald Sie dies für gut befinden u mir Mittheilung darüber machen.

Von Herrn Wirth, dessen Briefe Sie gef. dort behalten u. s. Zt. ad lib. vernichten wollen, habe ich bis jetzt nichts wieder gehört. Auch ich habe mich sehr vorsichtig gefragt, was will eigentlich dieser Herr mit seinem so offen zur Schau getragenen warmen Interesse bei einer Sache, die ihn nichts, angeht. Zu seiner Entlastung muss ich indessen bemerken, daß ich durchaus nicht den Eindruck gewinnen konnte, als ob es ihm nur darum zu thun sein könne, einige bezahlte Artikel für seine Interessen zu wollen; die zwei Unterredungen welche ich mit ihm hatte, nöthigen mich, eine andere Ansicht über ihn zu haben u dies war der Grund, weshalb ich Sie mit Einsichtnahme der beiden Briefe, die jedesmal nach gehabter Unterredung, unter dem frischen Eindruck derselben geschrieben, eintrafen, belästigte.

Das einzige Motiv, welches mir das Interesse des Herrn W. erklärlich macht, bleibt bloß noch die Annahme, daß Herr E. W. Fritzsch hinter der ganzen Angelegenheit gestanden hat u sein Interesse ist sehr begreiflich! Da ich aber mit Herrn Fritzsch so stehe, daß wir ganz offen über seinen Verlag u dessen Zukunft etc etc sprechen, so begreife ich nicht, weshalb er mir dies Alles nicht persönlich gesagt haben sollte! Allerdings ist hierbei zu bedenken, daß ich Herrn Fritzsch auch keine solche Broschüre gegeben habe. Meinerseits sind die beiden einzigen Empfänger Herr Dr.

Widmann u Wirth; ausserdem sandte ich an Sie 10 Expl, lasse weitere 10 Expl. heute folgen u die Ihnen bekannten abgesandten 12 Ex. an Herrn Köselitz sind Ihnen auch bekannt. Ich m.seits mache höchstens auf 2 Ex. Anspruch, denn ich kenne die Freunde des Herrn Professor N. zu wenig um in dieser Beziehung das richtige zu treffen, auch sage ich mir, soll die Broschüre noch einstmals erscheinen, so darf sie nicht bekannt sein, dies würde doch bloß schaden. Sie sehen also auch hieraus daß ich Ihre Dispositionen nach wie vor abwarte und ich glaube die Sache ist hierdurch erledigt.

Wenn ich Ihnen also den Bezug weiterer Exemplare v. N c/a W frei stelle, so komme ich dabei auf ein anderes Capitel zu sprechen, welches ich in Folge Ihres geschätzten Schreibens berühren muß. Ich meine die Bezahlung dieser Exemplare Ihrerseits sowohl als von Herrn Köselitz, welcher mir dieselbe Offerte gemacht hat. Wie kommen Sie, geehrter Herr Professor, nur dazu mir gewissermaßen eine solche Krämerseele zuzutrauen, daß ich wegen einiger Mark früher oder später, so etwas thun könnte! Die Exemplare sind nach Ihrem Wunsch nicht für den Verkauf bestimmt, u so ist es auch richtig, daß weder Sie noch Herr Köselitz etwas dafür zu bezahlen hat. Schalten und walten Sie mit der kl. Auflage ganz nach Ihrem Belieben, wenn ich Sie um gütige Aufgabe der Adressen der Empfänger bat, so hat dies doch z. B. auch nicht den Zweck einer Controle, die ich mir Ihnen gegenüber nicht erlauben würde, sondern der Wunsch m.seits die Empfänger in den diesbezüglichen Büchern zu registriren weil ich mir hiervon für später eventuell noch Interesse verspreche.

Die Kosten der Herstellung N c/a W sind dem Verlagsconto einverleibt u werden sich durch die Schriften decken. Ihr freundl Anerbieten nach einer a Contozahlung bin ich in der glücklichen Lage, dank Erscheinens der Broschüre nochmals abzulehnen; es ist nicht nöthig, da sich die Schriften sicher decken werden u bei Allem nur das Eine vom Grund m. Herzens bedaure, daß Herr Professor Nietzsche nicht selbst diese Freude empfinden kann.

Wenn Sie für jetzt noch Geld flüssig haben u im Interesse des Besitzers keiner besseren Verwendung zufliessen könne, so würde meine Bitte bloß dahin gehen, dasselbe zu reserviren, bis die geistige Nachlassenschaft des Herr Professor zur Hebung kommt, da ich nicht ermessen kann, ob in diesen Beziehungen Aufwendungen an mich heran treten – sobald ich überhaupt zur Mitwirkung berufen werde – solche mir vielleicht zu hoch sind. Doch dies sind Sachen welche mich nichts angehn, zumal ich ja auch noch gar nichts über fernere Unternehmungen weiß.

Jedenfalls bitte ich Sie, geehrter Herr Professor, bei der ganzen Angelegenheit das Eine festzuhalten, daß ich die N'schen Schriften nicht um eines pecuniären Vortheils willen übernehme; eine solche Arbeit ist bei einer derartig schweren Vorlage überhaupt nicht zu bezahlen, das einzige was übrig bleibt, ist die Ehre mit solchen Werken überhaupt heraus zu kommen, dies wird Ihnen jeder gute Verleger bestätigen.

Diesem m. Grundsatz möchte ich bei der Bedeutung der Schriften auch ferner treu bleiben u wenn Sie mich hierzu für geeignet halten, wird es mich freuen auch Ihr Vertrauen zu erhalten, das ich stets in Ehren halten werde.

Mit vorzüglichster Hochachtung ergeben zeichn

CG Naumann

C. G. Naumann an Franz Overbeck 1. März 1889

Hochgeehrter Herr Professor,
Indem ich den Eingang Ihres w. Briefes v. 24 ds bestätige, kann ich nicht unterlassen Ihnen für die ausführlichen Mittheilungen m. verbindlichsten Dank zu sagen; leider musste ich aus Ihren Darlegungen entnehmen, daß die »Umwerthung« nicht so weit gediehen ist, als ich aus mehreren Aeusserungen des Herrn Professor Nietzsche wohl annehmen durfte u ich bedaure dies im Interesse eines gewissermaßen vollendeten Abschlusses der litterarischen Thätigkeit des Herrn Professor von ganzem Herzen. Wenn auch vielleicht nur alle 2 Monate, so wird doch gerade dieses Werk schon seit circa 1-11/2 Jahren immer wieder ein Mal im Buchhandel verlangt u man sieht doch daraus, daß die Leser N.scher Schriften darauf mit Interesse warten.

Bezüglich der gütigst gesandten Adressen habe ich solche in m. Auslieferungsbuch vorgemerkt; sie decken sich fast alle mit denjenigen, welche mir Herr Professor N. jedesmal aufgab u habe ich sogar, Ihrer w. Annahme entsprechend, noch mehrere der früheren Empfänger.

Jedenfalls will ich hier noch ein Mal erwähnen, daß ich unaufgefordert auch an diese Herren kein Stück der Broschüre N c/a W abgebe, sondern nur wenn es verlangt werden sollte; das dazu nöthige Schreiben werde stets dazu abgehen lassen, dies verspreche ich Ihnen. Da indessen die Broschüre noch gar nicht bekannt ist, so wird der Fall wohl wenig eintreten; ich glaube aber, daß die kl. gedruckte Manuscriptauflage später noch 1 × für die Anhänger des Herrn Prof. von solchem Werthe sein wird u werde das kleine Paquet wohlverwahrt aufs Lager legen.

Ihr w. Schreiben hat unserer Correspondenz nun einen vorläufigen Abschluß gegeben u erwarte ich s. Zt. Ihre w. Maßnahmen; Sie werden mich immer bereit finden, in dieser Angelegenheit weiter zu wirken. Kommen Sie also auf Zarathustra IV u Fragmente Umwerthung zurück, so erwarte ich Ihre gef. Aussprache. Der Satz zum Ecce steht noch, so weit er gefördert war, ich lasse denselben natürlich stehen, bis ich von Ihnen endgültigen Bescheid erhalte.

Herr Köselitz war noch nicht hier, er wird wohl diese Woche durchreisen. Falls etwas Wichtiges vorkommt, werde ich mir Ihren Rath erbitten u zeichne ich, Ihnen für alles ausgesprochene Vertrauen wiederholt Dank sagend

m. hochachtungsvoller Ergebenheit

Naumann

C. G. Naumann an Franz Overbeck 24. April 1889

Hochgeehrter Herr Professor.
In Sachen des Herrn Professor Dr. Nietzsche habe ich im Laufe der Zeit viele Correspondenz erledigen müssen, deren Inhalt sich fast nur auf das Erscheinen der beiden Werke Ecce homo u Umwerthung a. W. bezog; ich habe in meinen Briefen streng Ihre Vorschriften beachtet u den Fragestellern meistens nur ungewissen Bescheid gegeben, resp. sie dahin vertröstet, daß das Erscheinen der Werke erst für spätere Zeit geplant sei u gab ich hierfür keine weiteren Gründe an, sofern mir der Interessent durch früher gewährte Freiexemplare des Herrn Professor nicht besonders bekannt war.

In den Besprechungen der G. D. habe ich nur in einem Berliner Blatte eine nicht präzis gefasste Notiz über das Unglück des Herrn Professor gelesen, während die Blätter für litterarische Unterhaltung vor ungefähr 14 Tagen ein Eingehen auf die innere Materie des Buches ablehnten, weil ihnen die Krankheit des Herrn Professor bekannt sei.

Weiter habe ich in dieser Beziehung nichts gelesen, doch weiß ich durch persönliche Aussprache, daß in Gelehrtenkreisen die Thatsache fast überall bekannt ist, denn man hat es mir ohne mein Zuthun öfters unaufgefordert etc gesagt. Die Broschüre G. D. ist ganz leidlich gegangen, wenn auch nicht so wie Der Fall Wagner; ich bin jedenfalls froh, daß ich entgegen den Wünschen des Herrn Professor N. den Preis auf 2.25 statt 1.50 Pf gestellt habe, weil der letzte Preis für das starke Buch zu billig gewesen wäre u kaum die Unkosten gedeckt haben würde. Es ist ja ein gewaltiger Unterschied, ob man bei Baarbezug 90 Pf. oder 1 M 45 Pf einnimmt.

Nach der Ostermesse werde ich nun ein Mal sehen, wie sich der Absatz von Fall Wagner gestaltet hat, jetzt kommen ja erst die Krebse zurück.

Mit Frau Pastor Nietzsche habe auch ein paar Briefe gewechselt u ihr auf ihren Wunsch frei ein paar Exemplare v. G. D. F. W. u Nietzsche c/a Wagner geschickt; sonst ist von letzterem Buch kein Stück fortgegangen.

Mein Heutiges bezweckt in der Hauptsache, Ihnen einen Brief zuzusenden, der vor circa 10 Tagen direct an Herrn Professor N. kam u den Sie gef. öffnen wollen, ferner lege ich noch ein × Band v. März bei, aus dessen Inhalt ich gar nichts ersehen kann, denn nur die letzte Annonce zeigte mir den Namen des Absenders, des Herrn Professor Otto Schröder noch einmal in dem Inserat »Vom papiernen Stil«.

Indem ich mir erlauben werde Ihnen von Zeit zu Zeit dergleichen Eingänge wiederum zuzusenden, begrüsse ich Sie ein stets hochachtungsvoll ergebener

Naumann

Aus dem Verehrerkreis, mit dem Naumann rechnet und den er mehrmals erwähnt, traf am 24. Juni 1889 ein Brief bei Franz Overbeck ein:

Heinrich Hengster an Franz Overbeck

Wien, 24. Juni 89

Hochgeehrter Herr!

Im Namen eines Kreises von Freunden, die sich seit 1885 zum gemeinsamen Studium der Werke Friedrich Nietzsches verbunden haben, erlaube ich mir, an Sie, der Sie mir als sein vertrautester Freund bezeichnet wurden, mit der Bitte heranzutreten, unser gemeinsames Streben durch Mittheilungen über sein Leben u seine Werke zu fördern, soweit Sie dies für möglich und zulässig erachten. Einen ausführlicheren Bericht über seinen Lebens- und Bildungsgang haben wir von jeher schmerzlich vermisst; aber seit die Trauerkunde von seiner Erkrankung, woran wir anfangs nicht glauben konnten, zur Gewissheit geworden ist, hat das Verlangen, dem verehrten Manne auch menschlich näher zu rücken, an Stärke beträchtlich zugenommen. Wenn Sie, geehrtester Herr, der Versicherung Gehör schenken wollen, daß nicht eitle Neugier sondern innige Theilnahme an dem Geschicke des hochsinnigen Denkers diesen Brief veranlaßt hat, so lassen Sie sich den Aufwand an Zeit und Mühe nicht verdriessen, uns mit dem Lebenslauf unseres geistigen Führers in den wichtigsten Puncten bekannt zu machen. Herr Oberbibliothekar Dr. Sieber hatte die Güte, mir einige biographische Daten mitzutheilen, um deren Ergänzung ich nun mehr zu bitten mir erlaube.

Den Anlass zur Anfrage bei dem letztgenannten Herrn gab eine Notiz in dem bek. Werk Hillebrandts: Zeiten, Völker u Menschen; dort wird einer Publication N.s Erinnerung gethan, welche den Titel »Die Entstehung der Ilias und das Wesen der Volksdichtung« führen soll. Herrn Dr. Sieber war darüber nichts bekannt, dagegen verdanke ich ihm die Kunde mehrer(er) im Rhein. Museum und in einer Gratulations-

Schrift des Basler Paedagogiums erschienenen philologischer Abhandlungen. Es wird unsere Sache sein, den Journalaufsätzen N.s in den hiesigen Bibliotheken nachzugehen u sie nötigenfalls durch Abschrift für unsere Sammlung zu requiriren. Herr Dr. Sieber gedachte aber auch zweier Vorträge N.s über *Homer* und *Sokrates,* die als Manuscript für die engeren Freunde gedruckt worden sein sollen. Wenn es nicht dem Willen N.s zuwider ist u wenn auch sonst keine Bedenken obwalten, würden Sie, geehrter Herr, eine Abschrift dieser beiden Vorträge gestatten? Ferner erlaube ich mir anzufragen, ob die Vorlesungen über die Zukunft der Gymnasien der Öffentlichkeit immer entzogen bleiben werden? Endlich bitte ich um gütige Auskunft über etwa noch ausserdem vorhandene Arbeiten N.s. Insbesondere beschäftigt uns die Frage, ob das Buch »*Die ewige Wiederkunft*» nur Projekt geblieben oder ob es in Angriff genommen wurde. Ferner, welche Bewandtnis es mit dem uns bisher vorenthaltenen 4. Theile des Zarathustra hat? Endlich ob die französische Übersetzung der IV. Uztgm Betrachtung »Wagner in Bayreuth« vom Verf. gebilligt u empfohlen wurde.

Da ich soeben Wagner genannt habe, so möchte ich sogleich auf einen der wichtigsten Fragepuncte übergehn: das Verhältnis dieses Künstlers zu N. und der plötzliche Abbruch desselben. Hier laufe ich Gefahr mit meinen Fragen indiscret zu werden, denn Persönliches und Sachliches mag hier wohl auf's Engste und Feinste verknüpft sein. Da wir aber Alle mehr oder minder Anhänger u Verehrer der Wagnerschen Kunst sind, und die Beziehung der beiden Meister zu einander in jedem Werk N.s. hervortritt oder doch anklingt, so ist wohl gerade hier die Wissbegierde gerechtfertigt. N.s. skeptische Bemerkungen und Einwendungen gegen Wagners Kunstübung und Schriftstellerei war mir aus den früheren Werken bereits wohl bekannt, auch verständlich. Dagegen schien mir N. in »Jenseits von Gut und Böse« sowie in der »Genealogie der Moral« zu weit zu gehen, insbesondere machte ein Mitglied unseres Kreises bemerklich, daß N. dem »Parsifal«, dessen Tendenz er so vernichtend kritisirt hatte, doch in Ansehung seiner Form-Vollendung und technischen Meisterschaft hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen sollen. Ich wandte mich daher mit der Bitte an den Verfasser, uns über diese Schwierigkeit hinwegzuhelfen. Die darauf erfolgende Antwort gab zu, daß hier eine innere Schwierigkeit zu überwinden sei, verwies aber im Übrigen auf die damals unter der Presse befindliche Schrift »Der Fall Wagner«. Diese Diatribe macht uns heute noch Beschwerden, uns Allen, auch denen, die sich immer vorsichtig und kühl gegen den Wagnerismus, den N. wohl nicht mit Unrecht als Krankheit u Decadence gekennzeichnet hat, verhielten. Manches ist unbegreiflich hart, ungerecht, selbst augenscheinlich unrichtig.

Die Beziehungen N.s zu Wagner scheinen sich früh gelöst zu haben; daraufhin deute ich eine Stelle in der Vorrede zum II. Bd. *Menschliches Allzumenschliches,* N. spricht dort von dem Entsetzen, das ihn ergriff, als ihm *plötzlich* klar wurde, welchen Weg er wandle u wohin dieser Weg führe. An dieser Stelle erinnerte ich mich eines unter Wagnerianern sehr bekannten Factums: Nach Schluß der ersten Bayr. Festspiele (1876) überraschte *Wagner* einige Freunde, die sich bei ihm zusammengefunden hatten, durch die Vorlesung des Parsifal-Textes. Sollte sich auch N. im Auditorium befunden haben? Das wäre vielleicht ein Anlass gewesen, Wagnern plötzlich den Rücken zu kehren. Ich weiß aber nur, daß N. bei der Grundsteinlegung in Bayreuth war. Ob er den Festspielen des Jahres 1867 beigewohnt u ob er später (1882-1888) bei den Aufführungen des »Parsifal« im Festspielhaus war, darüber wäre mir eine Aufklärung höchlich erwünscht.

Nun hätte ich einige Fragen wegen der weitern persönlichen Beziehungen N.s zu stellen: Ob er mit Lagarde, Franz Liszt, Heinr. v. Stein, Bruno Bauer, Eugen Dühring, Victor Hahn, Paul Rée, Gottfried Keller und Conr. Ferd. Mayer (!) in persönliche Berührung gekommen ist. Noch eine Frage hätte ich auf dem Herzen, die Sie vielleicht errathen, doch habe ich allen Grund, meiner Unbescheidenheit Zügel aufzulegen.

Daß wir begierig sind zu wissen, ob N. Oesterreich, insbes. Wien jemals besucht hat, werden Sie uns gewiss nicht verübeln. Ob er öfter in Paris war und ob es dort Freunde und Kenner seiner Schriften gibt – dieses zu erfahren liegt uns gleichfalls sehr am Herzen. Unter welchen Bedingungen eine Übersetzung seiner Werke ins Französische zu Stande kommen könnte, war ein Gegenstand oftmaliger Besprechung; hierin waren die Meinungen mehr getheilt als in anderen Puncten. Was mich als Juristen besonders nahe anging, war die Stellung N.s zur Socialen Frage. Er scheint sich, gleich Goethe und Schopenhauer von allen demokratischen und socialistischen Anwandlungen frei erhalten zu haben. Ob er aber die sociale Bewegung und Litteratur überhaupt genau gekannt und verfolgt hat? Fast scheint es mir, daß ich hiermit seine schwächste Stelle berühre: seine gelegentlichen Äusserungen über Anarchismus u Socialismus lassen vermuten, daß er das Antipodische dieser beiden Bestrebungen übersehen hat. Vielleicht sind Sie in der Lage anzugeben, ob er die Werke der deutschen Socialisten Ferd. Lassalle, Carl Rodbertus, Carl Marx, Friedrich Engels u.s.w. eines eingehenden Studiums gewürdigt hat. Ein ausserhalb unseres Kreises befindlicher Kenner der Schriften N.s hat die Vermutung ausgesprochen, daß Max Stirners Libell »Der Einzige und sein Eigentum« nicht ohne Einfluß auf die späteren Conceptionen N.s gewesen sei. Was N.s politischen u nationalen Standpunct, insbes. auch sein Verhältnis zum Antisemitismus betrifft, so will ich Sie, geehrtester Herr, mit dergl. Dingen *nicht* behelligen. Nur über Eines bitte ich um Aufklärung, nämlich, ob N. Angehöriger des deutschen Heeres war, oder was ihn sonst veranlasst hat, den Sanitätstransport von Würzburg nach Frankreich zu begleiten?

Verlieren Sie nicht die Geduld! Ich habe zum Schlusse noch eine Schwere Frage und eine große Bitte. Zuerst die Frage: Geben die Ärzte gar keine Hoffnung auf Heilung? Wir klammern uns Alle an die Möglichkeit, daß vielleicht nur eine vorübergehende Trübung vorliegt. Man hat Beispiele von solchen Fällen; z. B. Carl Gutzkow (si parvos lc. comp. Magnis!). Die »Götzendämmerung« ist doch noch so hell u frisch; nichts deutet darin auf eine Störung im geistigen Gleichgewichte (es wäre denn die Citirung des nicht existirenden Buches von Jac. Burckhardt: die Cultur der Griechen).

Nun die große Bitte: Sollte es nicht möglich sein, ein Bildnis N.s zu erlangen? Vielleicht könnten Sie uns hierzu behilflich sein; mit den Wiener Buch- und Kunsthändlern ist nichts anzufangen. Auch in München habe ich vergeblich danach gesucht.

Nehmen Sie diesen monstruösen Brief mit seinen vielen Fragen u Wünschen nicht ungünstig auf. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß i(h)n ein inneres unwiderstehliches Bedürfnis dictirt hat. In diesem Sinne empfehle ich mich Ihrer wohlwollenden Nachsicht.

Mit der Versicherung besonderer Verehrung
hochachtungsvoll – ergebenst
Heinrich Hengster Wien III Reisnerstrasse 32 II/13

16.

Zu Band 3, Seite 172

*Abtretungsvertrag*B1333

Zwischen den verpflichteten Vertretern des entmündigten Professor Dr. Friedrich Nietzsche in Naumburg (a/Saale), nämlich der verwitweten Frau Pastor Franziska Nietzsche geb. Oehler als Vormünderin und dem Stadtrat Dr. Oehler in Magdeburg als Gegenvormund einerseits und der verwitweten Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche in Naumburg andererseits ist folgender Vertrag geschloßen.

§ 1

Der Thätigkeit und Umsicht der verwitweten Frau Dr. Förster ist es zu verdanken, daß zur Zeit eine Gesamtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's im Verlage der Firma C. G. Naumann in Leipzig erscheint, welche die sämtlichen für die Veröffentlichung geeigneten und bestimmten Schriften des Verfassers *mit* unverfälschtem, kritisch durchgesehenem Inhalt in geordneter Aufeinanderfolge, sowie in würdiger äußerer Ausstattung enthält und dem Verfasser ein angemessenes Honorar sichert.

Auf Grund des mit der Verlagsfirma getroffenen Abkommens soll demnächst diese Ausgabe ganz oder zum Teil in französischer und englischer Uebersetzung, letztere auch noch besonders für die amerikanischen Staaten erscheinen.

Frau Dr. Förster hat ferner unter dem Namen »Nietzsche-Archiv« alle ihr zugänglichen Handschriften von Friedrich Nietzsche, die an denselben gerichteten Briefe literarischen oder biographischen Inhalts, die früher im Buchhandel erschienen oder sonst gedruckten Schriften desselben nebst seiner Handbibliothek gesammelt und behufs weiterer literarischer Bearbeitung und Aufbewahrung mit der bisher über Nietzsche erschienenen Literatur zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt.

Die Erhaltung, Verwaltung und Ergänzung dieses »Nietzsche-Archivs«, die wissenschaftliche Bearbeitung von Nietzsche's Werken, die fortdauernde Kontrolle über die im Erscheinen begriffenen Ausgaben in fremden Sprachen erfordern ein größeres Maß geistiger Arbeit und sachlicher Ausgaben. Frau Dr. Förster wünscht hierin größere Freiheit und Unabhängigkeit von der Mitwirkung der Vormundschaft zu haben. Letztere erkennt diesen Wunsch als berechtigt an und ist der Ansicht, daß die Ausübung eines maßgebenden Einflusses auf die wissenschaftliche Bearbeitung der Werke Friedrich Nietzsche's und auch die Ergänzung des »Nietzsche-Archivs« außerhalb ihrer Aufgabe liege und die Nothwendigkeit und Angemessenheit der hierfür erforderlichen Ausgaben nur schwer beurteilt und controllirt werden könne. Die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten für die Vormundschaftsverwaltung wie für die Thätigkeit der Frau Dr. Förster sollen durch folgendes Abkommen beseitigt werden.

§ 2

Die Vertreter von Professor Dr. Friedrich Nietzsche überlassen und übereignen hiermit an seine genannte Schwester Frau Dr. Förster-Nietzsche:

a) sämtliche Rechte aus den mit der Firma C. G. Naumann in Leipzig über die Herausgabe von Friedrich Nietzsche's Werken in deutscher und in fremden Sprachen abgeschlossenen Verträgen, ohne Gewähr für Umfang und Güte, dergestalt, daß alle nach dem ersten November dieses Jahres fällig werdenden

Honorare sowie die Beiträge des Verlegers zu den Kosten der jetzt erscheinenden Ausgabe allein der Frau Dr. Förster-Nietzsche zustehen sollen.

b) alle übrigen dem Professor Dr. Friedrich Nietzsche an seinen Schriften, Briefen, Vorlesungen und Kompositionen zustehenden Rechte eines Autors, soweit solche auf einen Andern übertragbar sind.

c) das »Nietzsche-Archiv« mit sämtlichen darin enthaltenen Handschriften, Büchern, Briefen, Möbeln, Bildern. Maßgebend für den Umfang des Archivs ist dessen gegenwärtiger im Hause G(r)ochlitzer Straße Nr. 7 zu Naumburg befindlicher Bestand.

§ 3.

Dagegen verpflichtet sich Frau Dr. Förster-Nietzsche:

a) ihre ganze Kraft einzusetzen für die weitere Bearbeitung der Herausgabe von Nietzsche's Werken und für die Erhaltung und Ergänzung des »Nietzsche- Archivs«.

b) in die mit der Verlagsfirma C. G. Naumann abgeschlossenen Verträge über die Veranstaltung von Ausgaben von Nietzsche's Werken in deutscher und in fremden Sprachen einzutreten, dergestalt, daß sie alle von den Vertretern Friedrich Nietzsche's eingegangenen Verbindlichkeiten übernimmt, dafür sorgt, daß Ansprüche der Verlagsfirma oder Anderer aus der Veranstaltung der Herausgabe von Friedr. Nietzsche's Werken oder aus der Verwaltung des »Nietzsche-Archivs« nicht gegen die Vormundschaft geltend gemacht werden und letzteren Falls dieselbe schadlos zu halten.

c) alle Kosten der Verwaltung des »Nietzsche-Archivs«, der wissenschaftlichen Bearbeitung von Fr. Nietzsche's Werken und der von ihr veranstalteten Ausgaben vom ersten November dieses Jahres ab selbst und allein zu tragen.

d) an die Vertreter von Friedr. Nietzsche als Vergütung für die demselben zustehenden und ihr überlassenen Honorare den Betrag von 30000 Mark (Dreißig-Tausend Mark) bis zum ersten Februar nächsten Jahres (1896) zu zahlen.

e) an dieselbe für den Fall, daß dereinst dem Professor Dr. Friedrich Nietzsche die Pension von 1600 Mk. (Sechszehnhundert Mark) welche von der Universität in Basel gezahlt und immer nur auf den Zeitraum mehrerer Jahre bewilligt wird, nicht weiter bewilligt und gezahlt werden sollte, für denselben bis an sein Lebensende eine jährliche Rente von 1600 Mk. (Sechszehnhundert Mark) in vierteljährlichen Vorauszahlungen zu bezahlen und

f) an die Vertreter der Vormundschaft von allen Teilen der Ausgabe von Friedrich Nietzsche's Werken, soweit von diesen Freiexemplare gewährt werden, je zwei Exemplare zu geben – bei neuen Auflagen jedoch nur, soweit dieselben wesentliche Änderungen oder Zusätze enthalten.

§ 4

In Betreff des Kapitals der 30000 Mk. (Dreißig-Tausend Mark) ist die Bestimmung getroffen, daß dasselbe, soweit dies bei der Vermögenslage möglich ist, erhalten und dermaleinst nach dem Tode des Professor Dr. Fr. Nietzsche und dessen gesetzlicher Erbin, seiner Mutter, der Frau Pastor Nietzsche, an die Frau Dr. Förster Nietzsche zurückfallen soll.

§ 5

Frau Dr. Förster-Nietzsche ist berechtigt, über die ihr in diesem Vertrage übertragenen Rechte letztwillig zu verfügen. Eine Verfügung unter Lebenden (Veräußerung, Verpfändung) steht derselben jedoch über das Archiv und Honorar-

Ansprüche, soweit sie noch nicht fällig sind, ohne Zustimmung der Mutter und der Vormünder *nicht* zu.

Seitens der Vormünder wird noch der Wunsch ausgesprochen, daß das »Nietzsche-Archiv« auch nach dem Tode der Frau Dr. Förster-Nietzsche in Deutschland verbleibt, sei dies im Privatbesitze oder durch Ueberweisung an eine öffentliche Anstalt – sofern nicht politische oder sonstige gewichtige Gründe eine Verlegung des Archivs nach dem Auslande als geboten erscheinen lassen.

§ 6

Sollte die Zahlung der 30000 Mk. bis zum ersten Februar nächsten Jahres nicht erfolgt sein, so steht es den Vertretern des Herrn Professor Dr. Nietzsche frei, von dem Vertrage zurückzutreten und denselben für aufgehoben zu erklären. Zum Zwecke der Stempel- Verwendung wird angegeben, daß in dem Betrage der 30000 Mk. der Wert der Cession mit 24000 Mk., das Kaufgeld für das Archiv mit 6000 Mk. enthalten ist.
Dieser Vertrag ist in zwei Exemplaren vorhanden.
Naumburg d. 18. Dez. 1895
(gez.) Elisabeth Förster-Nietzsche, Franziska Nietzsche geb. Oehler
Magdeburg den 23. Dezember 1895
(gez.) Dr. Adalbert Oehler

(Es folgen noch: die notarielle Beglaubigung der Unterschriften, die Rechnung der Stempelgebühren.

Der gegebene Text geht nach einer notariell beglaubigten Abschrift im Nachlaß Meta v. Salis, Universitätsbibliothek Basel.)

17.

Zu Band 3, Seite 203

Bürgschaftsvertrag vom 26. Januar 1896 B1334

Zwischen Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche einerseits, anderseits den nachbenannten Freunden und Verehrern Friedrich Nietzsches: Freiin Dr. Meta von Salis, Dr. Hermann Hecker, Graf Harry Kessler und Dr. Raoul Richter, gegen deren Bürgschaft Herr Robert von Mendelssohn Frau Dr. Förster-Nietzsche die Summe von 30000 Mark als am 1. Februar 1901 zurückzuzahlendes Darlehen vorgestreckt hat, wird folgende Vereinbarung getroffen.

§ 1.

Für den Fall, daß Frau Dr. Förster-Nietzsche bei ihrem Tode die oben genannte Summe noch nicht oder nur zum Teil zurückgezahlt haben sollte, sind die Bürgen einverstanden, daß ihre alsdann noch bestehenden Ansprüche (unbeschadet der Bestimmungen des § 2) aus dem Nietzsche-Archiv selbst (Manuscripte, Documente u.s.w.) sowie aus den Honoraransprüchen zu befriedigen sind, die Frau Dr. Förster-Nietzsche aus dem mit C. G. Naumann in Leipzig über die Gesammtausgabe bereits abgeschlossenen, resp. mit dieser Firma oder andern Verlegern über weitere Archiv-Publicationen eventuell noch abzuschließende Verträgen zustehen. Frau Dr. Förster-Nietzsche wird diese Bestimmung in ihr sofort nach Abschluß dieser Vereinbarung aufzusetzendes Testament aufnehmen und in diesem Testament ausdrücklich auf

das Recht verzichten, diese Bestimmung durch Codicill abzuändern oder aufzuheben.

§ 2.

Die Bürgen nehmen mit Befriedigung davon Kenntniß, daß Frau Dr. Förster-Nietzsche die Absicht hat, das Nietzsche-Archiv als dauernde Einrichtung zu erhalten. Frau Dr. Förster wird in ihrem Testament ein Curatorium bestellen, welches für den Fall, daß nicht bereits bei Lebzeiten der Frau Dr. Förster oder durch testamentarische Bestimmung von ihr die dauernde Existenz des Archivs sicher gestellt ist, über die zukünftige Gestaltung des Archivs zu beschließen hat. Frau Dr.Förster- Nietzsche spricht den Wunsch aus, daß die vom Curatorium eventuell zu treffenden Maßnahmen auf die dauernde Erhaltung des Archivs abzielen mögen.

Dem Curatorium sollen angehören die Bürgen, welche für je 6000 Mark Betheiligung *eine* Stimme haben, außerdem die Herren: Stadtrath Schenk in Weimar, Stadtrath Dr. Oehler in Magdeburg, Dr. Fritz Koegel.

Das Curatorium beschließt mit einfacher Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag. Zu Beschlüssen über die ganze oder teilweise Veräußerung oder die Auflösung des Archivs ist eine Mehrheit von sechs Stimmen erforderlich.

§ 3.

Der Umfang des Archivs wird durch das beiliegende Verzeichniß der Manuscripte und Bücher normirt. Frau Dr. Förster-Nietzsche verpflichtet sich das Archiv vor Rückzahlung der 30 000 Mark nicht zu veräußern noch aus den Händen zu geben. Diese Vereinbarung ist in 2 Exemplaren vorhanden.
Naumburg a/d S. d. 26. Januar 1896
(gez.) Elisabeth Förster-Nietzsche

(nach Exemplar im Nachlaß Meta v. Salis, Universitätsbibliothek Basel)

18.

Zu Band 3, Seite 213B1335

Zur Frage: hat Nietzsche Max Stirners ›Der Einzige und sein Eigentum‹ von 1845 gekannt?

Heinrich Köselitz an Franz Overbeck, Schluß der Postkarte vom 18. Februar 1893: ... Glauben Sie, verehrter Herr Professor, daß N. *Max Stirner* gekannt hat? Ich bezweifle es durchaus. Der Name Stirner ist nie in unseren Unterhaltungen vorgekommen; N. hatte die Gewohnheit, Alles, was Eindruck auf ihn machte, seinen Freunden zu empfehlen, – auch in seinen Papieren keine Spur von Stirner (N. hat aus allen ihm liebe(n) Büchern in seine Hefte excerpirt). Die Verwandtschaft zwischen St. u. N. ist frappant! Ich fange soeben an, St. zu lesen ...

Heinrich Köselitz an Franz Overbeck am 8. Februar 1899

... In der Frage *Nietzsche–Stirner* habe ich mich wohl schon vor etwa 2 Jahren einmal anfragend an Sie, hochverehrter Herr Professor gewandt. (Randanmerkung von Overbeck: i. B. vom 17. Febr. 1893)

Was mich betrifft, so habe ich den Namen Stirner aus Nietzsches Munde nie gehört. Auch die Bibliothek Nietzsches enthält Nichts von Stirner. Vielleicht befindet sich ›Der Einzige und sein Eigentum‹ auf der Basler Lesegesellschaft und Nietzsche hätte ihn dort kennen, lernen? – aber Nietzsche kam in seinen letzten Basler Jahren wohl schwerlich mehr dahin.

Nietzsche's Art war es, dass, wenn er etwas Neues, ihn tief Interessierendes kennen lernte, er seine Freunde dann sofort auch dafür interessierte. Einem guten Buche kam er stets mit Begeisterung entgegen, oft mit viel zu viel Begeisterung. Diese wusste er auch seinen Freunden mitzutheilen. Ich würde mich ausserordentlich zu wundern haben, wenn Nietzsche um Stirner gewusst und mir brieflich oder mündlich *doch* nie von ihm gesprochen hätte. Ich möchte daher annehmen, dass im Gedächtniss Ihrer von mir so hoch geschätzten Frau Gemahlin Klinger und Stirner möchten verwechselt worden sein. Man kann ja – wenn man z. B. Klinger's ›Leidendes Weib‹ im Auge hat – sich denken, dass Nietzsche (zumal in Gegenwart einer Dame) auch vor der Bekanntschaft mit *diesem* litterarischen Excess gleichsam gewarnt haben könne.

Markay ist, infolge seiner jahrelangen Befassung mit Stirner, so *verrannt* in ihn, dass er in seiner Voreingenommenheit gegen Alles, was nicht Stirner heisst, eines der abschreckendsten Beispiele abgiebt, die ich kenne. Für ihn scheint es von vornherein festzustehen, dass Nietzsche nur l'écornifleur et plagiaire de Stirner sei und dass der Ruhm, der jetzt Nietzschen gelte, eigentlich Stirner gehöre. Solch ein armer, innerlich dürftiger Mensch wie Markay wähnt wohl gar (aus der ihm am nächsten liegenden Erfahrung heraus), Nietzsche habe den Stirner heimlicherweise immer bei sich geführt und all seine Gedanken daraus geschöpft. Er hat kein Gefühl für die himmelweite Verschiedenheit zwischen Nietzsche und Stirner. Gesetzt der Fall, Nietzsche hätte Stirnern kennen gelernt und einen Eindruck von ihm empfangen, so würde dieser Eindruck wohl mehr in einem *Ekel* vor dessen sterilisirender, seelenaustrocknender Denkweise bestanden haben, – sosehr Nietzsche auch dem ungeheuren Verstande Stirner's Bewunderung gezollt haben würde. Von *Hoheit* entdecke ich in Stirner äusserst wenig. Seine Denkweise wirkt bei *der* Niedrigkeit der Interessensphäre, in der sich *seine* Selbstsucht bewegt, oft widerlich.

Wie anders *Nietzsche's* Betonung des Selbst! Sie gilt nur für Leute wie Beethoven, Rubens, Alexander, – für Andere nicht. Bei Stirner dagegen bewegen wir uns auf dem flachsten Terrain alltäglicher Interessen: Bürger, Ehegatte, Concurrenz, tausend Thaler, Bratengeruch, Präsident, Provinzialrechte etc.

Ich übertreibe natürlich. Aber Höhe, oder auch nur Aspiration nach der Höhe vermisse ich an Stirner. Für mich ist er ein gescheidter, aber armer Mensch – und seine Frau hat in ihrem sonderbaren Benehmen gegen Markay vielleicht »Rechtgehabt« ...

Heinrich Köselitz an Franz Overbeck am 2. März 1899

...In Betreff Stirner's will ich, nach Ihrer gewiss das Rechte treffenden Auseinandersetzung, *nicht* mehr behaupten, dass Stirner Nietzschen völlig unbekannt geblieben sei. Es kommt in der That wenig darauf an. Vor den Gluthen Nietzsche's muss Stirner erbleichen ...

Karl Joël an Franz Overbeck, (Berlin) 13. März 1899

... Das unerwartete Stadium, in das nun unsere Affäre *[Auseinandersetzung mit Frau Förster über die Stirnerfrage]* getreten ist, ist jedenfalls der Fürsorge und dem

Interesse zu verdanken, mit dem Sie die schon verlorene Sache weiter verfolgt haben. Es ist mir lieb, daß ich meine Worte stehen lassen kann, obgleich ich im Interesse Nietzsches eine reinlichere Scheidung zwischen ihm und St(irner) wünschte, als sie nun möglich ist. Für mich ist es weder ein Triumph noch eine Rechtfertigung, wohl aber beides für Ihre verehrte Frau Gemahlin, und ich ziehe tief den Hut vor einem Gedächtnis, das so den Zeiten und Stürmen getrotzt und mutig bei seinen Aussagen beharrt hat, auch als alles dagegen sprach. Frau Förster ahnt so wenig meine erste Quelle, daß sie als solche im letzten Briefe den Komponisten August Bungert vermutete, auf den sie schon einmal jenes falsche Gerücht zurückgeführt habe. Doch sei Künstlern zu viel Phantasie nicht übel zu nehmen. Ich habe darauf nicht geantwortet, nur ihr jetzt ohne Namen den Bibliotheksfund gemeldet. Doch sehe ich ein, daß die Bedeutung des Fundes ganz auf dem – für mich entscheidenden – Zeugnis Prof. Baumgartners ruht; denn wenn ich recht verstanden habe, weist die Bibliotheksliste nur diesen Namen, nicht den Nietzsches auf. Ihr Name bleibt ganz aus dem Spiel; aber den Namen Baumgartner musste ich doch mal nennen ...

19.

Zu Band 3, Seite 220

Heinrich Köselitz an Franz Overbeck;

Weimar, Meyerstr. 4, 2l. Mai 1905

Hochverehrter Herr Professor!
Ihnen ist gewiss bekannt, wie durch das Buch des Dr. Jul. Möbius über Nietzsche die Fabel verbreitet worden ist, dass Nietzsche's Geistesstörung auf eine vor 1870 anzusetzende syphilitische Infektion zurückzuführen sei.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, zu erkunden, woher denn dieses Gerücht stamme, da doch gerade die Jugendfreunde (Gersdorff, Rohde, Roscher, Romundt u. s. w.) auf's Energisch'ste dagegen protestirten und protestiren. Am liebsten hätte ich mit Prof. Binswanger gesprochen, da er mir schon brieflich an die Hand gegeben hatte, ihn zu besuchen; doch kam es leider nie zur Fahrt nach Jena. Endlich erschien Binswanger selbst hier und gab mir reichliche Auskunft. Er bestätigte, was ich vorher schon durch einen seiner früheren Assistenzärzte, Dr. Rich. Sandberg, erfahren hatte: dass Möbius die Krankenjournale der Jenaer Landesirrenanstalt eingesehen und Nietzsche betreffende Eintragungen daraus entnommen habe. Möbius hatte die Erlaubnis hierzu von Frau Förster erbeten und, da diese nichts Schlimmes ahnte, auch erhalten. In diesen Journalen nun soll sich thatsächlich die Angabe finden, Nietzsche sei ein- oder gar zweimal luetisch erkrankt gewesen.

Einzig diese Angabe ist es, auf welche Möbius sein frivoles Gebäude gründet. Und wem schreibt das Journal diese Angabe zu? – Ihnen, hochverehrter Herr Professor.

Es versteht sich von selbst, dass ich Binswangern sagte, ich könne mir eine solche Angabe nur als auf einem Missverständniss des Protokollanten beruhend erklären. Im weitern Verfolg des Gesprächs sagte mir Binsw., er selbst habe vor einiger Zeit zu jenem Journalvermerk an den Rand geschrieben »Verlauf und Zeitdauer der Krankheit N.s gestatten deren Herleitung aus Lues nicht«. Gerade er, Binswanger, habe die sogen. progressive Paralyse zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht, Vieles darüber geschrieben und als Resultat seiner Forschungen gefunden, daß höchstens 70% von Paralysis-Fällen auf Lues zurückzuführen seien,

nicht aber 100%, wie Möbius meine. Möbius werde überhaupt von Fachleuten nicht ernst genommen.

Nun, ich will Sie, hochverehrter Herr Professor, mit der Fortsetzung des Referates nicht ermüden, sondern sogleich zu erkennen geben, wie tiefen Dank ich Ihnen schulden würde, wenn Sie mich über die Zu- oder Unzutreffendheit jener angeblich auf Sie zurückgehenden Journal-Eintragung gütigst unterrichten wollten. Denn über kurz oder lang muss ich öffentlich über die Angelegenheit sprechen. Binswanger hat mich ermächtigt, von seinen Mittheilungen Gebrauch zu machen.

Mit dem herzlichsten Wunsch, dass es Ihnen und der hochgeehrten Frau Professor recht wohl ergehe, begrüsst Sie in alter Verehrung und Ergebenheit

Ihr dankbarer Schüler

Peter Gast

Antwort von Prof. Overbeck auf den Brief von H. Peter Gast vom 21. Mai 1905 (Abschrift Ida Overbeck)

Basel 23. Mai 05

Geehrter Herr Köselitz.

Im Frühjahre 1902 erhielt ich von meinem hiesigen Collegen, dem Physiologen Bunge im Auftrag des Dr. J. Möbius, der mir bis dahin nur aus seinen Büchern über *Schopenhauer* u. *Goethe* bekannt war, die Anfrage ob ich bereit sei ihn zu einer Conferenz über Nietzsche zu empfangen. Dergleichen Anträgen habe ich mich in den paar Fällen, in welchen sie an mich gekommen, in der Regel entzogen, dieses Mal ging ich darauf ein. Am 10. April genannten Jahres fand unsere Besprechung auf meinem Zimmer statt. Sie lief in der Hauptsache auf eine Ankündigung des bald darauf erschienenen Büchlein's ›Über das Pathologische bei Nietzsche‹ u. seiner Grundgedanken hinaus. Was der Verfasser bei der Gelegenheit von mir erfragte und zu hören bekam hat er selbst a.a.O. S. 991 bis auf einen hier gleichgültigen Punkt in einer Weise bekanntgemacht, die mir zu keinen Einwendungen Anlass bot. Auf jeden Fall hat aber dort seine Darstellung der Dinge gutgläubigen Lesern noch weniger irgendwelchen Raum für den Gedanken gelassen, die hier als Zeuge für einen anderen Moment von N.s Leben angerufene Person träfe auch irgendwelche Verantwortlichkeit für die ganz anderwärts – schon S. 20 f. – eingetragene u. freilich für Dr. Möbius weiterhin so bedeutsam gewordene anonyme »Sage« von einer schon 1870 geschehenen luetischen Ansteckung Nietzsche's. Was mich betraf, so hörte ich davon am bezeichneten Tage zum 1. Mal in meinem Leben erzählen u. war dafür als Zeuge einzustehen weder selbst irgend in der Lage, auch wurde ich dazu vom Erzähler, den ich vor mir hatte, auch nur mit Einem Worte aufgerufen. Welches war demgemäss mein Erstaunen, als ich vor etwa 2 Minuten vernahm, man trage sich im Nietzsche-Archiv mit der Sage, ein Gewährsmann der durch Möbius in Umlauf gekommen, sei *ich,* der vor 1870 kaum N.s Namen gehört hatte. Und zwar solle Prof. Binswanger auf Grund des Zeugnisses der Krankenbücher der von ihm geleiteten Irrenanstalt den neben angegebenen Missbrauch meines Namens veranlasst haben. Meine sofort an Prof. Binswanger, mit Berufung auf unsere einstige Zusammenkunft in Sachen des Irrsinn's Nietzsche's im Februar 1890A278 gerichtete Reklamation erhielt die nur zufällig etwas verspätete Auskunft vom 24. April, die ich für Sie in Abschrift beilege. Ich beruhigte mich bis auf weiteres dabei, aus Motiven, die ich dem »Archiv« am Ende am Wenigsten auseinanderzusetzen brauche. Das Weitere das ich vorläufig abzuwarten beschloss, hielt ich noch nicht für eingetroffen mit den neulich mir durch Sie zugesandten Drucksachen. Wohl dachte ich zwar sie damit zu

erwidern, dass mir jeder Grund fehle mich in den Streit der Frau Dr. Förster u. ihres Archivs mit dem Dr. Möbius über die Krankheit ihres Bruders zu mischen. Er hat, wie er auch entschieden werden mag, zu sehr wie eine Sache angefangen, bei welcher ich mich gern draussen halte. Auch lässt mich Ihr heute erhaltener Brief mein Temporisiren nicht bedauern. Meine Antwort hat sich inzwischen in der Hauptsache kaum geändert. Theilen Sie mir mit, dass Sie »über kurz oder lang über die *Angelegenheit* öffentlich sprechen müssen«, so glaube auch ich mit Obigem über die Angelegenheit, die uns beschäftigt, genug mitgetheilt zu haben, um Ihnen ganz anheimzustellen, was sie von jener »Journaleintragung des Jenaischen Krankhauses« halten wollen, u. wiefern es Ihnen noch für schicklich gilt mich in einer öffentlichen Erklärung in einer Sache überhaupt auftreten zu lassen, in der ich bei ihrem augenblicklichen Stande nichts zu sagen habe und auch nichts sagen will. Auf jeden Fall ist diese Antwort, wie sie Ihnen auch zusagen mag, mir doch ausdrücklich abverlangt. Allerdings indessen, lasse ich es bei dieser an Sie unmittelbar u. allein gerichteten Antwort heute nicht bewenden. Ich überlasse Ihrer *vollständigen* Kenntnissnahme dieser Antwort, sowohl meiner Ihnen zunächst vorliegende Blätter als auch der abschriftl. *Beilage,* um sich eine Vorstellung von der Incongruenz zu bilden, welche zwischen den Mittheilungen besteht, die ich Ihrem Brief vom 21. verdanke u. denen die ich (in der Beilage) von Binswanger habe, welche Incongruenz ich allerdings nicht weiter unaufgehellt lassen kann.

Leider nämlich lässt mich, *wie* Sie sehen werden, Binswangers Billet vom 26. April von einem *mit meinem Namen* versehenen Eintrag Nietzsche's Ansteckung von 1870 betreffend nichts erkennen, während *Ihr* Brief die bestimmte Angabe enthält, die Bezeugung einer ein, ja zweimaligen Ansteckung Nietzsche/s zur angegebenen Zeit schreibe Krankenjournal des Spitels *mir* zu. Eine Angabe die Sie selbst freilich wieder unsicher machen, indem Sie schreiben: »die Angabe über Nietzsches zweimalige luetische Erkrankung *solle* das Spital*journal* enthalten.« Sie haben also nicht gesehen? Während mir Alles darauf ankommt, zu wissen in *welcher Form* ich mich mit meinem Namen im Jenaer Krankenjournal befinde.

Bei wem soll ich mir aber Klarheit darüber verschaffen, als bei Binswanger? Mindestens will ich's versuchen, und nur um Sie in loyalster Weise über die Folgen Ihres heute erhaltenen Briefes in Kenntnis zu erhalten, theile ich Ihnen mit, dass ich meiner vorliegenden Sendung an Sie einen Brief an Binswanger auf dem Fusse folgen lassen u. mit Gebrauch über Ihre Mittheilungen über das Irren-Krankenjournal obigen Versuch unternehmen werde, nämlich mir Klarheit darüber zu verschaffen, was denn im Journal über mich steht u. vielleicht auch den Schimmer einer Vorstellung darüber, wie es nur hat geschehen können, dass ich als Zeuge für eine Thatsache hineingekommen bin, für welche ich selbst nur das Zeugniss der anonymen u. auch mir völlig unbekannt gebliebenen Berichterstatter habe, die zur Zeit jeder Leser der Möbius'schen Broschüre über N. zu seiner Verfügung hat, von dem mir indessen irgend welcher Gebrauch im Streit über seine Krankheit zu machen bis auf den heutigen Tag wohlweislich noch nicht in den Sinn gekommen ist. So dass es auch bei der von Ihnen angedeuteten mich betreffenden Eintragung in das Jenaer Journal gar nicht um ein »Missverständniss«, wie *Sie* sagen, handelt, sondern nur *um* einen Gewaltstreich *absoluter* Willkühr, (!) der ohne mein Wissen meinen Namen in ein Dokument praktizirt hat in welches er gar nicht gehört. Ohne Zweifel fragen Sie, nach Lektüre dieser Auseinandersetzungen, warum ich in so wichtiger Sache nicht selbst mich in Jena einstelle um mich vom Stande der Dinge durch Augenschein zu überzeugen? Das Geständniss zwar, das Sie mir selbst über die Schwierigkeit ablegen, die Ihnen in derselben Angelegenheit die etwa 2 stündige

Reise von Weimar nach Jena bereitet hat, bietet mir eine naheliegende Handhabe, um mich Ihnen gegenüber Jeder Auseinandersetzung über die eben aufgeworfene Frage zu entziehen. Doch unterlasse ich, da ich hier weder Sie noch mich »hinhalten« will, diesen Umweg unserer Verständigung, und lasse Sie ohne Weiteres wissen, dass ich ohne Zweifel nach den Offenbarungen Ihres Briefes unverzüglich mir durch eine Reise in die Heimath des Nietzsche-Archivs aus der Noth helfen würde, besässe ich nur die Freiheit dazu. Statt dessen bin ich seit Wochen durch Krankheit hier an die Scholle gebunden u. sehe auch zur Stunde noch kaum ab, wann ich wieder beweglicher werden soll. Auch hat mir unter diesen Umständen schon dieser Brief, ich versichere Sie, Noth genug bereitet. Auf jeden Fall kann ich nicht daran denken ihn weiter auszudehnen u. ihn etwa als Anlass zu benutzen um einen geringen Theil der Beschwerden Ihnen vorzulegen zu der mir der Schlussband des ›Lebens Fr. Nietzsche's‹ Ursache gibt. Nur eine Frage kann u. mag ich nicht unterdrücken, da *Sie* die Voraussetzungen zu ihrem Verständniss eben so gut kennen ungefähr wie ich: Wie haben Sie: Besitzer der Briefe, die ich Ihnen Anfang 1889 über meine Abholung Nietzsche's von Turin hierher geschrieben u. dazu der Vollmacht, die ich Ihnen für Gebrauch dieser Briefe gegeben habe, Frau Dr. Förster die ganz ungenauen Fabeleien über diese Abholung niederschreiben lassen können, die sie S. 920 ff. ihres Werkes zu versuchen, dem paraguayitischen Standpunkt ihres Observats, wie zum Trotz, keinen Anstand genommen hat? In der Hoffnung, dass Ihnen wenigstens diese mir abgeforderte Rechenschaftsablegung nicht zu viel geworden ist, bleibe ich Ihr stets ergebener

F. Overbeck

Prof. Otto Binswanger an Ida Overbeck

Jena 7. Juni 1905

Sehr geehrte Frau Professor!
Mit grösstem Bedauern habe ich aus Ihren Zeilen entnommen, dass Ihr Herr Gemahl leidend ist, und dass ihm die Urheberschaft des Gerüchtes über die Krankheit Nietzsches durch das Vorgehen des Herrn Gast noch immer Unannehmlichkeiten bereitet. Ich habe am letzten Sonntag Gelegenheit gehabt, mit Frau Professor Förster-Nietzsche zu sprechen. Ich habe ihr ausdrücklich wiederholt, dass nach den Erklärungen Ihres Herrn Gemahls die Annahme, die betreffende Angabe rühre von ihm her, vollständig unbegründet sei. Ich habe sie aufgefordert, Herrn Gast davon Mittheilung zu machen und ihm zu untersagen, Ihren Herrn Gemahl weiter in dieser Angelegenheit zu behelligen.

Zur Sache selbst habe ich zu bemerken, dass die briefliche Mitteilung des Herrn Gast, nach welcher die in unserem Krankenjournal stehende Notiz über die Infektion Nietzsches Ihrem Herrn Gemahl zugeschrieben wird, vollständig falsch ist. In dem Krankenjournal steht nur die Tatsache verzeichnet, ein Gewährsmann hierfür ist nicht angegeben.

Ich hoffe, damit jedes Bedenken bei Ihrem Gemahl zerstreut zu haben und zeichne

hochachtungsvoll
Ihr ergebenster
Prof. Binswanger
Geheimer Medizinalrat.

Am 26. Juni 1905 ist Franz Overbeck gestorben.

20.

Zu Band 3, Seite 222

Beerdigung
im Erbbegräbniss zu Röcken
am 28. August 1900
*Dienstag Nachmittag 4 Uhr*B1336

Geläute der alten Glocken,
die Friedrich Nietzsche an dem Tage seiner Geburt
zuerst begrüssten.

Gesang eines Männerchors.

Rede am Grabe Friedrich Nietzsche's
von Oberbürgermeister Dr. Oehler.

So ist er denn heimgekehrt, unser theurer Freund, zu dieser stillen Stätte, von welcher er dereinst ausgezogen ist. Eine gar weite Reise hat er unternommen, dort von jenem schlichten Pfarrhause aus in die weite Welt der Gedanken, in seine Welt, in welcher es ihm beschieden war, neue unermessliche Gebiete zu erforschen und zu durchstreifen, die vor ihm noch kein menschliches Auge geschaut.

Friedlich und traulich ist das Dörflein, in welchem *Friedrich Nietzsche* vor bald 56 Jahren das Licht der Welt erblickte und die ersten Jahre verbrachte, behütet von Vater und Mutter, neben denen er jetzt seine letzte Ruhestätte finden soll. Bald starb ihm der über Alles geliebte Vater, der treffliche Geistliche dieses Ortes; die junge Mutter zog mit den beiden Kindern in das benachbarte Naumburg, wo sie dieselben mit der reichen Fülle mütterlicher Liebe erzog. Aber bald regten sich unserm Freunde die Schwingen seines gewaltigen Geistes, zu eng wurde ihm die Welt, in der er emporgewachsen war: hinaus ging es, hinauf in die Höhe der grossen Geister und über die höchsten Höhen, bis zu denen menschliches Denken emporgeklommen war, trug es ihn noch höher hinauf: staunend sahen wir ihm nach. Von dieser Höhe sah er so Vieles, anders als wir es zu sehen gewohnt waren. Wie wünschte er, dass wir ihm folgen möchten, dass wir gleich ihm sehend würden! Und wie schmerzte es ihn, dass er einsam blieb in der schwindelnden Höhe der Gedanken! Aber nicht blos der Flug seiner Geistesschwingen, auch seine Persönlichkeit, die Vornehmheit und Lauterkeit seines Wesens, die Reinheit seines Denkens und Wollens trugen ihn weit empor über die Alltäglichkeit, über die kleinen und kleinlichen Anschauungen. Die Augen der Andern blickten ihm nach, aber sie vermochten ihm nicht zu folgen. Gleich einem kühnen Adler schwebte er in den reinen Höhen der Sonne: die Andern sahen dies nicht, sie sahen nur den schwarzen Punkt, der ihnen den gewohnten Blick auf das Himmelsbild störte.

So war sein Leben ein Kampf. Und welch ein Kampf auf allen Gebieten des Geistes und der Kunst! Ueberall war er ein Vorkämpfer und wuchtig führte er seine scharfen Waffen. Die Grundlagen einer mehrtausendjährigen Kultur genügten ihm nicht als Fundament, auf dem er den stolzen Bau seiner Geisteswelt aufzurichten gedachte. Er war aber ein heldenmüthiger Kämpfer auch noch im andern Sinne. Wie hat er sich viele Jahre tapfer gewehrt gegen die Anfechtungen seines körperlichen

Leidens: mit bewunderungswürdiger Willenskraft hat er sich die Kräfte seines Geistes gegen die Schmerzen des Körpers gesund gerungen, um nicht zu erliegen, um zu arbeiten an dem grossen Werke seines Lebens.

Aber ach, plötzlich war sein Geist durch Krankheit gehemmt: aufgerieben war die gewaltige Schaffenskraft. Der Baumeister konnte sein grossartig angelegtes Werk nicht mehr vollenden: unzählige Bausteine, welche er sich für seinen Bau beschafft und zurechtgelegt hatte, blieben ungeordnet liegen; vielleicht nur scheinbar ungeordnet. Wird sich je der Meister finden, der sie zu dem grossen Bau unseres Freundes in richtiger Weise zusammenfügen kann?

Viele Jahre wurde er in seiner Krankheit von der Mutter mit der rührendsten Liebe und Hingebung gepflegt, bis der Tag kam, wo auch diese treuen Augen sich schlossen und die Mutter an dieser Stelle hier zur ewigen Ruhe einging. Die Schwester trat an ihre Stelle. Sie betrachtete es als den ganzen Inhalt, das Glück ihres Lebens, sorgen zu dürfen für den siechen Körper, für den in Fesseln geschlagenen Geist des über Alles geliebten und verehrten Bruders, zugleich aber auch sorgen und eintreten zu dürfen für seine Werke und Gedanken, für die Ehre und den Ruhm seines Namens. In ihren Armen ist Friedrich Nietzsche sanft entschlafen, noch am Tage seines Todes ein Bild freundlicher Dankbarkeit. Der Name der geliebten Schwester »Elisabeth« war das letzte Wort, welches seine müden Lippen aushauchten. Unser Freund war von der herzlichsten Dankbarkeit und es entspricht wohl ganz seinem Empfinden, wenn ich an seinem Grabe seinen Dank ausspreche für die treue liebevolle Pflege, in der Mutter und Schwester aufgegangen sind, und wenn ich in diesen Dank auch einschliesse die treue Dienerin Alwine, welche die Mutter und Schwester in ihrem schweren aber schönen Liebeswerk bis heute unterstützt hat.

Herb ist der Verlust, der die Schwester nunmehr getroffen hat, aber der höchste und beste Trost erwachse ihr aus dem Bewusstsein, dass ihr der Verstorbene ein grosses Vermächtnis hinterlassen hat: die Fürsorge für die Schriften Friedrich Nietzsche's, für die Reinheit der Darstellung seiner Lehre, für die Grösse seines Namens.

Reich war der Inhalt seines Lebens und doch wie tragisch sein Geschick! Wie sehnte er sich so lange nach den Freunden, die ihm folgen sollten! Wie schmerzte es ihn, dass auf sein Rufen aus der Höhe das vielstimmige Echo ausblieb, welches allein im Stande war, den Ruf aus der Höhe in die Ebene zu tragen! Wie empörte es ihn, wenn der Widerhall seiner Lehre auf den er sehnsüchtig lauschte, sich als ein falscher unechter erwies, wenn er sich missverstanden sah! Und wie ganz anders ist es in der jetzigen Zeit geworden, aber erst dann, nachdem die geistige Kraft Friedrich Nietzsche's jäh zusammen gebrochen war. Jetzt braust sein Rufen durch die ganze Welt, hell strahlt sein Stern in der Höhe und lässt sein Licht in die tiefsten Tiefen menschlichen Denkens dringen.

Was hat Friedrich Nietzsche gewollt? »Trachte ich nach meinem Glücke? ich trachte nach meinem Werke« antwortet er uns auf diese Frage. Und sein Werk war ein edles: eine Reform der Menschheit, des gesammten menschlichen Denkens und Strebens, höher hinauf geführt werden sollten diejenigen Auserlesenen, welche berufen sind, die Menge zu führen.

Aber wie verkannt wurde vielfach unser Freund, wie missverstanden! wie verzerrt *war* das Bild, welches sich viele von ihm machten! Wir wenigen, denen das Glück zu Theil geworden ist, den Verstorbenen als Menschen in gesunden Tagen zu kennen, haben eine um so heiligere Pflicht, an seinem Grabe Zeugniss von dem abzulegen, was Friedrich Nietzsche war. Er war eine edle, vornehme Natur, rein, lauter und

keusch: alles Unreine war ihm verhasst, nicht blos in Folge Erziehung, sondern weil es seinem innersten Wesen widersprach. Er wollte wenig für sich, Alles für Andere, für die Menschheit; er strebte nicht nach äusserer Ehre oder hoher Stellung: aber unbegrenzt war bei ihm das Suchen nach der Wahrheit, nach den richtigen Werthen des geistigen und sittlichen Lebens. Gerne theilte er aus dem unerschöpflichen Borne seines Geistes seinen Freunden mit und that dies mit dem feinen und liebenswürdigen Humor, welcher ihm in gesunden Tagen so gut stand. Er war geduldig und standhaft im Leiden und so dankbar für erwiesene Dienste. So steht er vor uns: ein Kämpfer im Leben, ein Vorkämpfer der Wahrheit, ein Geistesgrosser.

Wir danken ihm für Alles, was er uns gewesen ist, für Alles, was er für die Menschheit gewollt und erstrebt hat.

Der irdische Kreislauf seines Lebens ist nun vollendet, er ist an seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt: so schliesst sich in Harmonie sein äusseres Leben.

Ruhe du selbst nach dem Kampfe in Frieden, theurer Freund: harmonisch klinge deine Geisteswelt aus! Dein Werk wird nicht untergehen.

Er flog zu höchst; nun hebt
Der Himmel selbst den siegreich Fliegenden.
Nun ruht er still und schwebt,
Den Sieg vergessend und den Siegenden.

Gesang des Männerchors.

Abschiedsworte
von Geheimrath Professor Dr. Heinze.

Einen letzten Gruss rufe ich Dir, *Friedrich Nietzsche*, in's Grab zu, Dir, meinem Schüler und Pflegebefohlenen in früher, Dir, meinem hochgeschätzten Collegen in späterer Zeit, Dir, meinem treugeliebten Freunde! Ein gewaltiges Werk hast Du vollbracht. Mit Deinem Geiste, mit Deinem Werke hast Du noch von dem Krankenzimmer aus einen grossen Theil der geistigen Welt erobert. Have cara anima!

Abschiedsworte
von Carl Freiherrn von Gersdorff.

Als ehemaliger Zögling der Landesschule Pforte, wo Du vor fast 40 Jahren mich Deiner Freundschaft würdigtest, welche mir mein Leben erst wahrhaft lebenswerth machte, rufe auch ich Dir aus dankbarem Herzen den altehrwürdigen Abschiedsgruss zu:

»have cara anima«

ja in noch höherem Sinne:

»have anima *candida*.«

Abschiedsworte
von Dr. Carl Fuchs.

Heil dir, Freundschaft
Meiner höchsten Hoffnung

erste Morgenröthe!
Ach! ohn Ende
schien oft Pfad und Nacht mir,
alles Leben
ziellos und verhasst!
Zweimal will ich leben,
nun ich schau in deiner Augen
Morgenglanz und Sieg.
Du liebste Göttin!

So mit Deinen Worten, dankt Dir Einer, dem Du, seit fast dreissig Jahren, mit Deiner Lehre den Sinn auch seines Daseins vertieft, dem Du mit ihr und Deiner hohen Freundschaft den Werth des Lebens, wie rauh es ihm auch begegnete, verdoppelt hast!

Bekenntnis Peter Gast's
am Grabe Nietzsche's.

– Und nun, da Dein Leib, nach der ungeheuren Odyssee Deines Geistes, zur Heimaterde zurückkehrt, rufe ich Dir als Dein Schüler, und im Namen Deiner Freunde, ein heisses »habe Dank« in Deine grosse Vergangenheit nach.

Wie *konnten* wir Deine Freunde sein? Doch nur indem Du uns *überschätztest*!

Was Du als weltbewegender *Geist* warst, das liegt vor Aller Augen; und was Du als Mensch des *Herzens* warst – gewiss verkündet es jeder Deiner Gedanken. Denn auf all Deinem Denken lag die *Weihe der Grösse* – und alle grossen Gedanken kommen, wie Vauvenargues sagt, aus dem Herzen.

Wir aber, die wir das unendliche Glück hatten, Dir im täglichsten Leben nahe sein zu dürfen, wir wissen nur zu gut, dass mit Buch und Schrift sich *nicht* wiedergeben lässt, was den Zauber gerade *Deines* Wesens ausmachte. *Das* ist nun für immer dahin. –

Was der Blick Deines Auges, was Dein liebreicher Mund sagte – es war voll Schonung und Güte, es war ein *Verbergen* Deiner Majestät: Du wolltest (um an eines Deiner zartesten Worte zu erinnern) – Du wolltest uns *Scham ersparen*. Denn dem Reichthum Deines Geistes, dem Trieb Deines Herzens Anderen Freude zu machen – wer von uns hätte ihm etwas Gleiches entgegensetzen können?

Du warst einer der edelsten, der lautersten Menschen, die je über diese Erde gegangen sind.

Und obschon dies Feind wie Freund weiss, so halte ich es doch für nicht überflüssig, dies Zeugniss laut an Deiner Gruft abzulegen. Denn wir kennen die Welt, wir kennen das Schicksal Spinoza's. Auch um *Nietzsche's* Andenken könnte die Nachwelt Schatten legen. Und darum schliesse ich mit den Worten: *Friede* Deiner Asche! *Heilig* sei Dein Name allen kommenden Geschlechtern!

Gesang des Männerchors.

Abschiedsworte
aus der Gemeinde der Trauernden.

Oh Himmel über mir, du Schamhafter! Glühender! Oh du mein Glück vor Sonnen-Aufgang! Der Tag kommt: so scheiden wir nun! – Also sprach Zarathustra.

(Dr. E. Horneffer, Weimar.)

Ein Seher, ein Wollender, ein Schaffender, eine Zukunft selber und eine Brücke zur Zukunft. – Also sprach Zarathustra.

(Heinrich Möller, Breslau.)

Dem Erkennenden heiligen sich alle Triebe; dem Erhöhten wird die Seele fröhlich. – Also sprach Zarathustra.

(Dr. Rutishauser, Zürich.)

Ich liebe Den, der über sich selber hinausschaffen will und so zu Grunde geht. –Also sprach Zarathustra.

(Hans v. Müller, Kiel.)

Nur wo Gräber sind, giebt es Auferstehungen. – Also sprach Zarathustra.

(Louis Betz, München.)

Oh Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Licht- Abgrund! ... all mein Wandern und Bergsteigen: eine Noth war's nur und ein Behelf des Unbeholfenen: – fliegen allein will mein ganzer Wille, in dich hinein fliegen! – Also sprach Zarathustra.

(Dr. Seidl, München.)

... Ich lehre Euch den Freund, in dem die Welt fertig dasteht. Eine Schale des Guten – den schaffenden Freund. – Also sprach Zarathustra.

(Curt Stoeving, Berlin.)

Meine alte wilde Weisheit auf eurer Herzen sanften Rasen, meine Freunde! – auf eure Liebe möchte sie ihr Liebstes betten! – Also sprach Zarathustra.

(Dr. Raoul Richter, Leipzig.)

Immer noch bin ich eurer Liebe Erbe und Erdreich, blühend zu eurem Gedächtnisse von bunten wildwachsenden Tugenden, oh ihr Geliebtesten! – Also spricht heute zu uns Zarathustra.

(Prof. Dr. Curt Breysig, Berlin.)

Abbildungen

¤ Abb. 1. Friedrich Nietzsches Geburtshaus: das Pfarrhaus in Röcken, Gartenseite. Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 2. Brief Friedrich Nietzsches an seine Mutter, Pforta, Mitte November 1859.

¤ Abb. 3. Brief Friedrich Nietzsches an Freiherrn Reinhart v. Seydlitz, Basel 24. Sept. 1876.

¤ Abb. 4. Brief Friedrich Nietzsches an Freiherrn Reinhart v. Seydlitz, Nizza 26. Okt. 1886.

¤ Abb. 5. Musikhandschrift Friedrich Nietzsches; Aus den Entwürfen zum »Weihnachts-Oratorium«: »Einleitung zur dritten Szene«, Ostern bis Juni 1865. Originalformat 23,5 × 33 cm. Ms. 63 S. 19B1338.

¤ Abb. 6. Musikhandschrift Friedrich Nietzsches; Lied »Junge Fischerin« 1. Fassung 11. Juli 1865. Originalformat 26,5 × 17 cm. Ms. 88B1339.

¤ Abb. 7. Musikhandschrift Friedrich Nietzsches; »Hymnus an die Freundschaft«, unvollendete Fassung für Klavier zu 4 Händen, Ostern 1874. Originalformat 34 × 27 cm. Ms. 117B1340.

¤ Abb. 8. Paul Deussen; Foto: Schopenhauer-Gesellschaft, Frankfurt a. Main.
¤ Abb. 9. Erwin Rohde; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 10. Carl v. Gersdorff; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 11. Friedrich Ritschl. Radierung in der Leipziger Illustrierten Zeitung 1865. Bildarchiv Universitätsbibliothek Basel.

¤ Abb. 12. Wilhelm Vischer-Bilfinger. Um 1870. Bildarchiv U. B. Basel.

¤ Abb. 13. Jacob Burckhardt 1894; Foto: Lendorff. Mit Bewilligung von Max Burckhardt.

¤ Abb. 14. Franz Overbeck.

¤ Abb. 15. Franz und Ida Overbeck-Rothpletz 1876. Bildarchiv U. B. Basel.

¤ Abb. 16. Richard Wagner.

¤ Abb. 17. Cosima Wagner. Büste von G. Kietz; Foto: Historisches Bildarchiv Lolo Handke, Bad Berneck.

¤ Abb. 18. Malwida v. Meysenbug; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 19. Marie Baumgartner 1894; Oelbild von Jessar, Venezia, Foto: N. Guth, Basel. Privatbesitz Basel.

¤ Abb. 20. Meta von Salis 189; Kohlezeichnung von Arnold; Capri, März 1894. Rätisches Museum Chur.

¤ Abb. 21. Heinrich Köselitz; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 22. Paul Rée und Friedrich Nietzsche, Mai 1882. Foto: Jules Bonnet, Luzern.

¤ Abb. 23. Lou v. Salomé; Atelieraufnahme.

¤ Abb. 24. Arthur Schopenhauer.

¤ Abb. 25. Friedrich Nietzsches Vater: Karl Ludwig Nietzsche, Pfarrer zu Röcken. Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 26. Friedrich Nietzsches Mutter: Franziska, geb. Oehler.

¤ Abb. 27. Friedrich Nietzsches Schwester: Elisabeth Förster-Nietzsche. Foto: Bilderdienst Süddeutscher Verlag.

¤ Abb. 28. Röcken; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 29. Pforta Mitte des 19. Jahrh.; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 30. Pforta Mitte des 19. Jahrh.; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 31. Basel: die alte Universität am Rheinsprung. Links darüber: »Weisses Haus« und »Blaues Haus«. Rechts: Martinskirche. Foto: Staats-Archiv Basel-Stadt.

¤ Abb. 32. Basel: Münsterplatz. Häuserreihe rechts, letztes Haus: »Mentelinshof« (ehem. »Paedagogium«). Foto: Klingenthal-(Münster-)Museum Basel.

¤ Abb. 33. Sorrent, Küstenpartie. Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 34. Sils-Maria 1889. Foto: Rätisches Museum Chur.

¤ Abb. 35. Das Haus Durisch (heute »Nietzsche- Haus«) in Sils-Maria. Foto: Max Wagner-de-Barros, St. Moritz.

¤ Abb. 36. Genua, Ansicht der Stadt und des Hafens im 19. Jahrh.; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 37. Strand von Nizza um 1880; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 38. Naumburg: das Haus am Weingarten (Wohnung der Mutter bis 1897). Foto: Archiv Janz.

¤ Abb. 39. Friedrich Nietzsches Grab. Friedhof Röcken. Foto: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz.

¤ Abb. 40. Friedrich Nietzsche im Alter von ca. 20 Jahren; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 41. Friedrich Nietzsche im Alter von 20 Jahren; Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 42. Der kranke Nietzsche am Arm seiner Mutter. Foto: Ullstein Bilderdienst, Berlin.

¤ Abb. 43. Friedrich Nietzsche in mittleren Jahren. Foto: Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin.

¤ Abb. 44. Das Löwendenkmal in Luzern. Foto: Kantonsbibliothek Luzern.

¤ Abb. 45. Zeichnung Friedrich Nietzsches in der Anstalt Friedmatt Basel zwischen dem 10. und 17. Januar 1889. Echtheit bezeugt durch den ehemaligen Assistenzarzt Dr. Luxemburg. Vage Erinnerung Nietzsches an das Löwendenkmal in Luzern, wo er Mai 1882 eine entscheidende Begegnung mit Lou Salomé hatte! Das Bild ist zum Vergleich zu Abbildung 44 so zu betrachten, daß der Schild mit dem Wappenkreuz den unteren Bildrand einnimmt.¤

¤ Abb. 46. Brief Friedrich Nietzsches an Richard Wagner zu dessen Geburtstag am 22. Mai 1870.
¤ Abb. 47. Aus den Skizzenbüchern Friedrich Nietzsches 1882, Abb. Ullstein Bilderdienst, Berlin.

¤ Abb. 48. Briefzettel Friedrich Nietzsches. Abb.: Ullstein Bilderdienst, Berlin.

¤ Abb. 49. Friedrich Nietzsche. Büste von Max Kruse 1898. Marmor. Jetzt im Nietzsche-Haus in Sils-Maria.

Anhang
Quellen

Für allgemeine Literaturhinweise sei auf die BibliographienB1341 verwiesen; hier sind nur Texte verzeichnet, die zur Ausarbeitung dieser Biographie benützt sind.

Die Briefe von und an Nietzsche sind heute bequemer und zuverlässiger in der Kritischen Gesamt-Ausgabe (KGA, Ziffer 6) und der Kritischen Studienausgabe (KSA) zu finden, als in den div. (benutzten) Sonderausgaben. Das betrifft die Ziffern 7, 8, 9, 11, 12, 13, 14, 15, 125.

Der vollständige Nachweis der von Blunck verwendeten Zitate und Literaturangaben war nicht mehr durchwegs möglich.

1. Kritische Studien-Ausgabe (Colli/Montinari) dtv 1980.
2. Friedrich Nietzsches Werke. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Bände 1-5. C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1934-1940.
3. Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1954. Bände 1 und 2.
4. Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1954. Band 3.
5. Friedrich Nietzsches Werke des Zusammenbruchs, herausgegeben v. Erich Podach. Wolf gang Rothe- Verlag, Heidelberg 1961.
6. Friedrich Nietzsche, Werke, Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Walter de Gruyter u. Co. Berlin 1967 ff. ergänzend: Nietzsche-Studien 4 (1975).

7. Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe, Insel- Verlag, Leipzig. Band 1 31902; Band 2 (Briefwechsel mit Erwin Rohde) 21903; Band 3 21905; Band 4 (Briefe an Peter Gast) 21908, Band 51 und 52 (Briefe an Mutter und Schwester 1909).
8. Friedrich Nietzsche, Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe, Bände 1-4 (bis 7. Mai 1877). C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1938-1942.
9. Nietzsches Briefe an Meta v. Salis, herausgegeben von Maria Bindschedler. Neue Schweizer Rundschau, April 1955 S. 709-721.
10. Friedrich Nietzsche, Der musikalische Nachlaß, herausgegeben im Auftrag der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft von Curt Paul Janz. Bärenreiter-Verlag, Basel/Kassel 1976.
11. Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck. Herausgegeben von Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli. Insel-Verlag, Leipzig 1916 passim.
12. Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou v. Salomé. Die Dokumente ihrer Begegnung, herausgegeben von Ernst Pfeiffer. Insel-Verlag, Frankfurt 1970.
13. Die Briefe Peter Gasts an Friedrich Nietzsche. Herausgegeben in 2 Bänden von A. Mendt. Verlag der Nietzsche-Gesellschaft in München 1923/24.
14. Die Briefe des Freiherrn Carl v. Gersdorff an Friedrich Nietzsche. Herausgegeben von Karl Schlechta und Erhart Thierbach. Achte bis elfte Jahresgabe der Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs. Weimar 1934-1937.
15. Die Briefe Cosima Wagners an Friedrich Nietzsche. Herausgegeben von Erhart Thierbach. Zwölfte und dreizehnte Jahresgabe der Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs. Weimar 1939/1940.
16. Wilhelm Altmann: »Kurzgefasstes Tonkünstlerlexikon«. Heinrichshofen, Wilhelmshafen 151974.
17. Biographisches Wörterbuch zur deutschen Geschichte, Band I. Francke München 21974/75.
18. Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrh. bis zur Gegenwart. Reclam, Leipzig o.J.
19. Georg Büchmann: Geflügelte Worte. Haude und Spenersche Verlagsbuchhandlung Berlin 321972.
20. Dictionnaire des lettres françaises. Payard, Paris 1863.
21. Documents diplomatiques français 1re Série, vol 7. Imprimerie nationale Paris 1937.
22. Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, Band 3. Union-Verlag, Stuttgart 91970.
23. Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz. Eigenverlag des Instituts, Neuenburg 1931.
24. Lexikon für Theologie und Kirche, Band 10. Herder, Freiburg i/Br. 21965/67.
25. MGG (Musik in Geschichte und Gegenwart). Bärenreiter, Kassel 1949 bis 1973.
26. Pauly: Realenzyklopädie der Altertumswissenschaft. Sonderdruck Artikel Cicero, Stuttgart o. J.
27. Karl Plötz: Auszug aus der Geschichte. Ploetz- Verlag, Würzburg 271968.
28. Edgar Refardt: Historisch-biographisches Musikerlexikon der Schweiz. Hug, Leipzig/Zürich 1928.
29. Hugo Riemann: Musik-Lexikon. Schott, Mainz 121959.
30. Schweizer Musiker-Lexikon. Atlantisverlag, Zürich 1964.
31. The International Cyclopaedie of Music and Musicians, ed. Thompson, London 1954.
32. Gero v. Wilpert: Lexikon der Weltliteratur. Kröner, Stuttgart 1963.
33. W. Ziegenfuss: Philosophen-Lexikon. De Gruyter, Berlin 1949.

34. Erwin Ackerknecht: Gottfried Keller, Biographie. Insel-Verlag 1948.
35. Aeschylus, ed. G. Murray, Oxford 1947.
36. Allgemeine Musikgesellschaft Basel. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens 1876-1926. Birkhäuser, Basel 1926.
37. Anni Anders und Karl Schlechta: Friedrich Nietzsche. Von den verborgenen Anfängen seines Philosophierens. Frommann Verlag, Stuttgart 1962.
38. Aristoteles; Politik. The Loeb classical Library.
39. Walter G. Armando: Richard Wagner. Eine Biographie. Rütten und Loening Verlag, Hamburg 1962.
40. Ferdinand Avenarius: Wagner–Nietzsche. Der Kunstwart, Berlin 1888.
41. Joh. Jak. Bachofen. Gesammelte Werke, Band 10 (Briefe). Schwabe u. Co. Verlag, Basel/Stuttgart 1967.
42. Badenweiler (i/Schwarzwald): Fremdenblatt, August 1869 und 1876.
43. Selmar Bagge: Ludwig v. Beethovens IX. Symphonie. Allgemeine musikalische Zeitung, Leipzig 1877.
44. Theodore-Henri Barrau: Geschichte der französischen Revolution 1789 bis 1799, 2 Bände. A. Müller, Brandenburg 1859.
45. Alexander Gottfried Baumgarten: Aesthetik als Philosophie der sinnlichen Erkenntnis; übers. v. H. R. Schweizer. Schwabe, Basel 1973.
46. Otto Behaghel: Indogermanische Forschungen, Band 25, 1909.
47. Otto Behaghel: Deutsche Syntax IV. Winter, Heidelberg 1932.
48. C. E. Benda: Nitzsches Krankheit. In: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie Jahrg. 1926.
49. Richard Benz: Beethovens Denkmal im Wort. Piper u. Co. Verlag, München 1950.
50. Carl Albrecht Bernoulli: Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, eine Freundschaft. Diederichs, Jena 1908, 2 Bände.
51. C. A. Bernoulli: Nietzsches Leu-Erlebnis. Rascher, Jahrbuch 1910.
52. Poul Bjerre: Der geniale Wahnsinn. C. G. Naumann, Leipzig 1904.
53. Elsa Binder: Malwida v. Meysenbug und Friedrich Nietzsche. Diss. Lausanne 1917; ed. Berlin 1917.
54. Richard Blunck: Notizhefte (uned.).
55. G. Bohnenblust: Nietzsches Genfer Liebe. Annalen 2, Zürich 1928.
56. Edgar Bonjour: Die Universität Basel. Helbing und Lichtenhahn, Basel/Stuttgart 21971.
57. Otto Böthlingk: Indische Sprüche (Sanskrit und deutsch), 3 Bände. Petersburg 1870/73.
58. Karl Böttcher: Auf Studienpfaden. Th. Schröter, Zürich 1900.
59. Max Braun: Adolf Stoecker. Biographie. Vaterländischer Verlag, Berlin 1912.
60. Karl Büchner: Römische Literatur-Geschichte. Kröner TA 247, Stuttgart 1957.
61. Jacob Burckhardt: Briefe. Gesamtausgabe, herausgegeben von Max Burckhardt. Schwabe-Verlag, Basel 1949, bis 1974 Bände 1-8 erschienen.
62. Jacob Burckhardt: Briefe. Auswahl herausgegeben von Fritz Kaphahn. Kröner, Leipzig 1935.
63. Jacob Burckhardt: Griechische Kulturgeschichte. Herausgegeben von Rudolf Marx in 3 Bänden. Kröner, Leipzig 1929.
64. Jacob Burckhardt: Griechische Kulturgeschichte. Herausgegeben von Werner Kaegi, 4 Bände, dtv, München 1977.
65. Jacob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen. Herausgegeben von Rudolf Marx. Kröner, Leipzig 1935.

66. Lucius Burckhardt: »Turin«, in Zürcher Tagesanzeiger 13. November 1973.
67. Paul Burckhardt: Geschichte der Stadt Basel. Helbing u. Lichtenhahn, Basel 1957.
68. Houston Stewart Chamberlain: Richard Wagner. Bruckmann, München 71923.
69. Friedrich Creuzer: Symbolik und Mythologie der alten Völker. Leipzig und Darmstadt 31836-1843.
70a. Otto Crusius: Friedrich Nietzsche und Karl Hillebrand. Süddeutsche Monatshefte 6. Jahrg. August 1906, S. 129-42.
70b. Otto Crusius: Erwin Rohde. Ein biographischer Versuch. (Ergänzungsheft zu Erwin Rohdes Kleinen Schriften). J. B. Mohr, Tübingen 1901.
71. Hugo Daffner: Friedrich Nietzsches Randglossen zu Bizets Carmen. Deutsche Musikbücher, Regensburg 1912.
72. Degener: Wer ist wo? Jahrg. 1935 und 1955.
73. Paul Deussen: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Brockhaus, Leipzig 1901.
74. Paul Deussen: Mein Leben. Herausgegeben von Erika Rosenthal-Deussen, Brockhaus, Leipzig 1922.
75. Henri Didon: Les Allemands; dt. von Stephan Born. Verlag Bernheim, Basel 1884.
76. Diehls-Kranz: Die Fragmente der Vorsokratiker. Verlag Weidmann 161972.
77. Diogenes Laertius; ed. H. S. Long, Oxford 1964.
78. Gerhard Dippel: Nietzsche und Wagner. Paul Haupt, Bern 1934.
79. Gustav Doret: Hugo de Senger. Payot, Lausanne 1930.
80. Helene Druskowitz: Wie ist Verantwortung und Zurechnung ohne Annahme der Willensfreiheit möglich? Eine Untersuchung. Weiss, Heidelberg 1887.
81. Richard Du Moulin-Eckard: Cosima Wagner. Drei Masken-Verlag, Berlin 1929 und 1931 (2 Bände).
82. Emil Dürr: Adolf Baumgartner. In: Basler Jahrbuch 1932, S. 211 ff.
83. Epiktet, ed. W. A. Oldfather. Loeb classical Library, London 51967.
84. Max Fehr: Richard Wagners Schweizer Zeit, Band II. Sauerländer, Aarau 1953.
85. Kuno Fischer: Geschichte der neueren Philosophen; Band 1, Teil 2: Descarts' Schule, Geulincx, Malebranche, Baruch Spinoza. Mannheim u. Heidelberg 21865.
Band 3 und 4: Immanuel Kant. Entwicklungsgeschichte und System der kritischen Philosophie. Mannheim 1860
Kritik der Kantischen Philosophie, München 1883.
86. Elisabeth Förster-Nietzsche: Das Leben Friedrich Nietzsches. Biographie. C. G. Naumann, Leipzig 1895 (Band 1), 1897 (Band 21), 1904 (Band 22).
88. Elisabeth Förster-Nietzsche: Der junge Nietzsche. Kröner, Leipzig 1912.
89. Elisabeth Förster-Nietzsche: Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft. Georg Müller, München 1915.
90. Elisabeth Förster-Nietzsche: Friedrich Nietzsche und die Frauen seiner Zeit. C. H. Beck, München 1935.
91. Bernhard Förster: Deutsche Colonien in dem oberen Laplata-Gebiete. Selbstverlag, Naumburg 1886.
92. Michael Foster: Lehrbuch der Physiologie; übers. von N. Kleinenberg. Heidelberg 1881.
93. Carl Fuchs: Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst. Diss. Stralsund 1871.
94. Carl Fuchs: Thematiken zu Peter Gasts Oper »Die heimliche Ehe«. C. G. Naumann, Leipzig 1890.
95. Ernst Gagliardi: Geschichte der Schweiz. Orell Füssli, Zürich 41939.
96. Die Gartenlaube Jahrg. 1876.

97. Gazette de Lausanne Jahrg. 1935.
98. Thomas Gelzer: Die Bachofen-Briefe. Schweizerische Zeitschrift für Geschichte. Bern 19694 S. 777-869.
99. Basler Gesangverein. Festschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens. Basel 1924.
100. Hermann Glockner: Heinrich v. Stein. Schicksal einer deutschen Jugend. Mohr, Tübingen 1934.
101. Joh. Wolfgang Goethe: Faust.
102. Joh. Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit.
103. Ferdinand Gregorovius: Korsika, 2 Bände. Cotta. Stuttgart und Tübingen 1854.
104. Franz Grillparzer: Werke: Studien II zu Aesthetika. Deutsches Verlagshaus Bong, Berlin o. J.
105. Hans Gutzwiller: Friedrich Nietzsches Lehrtätigkeit am Basler Paedagogium 1869-1876. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. Verlag Universitätsbibliothek Basel, Jahrg. 50/1951.
106. Eduard Hanslick: Vom musikalisch Schönen. Breitkopf u. Härtel Wiesbaden 161966.
107. Herodot; ed. Carolus Hude, Oxford 31940.
108. Andreas Heusler (III): Zwei ungedruckte Schriftstücke Nietzsches. Schweizer Monatshefte April 1922.
109. Karl Hillebrand: Zeiten, Völker, Menschen. Oppenheim, Berlin 1874.
110. Karl Hillebrand: Zwölf Briefe eines aesthetischen Ketzers. Trübner, Straßburg 1914 (Erstveröffentlichung: Augsburger Allgemeine 1. März-6. April 1873).
111. Eduard His: Basler Gelehrte des 19. Jahrhunderts. Schwabe, Basel 1941.
112. Eduard His: Nietzsches Heimatlosigkeit. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Verlag Universitätsbibliothek Basel, Jahrg. 40/1941.
113. Josef Hofmiller: Friedrich Nietzsche. Stromverlag, Hamburg 1932.
114. Josef Hofmiller: Briefe, In: Nachlaß Rich. Blunck.
115. Friedrich Hölderlin: Der Tod des Empedokles. Urfassung, herausgegeben von Hans Schumacher. Werner Classen Verlag, Zürich 1946.
116. Friedrich Hölderlin: Hyperion. E. A. Hofman Verlag, Zürich 1944.
117. Roger Hollinrake, Oxford: Persönliche Mitteilungen.
118. Heinrich Homberger: Nachruf auf Karl Hillebrand. In: Karl Hillebrand, »Frankreich und die Franzosen«. Trübner, Straßburg 31886 (Band 1).
119. Curt Paul Janz: Kierkegaard und das Musikalische. In: Die Musikforschung, Bärenreiter Kassel 19573 S. 364 ff.
120. Curt Paul Janz: Probleme der Nietzsche-Biographie. In: Studia philosophica, Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel 1964.
121. Curt Paul Janz: Die Briefe Friedrich Nietzsches. Textprobleme und ihre Bedeutung für Biographie und Doxographie. Theolog. Verlag, Zürich 1972.
122. Curt Paul Janz: Friedrich Nietzsches Akademische Lehrtätigkeit in Basel 1869 bis 1879. In: Nietzsche-Studien; Internationales Jahrbuch für die Nietzsche-Forschung. De Gruyter, Berlin 1974 S. 192 ff.
123. Curt Paul Janz: Die tödliche Beleidigung. In: Nietzsche-Studien 1975, S. 263 ff.
124. Curt Paul Janz: Korrekturen und Nachträge zu Nietzsche-Brief-Ausgaben, nach den Handschriften. Manuskript.
125. Curt Paul Janz: Friedrich Nietzsche. Der musikalische Nachlaß. Herausgegeben im Auftrag der Schweiz. Musikforschenden Gesellschaft. Bärenreiter, Basel und Kassel 1976.

126. Karl Jaspers: Nietzsche. Einführung in das Verständnis seines Philosophierens. Walter De Gruyter u. Co. Berlin 31950.
127. Ernest Jones: Sigmund Freud. Leben und Werk. London 1956.
128. Juvenal. Satiren.
129. Julius Kaftan: Das Christentum und Nietzsches Herrenmoral. Nauck, Berlin 1897.
130. Julius Kaftan: Aus der Werkstatt des Übermenschen. Deutsche Rundschau, 31. Jahrg. 1905 S. 253 ff. und Sulzer, Heilbronn 1906.
131. Werner Kaegi: Die Idee der Vergänglichkeit in der Jugendgeschichte Jacob Burcldiardts. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Jahrg. 42, Basel 1943 S. 209 ff.
132. Carmen Kahn-Wallerstein: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Neue Schweizer Rundschau 19475 S. 269 ff.
133. Immanuel Kant: Zum ewigen Frieden. Reclam Stuttgart 1954; Nr. 1501.
134. Max Kesselring: Nietzsche und sein Zarathustra in psychiatrischer Beleuchtung. Aehren-Verlag, Affoltern a. A. 1954.
135. Søren Kierkegaard: Entweder-Oder I. Die unmittelbaren erotischen Stadien oder das Musikalisch-Erotische (S. 47 ff.). Eugen Diederichs, Düsseldorf 1956.
136. Kladderadatsch. Die Kriegsnummern 1870.
137. Julius Klingbeil: Enthüllungen über die Dr. Bernhard Förstersche Ansiedlung Neu-Gennanien in Paraguay. Eduard Baldamus, Kommissionsverlag, Leipzig 1889.
138. Christian Klucker: Erinnerungen. Rentsch, Zürich 1931.
139. Fritz Kögel: Briefe. Nachlaß Rich. Blunck Ms.
140. Kurt Kolle: Paul Rée (?) Zeitschrift f. Menschenkunde, Jahrg. 3 S. 168 ff. Kampmann, Celle 1927/28.
141. Heinrich Köselitz: Musikalische Philister. Musikalisches Wochenblatt Fritzsch, Leipzig 1877.
142. Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung Band 1, Schweizerbart, Stuttgart 1877.
143. Eduard Kranner: Gottfried Keller und die Geschwister Exner. Schwabe Basel 1960 (Sammlung Klosterberg).
144. Ernst Kretschmer: Geniale Menschen. Springer, Berlin 51958.
145. Marcel Kurz: Clubführer (SAC) durch die Bündner Alpen V. SAC-Verlag 1932.
146. Landeskarte der Schweiz. Eidgen. Landestopographie, Wabern/Bern.
147. Julius Langbehn: Rembrandt als Erzieher. Hirschfeld, Leipzig 251890.
148. Julius Langbehn: Der Geist des Ganzen. Zum Buch geformt von Benedikt Momme Nisson. Herder u. Co. Verlag, Freiburg i/Br. 1930.
149. Friedrich Albert Lange: Geschichte des Materialismus. Brandstetter, Leipzig 101921.
150. Wilhelm Lange-Eichbaum/Wolfram Kurth: Genie, Irrsinn und Ruhm. Ernst Reinhardt Verlag, München/Basel 41961.
151. Albin Lesky: Geschichte der griechischen Literatur. Francke, Bern 21962.
152. Theodor Lessing: Der jüdische Selbsthass. Jüdischer Verlag, Berlin 1930.
153. Oscar Levy: Nietzsches englische Freundin. Zeitschriftenartikel; Korrekturabzüge zur Verfügung gestellt von R. Hollinrake. Jahrg. und Erscheinungsort nicht festzustellen.
154. Siegfried Lipiner: Der entfesselte Prometheus. Breitkopf und Härtel, Leipzig 1876.
155. Hans Lohberger: Resa v. Schirnhofer. Zeitschrift für Philosophische Forschung, herausgegeben von G. Schischkoff. Verlag Hain, Meisenheim 1968.

156. Longos: Daphnis und Chloe. ed. Thornley/Edmonds. Loeb classical Library 1956.
157. Frederick Love: Young Nietzsches Wagnerian experience. AMS Press New York 1966.
158. Jacob Achilles Mähly: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Die Gegenwart, Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben 58, 1900.
159. Thomas Mann: Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung. Die Neue Rundschau, Stockholm 19478 S. 359 ff.
160. Louise Marelle: Die Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche. Bischoff, Berlin 1933.
161. Alfred v. Martin: Nietzsche und Burckhardt. Zwei geistige Welten im Dialog. Erasmus-Verlag (Reinhardt), München 41947.
162. Manfred Mayrhofer: Zu einer Deutung des Zarathustra-Namens in Nietzsches Korrespondenz. Beiträge zur Alten Geschichte und deren Nachleben. De Gruyter, Berlin 1970 Band 2 S. 369 ff.
163. Wolfgang Menzel: Geschichte der Jahre 1816-56. Krabbe, Stuttgart 31865.
164. Hans Joachim Mette: Der handschriftliche Nachlaß Friedrich Nietzsches. Verlag Richard Haab, Leipzig 1932 (Signaturen).
165. Malwida v. Meysenbug: Memoiren einer Idealistin. Schuster u. Loeffler, Berlin 91905. 3 Bände.
166. Malwida v. Meysenbug: Lebensabend einer Idealistin. Schuster u. Loeffler, Berlin 31900.
167. Malwida v. Meysenbug: Im Anfang war die Liebe; Briefe an ihre Pflegetochter. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1926.
168. Paul Julius Möbius: Ausgewählte Werke Band V Nietzsche. Barth, Leipzig 1904.
169. Siegfried Morenz: Zauberflöte. Böhlau, Köln 1952.
170. Christian Adolf Müller: Die Stadtbefestigungen von Basel. Neujahrsblätter der GGG. Helbing u. Lichtenhahn Basel 1955 und 1956.
171. Wilhelm Müller: Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges. Stuttgart 1873.
172. Walter Muschg: Tragische Literaturgeschichte. Francke, Bern 51957.
173. Gustav Naumann: Zarathustra-Kommentar. Naumann, Leipzig 1899-1901.
174. Simon Newcomb/übers. v. Rudolf Engelmann: Populäre Astronomie 51914.
175. Friedrich August Ludwig Nietzsche: Beiträge zur Beförderung einer vernünftigen Denkensart über Religion, Erziehung, Untertanenpflicht und Menschenliebe. Weimar 1804.
176. Friedrich August Ludwig Nietzsche: Gamaliel, oder die immerwährende Dauer des Christenthums, zur Belehrung und Beruhigung bei der gegenwärtigen Gärung in der theologischen Welt. Leipzig 1796.
177. Walter Nigg: Franz Overbeck. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1931.
178. Benedikt Momme Nisson: Der Rembrandt-Deutsche Julius Langbehn. Herder, Freiburg i/Br. 1937.
179. Vincent und Mary Novello / dt. von Ernst Roth: Eine Wallfahrt zu Mozart. Boosey & Hawkes, Bonn 21959.
180. Wilhelm Oechsli: Bilder aus der Weltgeschichte III. Hoster, Winterthur 1944.
181. Adalbert Oehler: Nietzsches Mutter. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1940.
182. Max Oehler: Nietzsches Ahnen. Wagner, Weimar 1938.
183. Max Oehler: Nietzsches Bibliothek. Vierzehnte Jahresgabe der Gesellschaft der Freunde des Nietzsche-Archivs. Weimar 1942.

184. Ryôgi Okôchi: Nietzsches Amor fati im Lichte vom Karma des Buddhismus. Nietzsche-Studien Band 1 S. 36 ff. De Gruyter, Berlin 1972.
185. Franz Overbeck: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Neue Rundschau 1902.
186. Franz Overbeck: Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. E. W. Fritzsch, Leipzig 1873.
187. Franz Overbeck: Nachlaß in der Universitätsbibliothek Basel, Handschriften.
188. Overbeckiana. Übersicht über den Franz-Overbeck-Nachlaß der Universitäts-Bibliothek Basel, herausgegeben von Matthias Gabathuler und Ernst Staehelin in 2 Teilen. Helbing und Lichtenhahn, Basel 1962.
189. Ovid (Ovidius, Naso Publius) Text und Übersetzung von Rösch. Heimeran, München.
190. H. F. Peters: Das Leben der Lou Andreas-Salomé. Kindler, München 1964.
191. Arthur Pfeiffer: Exzerpte i/Nachlaß Blunck: s. Nr. 54.
192. Margarete Pfister-Burkhalter, Basel: persönliche Mitteilungen.
193. Philosophische Monatshefte, Band 9 Jahrg. 1874.
194. Pindar, ed. C. M. Bowra, Oxford 31951.
195. Platon; ed. Joannes Burnet, Oxford 61941.
196. Plotin: Werke VI,9H; ed. Richard Harder. Felix Meiner, Hamburg 21968.
197. Erich Podach: Nietzsches Zusammenbruch. Kampmann, Heidelberg 1930.
198. Erich Podach: Gestalten um Nietzsche. Erich Lichtensteig Verlag, Weimar 1932.
199. Erich Podach: Der kranke Nietzsche. Briefe seiner Mutter an Franz Overbeck. Bermann-Fischer, Wien 1937.
200. Erich Podach: Friedrich Nietzsche und Lou Salomé. Ihre Begegnung 1882. Max Niehaus Verlag, Zürich und Leipzig 1937. (Durch die Publikation von Ernst Pfeiffer [Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou v. Salomé. Die Dokumente ihrer Begegnung, herausgegeben von Ernst Pfeiffer. Insel-Verlag, Frankfurt 1970] inzwischen überholt).
201. Erich Podach: Ein Blick in Notizbücher Nietzsches. Wolfgang Rothe Verlag, Heidelberg 1963.
202. Richard Pohl: Der Fall Nietzsche. Musikalisches Wochenblatt, Leipzig 1888.
203. Polybios. Historiae. ed. W. R. Paton. Loeb classical Library 31960 Buch VI, cap. 11, 7/8.
204. Adolf Portmann: Die Frühzeit des Darwinismus im Werk Ludwig Rütimeyers. Basler Stadtbuch 1965. Helbing u. Lichtenhahn, Basel.
205. Herbert W. Reichert und Karl Schlechta: International Nietzsche Bibliography. North Carolina Press 196.
206. Erwin Rohde: Kleine Schriften II (Afterphilologie). Mohr, Tübingen und Leipzig 1901.
207. Albin Rosenthal-Levy, Oxford: Handschriftensammlung. Ausstellung in Sils-Maria 1967, Katalog (ergänzt).
208. Adolf Ruthardt: Friedrich Nietzsche und Robert Schumann. Zeitschrift für Musik 1921 (S. 489-91).
209. Ludwig Rütimeyer: Die Bevölkerung der Alpen. Die Alpen, Jahrbuch des Schweiz. Alpenclub 1864.
210. Edgar Salin: Rektoratsprogramm für die Universität Basel 1937.
211a. Edgar Salin: Jacob Burckhardt und Nietzsche. Lambert Schneider, Heidelberg 21948.
211b. Edgar Salin: Vom deutschen Verhängnis. Gespräch an der Zeitenwende: Burckhardt-Nietzsche. Rowohlt Hamburg 1959.
212. Meta von Salis-Marschlins: Philosoph und Edelmensch. Naumann, Leipzig 1897.

213. Meta von Salis. Nachlaß in Universitätsbibliothek Basel, Handschriften.
214. Lou (Andreas)-Salomé: Friedrich Nietzsche in seinen Werken. Reißner Verlag, Dresden 1924.
215. Lou (Andreas-)Salomé: Lebensrückblick, herausgegeben von Ernst Pfeiffer. Insel-Verlag, Frankfurt 1974 (Insel-Taschenbuch).
216. Seneca. Ad Lucilium epistolae morales. VII, 11.
217. Alexander v. Senger: Geschichte der Familie v. Senger. Schreibmaschinen-Manuskript, unpubl.
218. P. B. Shelley: The Revolt of Islam (in: Poetische Werke, übers. J. Seybt) Leipzig 1844.
219. Georg Simmel: Schopenhauer und Nietzsche. Duncker, Leipzig 1907.
220. Simplikios, ed. Fred. Dübner, Didot Paris 1842.
Simplikios, ed. H. Diehls, Reimerus, Berlin 1887
Simplikios, ed. Fritz Wehrli (in: Die Schule des Aristoteles), Schwabe Basel 1955.
221. Friedrich Smend: Vorwort zur neuen Bach-Ausgabe, H-moll-Messe, Bärenreiter, Kassel 1951.
222. Bruno Snell: Leben und Meinungen der Sieben Weisen. Heimeran, München 31952.
223. Sophokles: Philoktet. ed. Joannes Johnson, Oxford 41946.
224. Carl Spitteler: Gesammelte Werke Band VI. Artemis-Verlag, Zürich 1947.
225. Ludwig Schemann: Erinnerungen an Richard Wagner. Frommann, Stuttgart 1902.
226. Resa v. Schirnhofer: Vom Menschen Nietzsche. Zeitschrift für Philosophische Forschung, Reutlingen Jahrg. 22 1968, herausgegeben von Hans Lohberger S. 248-260 und S. 441-458.
227. Karl Schlechta: Der Briefwechsel Nietzsches mit Frau Louise Ott. Der Aquädukt, Zeitschrift. C. H. Beck, München 1938.
228. Karl Schlechta: Friedrich Nietzsche und der Frankfurter Arzt Dr. Otto Eiser. Frankfurter Wochenschau August 1940.
229. Karl Schlechta: Nietzsche-Chronik. Hanser, München 1975.
230. Berta Schleicher: Meta von Salis-Marschlins. Das Leben einer Kämpferin. Zürich 1932.
231. Martin Schmid: Marschlins (Graubündens Schlösser I). Calven-Verlag, Chur 1969.
232. Martin Schmid: Marschlins, eine Schule der Nationen. Bischofberger Verlag, Chur 1951.
233. Martin Schmid: Historische Aufsätze. »Nietzsche in Chur« (S. 72 ff.). Calven-Verlag, Chur 1969.
234. Max F. Schneider: Die Musik bei Jacob Burckhardt, Amerbach-Verlag, Basel 1946.
235. Schweizer Grenzpost und Tagblatt der Stadt Basel, Jahrg. 1877 18. April.
236. Staats-Archiv Basel-Stadt.
237. Stadt-Theater Basel, Bibliothek, Kapellmeisterlisten.
238. Standesamt Basel-Stadt (Zivilstandsregister).
239. Rudolf Steiner: Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit. Anthroposophischer Verlag, Dornach 21926.
240. Karl Strecker. Nietzsche und Strindberg. Mit ihrem Briefwechsel. München 1921.
241. Otto Strobel: Neue Urkunden zur Lebensgeschichte Richard Wagners. Braun, Karlsruhe 1939 (Darin: Tagebuch Hans Richter).

242. Johannes Stroux: Nietzsches Professur in Basel. Frommann, Jena 1925.
243. Tertullian, ed. Reifferscheid 1890. Loeb classical Library 41966.
244. Theokrit. Epigramme (Nr. 13), ed. A. Gow. University Press Cambridge 1950.
245. Leo Tolstoi: Luzern. Gute Schriften Zürich 1928.
246. Überweg-Heinze: Grundriss der Geschichte der Philosophie. Band I (Prächter) Philosophie des Altertums. Schwabe, Basel 131953.
247. Überweg-Heinze: Grundriss der Geschichte der Philosophie. Band IV (T. K. Oesterreich) Deutsche Philosophie des 19. Jahrh. und der Gegenwart. Schwabe, Basel 131951.
248. Überweg-Heinze: Grundriss der Geschichte der Philosophie. Band V (T. K. Oesterreich) Die Philosophie des Auslandes vom Beginn des 19. Jahrh. Mittler, Berlin 1929.
249. Isabella Ungern-Sternberg (v. d. Pahlen): Nietzsche im Spiegelbild seiner Schrift. Naumann, Leipzig 1902.
250. Universitätsbibliothek Basel. Nachlässe Overbeck, Meta v. Salis, Lanzky, Jacob Burckhardt.
251a. Anacleto Verrecchia: Nietzsches Zusammenbruch. NZZ (Neue Zürcher Zeitung) 3. Juli 1973.
251b. Anacleto Verrecchia: La catastrofa di Nietzsche a Torino. Einaudi, Torino 1978.
252. E. Villinger: Prof. Dr. Ludwig Wille. In: Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte. Jahrg. 43/340. Schwabe Basel 1912.
253. Eduard Vischer: Wilhelm Vischer, Gelehrter und Ratsherr. Helbing und Lichtenhahn, Basel 1958.
254. Martin Vogel: Nietzsches Wettkampf mit Wagner. Beiträge zur Geschichte der Musikanschauung im 19. Jahrhundert. Bosse, Regensburg 1965.
255. Martin Vogel: Nietzsche und die Bayreuther Blätter. Beiträge zur Geschichte der Musikkritik. Bosse, Regensburg 1965.
256. Martin Vogel: Apollinisch und Dionysisch. Bosse, Regensburg 1966.
257. H. Wagenvoort: Die Entstehung von Nietzsches Geburt der Tragödie. In: Mnemosyne, vol. XII, Leiden 1959.
258. Cosima Wagner: Tagebücher. Piper, München 1976 (I) 1977 (II).
259. Richard Wagner. Musikalische Werke. Klavierauszüge.
260. Richard Wagner. Gesammelte Schriften. Fritzsch, Leipzig 1872 bis 1883.
261. Richard Wagner: Das braune Buch. ed. J. Bergfeld, Atlantis, Zürich 1975.
262. Günther Wahnes: Heinrich von Stein und sein Verhältnis zu Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Diss. Jena 1926.
263. Gustav Adolf Wanner: Rund um Basels Denkmäler. Verlag Basler Nachrichten 1975.
264. Gerhard Wehr: Carl Gustav Jung. Rowohlt, Hamburg 1969.
265. Felix Weingartner: Carl Spitteler. Ein künstlerisches Erlebnis. Georg Müller, München 21913.
266. Curt v. Westernhagen: Richard Wagner. Atlantis, Zürich 1956.
267. Curt v. Westernhagen: Wagner. Atlantis-Verlag, Zürich 1968.
268. Josef Viktor Widmann: Johannes Brahms in Erinnerungen. Amerbach Verlag, Basel 1947.
269. Josef Viktor Widmann: Nietzsches gefährliches Buch. Der Bund, 17. Sept. 1886.
270. Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff: Zukunftsphilologie I und II. Berlin 1872.
271. Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff: Erinnerungen. Koehler, Leipzig 21928.
272. Bernhard Wyss: Wilhelm Vischer-Bilfinger und das philologische Seminar in Basel. Museum Helveticum 1962.

273. Heinrich Weiss und Rudolf Bruhin: Mechanische Musikinstrumente. Selbstverlag, Seewen (Kt. Solothurn) 1975.
274. Leopold Zahn: Friedrich Nietzsche. Eine Lebenschronik. Droste, Düsseldorf 1950.
275. Franz Zelger: An der Schwelle des modernen Luzern. Haag, Luzern 1930.
276. Stefan Zweig: Der Kampf mit dem Dämon; Hölderlin, Kleist, Nietzsche. Frankfurt 1951.
277. Die Universität Zürich 1833-1933. Festgabe zur Jahrhundertfeier (Gagliardi/Nabholz/Strahl).
278. Zürich, Staats-Archiv. Promotionsakten.
279. J. Fuchs: Friedrich Nietzsches Augenleiden. In: Münchner medizinische Wochenschrift 1978 Nr. 18.
280. Fedor Michailowitsch Dostojewskij: Schuld und Sühne (Raskolnikow) 1866.
281. Allgem. Lexikon der bildenden Künstler des XX. Jahrhunderts. Seemann, Leipzig 1938 und 1958.
282. Deutsches Literatur-Lexikon. Francke, Bern 1968.
283. Xenophon: Symposion, ed. E. C. Marchant, Oxford 31942.
284. Allgemeine Musikalische Zeitung, Leipzig Jahrg. 1877.
285. Allgemeine Schweizer Zeitung, Basel Jahrg. 1889.
286. Der Bund. Berner Tageszeitung. Jahrg. 1886, 1888.
287. Musikalisches Wochenblatt, Leipzig Jahrg. 1877, 1888.
288. Schweizer Monatshefte, Zürich Jahrg. 1922.
289. Europäische Wanderbilder, Heft 96-98: Ernst Buss »Glarnerland und Walensee« S. 99. Orell- Füssli, Zürich o. J. (zu erschließen 1885).
290. Hubert Treiber: Paul Rée – ein Freund Nietzsches. Bündner Jahrbuch 1987, Bischofberger Chur.
291. Hans Erich Lampl: Ex Oblivione; Das Féré-Palimpsest. Noten zur Beziehung Friedrich Nietzsches – Charles Féré. Nietzsche-Studien 1986.
292. Carmen Kahn-Wallerstein. Nachlaß-Depositum Korrespondenzen und Gesprächsnotizen mit Paul Lanzky. Universitätsbibliothek Basel.
293. Hildegard Gantner-Schlee: Das Nietzsche-Bildnis von Hans Olde. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. Verlag Universitätsbibliothek Basel 1970.
294. Curt Paul Janz: Nachträge zur Nietzsche-Biographie. Nietzsche-Studien 1989 S. 426 ff.
295. Reiner Bohley: Nietzsches christliche Erziehung. Nietzsche-Studien 1987 S. 164 ff. und 1989 S. 377 ff.

Nachwort

Als Quellen benützt sind zeitgenössische Zeitschriftenartikel, die auf Nietzsches Leben oder Werk Auswirkungen hatten (dazu gehört auch die damals heftige Diskussion um die Bedeutung der Musik allgemein und Wagners im besonderen), die aber all denen, die nicht am Erscheinungsort der betr. Zeitschrift wohnen, kaum greifbar sind; zum andern Briefdokumente aus den Nachlässen von Franz Overbeck und Meta von Salis in der Universitätsbibliothek Basel sowie Akten des Staats-Archivs Basel-Stadt, die kaum je zur Publikation in extenso kommen werden. Diese Dokumente geben wir darum in originaler Orthographie. Dasselbe gilt auch für die Dokumenten-Zitate im Kapitel »Die Basler Pension«. In seiner Exkurs- Stellung könnte es ebensogut im Teil »Dokumente« stehen, doch war so viel

kommentierender Text nötig, daß diese Darstellung dennoch richtiger im Biographieteil untergebracht erschien.

Einer besonderen Erwähnung bedarf die Präzisierung des Ausdrucks »Patriziat« in Verbindung mit den Gelehrten- und Industriellenfamilien in Basel, die mir Herr Prof. Werner Kaegi in Basel nahelegte: es gab in Basel kein *de iure*-Patriziat mit verfassungsmäßig verankerten Vorrechten wie etwa in Bern und anderen Kantonen; in Basel war es ein *de facto*-Patriziat von Familien, die sich durch Generationen in die führenden Positionen in Politik, Wirtschaft und Kultur emporgearbeitet hatten.

Auch Herrn Dr. Max Burckhardt, Basel, habe ich zu danken für viele wertvolle bibliographische Hinweise und die Hilfe bei der Entzifferung heikler Handschriftenstellen für die Zitate in den Dokumenten des 3. Bandes.

Frl. Eva Bernoulli, Basel, hat mir einen besonders wertvollen Beitrag geboten, indem sie mir das noch ungekürzte Autorenexemplar ihres Vaters, Carl Albrecht Bernoulli, seines ›Overbeck und Nietzsche; Eine Freundschaft‹B1342 (eine bibliographische Rarität) zur Verfügung stellte, dem ich einige Briefbelege entnehmen konnte, zu denen die Originale, wahrscheinlich im Gefolge des Prozesses Nietzsche-Archiv/Carl Albrecht Bernoulli, seinerzeit aus den Nachlaß-Beständen Overbecks verschwunden sind.

Dank schulde ich auch Herrn lic. Jürgen Graf, Basel, der die Korrekturen der gesamten Biographie mitgelesen und mit kritischen Bemerkungen zur Textverbesserung beigetragen hat, sowie meiner Frau, die große Teile schon im Manuskript, dann in den Druckkorrekturen mitgelesen und mich beim Register assistiert hat. Nicht zuletzt zu danken habe ich den Mitarbeitern des Verlags, die mit einer mitreißenden Intensität und Liebe zur Sache die rasche und schöne Verwirklichung des großen Anliegens ermöglicht und dem Werk in kürzester Zeit zu solcher Anerkennung verholfen haben, daß bereits Übersetzungen in Italienisch, Französisch, Spanisch, Holländisch vorliegen. Englisch ist in Vorbereitung.

Es sei mir zum Schluß noch ein klärendes Wort zu den ersten Kritiken gestattet. Teilweise nimmt man Anstoß daran, daß diese Biographie »nur« das blieb, was sie verspricht: ein »Lebensbild«.

Mehr oder weniger einleuchtende philosophische Interpretationen zu Nietzsches Werk gibt es zu Tausenden. Je nachdem, welcher philosophischen Häresie sie entsprungen sind, ergänzen oder bekämpfen sie sich, kommen zeitweise zu Geltung oder schwinden dahin. Was aber bis jetzt fehlte, war eine reich dokumentierte Darstellung der Fakten, auf denen aufbauend eine Interpretation doch erst beginnen kann. Und zu diesen Fakten gehört zweifellos auch die geistige Atmosphäre der Zeit, die uns doch in vielen ihrer Äußerungen schwer oder gar nicht mehr verständlich ist. Diese Lücke soll mit der Beleuchtung scheinbar nebensächlicher, aber zeittypischer Einzelheiten gefüllt sein.

Daneben stand aber eine andere Aufgabe. In weitesten Kreisen besteht gegenüber Nietzsche immer noch ein Unbehagen, das weitgehend auf Unkenntnis oder falschen Vorstellungen beruht. Die Darstellungsweise soll nun selbst denen, die Nietzsches Philosophie vollkommen ablehnen, dieses erschütternde Leben nachvollziehbar machen und ihnen damit mindestens den Weg ebnen zu einem gerechteren Verhältnis zum Menschen Nietzsche.

Wer so gelebt hat wie Nietzsche, wer sein Leben und seine Aufgabe so ernst genommen hat wie er, verdient es, daß man ihm mindestens mit der Achtung vor diesem Leben begegnet. Dann besteht auch die Möglichkeit, vorurteilsfreier an das Werk zu treten und zu versuchen, es in das eigene Weltbild zu integrieren, aber aus eigenem Bemühen und nicht schon wieder anhand eines vorgeformten Modells.

Muttenz, im April 1979
Curt Paul Janz

Fußnoten

A1 Bei Ernst Reinhardt, München/Basel.

A2 Über das Ergebnis dieser quellenkritischen Arbeit gibt mein Buch Auskunft ›Die Briefe Fr. Nietzsches; Textprobleme und ihre Bedeutung für Biographie und Doxographie‹B1343.

A3 Steinhart war Nietzsches Griechischlehrer, bei dem er zuerst Plato las.

A4 »etsi ...« = obwohl Plato mein Freund ist; »tamen ...« werde ich dennoch mir die Wahrheit zum Führer nehmen ...

A5 Irrtum der Verf.: David E. Oehler war 70.

A6 ›Über die Zukunft u. Bildungsanstalten‹ 1. Vortrag.

A7 April/Mai 1859.

A8 Krug an N, ca. April 1861B1344.

A9 J. G. Albrechtsberger, 1736-1809, also ein fast gleichaltriger Zeitgenosse Jos. Haydns, von 1772 an Hoforganist am Stephansdom in Wien.

A10 Gedichte aus dem Juli 1862.
A11 »Mein Leben«, 18. Sept. 1863.

A12 Wendung vom ›Weihnachtsoratorium‹ zum ›Ermanarich‹; das ›Euphorion‹-Fragment!

A13 Zwei Jahre später, am 10. Oktober 1866 an den Studienfreund Hermann Mushacke in Berlin.

A14 Er rührte nie ein Weib an.

A15 1 Taler = ca. 3 Mark heutiger Währung.

A16 Der ganze schwungvolle Reise- und Konzertbericht im Brief an die Schwester vom 11. Juni 1865.

A17 1. Vortrag, 16. Jan. 1872.

A18 Im 5. Vortrag, 23. März 1872.

A19 An Friederike Daechsel und Rosalie Nietzsche, Ende Okt./Anfang Nov. 1865 aus Leipzig.

A20 R. hatte ein Fußleiden.

A21 1874: ›Schopenhauer als Erzieher‹, § 2.

A22 Am 24. Februar 1866

A23 Examina, zu denen der Frack getragen werden mußte.

A24 Paradoxon – etwas wider Erwarten Eingetretenes; über die Suda sagt Albin LeskyB1345: Für uns das letzte, vielfach fragwürdige und doch unentbehrliche Staubecken antiker Collectaneenliteratur.

A25 Palimpsest: Handschriften, die nach Tilgung einer ersten Beschriftung wiederverwendet sind für einen jüngeren Text; es gilt nun, aus den Resten den ersten Text wiederherzustellen.

A26 An v. Gersdorff, 6. April 1867.

A27 PindarB1346 Pyth. II v. 73, allerdings heißt die Zitatstelle vollständig: *genoi hoios essi mathôn* (werde, wie du es lernst zu sein).

A28 Mit solchen glänzendsten Lobsprüchen.

A29 In weiteren Notizen und Ausführungen zu den Quellen des D. L. vom Winter 1868/69B1347.

A30 In »Musikalische mignonnes«B1348.

A31 Rudolf Schenkel.

A32 Vielleicht Paraphrase zu ›Freischütz‹: »Samiel hilf!«

A33 »Wie du einer bist«.

A34 »Zu Ehren Ritschls«.

A35 Über Demokrits Schriftstellerei.

A36 Der Arzt hatte festgestellt, daß zwei Brustmuskeln gerissen waren, der Schaden am Brustbein entging ihm.

A37 1844-1918, bedeutender Indologe, Sanskritist, Prof. in Leipzig.

A38 Vieh, insbes. Kleinvieh.

A39 Kala lian = sehr gut.

A40 »Dreiweg = Wegscheide«.

A41 Kat exochen = schlechthin.

A42 Aphilos, alyros = ohne Freund und ohne Musik.

A43 Rohde wollte in Kiel promovieren und sich habilitieren.

A44 Zur Philosophie ist geworden, was Philologie gewesen ist.

A45 Der Satz ist in der Ausgabe der Ges. Br. II S. 583 durch ein eingeschobenes »nicht *gern* mehr« verständnislos entstellt.

A46 E. Bonjour schildert die Differenz in seiner UniversitätsgeschichteB1349: »Nie kam dem Studenten in Basel die volkstümliche Ausnahmestellung zu, die er im romantischen Deutschland genoß. Er betonte seinen akademischen Stand nicht übermäßig ... sondern trachtete vielmehr danach, sich als ein arbeitendes Glied in das bürgerliche Gemeinwesen einzufügen ... Zur Hauptsache studierten hier Glieder des mittleren und Kleinbürgertums: Söhne von Pfarrern, Beamten, Lehrern, Handwerkern. Keinesfalls war die Universitätsbildung in Basel etwa das Privileg der wirtschaftlich und gesellschaftlich führenden Schichten ... Wohl übernahm der Basler Musensohn vom deutschen Burschen das Turnen und das beliebte Wandern, aber in gemäßigter Form. Dessen politisch- nationale Verstiegenheit jedoch fand in Basel nur geringes Echo ... Und es kam ebensowenig ein politisches Professorentum auf ... Deshalb wurde denn auch die Basler Universität keineswegs zu einem Mittelpunkt nationaler Erneuerung ... Nach Basler Strafgesetz war der Zweikampf verboten; die meisten hiesigen Verbindungen verwarfen denn auch das Duell grundsätzlich und schafften es ab. Deshalb pflegten die nicht zahlreichen Corpsstudenten sich hauptsächlich mit den benachbarten Freiburgern zu schlagen, entweder in Freiburg i. Br., oder ... auf basellandschaftlichem Gebiet, wo sie weniger Gefahr liefen, entdeckt zu werden. Selten kam ein Fall zur Aburteilung, in den 1870er Jahren überhaupt keiner.«

A47 Darum liegt noch heute der Bahnhof eher peripher, wiewohl die Überbauung längst über ihn hinausgewachsen ist. Der neue Stadtausgang war von der Elisabethenstraße her zugänglich.

A48 »Unter den Toren Basels nimmt das Spalentor eine ganz besondere Stellung ein. Keine der zahlreichen Wehrbauten der Stadt ist derart reich mit Kunstwerken ausgeschmückt worden, wie der Zugang, der sich dem vom Sundgau Herkommenden öffnete. Aber auch in seinem architektonischen Aufbau ist das Tor derart eigenwillig, daß sich kaum ein stattlicheres Beispiel eines Wehrbaues in Mitteleuropa finden wird ... Sicher erhielt der erhöhte Turm damals (sc. zu Anfang des 15. Jahrh.) an der Außenseite den reichen Skulpturenschmuck, ... Maria mit dem Kinde und die Propheten sind Werke, die denen der Parlerschule in Prag naheverwandt erscheinen. Ebenfalls um 1400 werden dem Torturm die beiden runden Seitentürme angefügt worden sein, die der Torburg ihren besonderen Charakter verleihen ... In keiner Weise seinem fortifikatorischen Zweck gemäß ist das Vortor an Zinnen und Konsolen überreich mit Skulpturen bedacht ... In erster Linie sollte der die Stadt Betretende ... einen ersten Begriff vom Reichtum des baslerischen Gemeinwesens in sich aufnehmen.«

A49 Alle drei waren Dozenten an der juristischen Fakultät der jungen Universität Zürich. Die Einladung an Nietzsche dürfte von Osenbrüggen ausgegangen sein. *Eduard Osenbrüggen* wurde am 24. 12. 1809 in Uetersen/Holstein geboren, wurde 1843 Professor in Dorpat, das er wegen seiner freisinnigen politischen Gesinnung verlassen mußte, und kam 1851 nach Zürich als Dozent für Strafrecht. Von Haus aus klassischer Philologe, blickte er möglicherweise als derzeitiger Rektor auf den renommierten Nietzsche als Kandidaten für seine Zürcher Universität. Osenbrüggen arbeitete jetzt zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte, bezog aber auch allgemeine Geschichte und Folklore ein. Er wurde in Zürich heimisch (1868 eingebürgert) und starb dort am 9. Juni 1879. 1864 hatte er »Neue kulturhistorische Bilder aus der Schweiz« publiziert. So wird er es gewesen sein, der die neuen, jungen »Exildeutschen« Kollegen an die historisch bedeutsame Tellsplatte geführt und damit für Nietzsche »Schicksal« gespielt hat.
Alfred Boretius, geb. 27. 2. 1836 in Meseritz/Posen, kam 1868 nach Zürich f. deutsches Recht, fühlte sich aber in der freisinnigen und föderalistischen Politik der Schweiz nicht wohl und ging schon 1871 nach Berlin, dann Halle. Seit 1886 durch ein Nervenleiden gelähmt, starb er 1. 8. 1900 in Karlsfeld/Sachsen.
Adolf Exner, geb. 5. 2. 1841 in Prag, war 1868-72 Doz. für röm. Recht in Zürich. Obwohl es ihm hier gut gefiel – er erwarb sich die Freundschaft Gottfr. Kellers –, ging er nach Wien. Er starb 9. 4. 1894 in Kufstein/TirolB1350.
In der Schwester Exners – Marie – ist Nietzsche zum ersten Male dem fröhlichen österreichischen Gemüt begegnet, das er später an Resa v. Schirnhofer so schätzteB1351.

A50 So besuchte schon Napoleon Bonaparte die Rigi. Am 7. Aug. 1819 war es König Friedrich IV. von Preußen (der Gönner von Nietzsches Vater!) und am 10. Aug. 1820 Zar Alexander I. von Rußland.

A51 Der Ausdruck nach Hesiod ERGA v. 171 und Pindar Ol. II v. 71

A52 (sprecht gut = schweigt, um die Dämonen nicht aufzuscheuchen.)

A53 Jahresberichte des PädagogiumsB1352.

A54 Es war eine Aufführung im Münster mit dem Basler Gesangverein unter Ernst Reiter (bis 1875 Chorleiter) und mit guten Solisten.

A55 Die »Denkstube« war im November 1869 für den Schulunterricht eingerichtet, den ausschließlich Cosima ihren Kindern erteilte. Hier wurde Nietzsche bei seinen Besuchen untergebracht.

A56 Der markante spitze Berg, der sich von Brunnen her gesehen scheinbar direkt hinter Flüelen erhebt.

A57 Angaben festgestellt im Gästebuch durch E. HisB1353.
A58 Die Felddiakonie war eine paramilitärische, unsern Rotkreuzkolonnen vergleichbare, von J. H. Wichern im Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 ins Leben gerufene, in den Kriegen von 1866 und 1870 weiter ausgedehnte Einrichtung zur Pflege der Verwundeten auf dem Schlachtfeld und in den Lazaretten. Außerdem dienten die Felddiakonen als Gehilfen der Feldprediger durch Vermittlung der

Korrespondenz, Zuspruch und Gebet bei den Kranken. Ihr Abzeichen war die weiße Binde mit dem roten Kreuz. Die Felddiakonie bestand noch bis zum Beginn des I. Weltkrieges, dann wurde ihr Personal in die Heeresorganisation miteinbezogen, wo es als Sanitätssoldaten zum Einsatz kam.

A59 Quintilianus war ein Rhetor und philologischer Lehrer in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Er stammte aus Spanien, war aber die Hauptzeit seines Lebens in Rom unter den Kaisern Galba, Vespasian und Domitian in hochangesehener Stellung tätigB1354.

A60 Dieser war 1844 wegen seiner liberalen Gesinnung dort in Ungnade gefallen, mußte emigrieren und lehrte u. a. 1855-1866 in Zürich, bis er wieder nach Tübingen zurückkehren konnte.

A61 Nach dem Tagebuch von Richter und CosimaB1355 B1356.
A62 Was ein ungenaues Goethe-Zitat ist: »Hoffnung« V 1 f.; offenbar frei aus dem Gedächtnis, wie oft bei Nietzsche.

A63 chairete, daimones = seid gegrüßt, Dämonen.

A64 Für Violine und Klavier, komponiert 29. Dezember 1863 – 2. Jan. 64.

A65 Der im Text so angegriffene Carl Rudolf Hagenbach (1801-1874) entstammte einem alten Basler Geschlecht. Er war seit Oktober 1824 a.o. Professor und ab 1828 Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Basel. Er wirkte weniger im politischen, als im wissenschaftlichen, künstlerischen und allgemein-gesellschaftlichen Leben seiner Vaterstadt kräftig mitB1357. An diesem »praktischen« Zipfel nimmt der im Augenblick glückstrunkene, junge Nietzsche den alten Herrn von der andern Fakultät zugunsten seines Freundes Franz Overbeck, der seit Ostern des Vorjahres 1870 als Extraordinarius den neugeschaffenen fünften Lehrstuhl der theologischen *Fakultät* innehat, und zwar ebenfalls mit dem Auftrag für Kirchengeschichte.

A66 Der Meister »webt« er komponierte an der Nornenszene der ›Götterdämmerung‹.

A67 Wagner: »Siegfried«, I. Akt.
A68 Diese Worte Nietzsches überliefert uns sein Schüler und Verehrer Louis (Ludwig Wilhelm) Kelterborn.B1358

A69 1851-1936, Dr. iur., Appellationsgerichtsschreiber in Basel, Schüler Nietzsches im Schuljahr 1869/70.

A70 1854-1946, nachmals Prof. Dr. med., Chefarzt am Kantonsspital Liestal und a. o. Prof. an der Universität Basel.

A71 1853-1938, Prof. Dr. phil., 1881-1902 Ordinarius für griechische Sprache in Basel, 1902–1915 in Göttingen für indogermanische Sprachwissenschaft und klassische Philologie.

A72 Vollständig publiziert bei GutzwillerB1359.

A73 1852-1928, Dr. med., Arzt in Kuranstalt Brestenberg und in Baden.

A74 Nicht von Gerlach, der am 31. Okt. 76 gestorben war. Irrtum bei Stroux.

A75 Wagner: »Rheingold«, 1. Bild.

A76 Mathematiker und Astronom, geb. 1711 in Ragusa/Dalmatien, gest. 1789 in Mailand.

A77 Geb. 1837 in Südrußland, gest. 1890 in Genf.
A78 Deren Text wurde erst 1962 durch A. Anders wieder zugänglich.

A79 dazu Od. δ (IV) v. 140 *pseusomai ê etmon ereô*: Helena: irr ich oder sag ich Wahres (Zutreffendes).

A80 Uraufführung der 1. Symphonie erst 1876!

A81 Nicht, wie die Herausgeber der Briefe vermuten, direkt nach dem Festkonzert in Zürich am 12. Juli, wogegen ein vom 15. Juli aus Basel datierter Brief an Schmeitzner spricht.

A82 Bei dem erwähnten See scheint es sich um den malerischen Lai da Palpuogna in 1918 m Höhe zu handeln, der im Juli noch direkt von Schneeschmelzwasser gefüllt wird und sehr kalt sein kann! Jedenfalls verfügte Nietzsche bis zu diesem Sommer über eine recht robuste Gesundheit.

A83 3 Bde., 1838 erschienen.

A84 Der Patrizier war Adolf Vischer-Sarasin, Seidenbandfabrikant.

A85 Jacob Burckhardt zu einem Freund, dem Lörracher Arzt Dr. Kaiser, was wohl über Frau Baumgartner Nietzsche wieder zu Ohren kam.

A86 Jacob Burckhardt an Friedrich Preen, 19. September 1875B1360.
A87 Universitätsakten R 3 S. 113B1361. Protokoll der Sitzung der Gesamtfakultät vom 10. Juli 1874. Anwesend: Prodekan Nietzsche, Proff. Heyne, Kinkelin, Girard, Hagenbach, Jc. Burckhardt, Heinze, v. Miaskowsky, Vischer und Dekan Piccard, »Das Haupttraktandum ist die prinzipielle Frage der Zulassung von weiblichen Candidaten zum Doctor-Examen. Diese Frage ist durch das Gesuch von Fräulein Rubinstein in Leipzig angeregt worden. Die philologische Abtheilung glaubt nicht den Entscheid auf sich nehmen zu können und verlangte eine allgemeine Sitzung. Nach einer zweistündigen Discussion in welcher alle möglichen Standpuncte und Ansichten vertreten waren, was sich nicht gut in der Kürze wiedergeben läßt, siegte mit 6 gegen 4 Stimmen der von Herrn Hagenbach gestellte Antrag: ›Die philosophische Fakultät beschließt, daß Frauenzimmer zum Examen *nicht* zugelassen werden.‹ Für die eventuelle Einschaltung der Worte ›zur Zeit‹ stimmten nur 3 Mitglieder. Gegen den Antrag, also *für* die Zulassung stimmten nur Nietzsche, Kinkelin, v. Miaskowsky und Piccard, was sie in's Protokoll aufgenommen zu sehen

verlangten. (Da ein entgegengesetzter Wunsch von der Majorität ausgesprochen wurde, wird an dieser Stelle der Name eines abwesenden Mitgliedes nicht genannt, welches sein negatives Votum schriftlich eingegeben hatte.)«
Aus anderen Protokollen läßt sich erschließen, daß an dieser Sitzung fehlten: die Herren J. Merian, Gerlach, Bernoulli, Rütimeyer, Schwendener, Müller, Eucken.

A88 Erstmals publiziert von G. Bohnenblust ›Nietzsches Genferliebe‹B1362, Zitattext stark stilistisch überarbeitet, hier wiederhergestellt nach Alexander v. Senger »Familiengeschichte der v. Senger«B1363.

A89 Wenige Monate nach der Freundschaftskatastrophe, am 21. April 1883, gesteht Nietzsche im Brief an H. KöselitzB1364 (wo aber der Satz im Druck fehlt): »Rée ist immer gegen mich von einer rührenden Bescheidenheit gewesen, dies will ich Ihnen ausdrücklich bekennen.«

A90 Theodor Althaus, Sohn des Pfarrers, der sie konfirmiert hatte, zunächst Theologe, dann materialistischer Soziologe.

A91 Die Brücke wurde dann am 28. Februar 1877 beschlossen und konnte am 7. Juni 1879 eingeweiht werden und zerschneidet tatsächlich seither das vom St. Albantal bis zum Münster ansteigende Stadtbild.

A92 Frei übers. nach »Der Aquädukt«, 1938B1365.

A93 S. Textdokumente Nr. 1.

A94 Der Basler Rechtshistoriker Eduard His hat 1941 die Frage aufgrund aller erreichbaren amtlichen Dokumente und Gesetzessammlungen gründlich untersucht und auch den Text des Passes erstmals veröffentlichtB1366.

A95 Entgegen anderslautenden Datierungen läßt sich die Reise folgendermaßen genau nachrechnen: noch am 19. Oktober treffen Nietzsche und Rée in Genf mit Albert Brenner zusammen, der von Basel her angereist war; mit ihm fuhr Nietzsche abends 9 Uhr mit der Nachtverbindung durch den (1871 eröffneten) Mont Cenis und kam nach einem Zwischenhalt in Turin am 20. Oktober nachmittags um 4 Uhr in Genua an. Rée fuhr erst am Morgen des 20. Oktober und kam nachts 12 Uhr nach Genua.

A96 S. Textdokumente Nr. 2.

A97 S. Textdokumente Nr. 3.

A98 Zit. Wagner »Fliegender Holländer«.

A99 Der überraschende Besuch einer Gemäldegalerie, dazu ganz gezielt im Palazzo Brignole, beruht wohl auf einer Anregung Wagners. Wagner hatte diese Galerie Ende August 1855 besuchtund sich für die Gemälde begeistert, besonders Van Dyck!B1367

A100 Eucken war 1874 nach Jena gegangen, sein Nachfolger Max Heinze blieb nur ein Jahr und ging nach Königsberg, er wurde 1875 abgelöst von Hermann Siebeck, der bis 1883 in Basel bliebB1368.

A101 Rosenlauibad liegt nach heutiger Messung 1328 m ü. M., also knapp über der Zone des Laubwaldes, allerdings reichte damals der Gletscher noch bis tief ins Tal.

A102 Von Berta Rohr war er in den Ferien in Flims so sehr angetan.

A103 In unmittelbarer Nachbarschaft steht heute Rudolf Steiners »Goetheanum« als Zentrum der Anthroposophischen Gesellschaft.

A104 Nietzsche meldet Overbeck den Besuch Malwidas »Dienstag« = 11. September.

A105 Nach Tagebuch Cosima am 23. Oktober, mit der Bemerkung Wagners: »Er wird auf den befreundeten Arzt eher hören als auf den arztenden Freund.« Wagner hält also jetzt noch an der Freundschaft fest.

A106 Hans Huber, 1852 im Kanton Solothurn geboren, studierte 1870-74 in Leipzig Musik, war zwei Jahre auswärts tätig und kam 1877 nach Basel, dessen Musikleben er während Jahrzehnten als Komponist und ab 1896 (als Nachfolger Selmar Bagges) als Direktor der Musikschule dominierte; er starb hochgeehrt 1921 in Locarno.

A107 Das Programm war: Konzertouvertüre »Hamlet« von Gade; eine Arie aus »Rinaldo« von Händel; das Huber-Violinkonzert; Lieder von Schubert, Gluck, Mendelssohn, mit Klavierbegleitung;1. (»Frühlings«-)Symphonie von Schumann, B-Dur.

A108 Carl Burckhardt-Burckhardt, 1831-1901, seit 1868 Kuratel-Mitglied und ab 1874 als Nachfolger von Wilhelm Vischer-Bilfinger deren Präsident.

A109 Rudolf Massini, 1845-1902; seit 1877 a. o. Prof. für Pathologie und Therapie.

A110 Ab Bahnstation Läufelfingen um 8 Uhr 41, sie kamen um 9 Uhr 38 in Basel an.

A111 Köselitz (Peter Gast) berichtet später darüber (an P. Widemann, Weimar 9. Dezember 1901): »Nietzsche sprach und las absichtlich langsam. Ihm lag weniger an einem guten Vortrag wie Burckhardt, als vielmehr daran, daß seine Hörer ein gutes Kollegheft zustande brächten. Dies hat er mir selbst in Basel gesagt. Die Kunstpausen waren aus dieser und keiner anderen Rücksicht eingeschoben.« Wie so manchem, so wird auch dieser Selbstdarstellung Nietzsches mit Vorsicht zu begegnen sein, denn es sind gerade zwei zu auffallende Momente darin: Nietzsche, der selber als Student nie ein ganzes Kollegheft geschrieben hat, nimmt als Dozent darauf Rücksicht und verzichtet dazu auf die künstlerische Form, die ihm sonst oft über alles geht! Es wird auch hier eher ein gut Teil bewußte Ökonomie mit seinen Kräften der Grund gewesen sein.

A112 Ein Markensammler hat leider die Ecke der Marke weggerissen, darum fehlt auf 5 Textzeilen immer ein Stück.

A113 Donnerstag oder Freitag = 24./25. Dez. 78.

A114 Xaver Doudan: ›Mélanches et lettres‹.

A115 Fontenelle, 1657-1757, ›Dialogues des morts‹ 1683; Aufklärung.

A116 ›Jenseits von Gut und Böse‹, § 34.

A117 Zu der Zeit zu Besuch bei der Baronin Wöhrmann in Naumburg und durch diese mit der Mutter Nietzsches bekannt, aber noch nicht mit ihm selber.

A118 Goethe, Faust I, v. 1050.

A119 Wiesen, 15. Juni.

A120 Overbeck an RohdeB1369: »Ich habe Nietzsche in einem wahrhaft trostlosen Zustand verlassen müssen, ohne ihm helfen zu können. Was ihn ... augenblicklich besonders bedrückt, ist die Aussichtslosigkeit, seine ihm jetzt vor allem perniziöse Einsamkeit im nächsten Winter unter klimatisch für ihn erträglichen Bedingungen aufzuheben.«

A121 Irrtümlich 20. 11. datiert.

A122 Wahrscheinlich Essays, 1. Heft der Reclam- Ausgabe, mit Aufsatz über Milton.

A123 Basler Buchbinder.

A124 Briefliche Mitteilung von Montinari.

A125 Aus dem Englischen übersetzt von B. Vetter, Stuttgart 1879.

A126 Deutsch Kiel 1845.

A127 In: Neues Schweizer Lexikon, S. 853.

A128 Leider ohne seine Quelle anzugeben, denn die uns heute bekannten Übersetzungen bieten nirgends diese FormulierungB1370.

A129 In der BriefausgabeB1371 auf drei »korrigiert«.

A130 Romanischer Name, auf der zweiten Silbe mit naturlangem i zu betonen.

A131 Deutsch von Emsmann, 1859.

A132 Vgl. etwa: »Ut bene cacaret, ventrem palpavit Solon«; dieser Vers allerdings erst 1936 in Ostia ausgegrabenB1372.

A133 II. Akt, 3. Szene.

A134 Es ist allerdings zu bedenken, daß Cosima ihr Tagebuch ab 26. Juli 1882 erst 6 Wochen später, nach dem 6. September, in Venedig nachführte; ob nach Stichwort-Notizen? Darin fehlt auch ihr von Lou sicher bezeugter Besuch bei Malwida (bei der Lou wohnte). Das Gespräch Elisabeths mit Wagner bleibt dennoch unwahrscheinlich. Während der ersten Aufführungen und Umbesetzungsproben hatte Wagner kaum Zeit und Kraft dazu, auch scheute er *alle* Besuche und war so viel wie möglich mit Cosima allein.

A135 Das PS zum Brief vom 3. Juli 1882 der Ausgabe der Ges. Briefe ist von dieser unpublizierten Postkarte her interpoliert.

A136 Noch zwei Mal kamen Paul Rée und Lou Salomé in Nietzsches Nähe: am 19. Aug. 1883 und am 3. Aug. 1885 bezogen sie zu längerem Aufenthalt das Hotel Misani in Celerina, nahe Sils, ohne den Versuch einer Begegnung. Diese hätte sich 1883 beinahe ergeben können in Schuls, wo Rée und Lou mit Ferdinand Tönnies bis zum 19. Aug. weilten und Nietzsche vom 22. bis 25. mit Overbeck zusammentraf. Tönnies ging einige Male nach Sils, begegnete dort mehrmals Nietzsche, scheute sich aber, ihn anzusprechen.

A137 Nicht »Oktober«; vgl. B1373.

A138 Mette-Signatur: M III 3, 4; N V 8, 9; N VI, 1 = Entwürfe zur ›Fröhlichen Wissenschaft‹ und zu ›Zarathustra‹.

A139 Am schärfsten vorgetragen 1873 vom Psychiater Th. Puschmann.

A140 Teichmüller war kurze Zeit Nietzsches Kollege in Basel gewesen. Er hatte den zweiten Lehrstuhl für Philosophie inne. Bei seinem Weggang von Basel 1870 hatte sich Nietzsche um die Nachfolge und damit um den Wechsel von der Philologie zur Philosophie beworben (vgl. Bd. 1. S. 398 ff.).

A141 1854-1936, 1883-1888 Professor, Germanist, in Basel.

A142 *peri hermêneias* § 18; *en de tais synthetois periodois to teleutaion chôlon makroteron chrê einai*

A143 Nur um des Hinweises willen sei hier an die »homerische Frage« erinnert, die Frage nämlich nach den verschiedenen Schichten in den homerischen Epen, die sich dennoch zur Werkeinheit fügen. Und in der klassischen deutschen Literatur dürfte Goethes ›Faust‹ als Beispiel eines nicht von Anfang an in diesen Dimensionen geplanten Werkes gelten, das auch gewachsen ist »wie ein Turm«.

A144 *kagô mythologêsô to rabdion echôn hymin kathêmenois houtô*; nach Simplikios; Eudemos fr. 88 Wehrli.B1374
A145 Zarathustra II, »Auf den glückseligen Inseln«.

A146 Paul Lanzky, publ. Werke: ›Erlöst vom Leid‹, pessimist. Novelle, Rostock 1887; ›Abendröte‹, Psycholog. Betrachtungen, Berlin 1887; ›Am Mittelmeer‹, Gedichte, Stuttgart 1890; ›Herbstblätter‹, Gedichte, Leipz. 1891; ›Neue Gedichte‹, Leipz. 1893; ›Auf Dionysospfaden‹, 1894, Dresden 1900; ›Aphorismen eines Einsiedlers‹, Leipz.

1897, ›Sophrosyne‹, Gedichte, Dresden 1897, 21900; ›Apollinische Lieder‹ 1901; ›Amor Fati‹, neue Gedichte, »den Manen Nietzsches gewidmet«, 1904B1375.

A147 Persönl. Mitteilung von Dr. Max Burckhardt.

A148 Adam Bernard Mickiewicz, 1798-1855; ›Pan Tadeusz‹, Epos 1834.

A149 Sir Francis *Galton,* engl. Anthropologe und Psychologe, 16. Februar 1822 – 17. Januar 1911, Vetter von Charles Darwin, Begründer der *Eugenik* (auch »Eugenetik«). Sein Hauptwerk ›Hereditary Genius, its laws and consequences‹ 1862, ist Grundlage einer Vererbungslehre. Der besonderen Frage der Fortpflanzung von Begabten geht er in ›Inquiries into human faculty and its development‹ 1883 nach. »Seine Forschungen beziehen sich auf die praktische Frage, ob es möglich sei, den Prozeß der natürlichen Auslese so zu befördern und zu modifizieren, daß eine vollkommenere Form der Menschheit hervorgebracht werden könne.«B1376 (Nietzsche fand hier seine Idee der Züchtung des Übermenschen von einem Naturforscher bestätigt.)

A150 Emile-Jean-Baptiste-Joseph *Montegut,* 1825 (Limoges) – 1896 (Paris). Das Hauptgewicht seiner Arbeiten liegt in den Artikeln für die führende literarisch-philosophische ›Revue des Deux Mondes‹; auch Übersetzungen, hauptsächlich aus dem Englischen: Emerson, Macaulay, Shakespeare. Seine ›Poètes et Artistes d'Italie‹ sind 1881 erschienen.

A151 Henri *Didon,* 17. März 1840 (Touvet/Dauphiné) – 13. März 1900 (Toulouse). Er trat sehr früh als Novize bei den Dominikanern ein. und wurde ein glänzender – aber auch umstrittener – Prediger. Er setzte sich intensiv mit den Zeitproblemen, auch sozialen, auseinander und geriet damit in Konflikt mit seinem Orden. Der Ordensgeneral schickte ihn, gewissermaßen »zur Besinnung«, nach Korsika. Didon bereiste aber den Orient, die Stätten der Heiligen Geschichte, 1882 besuchte er Berlin und Göttingen, um den Stand der zeitgenössischen deutschen Theologie kennenzulernen. Die Frucht dieser Reise ist das Buch ›Les Allemands‹ (Paris b/Calmann-Levy 1884; dt. von Stephan Born b/Bernheim, Basel 1884). Sein Hauptwerk ist allerdings ein ›Leben Jesu‹ 1890. Didon stand in Beziehung zur ›Revue des Deux Mondes‹. Im Vorwort von ›Les Allemands‹ umschreibt er sein Programm: »In seiner Presse ... und mehr noch in seiner auswärtigen Politik, verhehlt Deutschland wenig seine unversöhnliche Feindschaft gegen Frankreich: und doch werde ich von Deutschland reden, ohne es anzuschwärzen, ohne ungerecht gegen dasselbe zu sein, so wie ich es versuche, mein Land zu beurteilen, ohne ihm zu schmeicheln und ohne mich selbst zu verblenden. Weil ich Frankreich leidenschaftlich liebe, will ich ihm mit offenem Herzen und offenen Augen dienen ... Das Mißgeschick des Vaterlandes, seine schweren Unfälle, seine Fehler haben mich nicht dahin gebracht, an ihm zu zweifeln. Mein Patriotismus hat meinen Glauben an seinen providentiellen, unzerstörbaren Beruf heilig gehalten.«

A152 Jean-Fréderic-Phélipeaux *Maurepas,* Comte de, 1701-1781. Nicht eigentlich Schriftsteller, sondern Politiker am Hofe Louis XV. und Louis XVI. 1749 war er bei Louis XV. in Ungnade gefallen wegen eines Epigramms auf die Pompadour. Er war Marineminister, Außenminister, Premierminister – aber ohne Portefeuille – und schließlich Finanzminister. Ohne feste Grundsätze, korrupt und schwankend, leistete

er nirgends wertvolle Dienste. Seine Memoiren (hrsg. 1791 von Abbé Soulavie) interessieren wegen der Einblicke in das Hofleben der Zeit.
A153 Comtesse Claire-Elisabeth-Jeanne *Rémusat,* Gravier des Vergennes, 1781-1821. Tochter eines burgundischen Abgeordneten, der 1793 guillotiniert wurde. Ihr Gemahl wurde Direktor der kaiserl. Theater unter Napoleon I., sie Hofdame bei der Kaiserin Josephine. Ihre ›Memoiren‹ beziehen sich auf Erinnerungen an den Hof Napoleons I. 1802-1808. Eine 1. Fassung (die Chateaubriand gekannt hatte) verbrannte sie am Tage, nach dem Napoleons Rückkehr von Elba (1. März 1815) bekannt wurde und schrieb sie neu während dessen ›Herrschaft der Hundert Tage‹ (20. März-22. Juni 1815). Diese 2. Fassung wurde in 3 Bänden von ihrem Großsohn Paul Rémusat 1880 herausgegeben.

A154 Gebrüder *Concourt:* Edmond, 1822 (Nancy) – 1896 (Champrosay); Jules, 1830 (Paris) – 1870 (Paris). Kunstsammler, Kunst- und Kulturhistoriker, wegbereitende Romanciers, darin Begründer des impressionist.-naturalist. Stils, indem sie die sorgfältig dokumentierende Methode ihrer histor. Arbeiten auf den Roman übertrugen. Besonderes Interesse hegten sie für das 18. Jahrh. ›L'Art au XVIII. siècle‹ erschien zuerst in 12 Heften von 1859-1875, 1873/74 in 2 Bänden, 1881-1884 in 3 Bänden. Welche Ausgabe Nietzsche benutzte, wird aus den Notizen von R. v. Sch. nicht ersichtlich.
A155 *Saint-Simon,* wohl: Louis de Rouvroy, Duc de, 16. Jan. 1675 (Versailles) – 2. März 1755 (Paris). In seinen Memoiren deckt er mit psychologisch-kritischer Schärfe die Hintergründe des Hoflebens in der letzten Regierungszeit Louis XIV. auf. Verfaßt 1762 und 1788, kam die erste vollst. Ausgabe posth. 1829 bis 31 in 21 Bdn. heraus. Großer Einfluß auf die Romantiker; der von R. v. Sch. zitierte Hinweis Nietzsches dürfte sich auf dieses Werk beziehen, könnte allerdings auch gelten für:

A156 Emmanuel-Auguste-Dieudonné-Marius-Joseph *Las Cases,* comte de l'empire (Pseudonym A. Lesage), 1766 (Schloß Las Cases b/Revel; Haute Garonne) – 1842 (Passy-sur-Seine). Mit 21 Jahren Leutnant zur See, emigrierte 1790, kam unter dem Konsulat nach Frankreich zurück und wurde mit der Zeit engster Vertrauter Napoleons. Er teilte mit Napoleon das Exil auf St. Helena, schrieb hier unter der Aufsicht Napoleons ›Le récit de la campagne d'Italie‹ und notierte täglich die Worte und Handlungen des Gefangenen. Kurze Zeit lebte er in Frankfurt a. M. und konnte nach dem Tode Napoleons nach Frankreich zurückkehren. Sein ›Mémorial de Sainte-Hélène‹ erschien zuerst 1823 in 8 Bdn., 1835 in 2 Bdn., später o. D. Paris 2 Bde.

A157 Johannes *Janssen,* 10. April 1829 (Xanten) – 24. Dez. 1891 (Frankfurt a. M.) Deutscher Historiker, zuletzt Prof. i/Frankfurt. ›Geschichte des dtsch. Volkes seit dem Ausgang des M. A.‹ 1876 ff. in 8 Bdn.

A158 Ovid, Metamorph. I, 1 (Proömium). Der Vers vollst.: In nova fert animus mutatas dicere formas/ corpora: ...
»In eine neue Gestalt verwandelte Wesen besingen / heißt mich das Herz« (Übers, v. RöschB1377.) Das Zitat, besonders in seiner Verkürzung, ist – auf Zarathustra bezogen – eine ernste Ankündigung und Ermahnung an die junge Leserin.

A159 Franceso Lucca, 1801 (Cremona) – 1872 (Mailand), war zuerst Mitarbeiter des Verlagshauses Ricordi in Mailand. 1825 gründete er einen eigenen Verlag, in dem er

hauptsächlich Werke deutscher Komponisten aufnahm. So war er auch der Verleger Wagners für Italien. Seine Witwe, Giovanna Lucca- Strazza, führte das Geschäft noch weiter, bis es 1888 von Ricordi aufgekauft wurde.

A160 Wie sie dann von Ermanno Wolf-Ferrari (1876-1948) verwirklicht wurde.

A161 Hedwig Kym widmete ihrer Freundin einen gehaltvollen Nachruf (Chur 1929); sie entwickelte eigene schriftstellerische Tätigkeit: Gedichte (München 1887), ›Im Ring der Jahre‹ (Basel 1935), Doppeltragödie I. Teil ›Der Farnesische Stier‹ II. Teil ›Der Niobiaden Untergang‹ (Basel 1935). ›Stunden des Tages und Stunden der Nacht‹ Gedichte (Basel 1938).

A162 Nachdem auch München die Studentin abgelehnt hatte, ging Meta von Salis für ein Semester nach Berlin. Dort hörte sie bei Hirzel, Hilty, und absolvierte bei Oncken ein volkswirtschaftliches Praktikum. Die Sommermonate verbringt sie in München mit dem Studium historischer Quellen in der Staats-Bibliothek. Dann kehrt sie an die Universität Zürich zurück. Am 14. Februar 1886 stirbt ihr Vater, wodurch sie mit der Erbschaft von Marschlins belastet wird. 26. Mai 1887 besteht sie ihre Doktorprüfung. Sie kehrt nach Marschlins zurück, unternimmt von da aus Studien- und Vortragsreisen und beginnt ihre schriftstellerische Tätigkeit 1886 mit ›Die Zukunft der Frau‹ (1893, 2. Aufl.). 1893 schreibt sie ihr Nietzsche-Buch ›Philosoph und Edelmensch‹, dessen Manuskript sie am 21. Mai 1893 »freudlos« an den Verlag Naumann schickt. In Verbindung mit dem Prozeß gegen die Frauenrechtlerinnen Dr. med. Caroline Farner und Anna Pfrunder läßt sie sich eine Ehrbeleidigung gegen den St. Galler Oberrichter Wittelsbach zuschulden kommen, was sie 1894 mit vierzehn Tagen Haft abzubüßen hat. Bei ihrer Rückkehr wird sie in Marschlins von der Bevölkerung im Triumph empfangen!
1904 sieht sie sich zum Verkauf des Besitzes Marschlins an ihre Vettern, die von Salis-Maienfeld, gezwungen. Sie erwirbt sich ein Grundstück auf Capri, wo sie sich die »Villa Helios« errichtet. Im Herbst 1928 schenkt sie diesen Besitz den deutschen Krankenschwestern »Schwestern der hl. Elisabeth«, am 15. März 1929 stirbt sie in Basel, wo sie die letzten 18 Jahre im Hause ihrer Freundin Hedwig Kym (seit 1910 verheiratet mit Nationalrat Dr. Ernst Feigenwinter) »zum oberen Aarau«, d. i. Oberer Heuberg 12, eine Heimstatt gefunden hatte.

A163 1883 war es der Münchner Professor für Chemie, Dr. Theodor Curtius, der erstmals und immer wieder (ausgenommen 1884) nach Sils kam, um von hier aus mit Klucker Besteigungen im ganzen Alpenraum, auch im Wallis und Berner Oberland, auszuführen. Ziemlich neu waren im engern Gebiet die Erstbesteigungen der Bernina über den Biancograt (1878) und Piz Scerscen (1879) durch Hans Grass aus Pontresina. 1882 war Klucker zum ersten Male auf der Bernina.

A164 In seinen Anmerkungen zum IV. Briefband S. 485 spricht er nur von einem indirekten Kontakt: »Miß Helen Zimmern ... war im Sommer 84 durch Mrs. Fynn von Sils aus brieflich auf Nietzsche (auch auf M. v. Meysenbug) aufmerksam gemacht worden und hatte daraufhin im Aug. 84 von London aus an N. selbst geschrieben, zunächst wegen Besprechung seiner Schriften in einer der englischen Reviews.«

A165 Miß Zimmern lebte bis 1887 in London, dann siedelte sie nach Florenz über, wo sie in hohem Alter am 11. Januar 1934 starb. Der Bücher-Katalog des British

Museum gibt 39 Buchpublikationen von ihr an, daneben zahlreiche Zeitschriftenartikel. Vgl, ›Who was who‹ 1929 bis 1940B1378.

A166 Kommilitonin Resa v. Schirnhofers in Zürich, Medizinstudentin nach einem Semester.

A167 Richtiger Name: Hotel Alpenrose.

A168 N. besaß eine Übersetzung von N. Kleinenberg; Heidelberg 1881B1379.

A169 Die erste der beiden Töchter Cosimas aus der Verbindung mit Hans v. Bülow; geboren am 12. Oktober 1860.

A170 Hegar leitete noch bis 1906 das Tonhalle-Orchester in Zürich, bis 1914 war er Direktor der 1876 unter ihm eröffneten Zürcher Musikschule. Er starb am 2. Juni 1927 in Zürich.

A171 Nicht 1858, wie die Lexika angeben.
A172 Ob sich das bei der »Bedeutung« der Druscowitz lohnt, bleibe dabei eine offene Frage.

A173 Von seinen vielen Kompositionen hat sich am erfolgreichsten die Oper ›Tiefland‹ gehalten.

A174 Justizrat Dächsel in Sangerhausen.

A175 Karl Friedrich Nohl (1831-1885) war Privatdozent und schließlich Professor in Heidelberg. Er ist nicht eigentlich als Musikwissenschaftler, eher als Musikschriftsteller zu bezeichnen. Unter seinen zahlreichen Musikerbiographien nehmen seine Arbeiten zu Mozart und Beethoven einen breiten Raum ein. 1883 publizierte er ›Richard Wagners Bedeutung für die nationale Kunst‹. Entschiedener als Wagner- Schriftsteller ist Richard Pohl (1826-1896) anzusehen, der zum engen Bayreuther Kreis gehörte. Er widmete sich auch Berlioz und Liszt, mit dem er 1854-64 in Weimar in persönlichem Kontakt stand. J. G. Kohl hatte 1873 eine Schrift mit dem Titel ›Über Klangmalerei in der deutschen Sprache‹ herausgebracht, mit der er Wagners Technik des Stabreimes stützte.B1380

A176 Durch die gewaltsame Auswahl und Gruppierung in den Nachlaßbänden der GOA, vorwiegend Bände 13 und 14, wurde diese Tatsache vollkommen verwischt, sie tritt erst durch die neue GA, welche die Manuskripthefte so wiedergibt, wie sie existieren, in Erscheinung.

A177 Für die Prüderie und die Entfernung von der moralischen Unbeschwertheit der griechischen Originale, selbst noch in neuerer Zeit, gibt die griechisch- englische Doppeltextausgabe von Longos Hirtenroman ›Daphnis und Chloe‹ ein köstliches Beispiel. Mitten in der englischen Übersetzung kommt das etwas delikatere Stück III, 14 plötzlich in lateinischer Version!B1381

A178 Herodot I, 105 erwähnt den Tempel der *Aphroditê ourania* in Askalon in Syrien als das älteste Heiligtum dieser Göttin. Bei Platon Symp. 180d und 181a findet sich

eine breite Erörterung, warum man zwei Götter »EROS« annehmen müsse: weil es auch zwei Aphroditen gebe und für beide Opferaltäre bestünden: für die ursprünglichere *Aphroditê Ourania* und die neuere, »vulgäre« *Aphroditê Êandêmos*. 185b und 187d wird die Gegenüberstellung nochmals vertieft, wobei nur statt *Aphroditê Erôs* gebraucht wird. Daß diese in der Überlieferung und im Sprachgebrauch synonym sind, bestätigt sich aus Xenophon Symp. VIII, 9, wo auch die Kulte der beiden Aphroditen deutlich als *hagnoterai* und *rhadiourgoterai* unterschieden werden. Auch das Epigramm 13 von Theokrit war Nietzsche bekannt, wo unter dem poetischen Namen *Kypris* ausdrücklich nicht die *Aphroditê pandêmos*, sondern *hê theos Hourania* angerufen wird.

A179 Wagner ›Lohengrin‹B1382.

A180 Wagners Geburtstag.

A181 Adolf Ruthardt, geb. 9. Febr. 1849 in Stuttgart, war seit 1868 in Genf als Klavierpädagoge tätig. 1886 zog er nach Leipzig, wo er bis 1914 Prof. am Konservatorium, war. Er starb in Leipzig am 12. Sept. 1934. Er war hauptsächlich als Herausgeber bedeutender Klavier-Studienwerke bekannt und schließlich durch seinen ›Wegweiser durch die Klavierliteratur‹ (B13831925).

A182 Über dieses Lehrer-Schülerverhältnis berichtet Ruthardt: »Frl. v. Mansuroff war eine dem höchsten Adel Rußlands angehörige Dame, Tante des Botschafters Fürsten Orlow in Paris und dann in Berlin. In Genf wohnhaft ... widmete sie sich bei mir, gleichzeitig mit Friedrich Klose [1862-1942, später Schüler Anton Bruckners] ... sowie mit Houston Stewart Chamberlain [1855-1927; heiratete 1908 Wagners Tochter Eva und lebte dann in und für Bayreuth] kontrapunktischen Studien mit dem Erfolge, daß sie ein ganzes Heft Fugen a 2, 3, 4 und 5 voce, das sich sehen lassen konnte und auch Nietzsche später zu Gesicht und zu Gehör kam, zuwege brachte. Das Deutsche, Französische, Englische und Italienische wie ihre Muttersprache beherrschend, trieb sie neben ihrem Kontrapunkt noch Spanisch. Und diese merkwürdige Dame mußte meiner Berechnung nach ungefähr sechzig Jahre zählen, da sie in ihrer Jugend das Glück gehabt, noch Chopins Unterricht zu genießen. Ihrem vorgerückten Alter zum Trotz, blieb ihr Lerneifer dergestalt rege, daß sie das Studium während ihres Sommeraufenthaltes in Sils-Maria ... brieflich mit mir fortsetzte. Weil wir aber beiderseits das Unzulängliche eines solchen Verfahrens einsahen, folgte ich gerne ihrer Einladung, persönlich und unter angenehmen Bedingungen den unterbrochenen mündlichen Unterricht in Sils-Maria wieder aufzunehmen.«

A183 Nach Weihnachten 1885 an Elisabeth und Dr. Förster, Randbemerkung S. 2 des Briefes: »Ich habe wieder schlafen gelernt (ohne Schlafmittel).«

A184 Elisabeth Blackwell, geb. 3. Febr. 1821 in Counterslip, Bristol/England, gest. 31. Mai 1910 in Hastings. Sie war die erste Frau, die den Dr. med. erwarb, gründete 1857 in New York ein Frauenspital, kehrte aber schon 1869 dauernd nach England zurück. Ihre ›Autobiographical Sketches‹ (1895) gelten als ein »pioneer work«.

A185 Heinr. v. Stein an Nietzsche, 7. Okt. 1885: »Lassen Sie es mich frei gestehen: eigentlich hat es mich enttäuscht, daß, nachdem ich Deutschland und die Schweiz nach Ihnen durchreist und wir uns hierauf durch Zufall zugeführt waren, nun alles mit

einem Tage vorbei sein sollte. Es wäre ein traulicher Verkehr ... auf den Wegen Naumburg-Kösen möglich gewesen. Ich fühle, daß sich dies so nicht wiederholen wird, weil unser zufälliges Zusammentreffen warm und gütig vom Geschick gedacht war ... Eine merkwürdige Erfahrung war mir die entschiedene innere Freiheit, die ich sofort im Gespräch mit Ihnen empfinde. Ich glaube, das ist etwas, was Sie denen, mit denen Sie verkehren, aus Ihrem eigenmächtig-einsam- freien Dasein mitbringen.« Nietzsche antwortet am 15. Oktober aus Leipzig: »Ihr Brief, den ich gestern auf der Post entdeckte, hat mich gerührt: Sie haben Recht – und was hülfe es zu beweisen, daß wenigstens meinerseits kein Unrecht gegen Sie begangen ist?«

A186 Nietzsche schrieb ihr am 30. Okt.B1384: »Bitte komme Sonntag den ersten November zu mir; Nachmittags gegen 6 Uhr ist meine Abreise von hier, da haben wir schöne Zeit miteinander, vorausgesetzt, daß Du die Güte hast, 10 Uhr 56 vormittags hier einzutreffen. Natürlich werde ich am Bahnhof sein. – Stelle Dir vor, daß ich vorigen Dienstag gerade während Försters bei Dir waren, in Naumburg vorsprach. Doch habe ich die Zeit bis abends 8 Uhr, wo sie kamen, gut benützt und Besuche gemacht.«

A187 ›Die Entstehung des Gewissens‹, Berlin 1885.

A188 »Gestern fand ich ... Rées ›Entstehung des Gewissens‹ vor und dankte nach raschem Überblicke meinem Schicksale, welches es mit sich brachte, daß ich mir vor zwei oder drei Jahren die Widmung dieses mir zugedachten Werkes verbitten mußte. Armselig, unbegreiflich ›altersschwach‹ –. Zugleich, durch eine artige Ironie des Zufalls, traf auch das Buch des Frl. Salomé ein, das mich ganz umgekehrt berührt hat. Welcher Kontrast zwischen der mädchenhaften und sentimentalen Form und dem willens- und wissenskräftigen Inhalte! Es ist Höhe darin; und wenn es wohl nicht das Ewig-Weibliche ist, was dieses Pseudo-Mädchen hinanzieht, so vielleicht – das Ewig- Männliche. – Übrigens hundert Anklänge an unsre Tautenburger Gespräche.«

A189 An E. v. Hagen erinnert sich Cosima (Tagebücher I, 560) am 12. August 1872: »Die Leute erzählen, daß ein Herr von Hagen mit seiner Mutter da war, sich als enthusiastischster Verehrer zu erkennen gab, nur die Arbeitsstube zu betreten wünschte.« Und vom 13. August 72: »Nachmittag Besuch der Familie v. Hagen, der Sohn, studios, phil., hat sich die Reise nach Bayreuth zu seinem Geburtstag gewünscht.«
A190 Zur Person des Astronomen sagen die Herausgeber der Ges. Br. IB1385: »sein Name war für uns nicht zu ermitteln.« Leopold ZahnB1386 nennt ihn in seiner Biogr. (S. 273) »den bekannten Astronomen Leberecht Tempel«. Es muß sich wohl um *Ernst Wilhelm Tempel* gehandelt haben, geb. 1821 in Nieder- Kunersdorf (Sachsen), gest. 1889 in Florenz. Tempel war ursprünglich Lithograph, entdeckte aber als Liebhaber-Astronom 1859 in Venedig einen Kometen und den Merope-Nebel. 1860 bis 1870 entdeckte er als Assistent der Sternwarte von Marseille mehrere kleine Planeten und zahlreiche Kometen. 1871 als Deutscher ausgewiesen, ging er nach Mailand und entdeckte auch dort wieder als Assistent weitere vier Kometen. 1874 nach Florenz-Arcetri berufen, machte er bis zu seinem Tode dort als Leiter der Sternwarte noch weitere Entdeckungen, die er in zahlreichen Publikationen beschrieben hat, u. a. ›Über Nebelflecken. Nach Beobachtungen angestellt in den Jahren 1876-1879 mit dem Refraktor von Amici auf der Kgl. Sternwarte zu Arcetri bei Florenz (mit 2 Tafeln)‹, Prag 1885B1387.

A191 Durch Tempel war Lanzky auf Nietzsche geführt worden! (Vgl. oben S. 250).

A192 Die 1866/68 komponierte Suite ›Roma‹ leitete – zusammen mit der Arlésienne-Suite und der ›Petite suite d'orchestre‹ – die ersten Erfolge Bizets ein, nachdem seine früheren Opern und andere Orchesterwerke bis 1872 keinen Anklang gefunden hatten.

A193 Restaurant in Basel.

A194 »Christentum ist Platonismus fürs Volk« ist eine unüberhörbare Paraphrase des geflügelten »Religion ist Opium fürs Volk«, das sich auf Karl Marx' Formulierung von 1843 gründet: »Religion ... sie ist das Opium des Volkes«B1388.

A195 *to amphoterôn tous logous presbeuon*

A196 Von Wagner als Liszts »Wittgenstand« glossiert!B1389

A197 Der vollständige Text der Widmannschen Besprechung s. Textdokumente Nr. 4.

A198 *tôn ontôn ta men estin eph' hêmin, ta de ouk eph hêmin* (Ench. I, 1).

A199 *tou agathou paratropê* (quae est aversio infimi boni, eine Abwendung des geschwächten Guten). Simpl. 172a: *paryphistatai tô agathô ekptôsis autou kai sterêsis hyparchon. Houtô gar echei kai nosos pros hygieian, kai kakia psychês pros aretên*. Das Schlechte ist dem Guten wesenhaft beigesellt als ein Abfall, eine Beraubung, ein Mangel. Die Verderbnis der Seele verhält sich zur Tugend wie Krankheit zu Gesundsein. Nietzsche hätte also hier seine Antithese finden können: Gut ist, was gesund, kräftig ist, schlecht ist Schwäche, Mangel.

A200 Diog. Laert. VIII, 10 *koina ta philôn einai*.

A201 Nach ihrer AngabeB1390 verließ sie Sils an einem Montag, das wäre der 5. September, nach Mitteilung Nietzsches an Köselitz vom 8. Sept. reiste sie am Vortag, d. h. Mittwoch 7. September, was eher zutreffen dürfte, weil die Notiz Nietzsches unmittelbar erfolgt, während M. v. S. Jahre später aus der Erinnerung datiert.

A202 Sollte wohl 1889 heißen, nach Meta v. Salis kürzerem Besuch Sommer 1888.

A203 Für die Kontroverse mit Köselitz wegen einer tonartlichen Veränderung, die dieser vorgenommen hatte, sei hier nur auf die Publikation verwiesenB1391.

A204 Übersetzung s. Textdokumente Nr. 5.

A205 Dafür hatte auch Wagner schon vor Jahren ein sicheres Gefühl so wenn er (am 1. Dez. 1881) in seiner immer durch Humor gemilderten Weise sagteB1392: »Deutschland ist ein bis an die Zähne gewappneter Bettler. Es ist nicht gut, uns auf der Straße zu begegnen.«

A206 Sehr viele seiner Ansichten gehen auf antike, wesentlich vorplatonische Vorbilder oder Anregungen zurück, z. B. das Kritias-Fragment DK 88 B 25 (Nietzsche benützte noch die Sammlung von Mullach). Nicht nur äußerlich in den vielen lateinischen Zitaten und auch griechischen Einzelformulierungen, sondern auch im Gedankengut macht sich gerade in der ›Genealogie‹ Nietzsches Herkunft aus der klassischen Philologie bemerkbar. Hier liegt für die Textkritik noch ein weites und fruchtbares Feld offen!

A207 »Tandem« ist das Pseudonym Spittelers, unter dem er seinen ›Prometheus und Epimetheus‹ veröffentlichte.

A208 Bei Spittelers »Kritik des modernen Orchesters« dürfte es sich um den Aufsatz ›Allegorie im Orchester ‹ handelnB1393.

A209 Dazu und zur bisherigen irrtümlichen Verwendung dieser Cosima-BriefstelleB1394.

A210 Seneca, epist. ad Luc. 7,) 1.

A211 Diese Notiz hat später Elisabeth in eine ihrer Briefkonstruktionen hineingenommen (V, 777).

A212 In der Martinskirche mit dem Thema: ›Die persönliche Verantwortung der Besitzenden und der Nichtbesitzenden in der sozialen Bewegung der Gegenwart‹.

A213 Félicien César David, 1810–1876, war eine der eigenwilligsten französischen Komponistengestalten seiner Zeit. 21jährig schloß er sich der sozialistisch- religiösen Sekte der Saint-Simonisten an, ging 1833 für zwei Jahre als ihr Missionar in den Orient und empfing dort bestimmende Eindrücke für sein kompositorisches Schaffen; er wurde damit der Begründer einer »exotischen Musik«. (Nachfolge: Verdi ›Aida‹, Puccini ›Butterfly‹ und ›Turandot‹.) Der Durchbruch zum Erfolg gelang ihm 1844 in Paris mit seiner Ode- Symphonie ›Die Wüste‹ (Le désert). Die von Nietzsche erwähnte Oper ›Lalla Roukh‹ war 1862 in Paris mit großem Erfolg uraufgeführt worden.

A214 Der vollständige Text der Vita für Brandes s. Textdokumente Nr. 6.

A215 Nietzsche las die franz. Übersetzung von Louis Jacolliot, Paris 1876.

A216 der Ausdruck war schon 1869 in Tribschen im SprachgebrauchB1395.

A217 Darauf ist in unserem Teil I S. 139 bereits hingewiesen.

A218 *paracharaxai to nomisma*B1396.

A219 Archivdatierung 7. Sept. unmöglich. Nietzsche schreibt »Sonnabend«; das muß spätestens 7. Juli sein, eher schon im Juni.

A220 In seinen Erinnerungen an F. N., 1901, also nach dem Tode Nietzsches erschienen.

A221 Dieser Verein bezeichnet als seine Zielsetzung: 1. Kampf gegen die wachsende Macht Roms, 2. gegenüber dem Indifferentismus und Materialismus der Zeit das christlich-evangelische Bewußtsein stärken.

A222 Julius Wellhausen, geb. 17. Mai 1844 in Hameln, kam 1872 als Theologe und Orientalist nach Greifswald; 1882 wechselte er in eine Professur in Halle, 1885 nach Marburg. 1892-1913 war er als Nachfolger Paul de Lagardes in Göttingen, wo er am 7. Januar 1918 starb. Seine ›Geschichte Israels‹ (1878) »reizte sowohl durch ihren Inhalt als auch ihren antikirchlichen Ton die protestantische Orthodoxie zum Widerstand«B1397. Von seiner Kirche angefeindet, mußte Wellhausen Greifswald verlassen. Er legte das Buch 1883 neu auf unter dem Titel ›Prolegomena zur Geschichte Israels‹. 1885 folgte ›Die Komposition des Hexateuchs und der historischen Bücher des A.T.‹. Wellhausen betreibt als bedeutender Orientalist Textkritik und faßt Jesus als historische Figur, nicht aus der »Offenbarung«. Nietzsche befaßte sich sicher seit 1883 mit dem Werk Wellhausens.
A223 Falsche Datierung mit 3. Nov.B1398.

A224 Widmann-Artikel vollständig s. Textdokumente Nr. 9.

A225 Text s. Textdokumente Nr. 7.

A226 Text s. Textdokumente Nr. 10.

A227 »Werde, der du bist.«

A228 Vgl. Textdokumente Nr. 11.

A229 Vgl. Textdokumente Nr. 12.

A230 Irrtum Nietzsches. Carlo Rossaro, geb. 20. Sept. 1827, starb in Turin am 7. Febr. 1878. Er war Pianist und Komponist ansprechender, besonders in Turin geschätzter Stücke, eine ausgesprochene »Lokalgröße«.

A231 Karl Goldmark, geb. 18. Mai 1830, gest. 2. Januar 1915. Die Sakuntala-Ouvertüre, op. 13 von 1865, ist sein erster Erfolg.

A232 Alphonse Charles Renaud de Vilback, geb. 3. Juni 1829 (Montpellier), gest. 19. März 1884 (Paris). 1844 1. Rompreisträger (4 Jahre Aufenthalt in Rom), später Organist in Paris.

A233 Vollständig zitiert bei SchlechtaB1399 (S. 1351 ff.).
A234 Erbauer des Suez-Kanals, durch die Konvention von Konstantinopel vom 29. 10. 1888 in das öffentliche – auch Nietzsches Interesse gerückt.

A235 Der Turm war mit 167 m Höhe 1878 vollendet, mußte also Bruckhardt ohnehin bekannt sein.

A236 VerrecchiaB1400 stellt dazu fest, daß die Apotheke Rossetti, piazza Carignano, noch heute bestehe.

A237 Quittung im Nachlaß Overbecks unter A 314.

A238 Am 6. Juli 1905 im ›Berliner Tagblatt‹ publiziert.

A239 Nicht bloß eine »Verzerrung«, sondern sicher falsch ist die Angabe mit dem »neapolitanischen Fischerlied« bei der Zugabfahrt. Von Overbeck direkt ist überliefert, daß Nietzsche während der nächtlichen Fahrt über den Gotthard ein »venezianisches Gondellied« sang.

A240 Die Briefzitate nach den Handschriften im Nachlaß Overbeck (U. B. Basel)B1401. Teilweise finden sie sich bereits publiziert von C. A. BernoulliB1402 B1403, Otto CrusiusB1404, Erich. PodachB1405 B1406 B1407 und in »Overbeckiana« IB1408.

A241 Wie mir M. Montinari nach Prüfung der Vorlagen mündlich bestätigt hat.
A242 Den Druck zu Ende zu führen und eine kleine Auflage von ca. 20 Exemplaren zur Verteilung an die Freunde anzufertigen. Naumann nahm dann 50 Abzüge, weswegen es noch zu einer heftigen Korrespondenz zwischen ihm und Overbeck kam.

A243 Text und Unterschrift differieren in Schriftbild und Tinte. Der Bericht dürfte von Dr. Ziehen erstellt und von Binswanger visiert sein.

A244 Das alles wurde 1932 von Erich Podach mit hinreichenden Belegen der interessierten Öffentlichkeit detailliert dargestelltB1409.

A245 Mit dem Originaltitel ›Die heimliche Ehe‹, italienischer Titel ›Il matrimonio segreto', und nicht mit Nietzsches Vorschlag ›Der Löwe von Venedig.‹.

A246 Overbeck muß einen entsprechenden Beleg beigebracht haben.

A247 Dieser Brief, zitiert nach BernoulliB1410 II, S. 346, ist bezeichnenderweise aus den Beständen des Overbeck-NachlassesB1411 verschwunden.

A248 Fritz Kögel, geb. 2. Aug. 1860 HasserodeHarz, promovierte in Jena zum Dr. phil., † 20. Okt. 1904 Bad Kösen. Schriften (u. a.): ›Voxhumana‹ (1891, anonym); ›Gastgaben‹ (1894); Gedichte (1898); ›Die Arche Noah‹ (Kinderbuch 1902).
A249 Hier führt die ›Nietische-Chronik‹B1412 von Karl Schlechta in ihrer stichwortartigen Kürze weiter.

A250 Später auch »Polyphon« genannt. Entwickelt im letzten Viertel des 19. Jh.s von den Gebrüdern Lochmann/Leipzig-Gohlis. Ein mechanisches Musikinstrument der Gattung der Spieldosen. Angetrieben durch einen Spannfeder-Motor rotierte eine Metall- Lochscheibe (gestanzt aus Eisenblech) von ca. 30 cm Durchmesser, die einen Stahlkamm (auch Glockenspiel) als Tonträger zum Erklingen brachte. Die Platten waren auswechselbar. Solche Apparate, Vorläufer unserer Plattenspieler auch im Aussehen, wurden sicher noch bis 1905 gebautB1413.

A251 Curt Stöving (6. März 1863 – Dez. 1939); früh anerkannter und mit Preisen ausgezeichneter Bildner und Architekt. Außer den Bildern fertigte er von Nietzsche eine Bronzebüste und Bronzeplaketten.

A252 Zerbst blieb Nietzsche-Anhänger. Er veröffentlichte aus dieser Grundhaltung: »Philosophie der Freude« (1904); »ZU Zarathustra« (Vorträge 1905); »Nietzsche der Künstler« (1907)B1414 B1415.

A253 Die von Deussen an dieser Stelle vorher mitgeteilten Berichte über zwei frühere Besuche und die Ereignisse seit Turin sind dem Autor leider in der späten Erinnerung arg durcheinandergekommen.
A254 Gestorben 11. Oktober 1862, bestattet 14. Oktober 1862 zu St. Peter zuletzt wohnhaft Blumenrain (am Rhein), »Haus Brandis«; Testament publiziert am 14. Oktober 1862 durch den Notar Gedeon Meyer.

A255 1. Jan. 1824 – 15. Sept. 1885; der letzte Bürgermeister Basels, der das Amt 1875 durch die Verfassungsreform 1875 aufgehen mußte; 1876-1885 Vorsteher der Freiw. Akadem. Gesellschaft.

A256 S. Textdokumente Nr. 16.

A257 In einem Brief an Overbeck nennt sie 3500.–.

A258 S. Textdokumente Nr. 17.

A259 Wahrscheinlich Ziehen, von dessen Besuch »nach 10 Jahren« Elisabeth in ihrer Biographie spricht (S. 924).

A260 Marie Schenk ist seit 24. Nov. 1898 verheiratet mit Pfarrer Gelpke (Schwestersohn von Bernhard Förster!) und lebt in Langenroda bei Donndorf.

A261 Frau Förster bemerkt dazu: »In den letzten Lebensjahren trug er ein langes Gewand von dickem weißem Stoff, in der Art des Priesterkleides katholischer Orden.«.

A262 S. Textdokumente Nr. 19.
A263 S. Textdokumente Nr. 20.

A264 Jene frühere Vorlesung erscheint soeben im »Schweizerischen Sängerblatt« abgedruckt.

A265 Vergl. Franz Hüffer »Die Poesie in der Musik« Vorwort XII und Text 12.

A266 Daß der *Vocalsatz* Beethoven's Hauptstärke überhaupt nicht war, wird wohl gegenwärtig von allen gebildeten Musikern zugegeben.

A267 Ist auch Vaterstadt des originellen *Böcklin*.

A268 Der »Allgem. Musikal. Ztg.« (No. 4 u. 5 d. J.).

A269 Wir bedienen uns dieses wenn auch formell ungenauen Ausdrucks um der Kürze willen.

A270 Wir wissen es nicht bestimmt, glauben aber, es gehört zu haben, daß Professor Nietzsche ein körperlich schwer leidender Mann ist. Als solcher befindet er sich jedenfalls in der gegenwärtigen rücksichtsvollen Moralwelt besser, als in seiner Zukunftsgewaltwelt. In letzterer ist nur für robuste Naturen Platz. Ein kränklicher Philosoph z. B. würde bei jenen »starken, bösen, schönen und tiefen« Riesen nicht eine wesentlich andere Rolle spielen, als die des verachteten Zwerges, den man Nachmittags zum Spaßmachen auf ein Stündchen aus dem Hundestall heraufkommen läßt. Sind überhaupt solche Zustände nicht schon dagewesen, im Mittelalter auf den Faustrechtschlössern, in unserem Jahrhundert bei einem König Theodorus in Abessinien und herrschen sie nicht tagtäglich noch bei allen wilden Völkern?.

A271 Ich lese hier entgegen dem Zitattext in den Nietzsche-Ausgaben mit Reifferscheid (1890) u. anderen visos für vivos.

A272 Leipzig, Verlag C. G. Naumann, 1888.

A273 Broschüre »Der Fall Wagner«, S. 48.

A274 Frankreich hat die umfangreichste Monographie über Wagner, die von Adolphe Jullien; ferner die von *Schuré*, Catulle *Mendès* und viele andere. Einer der ersten Wagnerianer in Nerv und Blut war Baudelaire, der Dichter der Fleurs du Mal. Unter jetzigen Wagnerianern ragt durch ihren Enthusiasmus die Schule der »Poètes décadents« hervor (wie sie sich, *mehr* als selbstironisirend, nennen). Wagnerianer-Zeitschriften: Die »Revue Wagnérienne« (Stephane Mallarmé und Paul Verlaine), »Revue indépendante« (Redakteur Dujardin), »Gil Blas« usw. Man sehe ferner die Wagner-Schwärmerei in den auf Musik bezüglichen Stellen der Romane von Bourget, Zola, Guy de Maupassant u. A.

A275 Ebenso das umstehende Hauptwerk seines Lebens, das auch fertig vorliegen sollte.
A276 ich bin aber nicht gegen die Aufreizung zum Widerspruch, welche nun einmal durch N. eingeleitet ist.

A277 Vgl. Nr. 14.

A278 Bei welcher es vielmehr Binswanger war, der mich unter dem Siegel der Verschwiegenheit der syphilit. Herkunft der Paralyse Nietzsches versicherte, ein Siegel, das ich ihm unverbrüchlich gehalten, *Sie* allein ausgenommen! Erinnern Sie sich noch eines Spaziergangs im Grossen Garten?.

Zitatnachweise

B1 Georg Büchmann: Geflügelte Worte. Haude und Spenersche Verlagsbuchhandlung, Berlin 321972. (»Habent ...«: Bücher haben ihre je eigenen Schicksale.)

B2 Friedrich Nietzsches Werke. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Bände 1-5. C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1934-1940.

B3 Friedrich Nietzsche, Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe, Bände 1-4 (bis 7. Mai 1877). C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1938-1942.

B4 Elisabeth Förster-Nietzsche: Das Leben Friedrich Nietzsches. Biographie. C. G. Naumann, Leipzig 1895 (Band 1), 1897 (Band 21), 1904 (Band 22).

B5 Curt Paul Janz: Friedrich Nietzsche. Der musikalische Nachlaß. Herausgegeben im Auftrag der Schweiz. Musikforschenden Gesellschaft. Bärenreiter, Basel und Kassel 1976. Vgl. Friedrich Nietzsche, Werke, Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1967 ff.

B6 Richard Blunck: Notizhefte (uned.).
B7 Curt Paul Janz: Probleme der Nietzsche-Biographie. In: Studia philosophica, Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel 1964, S. 138.

B8 Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1954, Bd. 3, S. 1409 f.

B9 Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe, Insel- Verlag, Leipzig. Band 1 31902; Band 2 (Briefwechsel mit Erwin Rohde) 21903; Band 3 21905; Band 4 (Briefe an Peter Gast) 21908, Band 51 und 52 (Briefe an Mutter und Schwester 1909).

B10 Curt Paul Janz: Korrekturen und Nachträge zu Nietzsche-Brief-Ausgaben, nach den Handschriften. Manuskript.

B11 Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou v. Salomé. Die Dokumente ihrer Begegnung, herausgegeben von Ernst Pfeiffer. Insel-Verlag, Frankfurt 1970. Vgl. Friedrich Nietzsche, Werke, Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1967 ff.

B12 Friedrich Nietzsche, Werke, Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1967 ff.
B13 Herbert W. Reichert und Karl Schlechta: International Nietzsche Bibliography. North Carolina Press 1960.

B14 Friedrich Nietzsches Werke. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Bände 1-5. C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1934-1940, Bd. II, S. 60 f.

B15 Friedrich Nietzsches Werke. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Bände 1-5. C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1934-1940, Bd. II, S. 54 f.

B16 Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1954, Bd. 3, S. 466.

B17 Friedrich Nietzsche, Werke, Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1967 ff., Bd. VII3, S. 412.

B18 Joh. Wolfgang Goethe: Faust.

B19 Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1954, Bd. 3, S. 552.

B20 Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1954, Bd. 3, S. 435.

B21 Friedrich Nietzsche, Werke, Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1967 ff., Bd. VII2, S. 258.

B22 Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta. Carl Hanser Verlag, München 1954, Bd. 3, S. 913.

B23 Curt Paul Janz: Friedrich Nietzsche. Der musikalische Nachlaß. Herausgegeben im Auftrag der Schweiz. Musikforschenden Gesellschaft. Bärenreiter, Basel und Kassel 1976. Vgl. Friedrich Nietzsche, Werke, Kritische Gesamtausgabe, herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1967 ff.

B24 Elisabeth Förster-Nietzsche: Das Leben Friedrich Nietzsches. Biographie. C. G. Naumann, Leipzig 1895 (Band 1), 1897 (Band 21), 1904 (Band 22), Bd. 1, S. 10.

B25 Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe, Insel- Verlag, Leipzig. Band 1 31902; Band 2 (Briefwechsel mit Erwin Rohde) 21903; Band 3 21905; Band 4 (Briefe an Peter Gast) 21908, Band 51 und 52 (Briefe an Mutter und Schwester 1909).

[Curt Paul Janz: Biographie: 20. Abschiedsworte am Grabe Nietzsches. Friedrich Nietzsche: Werke, S. 3210
(vgl. Janz-Nietzsche Bd. 3, S. 356 ff.) *(c) C. Hanser Verlag]*